Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
V.392

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

18 M 526

Velhagen & Klasings Monatshefte

39. Jahrgang 1924/1925

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

05
1E
K392

Inhaltsverzeichnis

39. Jahrgang 1924/1925. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Apelt, F. U.: Das Opfer der Maria Woensam. Novelle 697
Beyerlein, Franz Adam: Der Kürassier von Gutenzell. Novelle 569
Blunck, Hans Friedrich: Das Feuerhorn. Novelle 649
Bonin, E. von: Die Söhne. Roman. (Fortsetzung und Schluß) 65
Brachvogel, Carry: Spiegelung der Liebe. Novelle 400
Dietmann, Karl: Das Gesicht des Krieges 141
Engel, Georg: Peter Amerlings Brautfahrt. Novelle 455
Enking, Ottomar: Die große Stunde. Novelle 709
Ernst, Paul: In der Mühle. Novelle 41
Goetz, Wolfgang: Der Vater. Preisgekrönte Novelle 241
Jellinek, Oskar: Der Bauernrichter. Preisgekrönte Novelle 121
Karwath, Juliane: Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit. Roman 185, 274
Kraze, Friede H.: Das wahre Gesicht. Preisgekrönte Novelle 1
Mayer, Karl Adolf: Das Kind. Novelle 349
Münzer, Kurt: Das häßliche Mädchen 687
Schaffner, Jakob: Die Heimat. Erzählung 361, 529
Scholz, Wilhelm von: Der Fahrende. Novelle 558
Seidel, Ina: Die Fürstin reitet. Erzählung 601
Trentini, Albert: Das Leben 167
Urban: Mitten durch den Vorhang. Novelle 497
Voßberg, Editha: Isa. Novelle . . . 422

Gedichte, Sprüche

Arndt, Willy: Margariten und Mohn 336
Benzmann, Hans: Altes Infanteriesignal 215
— — Brautlied des Bräutigams . . 465
Bergmann, Hilda: Auferstehung . . . 134
Berlepsch, Karl von: Die Allee . . . 13
Birt, Theodor: Gegen das Wirkliche . 439
Bittrich, Max: Afrikanische Ballade . 469
— — Osterzeit 134
Bodman, Emanuel von: Gewitterglück 632
Brüll, Edmund: Mai 273
Frank, Josef Maria: Am Wasser (Mark) 273
— — Der Gletscherweg (Pfandelscharte) 686
Hausmann, Manfred: Kleine Nachtmusik 384
Höcker, Karla: Vorfrühling 13
— — Zigeuner sind gekommen . . . 512
Lauff, Joseph von: Liebesschrei . . . 712
Münchhausen, Börries Frhr. von: Erfüllung 506
Oestéren, Fr. W. van: Die Kobra. Eine Kabarettszene. Mit vier Vignetten von Walter Wellenstein 452
Pilf, Traugott: Menschenleid 144
Schanz, Frida: Kleine Lenzmusik. Umrahmung von Josef Hegenbarth . . 216
Schelzig, Alfred: Ave Maria 352
Sternberg, Leo: Die Goldammer . . 312
V., E. de: Gebundene Briefe 712
Vetterli, Paul: Im Blütenflor . . . 273
Warncke, Paul: Kleist 379
Wiltrud, Prinzessin von Bayern: In der Fremde 312
Wolf, Carl von: Manchmal 312

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Heine, Anselma: Miterlebte Literaturgeschichte 225
Reuter, Gabriele: Lebenserinnerungen (Hermann Levi und Otto Erich Hartleben) 466
Stratz, Rudolf: Allah-akbar. Erinnerungen 253

Kunst und Literatur

Barchan, Paul: Constantin Somow. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 257
Beringer, Prof. Dr. Jos. Aug.: Edmund Steppes, ein deutscher Maler. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 49
Birt, Theodor: Horaz und das Lied der Griechen 657
Bode, Geh.-Rat Dr. Wilhelm von: Die holländische Malerfamilie Van de Velde. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 633
Bombe, Prof. Dr. Walter: Lorenz Bösken. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 145
Dahms, Walter: Der Belcanto . . . 405
Gagern, Friedrich von: Der hundertjährige „Lederstrumpf" und sein Urbild 681
Habicht, Prof. Dr. V. Curt: Vorläufer des Matthias Grünewald. Mit sechs einfarbigen Abbildungen und einer farbigen Kunstbeilage 217
Höcker, P. O.: Berliner Bühnen. Mit sechs einfarbigen Abbildungen . . . 713

Digitized by Google

Seite

Höcker, P. O.: Berliner Theater. Mit acht Zeichnungen von E. Spiro und Ernst Klausz 474
Illustrierte Rundschau 113, 236, 357, 474, 593, 713
Osborn, Max: Römische Bildnisse. Mit acht farbigen Wiedergaben von Gemälden des Malers Ernst Heilemann 689
Stahl, Dr. Ernst Leopold: Das Theater im Reich. Mit elf Abbildungen . . 337
Stahl, Fritz: Ulrich Hübner. Mit zehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 385
Strecker, Karl: Neues vom Büchertisch 109, 232, 353, 470, 589, 702
Wegener, Prof. Dr. Georg: Bücher von Weltreisenden 706
Wolf, Dr. Georg Jacob: Adolf Münzer. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 513
Zobeltitz, Martha von: Die drei Waisen von Lowood. Mit einer Abbildung 105
Zu unsern Kunstbeilagen und Novellen 113, 236, 357, 474, 593, 713

Sonstige Aufsätze

Aufhauser, Univ.-Prof. D. Dr.: Anno Santo. Mit zehn farbigen Wiedergaben nach Zeichnungen von Prof. Sigmund Lipinsky-Rom 409
Baschin, Otto: Neue Wege des Weltluftverkehrs. Mit zwei Abbildungen 380
Behrens, Prof. Peter: Das Haus des Mittelstandes. Mit vierzehn Abbildungen 97
Bley, Fritz: Ein Festtag hohen Weidwerkes 14
Bluhm, Dr. Agnes: Etwas von Werden, Vergehen, Bleiben und Rassenhygiene 394
Brettner, Hans: Hochseefischer bei der Arbeit. Mit neun Abbildungen . . 33
Fehr, Julo: Positano. Eine Frühlingsfahrt. Mit elf farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Künstlers . . . 17
Foerster, Karl: Blumengärten für intelligente Faule. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . 313
Haake, Univ.-Prof. Dr. Paul: Das Krügertelegramm 507
Hergesell, H.: Die Energie des Luftmeeres und seine Ausnutzung . . . 161
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Der Tillenschütz und Rudolf Stauffacher, der Gründer der Eidgenossenschaft. Mit einer Abbildung 583
Höcker, Paul Oskar: Wege zu Kraft und Schönheit. Zu dem Kulturfilm von Dr. med. Nicholas Kaufmann und Wilhelm Prager. Mit achtundzwanzig zweifarbigen Abbildungen . 665
Kelchner, Dr. Mathilde: Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855 bis 1865. Mit einer Abbildung . . 135, 329

Seite

Kuhberg, Dr.-Ing. L.: Fernheizung . . 346
Linde-Walther, Prof. H. E.: Als Photograph in Kairo. Erinnerungen. Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen des Künstlers 550
Norbert, Willy: Schloß Sagan. Mit siebzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 481
Paquet, Dr. Alfons: Ostern in Jerusalem. Mit siebzehn Wiedergaben von Gemälden Prof. Franz Kienmayers 169
Prandtl, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm: Das Deutsche Museum in München. Die Abteilung Chemie. Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . 440
Schäfer, Univ.-Prof. Dr. Dietrich: Der deutsche Staat und die Reformation 26
Werland, Peter: Die alte Uhr im Dom zu Münster. Mit vierzehn Abbildungen 560

Neues vom Büchertisch

Anwand, Oskar: Ernst Moritz Arndt, ein deutsches Schicksal 705
Arsenjew, Wladimir K.: In den Wildnissen Ostsibiriens 708
Becher, Johannes R.: Hymnen . . . 353
Beck, Walter: Wahres und Erlogenes 354
Berend, Alice: Betrachtungen eines Spießbürgers 592
Bloem, Walter: Mörderin 112
Brües, Otto: Rheinische Sonette . . . 355
Castelle, Friedrich: Heilige Erde . . . 473
Conradi, Herm.: Feuerball rollt . . . 354
Daudistel, Albert: Die lahmen Götter . 589
Franck, Hans: Heimgekehrt 233
Frank, Bruno: Tage des Königs . . 234
Frenssen, Gustav: Briefe aus Amerika 471
— — Lütte Witt 470
Frentz, Hans: Der Sonderling . . . 702
Gagern, Friedrich von: Wundmale . . 590
Gysae, Otto: Abrechnung 591
Harder, Agnes: Seines Herren Sohn . 704
Hempel, Gerhard: Verwehte Blätter . 354
Johst, Hanns: Lieder der Sehnsucht . 353
Kahane, Arthur: Der Schauspieler . . 704
Klein, Tim: Stern und Unstern . . . 473
Kneip, Jacob: Auswahl 355
Lissauer, Ernst: Das Kinderland . . . 355
Löns, Hermann: Drei Bücher aus dem Nachlaß (Gedanken und Gestalten, Für Sippe und Sitten, Mein niedersächsisches Skizzenbuch) 111
Mann, Thomas: Der Zauberberg . . 109
Marti, Hugo: Das Haus am Haff . . 111
Mc Govern, W. M.: Als Kuli nach Lhassa. Eine heimliche Reise nach Tibet 706
Münchhausen, Börries Frhr. von: Drei Idyllen 356
Perkonig, Josef Friedrich: Siebenruh . 703
Ponten, Josef: Der Urwald 234
Reclams neue Erzählungsbücher . . . 235
Reinacher, Eduard: Elsässer Idyllen und Legenden 355

Digitized by Google

Seite

Rosner, Karl: Befehl des Kaisers . . 111
Schanderl, Josef: Krone. — Hohe weite Welt 356
Schnitzler, Arthur: Fräulein Else . . 472
Scholz, Wilhelm von: Gesammelte Werke 592
Spann, Paul: Amor repudiatus . . . 354
Steinkopf, Wilhelm: Berglieder . . . 355
Sterneder, Hans: Der Wunderapostel . 232
Stötzner, Walther: Ins unerforschte Tibet 707
Thieß, Frank: Angelika ten Swart . . 232
— — Der Leibhaftige. 471
Ulitz, Arnold: Der Lotse. 356
Vetterli, Paul: Wenn der Kranich zieht 235
Warncke, Paul: Dem Tag entgegen . . 356
Zobeltitz, Fedor von: Till Eulenspiegel 236
Zobeltitz, H. C. von: Die Europag . . 112

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Bachmann, Alfred: Regenwolken (Nordsee). Gemälde. Tondruck . zw. 576 u. 577
Bayerlein, Fritz: Im Park. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657
Becker-Gundahl, Prof. C. J.: Frische Kirschen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 456 u. 457
Behn, Prof. Fritz: Boxer. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 280 u. 281
Bergmann, Max: Heide. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Bertuch, Walter: Allegretto. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 432 u. 433
Cauer, Prof. Emil: Ballschlägerin. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 544 u. 545
Champion, Theo: Tennisplatz. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 288 u. 289
Dieter, Hans: Über Land und Meer. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 352 u. 353
Dorothea, Herzogin von Sagan. Jugendbildnis. Gemälde. Faksimiledruck zw. 480 u. 481
Dorsch, Prof. Ferdinand: Figurengruppe. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 88 u. 89
Eckhardt, Victor: Letzter Sonnenstrahl. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 616 u. 617
Fraaß, Erich: Gewitter im Anzug. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 624 u. 625
Georgi, Prof. Walther: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 504 u. 505
— — Föhn. Gemälde. Faksimiledruck zw. 136 u. 137
Gerndt, Georg: Ernte. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Goebel, August-Wilhelm: Die Arbeit. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 400 u. 401
Groeber, Prof. Hermann: Aktstudie. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 240 u. 241
Haller, Wilhelm: Mutter und Kind im Garten. Gemälde. Faksimiledruck zw. 200 u. 201
Hansholzmüller: Anfang des Ackerbaues bei den alten Germanen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 8 u. 9
Heuser, Werner: Frau in Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 552 u. 553

Seite

Hierl-Deronco, Otto von: Bei Südwind. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 128 u. 129
Hübner, Prof. Ulrich: Segelboot. Pastellstudie. Faksimiledruck . zw. 392 u. 393
Kuhnert, Prof. Wilhelm: Ziehende Kafferbüffel. Gemälde. Tondruck zw. 536 u. 537
Kukan, Geza: In Gefahr. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 608 u. 609
Lamm, Albert: Verfolgung. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 584 u. 585
Lehmann, Herbert: Die Barke. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 600 u. 601
Looschen, Hans: Abendstimmung. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Lux, Alexis: Tänzerin. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 664 u. 665
Meister der Darmstädter Passion: Kreuztragung. Gemälde. Faksimiledruck zw. 224 u. 225
Nadler-Gröden, Hans: Angler. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 336 u. 337
Ochterfelt, Jacob: Liebespaar. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Oppenheimer, Joseph: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 232 u. 233
Otto, Rudolf: Start zum Jagdrennen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 592 u. 593
Ottolange-Dresden: Fischerboote. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 40 u. 41
Pellar, Hans: Bildnis der Lady Payn Horwarth. Gemälde. Faksimiledruck zw. 112 u. 113
Rabes, Prof. Dr. Max: Kronprinz Wilhelm. Gemälde. Tondruck zw. 296 u. 297
Reetz, Willy: Prozession. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 568 u. 569
Rumpler, Franz: Johannisnacht. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 376 u. 377
Samberger, Prof. Leo: Nuntius Eugen Pacelli. Gemälde. Tondruck zw. 704 u. 705
Schlageter, Karl: Sonntagmorgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 368 u. 369
Schlopsnies, Franziska: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 360 u. 361
Schott, Prof. Walter: Nach dem Bade. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 192 u. 193
Schütz, Heinrich: Verhoffender Hirsch. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 248 u. 249
Seger, Prof. Ernst: Akt. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 72 u. 73
Seyppel, Hans: Vom Eise befreit. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 96 u. 97
Sieck, Rudolf: Gebirgslandschaft. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 712 u. 713
Simon, Erich M.: Ein gelehrter Raucher, das Land Virginien auf dem Globus suchend. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 120 u. 121
Stübner, Robert E.: Goldoni. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 80 u. 81
Ufer, Prof. Johannes: Das neue Kleid. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 304 u. 305
Zeller, Wolfgang: Tanz in der Schwalm. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 472 u. 473

Digitized by Google

Seite

Text-Bilder

Behn, Fritz: Baumentwurzler. Bronzebildwerk 360
Bischoff, Eduard: Heimkehrende Fischer. Zeichnung 598
Bösken, Lorenz:
Aufbruch. Gemälde. Faksimiledruck 155
Auf der Fährte. Gemälde 150
Aufgehende Sonne. Gemälde. Faksimiledruck 145
Der heilige Sebastian. Entwurf zu einem Mosaikbild. Faksimiledruck 156
Gießerei. Gemälde 146
Im Dschungel. Gemälde. Faksimiledruck 149
Industrielandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 154
Industrievorstadt. Gemälde . . . 152
Madonna mit Kind. Gemälde. Faksimiledruck 160
Meervolk. Gemälde 148
Nach dem Kampfe. Gemälde . . . 150
Parklandschaft mit Kahn. Gemälde. Faksimiledruck 153
Pflasterer. Gemälde. Faksimiledruck 157
Schienenwalzstraße. Gemälde . . . 146
Segelschiff. Gemälde. Faksimiledruck 159
Sehnen nach dem Unfaßbaren. Gemälde. Faksimiledruck 158
Sonnengott. Gemälde. 160
Sonniges Land. Gemälde. Faksimiledruck 151
Wildes Jagen. Gemälde. Faksimiledruck 147
Christus am Kreuz. Gemälde eines mittelrheinischen Meisters 223
Döring, Theodor: Scherenschnitt. (1803 bis 1878) 357
Dorn, Ernst:
Alchimistisches Laboratorium. Gemälde. Faksimiledruck 443
Alte Apotheke. Ölgemälde. Faksimiledruck 447
Chemisches Laboratorium des 18. Jahrhunderts, Studiertisch. Ölgemälde. Faksimiledruck 441
Studierecke im alchimistischen Laboratorium. Gemälde. Faksimiledruck 445
Fehr, Julo: Positano. Elf farbige Wiedergaben von Landschaften und Bildnissen. Faksimiledruck 19
Graf, Prof. Oskar: Das Deutsche Museum in München. Zeichnung . . 440
Großmann, Rudolf: Skat. Radierung 113
Hallstein, Willi: Die Familie. Radierung 437
Hausbuchmeister:
Der Tod und der Jüngling. Kupferstich 220
Die Dornenkrönung. Gemälde . . 219
Die Enthauptung Johannes des Täufers. Gemälde 221
Die Geißelung Christi. Gemälde . . 222
Hegenbarth, Josef: Der Zahnkraftkünstler. Radierung 236
Hegenbarth, Josef: Im Café. Radierung 237
Heilemann, Ernst:
Ida de Angelis. Gemälde. Faksimiledruck 692
Antikes Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 696
Francesca Brunovo. Gemälde. Faksimiledruck 690
Florentinerin. Gemälde. Faksimiledruck 694
Frau dal' Ongaro. Gemälde. Faksimiledruck 689
Ottavia. Gemälde. Faksimiledruck . 695
Contessa M. P. Gemälde. Faksimiledruck 693
Venezianerin. Gemälde. Faksimiledruck 691
Herzog, Oswald: Ekstase — Entfliehen — Junger Tag. Bildwerke . . . 117
Hübner, Ulrich:
An der Elbmündung. Gemälde. Faksimiledruck 390
Fährdampfer. Gemälde 388
Im Hafen von Hamburg. Gemälde. Faksimiledruck 391
Potsdamer Havelbrücke. Gemälde. Faksimiledruck 389
Reede von Travemünde. Gemälde. Faksimiledruck 392
Regatta in Travemünde. Gemälde. Faksimiledruck 387
Segelschiffe am Wannsee. Gemälde. Faksimiledruck 385
Wannseestudie 386
Winter im Park von Sanssouci. Zeichnung 388
Kampf, Arthur: „Faust", II. Teil. Radierungen . . . . . 358 u. 359
Kienmayer, Prof. Franz: Jerusalem. Siebzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Ölgemälden mit Landschaften und Gruppenbildern . . 171
Klausz, Ernst:
Bühnenbild aus „Datterich". Zeichnung 715
Bühnenbild von E. Pirchan aus „Rheinische Rebellen". Zeichnung 714
Erika Burgin im „Silbernen Kaninchen". Zeichnung 716
Die Köchin der Frau Hofkapellmeister in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 480
Erste Begegnung der Frau Christine mit dem Baron in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 479
Leopoldine Konstantin in „Demimonde". Zeichnung 713
Skat-Quartett aus R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 477
Szene aus Schrekers Oper „Der ferne Klang". Zeichnung 717
Linde-Walther, Prof. H. E.: Erinnerungen an Kairo. Zeichnungen . . 551
Lipinsky, Prof. Sigmund: Anno Santo. Zehn farbige Bilder von den rö-

Digitized by Google

Seite

mischen Feierlichkeiten des heiligen Jahres. Faksimiledruck 417
Meister der Darmstädter Passion: Christus am Kreuz. Gemälde. . . . 217
Metzger, Gerda: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 316
Müllensiefen, Anni:
Kolleg bei Geheimrat Bumm. Radierung 595
Operation von Geheimrat Bumm in der Berliner Frauenklinik. Radierung 594
Münzer, Adolf:
Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . 517
Der Rhein. Deckengemälde 522
Die Monate Juli, August, September. Deckengemälde 526
Die Monate Oktober, November, Dezember. Deckengemälde 524
Die Poesie. Deckengemälde 521
Germania, links und rechts Rhein und Mosel. Deckengemälde . . . 520
Komödie. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 514
Musik. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 514
Othello. Gemälde. Faksimiledruck . 523
Schwäbin. Gemälde. Faksimiledruck 515
Spitzennetze. Vignette für die „Jugend". Faksimiledruck 516
Supraporte. Gemälde. Faksimiledruck 518
Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 513, 528
Tanz. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 516
Venezianische Nacht. Gemälde. Faksimiledruck 527
Wabernde Lohe. Gemälde. Faksimiledruck 525
Wandbild. Gemälde. Faksimiledruck 519
Pirchan, E.: Bühnenbild aus Schrekers Oper „Der ferne Klang" 718
Schliepstein, Gerhard: Phantasie. Porzellangruppe. 593
Schmidt, Erna: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 317
Somow, Constantin:
Bildnis. Skizze auf Seide. Faksimiledruck 258
Der Brief. Gemälde 265
Der Kuß. Zeichnung 262
Der Regenbogen. Gemälde. . . . 262
Der Spaziergang. Gemälde. Faksimiledruck. 263, 271
Die Jungvermählten. Gemälde . . 264
Die Maske. Porzellan 264
Die Schläferin. Gemälde. Faksimiledruck 270
Frühling. Gemälde. Faksimiledruck 272
Illustration zu einem „Buch der Marquise". Faksimiledruck 266
Im Walde. Gemälde. Faksimiledruck 267
Kostümentwurf. Aquarell. Faksimiledruck. 257
Kostümfest. Gemälde. Faksimiledruck 260

Seite

Somow, Constantin:
Theater mit Feuerwerk. Gemälde . 261
Venezianischer Karneval. Gemälde. Faksimiledruck 259
Venezianisches Fest. Gemälde . . . 268
Winterspaziergang. Gemälde . . . 269
Somow und Frau Michajlowa: Handarbeit aus Seide 261
Spiro, E.:
Das G'spusi des Barons in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung. . . . 478
Genia Guszalewicz als Kammerzofe in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 476
Maria Hussa als Frau Christine in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 475
Theodor Scheidl als Hofkapellmeister Storch in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 474
Steppes, Edmund:
Auf Regen folgt Sonnenschein. Gemälde. Faksimiledruck 58
Bächlein im Jura. Gemälde . . . 60
Blick ins Inntal. Gemälde. . . . 56
Des Künstlers Töchterlein. Gemälde. Faksimiledruck 55
Dolomiten. Gemälde 57
Elsässische Landschaft. Gemälde . . 54
Erika im Rosenhag. Gemälde. Faksimiledruck 61
Glockenblumen. Gemälde. Faksimiledruck 51
Herbstliche Stille. Gemälde. Faksimiledruck 59
Hochwaldwildnis. Gemälde. Faksimiledruck 64
Hügellandschaft mit krummen Bäumen. Gemälde. 50
Junge Liebe. Gemälde. Faksimiledruck 63
Lämmerhüpfen. Gemälde. Faksimiledruck 49
Märchenhafte Hochwaldwildnis. Gemälde 58
Morgen. Gemälde 62
Stute und Füllen. Gemälde. Faksimiledruck 62
Träumerei. Gemälde 52
Wiesen und Wolken. Gemälde . . 53
Ziegen am Baßlerjoch. Gemälde. . 52
Stichling, Friedrich: Teich. Radierung 403
Storch, Prof. Karl: Steingarten in Königsberg in Ostpreußen. Gemälde. Faksimiledruck 313
Thompson, J. H.: Charlotte Brontë. Gemälde 107
Velazquez: Der Lautenspieler. Gemälde. Faksimiledruck 485
Velde, Adriaen van de:
Aufbruch zur Jagd. Ausschnitt aus einem Gemälde 646
Der Künstler und seine Familie auf dem Lande. Gemälde. Faksimiledruck 641
Die Fähre. Gemälde. Faksimiledruck 640
Die Farm. Gemälde. Faksimiledruck 644

Digitized by Google

Seite

Velde, Adriaen van de:
Eisbelustigungen auf dem Stadtgraben. Gemälde. Faksimiledruck . . 637
Flache Flußlandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 639
Hirschjagd. Gemälde 642
Landschaft. Farbige Zeichnung. Faksimiledruck 646
Zeichnung 638
Velde, Esaias van de:
Gesellschaft auf der Terrasse. Gemälde. Faksimiledruck 647
Landschaft. Zeichnung 638
Velde, Jan van de, d. J.: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 645
Velde, Willem van de, d. Ä.: Schiff. Zeichnung 634
Velde, Willem van de, d. J.:
Der Salutschuß. Gemälde. Faksimiledruck 633
Leichte Brise. Gemälde. Faksimiledruck 648
Seestück. Gemälde. Faksimiledruck . 636
Starke Brise. Gemälde. Faksimiledruck 635
Zeichnung 634
Velde, Willem und Adriaen van de: Strandbild. Gemälde. Faksimiledruck 643
Wetzel-Schubert, Marei: Großstadttypen. Zeichnungen 239, 240

Seite

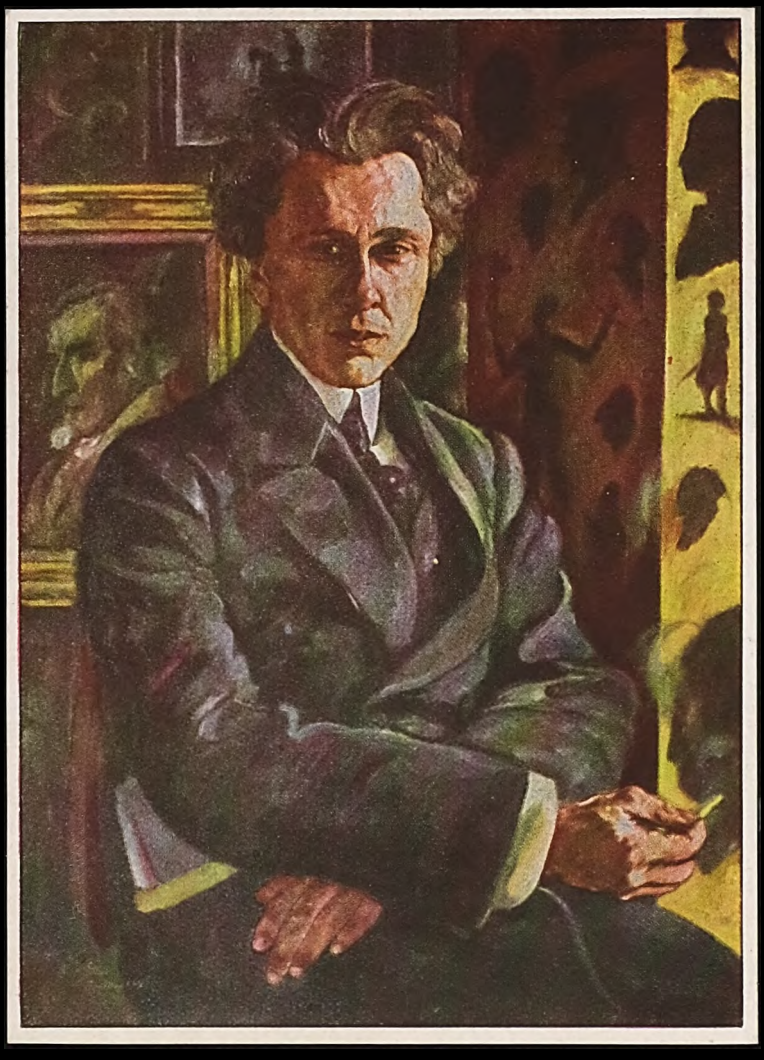
Windbrettbilder vom Knochenhaueramtshaus zu Hildesheim 114
Wolf, F.: Geh. Hofrat Johann Andreas Kelchner. Gemälde 135

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Berthold, Karl: Goldschmiedearbeiten . 598
Büning, Frau: Teile eines Teeservice (Handmalerei in Rot, Gelb und Blau) 360
Honold, Georg: Diele in einem Dresdener Privathause 594
Peche, Dagobert: Ausstellungsecke — Dosen — Fruchtschale — Graviertes Glas 116
Phantasiekostüme 118, 119
Reinhardt-Theater, Das neue, in Berlin „Die Komödie“ 238
Schade, W. E.: Moderne Uhr mit keramischem Gehäuse 238
Schott, Prof. Walter: Medaille auf Prof. Dr. Ernst Bumm 239
Stilkleider 596
Sutkowsky: Moderne Uhr in vergoldeter Holzschnitzerei 237
Warmbrunn (Schlesien): Arbeiten aus der Holzschnitzschule (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck) 719
Yamy Vanah, indische Tänzerin . . . 599
Ziegler, Klara, Schauspielerin 120

„Niederrhein.“ Radierung von Wilhelm Herberholz

Digitized by Google



Digitized by Google

4698
13

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Januar 1925 / 5. Heft

Erich Büttner über Erich Büttner

Mit 24 Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers

Als ich 14 Jahre alt war, ging ich zum ersten Male in eine Kunstausstellung. Es war die „Große Berliner von Anno 1903“ im Moabiter Glashaus. Ich wandelte sechs Stunden lang durch Riesenräume, die mit tausenden sogenannter Kunstwerke bepflastert waren. Ich ging ganz allein für mich und besah alles so gründlich wie möglich, denn ich hatte doch 50 Pfennig Eintrittsgeld bezahlt und einen Katalog hatte

Sportplatz des Berliner Sport-Klubs. Gemälde. 1913

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

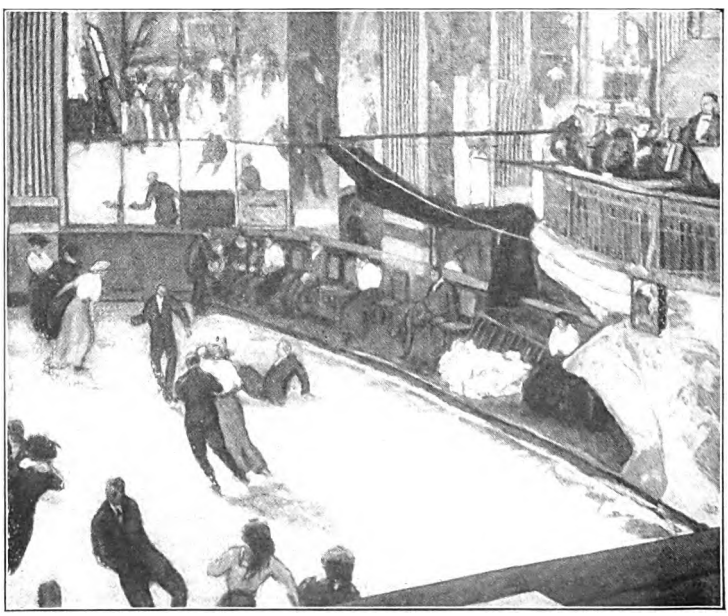
Digitized by Google

Bildnis Arno Holz. Gemälde. 1916

ich mir auch gekauft. Abgesehen von den Kopfschmerzen, die ich nach dieser Kunsttortur hatte, weiß ich noch, daß mir ein Christusbild „Am See Tiberias" vom Grafen Harrach gefiel und daß ein Hurragemälde aus dem Chinafeldzug von Knötel oder Röchling mich durchaus interessierte.

Und das war ja auch weiter kein Wunder, ich befand mich wirklich in dem Stadium, in dem die Mehrzahl der Kunstbeschauer ihr Leben lang beharren. Vielleicht unterschied ich mich von den andern Naiven nur dadurch, daß ich nicht sogleich schimpfte, wenn mir ein Kunstwerk nicht gefiel oder sonst wie meinem Verständnis nicht entsprach. Dabei war ich doch bereits seit einigen Tagen richtiger Lehrling bei einem Manne, der scheinbar meisterlich Entwürfe für Kunstverglasungen verfertigen konnte. Und ich hatte doch die mir zugewiesene Klippschulzeit gradezu fabelhaft erledigt! Meine deutsche Gelehrtennatur war sogar schon äußerlich erkenntlich, da ich eine Brille trug, deren Gläser, durch vieles Bücherstudieren, bereits recht scharf waren.

Ich will hier gleich noch beichten, daß ich den Meister der Kunstverglasungsentwürfe nach ein paar Wochen allein seinem Schicksal überließ. Denn erstens: wohnte der Mann in einem anderen Weltteile Berlins und ich mußte frühmorgens um 5 Uhr aufstehen, um mit der Straßenbahn beim achten Glockenschlag vor seiner Türe anzulangen. Zweitens: glaubte seine Frau, es sei sehr nützlich, wenn ich öfter mal Suppengrünes, Paradiestomaten usw. einkaufen ginge. Aber das entsprach nun ganz und gar nicht meinen nur *geistigen* Interessen, und selbst, daß sie als Belohnung für solchen Kaufgang mir eine Zigarre aus der Kiste ihres Gatten feierlich überreichte ... selbst das konnte mein vierzehnjähriges Mannesbewußtsein nicht reizen! Denn im Abscheu gegen verrauchte Luft war

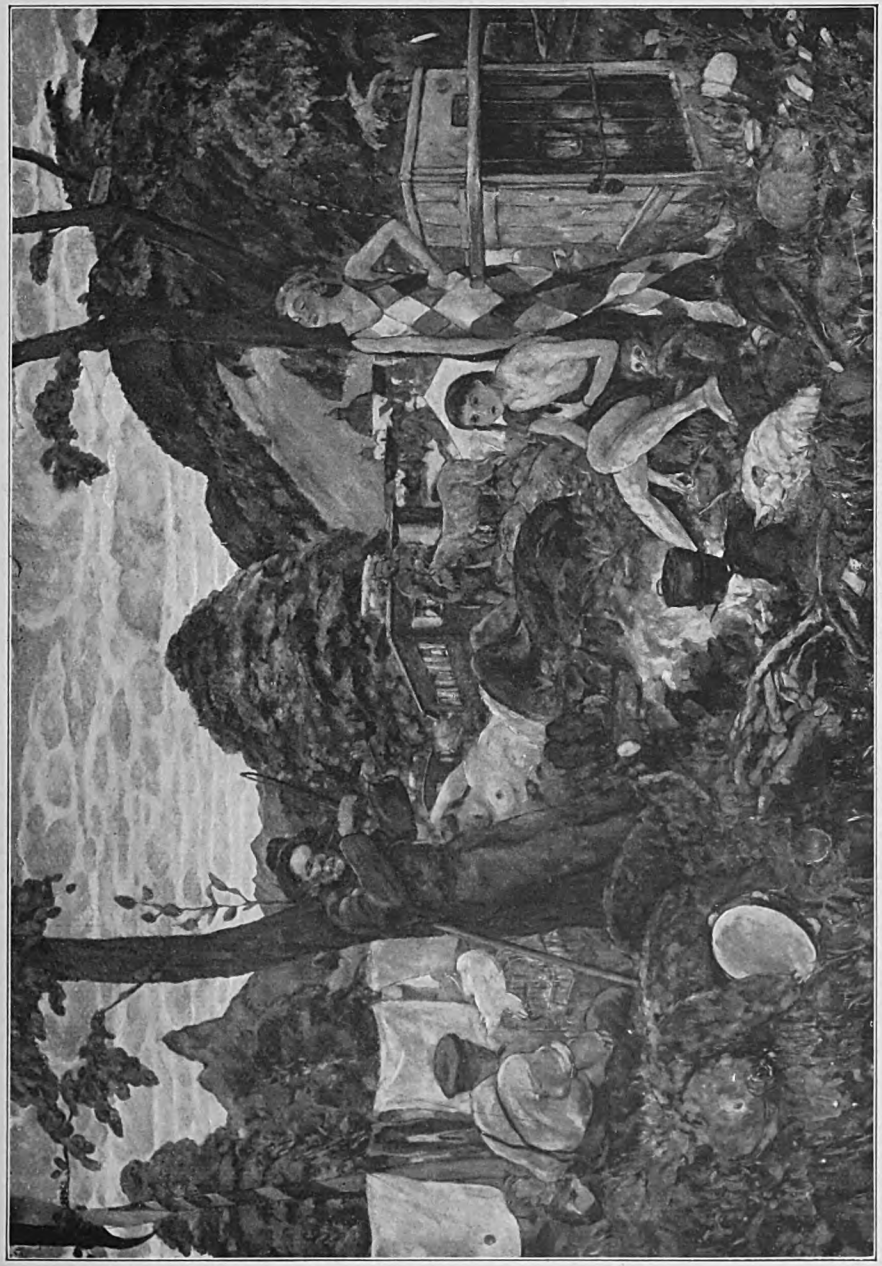


Eispalast. Gemälde. 1913

Digitized by Google

053
VE
v. 39 2

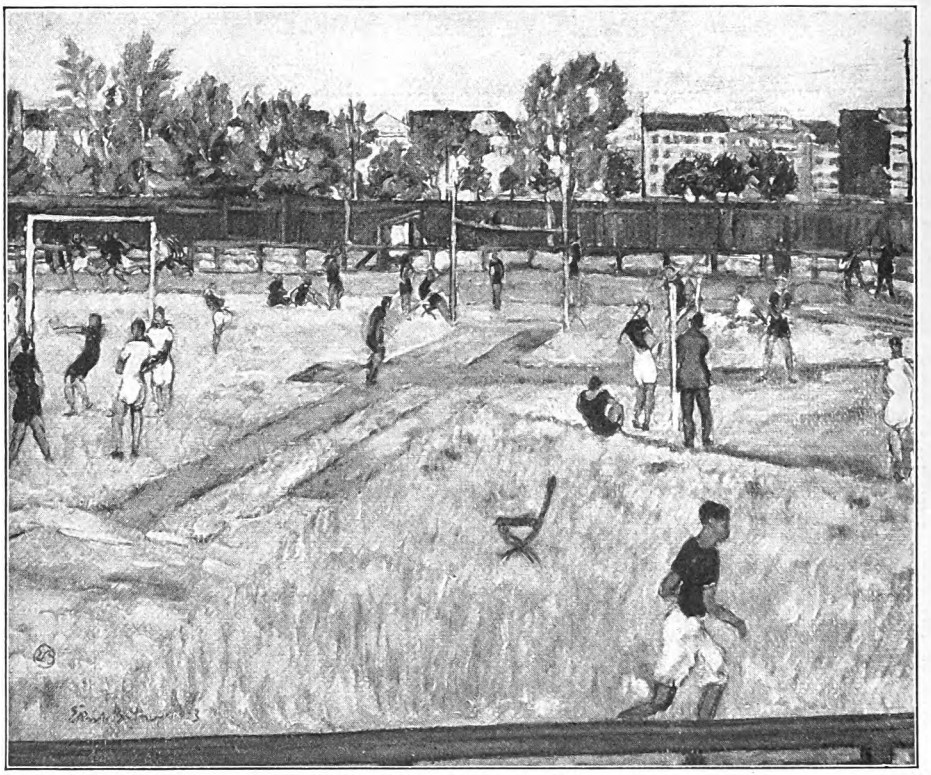
9-27-27 EB



Komödianten. Gemälde. 1918. Darmstadt, Privatbesitz

632080

Digitized by Google



Sportplatz. Gemälde. 1913

ich schon damals mit Goethe einig. Zum dritten: lief ich diesem wie noch manchen anderen Handwerkslehrmeistern immer bald davon, weil man da in langen Jahren höchstens dressiert wird, das zum sonstigen Leben nötige Kleingeld zu verdienen. Meine Seele verlangte aber mehr.

Und so kam es, daß ich schließlich in der Kunstgeschichte eine Rolle spiele. Trotzdem von der Kunst im Leben des Kindes in meinem Elternhaus nie die Rede war! Nein, in der Stube, über dem Sofa, rechts und links vom Regulator, hingen dort unter Glas und Rahmen nur geräuschlos ein paar Lithographien (deren Darstellung aber niemand interessierte) und so ähnliche Bilder, sonst verteilten sich nur noch einige oval oder viereckig gerahmte Photographien über die Tapeten. So war es beim Tischlermeister Büttner und so ähnlich war es auch bei Onkeln, Tanten und sonstigen Bekannten, wo ich etwa noch hinkam.

Und daß ich alle Berliner Museen kannte und schon einiges über Kunst in Büchern gelesen hatte und sogar bereits begonnen hatte, meine Absicht, ein neuer „Menzel" zu werden, auch praktisch auszuführen: ich war 1903 als Kunstausstellungsbesucher nur so naiv wie die guten anderen Leute es fast immer sind. — Kaum drei Jahre später konnte dennoch der alte Pietsch in der „Tante Voß" eine meiner Schöpfungen lobend erwähnen. (Aber da er nicht mehr richtig sehen konnte — das kommt in seinem Berufe öfter vor — so lobte er mein Opus auf den ihm von einem Witzblatt her geläufigeren Namen —„Jüttner".) Und noch nicht ganz zwei Jahre weiter, da hingen dann erstmalig einige meiner Werke in der Ausstellung der „Secession", und der „Vorwärts" und der „Reichsanzeiger" konnten mein hoffnungsvolles Talent der Beachtung eines kunstsinnigen Publikums empfehlen. Im übrigen war mir in diesem Jahre 1908 sozusagen auch nichts Künstlerisches mehr fremd. Doch wer der Meinung ist, daß in meiner Karriere irgend etwas mit Hexerei geschehen wäre, der irrt sehr.

Abstammungsmäßig erscheine ich als künstlerisch recht unbelastet. Der älteste meiner Ahnen, von dem ich weiß, ist mein Urgroßvater. Der war noch Knappschaftsältester der letzten Bergleute, die in den heutigen Feengrotten in Saalfeld a. d. Saale gewerkelt haben. Einer seiner Söhne war allerdings Scribent in selbiger Stadt und konnte auch Verse machen, doch starb der früh. Mein

Digitized by Google

Backfischball in Heringsdorf. Gemälde. 1914

Großvater aber wanderte als Tischlergeselle 1842 nach Berlin und wurde hier seßhaft. Er vererbte sein ehrliches Handwerk weiter, auch mein Vater übte es von morgens früh bis abends spät sein Leben lang, mein Bruder ist noch dabei und der ältere meiner Neffen ist wieder als Geselle auf Wanderschaft. Meine Mutter ist eine praktische Frau, ich erfreue mich ihrer noch täglich, sie hat sich das nötige Kunstverständnis noch in älteren Tagen angeeignet, z. B. weiß sie nunmehr: wenn was so recht „hübsch" aussieht, dann taugt es fast immer nichts und man nennt das „Kitsch", wenn aber ein Bild ihr unklar oder seltsam erscheint, dann ist das meist ein gutes Werk! Sie weiß auch, daß ihre Einteilung nicht ganz sicher ist, aber in modernen Ausstellungen fast immer stimmt.

Der jüngere meiner Neffen scheint allerdings von meinem Schicksal beeinflußt zu sein. Aber wo habe ich mein Schicksal her? Stand das in den Sternen geschrieben? Ein Staatsanwalt hat auch schon mein Horoskop ausgerechnet. (Natürlich nur privatim!) Ich ersehe daraus, daß am 7. Oktober 1889, wo ich morgens um 5½ in Berlin geboren wurde (der Standesbeamte notierte: ein Kind männlichen Geschlechts), die Sonne und Uranus im Zeichen der Wage das erste Haus regierten. Merkur stand direkt auf der Schwelle zum nächsten. Jupiter leuchtete im dritten, der Mond im sechsten, Neptun blinzelte im neunten Hause. Im elften Hause wohnte nicht nur der Saturn mit seinen Ringen, sondern auch Mars und Venus drängten sich dicht beieinander. Das letztere ist ja früher schon öfter von allerlei alten Griechen und Römern berichtet worden. Nur Saturn mit den Ringen im elften Hause, das scheint eine bisher unbekannte literarische Pointe zu sein.

Es wäre nun sehr schön, wenn einer der Leser den eventuellen Sinn des Horoskopes mir erklären könnte. Vorläufig kann ich nämlich nur vermuten, daß mit astrologischer Weisheit sich all mein Schicksal daraus beweisen ließe ... Oder — soll ich etwa nicht dunklen Erklärungen lauschen, wenn diese meine wertvolle Belastung begründen würden? Credo quia absurdum.

Sollte aber das Horoskop und seine Erklärung versagen, vielleicht hat meine Geburtstagsgöttin mir das Talent in die Wiege gelegt. Es ist festgestellt, daß an diesem Tage in manchen Kalendern „Spes" = die Hoffnung verzeichnet ist. Sei's wie es

Digitized by Google

sei, ich merke nun leider, daß, wenn ich weiter mit so viel Sorgfalt mein Leben aufzeichnen wollte, ich noch einige Bände schreiben müßte. Da ich aber dazu keine Zeit habe und auch hier kein Platz ist, so teile ich nur noch folgendes aus meinem Lebenslauf mit: Unter den vielen Büchern, die ich gelesen, fand ich sehr früh eines, das meiner in allem ökonomischen Weltanschauung in wesentlichen Teilen entsprach. Die Geschichte heißt „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden" und ist von Heinrich Zschokke. (Nebenbei: wenn man von zeitlichen Bedingtheiten absieht, ist es von dieser Geschichte bis zu Henry Ford nicht weit.) Das Handwerk, das ich brauchte, wurde mir allerdings nur unzureichend durch eigentliche Handwerksmeister übermittelt. Eine richtige Handwerkslehrzeit, von der einige Kunstschulreformtheoretiker jetzt wieder etwas gewaltsam schwärmen, heißt nämlich weiter nichts, als (in 98 von 100 Fällen)

Arno Holz beim Kaffeekochen
Studie. 1916

Nina. Gemälde. 1917
Im Besitze von Prof. Dr. G. J. Kern

begabte Leute zu jahrelanger Gedankenlosigkeit zu verurteilen. Ich habe praktisch und mit offenen Augen in die üblichen Betriebe hineingesehen. Ich erkannte bald, was davon wertvoll sein konnte, aber ich verzichtete gern, mir mit jahrelangem Mühen gewisse Handgriffe bis zur Bewußtlosigkeit anzueignen. Das heutige „Handwerk" übermittelt meist nur solche Handgriffe (im Sinne Taylor: mehr oder weniger praktische Handgriffe) und die genügen schließlich auch, um für das andere Leben das nötige Geld zu schaffen. Beruf und Leben ist leider heutzutage oft widersinnig!

Also mit den Handwerksmeistern war es nichts. Dagegen muß ich die Berliner Handwerkerschule sehr loben. Ich saß da einige Jahre alle Wochentagabende und Sonntagvormittage immer vier Stunden lang, und lernte zeichnen und mit Aquarellfarben malen, so wie Kleine das Abc erlernen. Es saßen viel junge und alte Männlein dabei kunstvoll um mich herum, auf daß

Digitized by Google

Der Nachtmahr Lilith. Gemälde. 1922

Digitized by Google

jeder genügend Licht hatte. Und viele waren damals viel weiter als ich, aber was der Lehrer denen sagte, das nahm ich mir schon vorweg zu Herzen, für den Zeitpunkt, wo ich es brauchen konnte. Und ich lernte erst in sauberen Konturen recht dumme Gipsornamente zeichnen, dann durfte ich solche auch schattieren. Aber dazwischen mußte ich diese Kunstfertigkeit erst an einfach kubischen und halbkugeligen Modellen erlernen, ohne zu ahnen, was solche Weltkörper zehn Jahre später für die Kunst bedeuten würden. Dann rückte ich über die Totenmasken von Leonardi und Friedrich dem Großen zum Gipskopf der Niobe und über den „sterbenden Gallier" zum „lebenden Modell" vor. Ich konnte aber nicht nur nach Gips so schön zeichnen, daß man die Zeichnungen mit Bromsilberphotographien verwechseln konnte, ich hatte inzwischen auch blühende Pflanzen und kleine Stilleben von zerbrochenen Töpfen verewigen gelernt. Von „Perspektive" verstand ich so viel, daß ich schon Häuser und Straßen abzeichnen konnte. Und von Anatomie wußte ich etwas mehr als den Namen. Und mit solchem und anderem hier und anderswo erworbenen Können besah ich bereits verständnisvoll 1905 die Menzelausstellung und 1906 die Jahrhundertausstellung Deutscher Kunst. Ich sah mir ferner auch in großen und kleinen Ausstellungen die lebende Konkurrenz sehr kritisch an. Und ich probierte praktisch, ich machte nicht nur Exlibris und überwand nicht nur als Kind meiner Zeit noch den Jugendstil, vor allem malte und zeichnete ich vor der Natur. Und nachdem ich im Juli 1906 einhundert Aquarelle märkischer Landschaften gemalt hatte (ich war zwölf Stunden täglich auf Arbeit und kam nur zum Essen immer rechtzeitig zurück), wurde ich schließlich 17 Jahre alt und Schüler bei Emil Orlik. Es war nicht leicht, bis zu diesem Punkte zu gelangen. Jedenfalls war ich nun Meisterschüler. Ich kam hier mit ausgewählteren Talenten zusammen als vordem. Und ich sah wieder allen, die schon mehr konnten als ich, sehr genau auf die Finger, wie es gemacht wurde. Aber besonders denen, deren Kunst nur aus raffinierten Handwerkskunststücken bestand, war meine Wißbegierde sehr oft nicht angenehm. Trotzdem lernte ich nicht nur alle Theorie und Praxis der graphischen und Buchkünste, der Meister Orlik übermittelte mir auch die höheren Geheimnisse von Kunst und Können, so weit er sie erprobt und erkannt hatte. Und er hatte sich ja in Kunst und Welt sehr umgesehen.

Maria Leiko. Zeichnung. 1918

Mit Hugo Krayn studierte ich auf den rumpeligen Höfen Alt-Berlins herum. Ein „Berliner Bilderbuch", das im Jahre 1924 fertig geworden, berichtet mehr von jenen Zeiten.

Seit 1908 beschickte ich auf eigene Gefahr die Ausstellungen mit meiner freien Kunst, ich stellte mich auch in ehrenwerten Kunstsalons bald des öfteren mit ganzen Bildersammlungen vor. Ein Kunstverein und einige Mäzene kauften mir jährlich ein bis zwei meiner Meisterwerke billig ab. Nach einigen Jahren entdeckte mich u. a. Fritz Stahl, was mir sehr lieb war, wenn es auch praktisch nicht viel nutzte. Ich verließ den Orlikkreis, wo u. a. jetzt gerade E. M. Simon und George Groß aufblühten, und wurde

Digitized by Google

Der Rummel Leben. Gemälde. 1921. (Berlin, Sammlung des Freiherrn von Reibnitz)

Digitized by Google

Das Familienbild. Gemälde. 1922. (Aufnahme E. v. Dühren-Henschel)

Mitglied der Berliner Sezession. — Dann kam der Krieg ... (Ich fand den üblichen Kampf ums Dasein schon genügend.) Um das Vaterland zu retten, wurde ich erst „kriegunfreiwilliger Schipper", und als der liebe Gott das nicht wollte und es einige Militärärzte usw. sogar einsahen, wurde ich, äußerlich zivilisiert, noch einige Jahre in den Generalstab kommandiert. — Ich zeichnete allerlei Berge, sogar den Olymp ... 1 : 800 000 auf Landkarten.

Meine übrigen Künste übte ich dennoch weiter. Der preußische Staat kaufte in diesen Jahren in der Sezession zum e r s t e n Male Bilder! Und er kaufte mein „Gartenhaus",

Die Oper. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Der Dichter. Gemälde. 1923

das so in die Nationalgalerie kam. In diesem 1916 von mir gemalten idyllischen Hause wohne ich seit 1911. Das wiedergegebene Bild „Schnee" ist ein Blick aus meinem Fenster auf die Kurfürstenstraße.

Ich habe hier auch noch eine Menge anderer Bilder gemalt, sogar recht große, wie etwa das lebensgroße Familienbild. Und das ist um so wunderbarer, als vor Bildern und Büchern in meinem Atelier kaum für drei Leute Platz ist. Und wenn mich viere besuchen wollen, muß einer draußen bleiben. Ich tröste dann den Überzähligen damit, daß Dürer in Nürnberg auch ohne Komfort lebte und Goethe ein Schlafzimmer besaß, das heute manches Dienstmädchen als polizeilich unzulässig ablehnen würde. Inzwischen hat übrigens auch ein P. T. Publikum entdeckt, daß die Bilder, die ich vor zehn und mehr Jahren gemalt habe, eigentlich sehr schön sind. Wie ich trotzdem dazu gekommen bin, nicht immer so wie dazumal weiter zu malen, darüber noch ein Absatz.

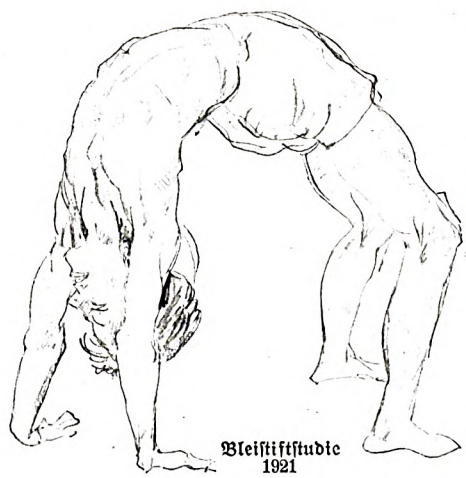
Schlafendes Kind
Zeichnung. 1911

Ich ging von Menzel aus. Meine ersten Bilder gleichen seinen frühen Bildern, die damals erst bekannt wurden, auch in den Motiven. Auch ich malte die mich umgebende Wirklichkeit (Stuben, Haus und Hof) einfach ab. In meinen ersten zehn Arbeitsjahren gewann ich überhaupt alle meine Bilder direkt der Natur ab. Ich studierte zwar mehr Kunstgeschichte als die meisten Künstler, dennoch lähmte das nicht meine Unbekümmertheit beim Abmalen. Vor der märkischen Landschaft wurde die heroische Hieroglyphe, die Leistikow gefunden hatte, überwunden. Ich hatte Whistlers Nachtstücke entdeckt, ehe ich Bilder und Namen des Malers gesehen, ja, ich hatte solche Motive entdeckt, ehe ich zeichnen oder malen konnte! Ich kann also darum nur vermelden, daß, während ich meine ersten schwärz-

Digitized by Google

Lichtensteinbrücke. Gemälde. 1913

lichen und tonigen Bilder malte, ich auch Leibl und Hammershoi entdeckte. Aus dunklen Höfen stieg ich dann zu farbigeren Gefilden empor und ich sah, daß ähnliche Farbigkeit die Bilder der „Impressionisten" von 1870—1890 schon hatten. Aus dem Wandel der Tages- und Jahreszeiten gelang mir, was schon Monet gezeigt hatte, aus einem Motiv mehr als ein Dutzend Bilder zu malen. Der Sonnenzauber verschönte zwar nun meine Bilder aus dem Tiergarten und der Vorstadt, von der Ostsee und sonstwo, sowie alle die vielen Spiel- und Sportplätze, die ich abmalte. Doch da ich nicht nur solche Landschaften malte, so merkte ich bald, daß z. B. solches Können *nicht* genügt, um *Menschenbildnisse* zu schaffen. Denn ist vielleicht der Luftschimmer einer zufälligen Stunde für Walter von Molo wesentlich? Darum wurde langsam die Zeichnung bestimmter, die Farbe ausgewogener. Ich verstand jetzt Cezanne und ich sah, wieviel gutes Handwerk durch Thoma und Hodler direkt übermittelt wurde. Ich malte *weniger* Bilder in den weiteren Jahren, aber die Bilder wurden *wesentlicher*. Ich hatte zu allen Zeiten Bildnisse gemalt, seit 1915 kam eine ganze Ga-



Bleistiftstudie 1921

Digitized by Google

Schnee. Gemälde. 1917

lerie von merkwürdigen Zeitgenossen zusammen: Holz, Evers, A. P. Meyer, Klabund, Fränze Roloff, Prof. Einstein, Hedwig Ryder, Heinrich Zille, W. v. Scholz, Resi Langer, Jungnickel, E. M. Simon, Essig, Nadel, Georg Hermann, Lichtenstein, P. Friedrich u. a. m. Wie ich solche Bildnisse male? Ungefähr so: wenn ich ein Menschenkind vor mir habe, lasse ich es stehen oder sitzen, wie es ihm beliebt und — meiner Meinung nach — seinem Charakter entspricht. Ich stelle mich dann vor meine Leinewand, nehme Palette und Pinsel und fange dann gleich an — ohne meist irgendwas aufzuzeichnen — los zu malen. Augen, Nase, Kopf usf., wie es gerade gut geht.

Digitized by Google

Das Pflegekind. Gemälde. 1920. Berlin, Sammlung Arthur Hirschfeld

(Umgekehrt anzufangen, von den Zehenspitzen nach aufwärts einen Menschen hinzustellen, diesen Witz haben wir uns früher geleistet, als wir noch Aktzeichenprofessoren virtuos ärgern wollten. —)

Ich versuche dann, „mich in mein Objekt hineinzubeißen“ und mit Farben und Linien sein Wesen zu begrenzen. Im Fortschreiten der Arbeit sehe ich weiterhin, wie der Hintergrund usw. sich zu dem Menschen und Bilde ergänzt. Manchmal werden Bildnisse in drei glücklichen Stunden fix und fertig, meist dauert es etwas länger, etwa sechs bis sechzehn Stunden. Stillebenmalen und Landschaf-

Digitized by Google

Herbstblumen. Gemälde. 1924

tern nach der Natur habe ich nie eingestellt; doch da es wirklich noch allerhand Kunstdinge gibt, die man nicht bloß „vor der Faust“ abmalen kann, so traten — zögernd — noch andere Bilder in die Welt: Ruhe auf der Flucht, Bergpredigt (Galerie Darmstadt), Der Garten der Zeit, Die Lebensalter, Die Akademie, Der Turmbau zu Babel, Der Tierkreis, Narziß, Legende, Das Fest des neuen Besen, Aktion, Novelle, Frage an das Schicksal, Das Märchen. Noch einige solcher sind hier abgebildet. Mancherlei Zeit- und Natur- und Kunsteindrücke einten sich hier.

Auch diese Kompositionen sind kaum von des

Digitized by Google

Wilhelm von Scholz
Zeichnung. 1924

Gedankens Blässe „zusammengekränkelt". Mitunter habe ich allerdings eine Idee des Bildes, wenn ich zu malen beginne, aber die Gestaltung findet sich fast immer erst bei der Arbeit. Mitunter helfen alte oder neue Studien, mitunter saugt man sich alles aus den Fingern.

Das Gemälde „Das Pflegekind" malte ich in einer Laube beim Pastor in Winzingerode in wenigen Tagen. Aber der teuflische Nachtmahr Lilith brauchte zwanzig Jahre, um Bild zu werden.

Ich habe natürlich zu allen Zeiten auch gezeichnet, „alles ob für'n Zweck oder nicht, dann bloß zum Exerzieren". Und 200 Exlibris, die ich in zwei Bücher gesammelt öffentlich aufgezählt habe, stammen zumeist auch aus den letzten zehn Jahren. Ebenso die Reihe der kleinen Bildstickereien, bei denen ich mit Elsa Hoffmann gemeinsam firmiere. Vielerlei Gelegenheitsgraphik habe ich an anderer Stelle nachgewiesen. Aber diese und alle mögliche Buchkunst sowie ein großes graphisches Werk von Radierungen, Holzschnitten, Lithographien läuft durch meine ganze Entwicklung. Ich habe den Impressionismus noch erlebt, ich habe danach versucht, nicht bloß die üblich e Fabrikware zu liefern.

Ich bin oft genug den „Jungen" zu „alt" und den „Alten" zu „jung" vorgekommen. Ich habe mich manche Jahre um „Können" bemüht und bemühe mich immer weiter darum und bin doch zu der Meinung gekommen, daß nebenbei ein „Nichtkönnen" noch wesentlicher ist, nämlich das „Nichtanderskönnen". Es war nicht erfolglos: im „Berliner Lokalanzeiger" wurde bereits 1924 als „spezifisch deutsche Kunst" registriert: Thoma, Trübner und Büttner.

(Der Kunstmarkt in Deutschland war aber gerade an seiner trübsten Stelle, und darum hieß es weiter im Text: „wurde nur schwach gefragt . . .")

Frühling und Sommer. Aus einer Reihe Stickereien von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

Digitized by Google

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Schluß

Bennos Gemüt war nicht aus den Fugen gegangen, wie Joachims schwerer, unbeholfener, tiefer und reinlicher Sinn es sah.

Freilich, es war ein neuer Vorhang zerrissen — und wenn das, was hinter dem Schleier zum Vorschein kam, ihn auch überraschte, ihm einen Stoß gab — seine Fassung verlor er darüber nicht.

Gewiß hatte seine Vorstellung an ein Liebesleben seiner Mutter nie gedacht, und hätte sie daran denken wollen, sie hätte davor haltgemacht. In der Tat war dem Kindlichen in seinem Wesen die Mutter die immaculata geblieben.

Aber jetzt nahm seine Welterfahrung ganz von ihm Besitz. Wie dumm — wie albern, hier sich zu verwundern. Das Menschliche ist und bleibt menschlich. Ein blasiertes Lächeln ist um seinen Mund.

Auch der Fall Fortinbras ist unter diesen Gesichtswinkel zu nehmen. Obwohl — in solcher Lebenslage haben seine Gedanken Joachim, den Asketen, nie und nimmer gesucht.

Der ist doch wohl ein ganz Besonderes für ihn gewesen. Ein ganz Besonderes — nun ja, wie die Mutter auch. Und so etwas wie ein Heiligtum ist nun doch wohl eingestürzt —

Lächerlich! Was menschlich ist, ist menschlich! Aber er, Benno, mit seinen lange erwachten Sinnen darf das auch für sich ins Feld führen und in Anspruch nehmen.

Und wieder fällt der große Verdruß über das eingeschlossene Dasein hier ihn an. Die Mutter und Joachim haben's ihm erträglich gemacht, eben weil sie für ihn über allem andern standen. Nun sind auch sie in dem Gewöhnlichen versunken.

Wie eine Blamage will es ihn bedünken, daß er hier schon so lange herumgetrödelt hat. Er, Benno, der Durchgänger, der Flatterfahrer, der Abenteurer von Beruf.

Und jetzt, da nun mal das Ungemach über ihn kommt, brennt, bohrt es ihm wieder in der Seele, was der alte Knote Peter Huswädel an Schimpf ihm angetan hat.

‚Ich brenne durch!' das steht jetzt in ihm fest. Mit Betti natürlich. Man ist solange nicht mehr über ihn Kopf gestanden und aus der Haut gefahren, das braucht er! Jetzt mehr als je.

Prachtvoller Segelwind. Ost und Mond versprechen dauernd gutes Wetter. Und die hellen Nächte sind.

„Wir steuern hinaus in die Mittnachtsonn'
Und pflücken die Blumen der hellen Nacht" —

so heißt es in einem alten nordischen Lied. Die Blumen der Nacht pflücken — das will ich.

Wie aber das Mädel erreichen? Das jetzt doppelt und dreifach bewacht wird? Er muß den Weg zu ihr finden.

Als er an den Strand geht, will Jochen Elvers gerade mit seinem Fischerboot in See. Nach Westermünde geht die Fahrt. Von da aus ist es zur Stadt gut eine Meile weniger zu wandern. Bei diesem Wind kommt er so viel schneller nach Hause.

Joachim findet ihn nicht mehr an Land. Er sieht das Boot und seinen Kurs, er kann sich denken, daß der Junge diesen Weg genommen hat. Jetzt zieht es auch ihn nach der Stadt. Er wandert wie betäubt. Schädel und Herz sind ihm dumpf. Nun hat das Glück sich ihm in den Schoß gelegt. Hat er es ganz geborgen? Er ist seiner nicht froh.

Aber das Hin und Her — es liegt so in seiner Art, sich mit sich selbst herumzuzausen — er will es heute nicht, er kann es nicht ertragen. Nichts von dem Sinnenzauber, nichts vom Jubel des Siegers, nichts vom Stolz des Besitzes — auch nichts von dem Quälenden, Beschämenden gar, daß in seine vergessene, verlorene Zärtlichkeit ein Dritter eindrang, und daß dieser Zeuge der Junge war!

Sich nicht aus der Bahn schleudern lassen! Sich des bewußt bleiben, daß sein Leben sich erfüllt! Keine Wendung — ein Aufstieg ist es, ein Empor! So gilt es, so ist es. Und so wird er die Erkorene mit sich tragen auf seinen Weg. Das Ziel seines Lebens ist unverrückt. In treuer Kraft will er darauf zuhalten, die Jugend soll sich auf ihn verlassen können.

Treu — was sagte dieser über alles geliebte Mund für törichte Dinge vom Treusein? Eine Verrannheit in Philosopheme und Abstraktionen — ja, du, das ist es — eine Art Wüten gegen dich selbst, ein Irrsein an dir selber — nur von dem großen Gefühl zu erlösen! Und dieses Gefühl ist über dir!

Aber nun ist es genug des Sinnens, und jetzt soll der Junge erst mal her.

Den ganzen Abend sucht er ihm nach und findet ihn nicht.

88 88 88

Digitized by Google

Benno ist frühzeitig in der Stadt gewesen. Da er sich innerlich hier losgelöst hat, kann nichts mehr seinen Knabentrotz dämpfen, nichts mehr seinen Abenteurersinn ablenken und seinen Flug hemmen.

Und sein Abenteurerglück führt ihn heute noch zu seinem Mädchen. Vater Huswädel ist fortgegangen, eine Regimentsfeier ist geplant, bei der Besprechung darf er nicht fehlen. Betti sitzt wieder hinter Schloß und Riegel. Wieder klettert Benno auf den Hof. Die Kleine empfängt ihn weniger erschreckt, mit gelockerten Sinnen. Die Härte des Vaters hat den Boden gepflügt.

„Ich will fort — kommst du mit?“

„Wohin?“ fragt doch noch ein Stück Vernunft in ihr.

„Das findet sich. Wir segeln. Die Nacht ist hell. Und wir pflücken die Blumen der Nacht!“ deklamiert er übermütig und verliebt. Ihr Herz klopft ihm zu. Bald ist sie vollends betört.

Wie hinauskommen? Das Mädel kann nicht über die Mauer klettern. Benno untersucht das Revier und findet einen andern Weg. Währenddes packt Betti ihre Handtasche mit dem Nötigsten. Und schreibt ein paar Zeilen an den Vater. Aus Romanen weiß sie, daß es sich so gehört. Dann flieht sie mit dem Geliebten.

Benno hat das Fenster zum Kohlenkeller eingedrückt, er öffnet es, steigt hinunter und zieht Betti sich nach. Den Schlüssel zur Kellertür haben sie — er hing unter den unverdächtigen am Brett. So kommen sie in die Gewölbe der Anstalt. Sie gehen die Treppe hinauf zum Erdgeschoß, treten in die erste Klasse, deren Fenster auf den Schulhof führen und gleiten mühelos ins Freie.

Als Peter Huswädel abends nach Hause kommt, findet er die Tochter nicht, dafür aber diesen Zettel:

„Lieber Vater, Du meinst es gewiß gut, aber ich halte es nicht mehr aus. Diese Gefangenschaft — nein, was zu viel ist, ist zu viel. Ich gehe übers Wasser. Such' mich nicht und verzeihe mir. Deine Betti.“

Dem Alten sträubt sich das Haar, und Eisnadeln splittern in seinem Blut. Dann stürzt er auf die Straße.

Er findet jemanden, der das Paar vor ein, zwei Stunden gesehen hat. Durch das Marientor sind sie gegangen. Das ist die Richtung nach Seedorf. Er weiß, daß Bennos Mutter dort wohnt und daß der Junge da seine Segelkünste übt.

Ihnen nach! Blindlings stürmt Peter die Chaussee entlang. Er muß sie einholen. Dann, da er sich besinnt, wird es ihm klar, daß sie einen zu großen Vorsprung haben. Nur mit dem Wagen kann er es schaffen. Umkehren — ein Fuhrwerk nehmen — ein neuer großer Zeitverlust — vielleicht, daß er unterwegs einen Wagen trifft — sonst muß er in Marienhof, dem Dorfe auf halbem Wege, einen auftreiben, koste es was es wolle. Und er hastet weiter. Gedankenlos — ganz hingenommen von der fliehenden Zeit und dem weiten Ziel.

Wieder und wieder steigt das Herz ihm stickend in den Hals — mahnt ihn hauszuhalten mit seinen Kräften. Aber die Zeit peitscht ihn weiter.

Und da vor ihm — fährt wirklich ein Wagen im Schritt. Er ruft — er fliegt — er ist bei ihm. Ein schweres Fuhrwerk vom Gutshof, das Korn in die Stadt geschafft hat. Der Kutscher will ihn mitnehmen, von schnellem Fahren will er nichts wissen. Die Pferde seien müde. Peter Huswädel ist kein großer Menschenkenner — aber wie schärft die Not alle Sinne. Er sieht was von Habgier in dem schrägen Blick des Mannes. Da bietet er ihm Geld.

Wo er denn hinwolle — nach Seedorf — so — ja aber er fahre nur bis Marienhof.

Ob er nicht noch eine Strecke zulegen könne. — Das könne ihn seine Stellung kosten. — Nun, hier! Das ist für Sie! — Hm ja — wenn er noch 'n bißchen was draufgebe, wolle er ihn bis Seedorf bringen und auch die Pferde tüchtig 'rannehmen. Sie müßten aber einen Umweg machen um Marienhof herum. Sie sind handelseinig. Peter Huswädel in seinem ganzen langen ehrlichen Leben hat wahrlich noch nie auch im entferntesten daran gedacht, einen zu bestechen und von seiner Pflicht abzuziehen. Hier ist Peter Huswädel zum erstenmal mit moralischer Blindheit geschlagen. Ihm gelten nur die Zeit und das Ziel.

Der Kutscher führt in schlankem Trab. Seedorf rückt näher und näher. Aber auch diesen Ort meidet er mit seinem schlechten Gewissen. Er biegt zur Seite aus. Peter weiß sich vor Ungeduld nicht zu lassen. Gradaus! befiehlt er. Der Kutscher schüttelt den Kopf, deutet nach dem Wartturm mit dem Peitschenstiel: „Da bring' ich Sie an den Strand.“

Hier auf demselben Weg — ein Einspänner zuckelt gemächlich vor ihnen her — Peter ist aufgesprungen — seine Augen fliegen wild voraus zu dem Fuhrwerk — sie kommen dem Wagen näher — sie holen ihn ein — städtisches Fuhrwerk — ein Herr sitzt darin — langes Haar, großer Künstlerhut — jetzt fahren sie vorbei — fremd ist ihm das plattnäsige Gesicht — zurückscheut er beinahe vor diesen großen seltsamen Augen, die abwesend sind, wie nicht von dieser Welt

Digitized by Google

— an Eulenaugen muß er denken — von böser Vorbedeutung rinnt es ihm über den Rücken — wohin will dieser Mann — zum Wartturm —?—

Aber dann verrieseln und ersterben diese Gedanken — auf einen Hügel sind sie gekommen. Der eine Teil des Strandes ist von hier zu überblicken, um sie die leuchtende Dämmerung des Juniabends, und im Osten steigt der rote Mond aus dem Wasser. Niemand aber ist hier an der See.

Jetzt mahlt sich der Wagen langsam durch den tiefen Sand. „Ich steig' aus," ruft Peter — und rennt über die Heide, über die Dünen nach dem Seedorfer Strand zu. Der Kutscher blickt ihm nach, aber er zerbricht sich nicht den Kopf. Der ist auch hart und läßt sich nicht zerbrechen. Er hat sein Geld — alles andere ist Blendwerk. Und schmunzelnd fährt er langsam heim.

Peter stolpert durch die Dünenklüfte — nun überblickt er auch die andere Seite des Strandes — und da — sein Herz weitet sich, daß es stockt und starrt — es schwindelt ihm — im Fortstürzen bricht er in die Knie — zwei Gestalten — wollen ein Boot flottmachen — ein weibliches, ein männliches Wesen — das sind sie — ja, das sind sie.

Er muß stehen und sich aufrichten — und diese Gewißheit in sich einatmen — zum Jubeln, zum Rasen, zum Fluchen — diese bitterböse und beglückende Sicherheit. Vereitelt die ruchlose Flucht seines ungeratenen, mißleiteten Kindes. Noch ein paar Schritte, und er kann die Hand auf sie legen —

Die beiden hantieren noch an dem Boot und sehen ihn nicht. Er geht jetzt langsam, feierlich beinahe, wie das Verhängnis schreitet, von der Düne herab auf sie zu. Hinter ihm, blutig und schicksalsdüster, glutet der volle Mond.

So sieht ihn Betti zuerst. Das Entsetzen würgt ihr den Schrei in die Kehle zurück. „Ei verflucht!" murmelt Benno. Auch er hat seinen Schreck abbekommen, aber die Ruhe verläßt ihn nicht.

Und nun steht der Alte von ihnen. Peter Huswädel ist jetzt wie von Stein. Er ist durchaus Herr der Lage und Herr auch des Wortes. „Du hast mir," so spricht er zu seiner Tochter, „schriftlich lebewohl gesagt — ich bin doch mehr fürs mündliche Verfahren."

Schriftlich lebewohl gesagt — in Benno sprudelt es auf — natürlich — immer die geschwätzige weibliche Gefühlssimpelei — die hat ihn auf die Spur geführt —

Der Vater hat ihr Handgelenk gepackt. Und jetzt kriegt Benno seinen Teil. „Ihnen aber, Musjöh —" Musjöh sagt er, ist dies nun mehr oder weniger als der ‚Herr Obertertianer' — „werden wir jetzt doch auch einen Riegel vorschieben. Sie werden mich zunächst einmal zu Ihrer Frau Mutter begleiten."

„Ach nee," sagt Benno, mit betonter Lässigkeit, „ich möchte Sie nicht weiter bemühen."

Er will sich wieder an sein Boot machen. Peter, an dessen Schädelwände es brandet, tritt ihm entgegen. „Wir werden doch sehen, ob es keine Zucht mehr für dich gibt!"

Er wählt das Du mit Bedacht und verschärft damit weidlich die Lage.

„Herr Huswädel als Erzieher?" Aus Bennos Erregung blüht jetzt seine ganze Unverschämtheit auf, die in milde Herablassung sich kleidet. „So was tun Sie lieber nicht. Und jetzt gehen Sie mir bitte aus dem Weg, und erlauben Sie, daß ich über Ihre Zucht mich amüsiere."

Nun stürmt all das, was der Junge ihm angetan hat, verheerend über Peter Huswädel herein. Jetzt ist es vorbei! Er stößt das Gelenk seiner Tochter von sich, packt den Handstock, reißt den Jungen sich übers Knie und schlägt auf ihn los. Ein paarmal, aber gründlich. „So! Das ist meine Zucht und nun amüsier' dich darüber."

Betti hat schluchzend das Gesicht in die Hände vergraben. Düster und schwer leuchtet der Mond. Der alte Philosoph hat oft genug schmunzelnd der Handhabung dieser ur-uralten Erziehungsmethode zugeschaut. Aber hier lächelt er nicht. Er behält sein todernstes Antlitz.

Bewegungslos liegt Benno im Sande. Auf dem Gesicht liegt er. Die Hände sind in den Boden gekrallt. Peter geht mit Betti, die seine Pranke wieder an ihn fesselt, die Düne hinauf. Hinein in das blutige Mondlicht. Leblos liegt Benno. Die Schmach — die Schmach hat ihn geschlagen. Sein Leben ist hin. Er fällt und fällt durch ungeheure Räume. Versinkt und ertrinkt in der unendlichen Tiefe —

Und wieder dieselbe tödliche Schande reißt ihn zurück und wirbelt ihn empor. Und schlägt mit Wahnsinn sein Hirn.

Ein großer Sturm tost mit ihm in die Höhe — durch Nachtschwärze fliegt er — seine Glieder erfrieren — sein Blut wird Eis — blind ist sein Auge — nichts als grausende, bösartige Finsternis —

Und jetzt — ein dumpfer trauriger Purpurschimmer, in dem schwarze Ringe kreisen — und ein matter, schwerer Blutschein — warm ist der Schein — er löst ihn aus der Starrheit — heller wird es und wärmer —

Und es zucken seine Glieder, und es hebt sich sein Kopf. Und er trinkt die Luft des

Digitized by Google

Lebens. Jetzt überstürzen sich seine Pulse, sein Atem, und Wellen brausen zu seinem Herzen — Er springt auf die zitternden Füße. Da oben — auf der Höhe der Düne — die dunkle Gestalt! Blutschein ist um sie gewoben. Voll Blut ist die Luft — in seinem Auge — in seinem Hirn — in seinem Herzen — Blut — Blut —

Der Junge stürzt an sein Boot — reißt den Kasten auf — fliegt die Düne empor den beiden nach — keucht hinter dem Manne her. „Hund — du Hund!" Und da der Mann sich wendet, hebt er den Revolver und schießt ihn durch die Brust.

Peter bricht zusammen, Betti kreischt in die Nacht.

Benno schreitet langsam, wie schwebend, die Dünen wieder hinab, zu seinem Boot.

In einer Traumwelt ist er, leicht und erlöst. Ein Schweben ist all sein Tun.

Das Boot ist fertig zur Fahrt. Er kommt jetzt allein mit ihm zustande. Gut ist der Wind. Und er fährt hinaus in die helle Nacht. Anders, als er gedacht hat. Aber er denkt nicht, er schwebt.

Der Mond hat sich zu lichter Höhe aufgetan. Aber seine Miene bleibt schwer und gramvoll.

* * *

Am andern Morgen, zu Schulbeginn, stauten sich vor dem Gymnasium die Schülermassen, fluteten an und wieder zurück, wogten durcheinander, bewegt und erregt, ein kochendes Meer.

Die Eingangstüren der Anstalt waren verschlossen, das Hauptportal so gut wie die Seitenpforten.

Was bedeutete das? War dies auch ein Kennzeichen der neuen Zeit? „Gehen wir wieder nach Hause!" war der fröhliche Ruf, der lautstimmig aus dem summenden Geschwätz aufsprützte, der von Mund zu Mund weitergegeben ward. Und behende Aufwiegler waren bereit, eine allgemeine „secessio in montem sacrum" der Schulfreiheit herbeizuführen. Die ernstesten der Schüler, nachdem sie der Ansteckung durch den allgemeinen Übermut Herr geworden, die Bernhard, Dibrand, Oswolt gingen alsbald der Frage nach, ob dem Schuldiener, der seines Amtes nicht waltete, etwas geschehen wäre, und wandten sich zu dem efeuberankten Spitzbogen, der die Eingangstür seiner Dienstwohnung umrahmte. Auch sie war verschlossen. Selbst bei der furchtbaren Erregung, die ihn aus dem Hause jagte, hatte sein Ordnungssinn mechanisch gewaltet.

Allmählich stellten auch die Lehrer sich ein — ihr Erstaunen verlangsamte oder beschleunigte die Schritte, je nach der Gemütsart.

Als erster war Professor Schruff zur Stelle, und er wetterte ganz ungeniert seinen Unmut von sich. „Wat is denn hier los? Neuer Lehrgang unter dem neuen Regime? Unterricht im Türenaufbrechen und Indiefensterſteigen?"

Was sich hier begab, der Auflauf der Schüler vor der Schule, bewegte natürlich auch lebhaft die Gemüter der Unbeteiligten, die vorübergingen oder aus ihren Fenstern dem Schauspiele zusahen. An bitterbösen Urteilen über die neue Leitung, so sehr die Bürgerschaft bearbeitet war, das Heil von ihr zu erwarten, fehlte es nicht.

Schon aber war der neue Direktor, den das Gerücht erreicht hatte, an Ort und Stelle. Seine Anordnungen hatten Hand und Fuß. Ein Schlosser wurde herbeigeholt, der mußte ihm die Wohnung des Schuldieners öffnen. Er fand sie leer, gewahrte am Riegel das große Schlüsselbund und öffnete nun von innen eigenhändig die Tore und Türen der Anstalt. In munterer Bewegung fluteten die Schüler herein und begaben sich höchlich angeregt in ihre Klassen. Und diese Stimmung mündete ungezwungen in den reichlich zwanglosen Unterricht, dem Gleichgültigkeit und Trägheit, aber auch Gehorsam gegen die neuen Forderungen und eigener Forschungstrieb und Experimentierlust der Lehrenden den Weg zu ebnen anfingen.

Falkner indes nahm eine Durchsuchung der Schuldienerwohnung vor, um sich, ehe er die Behörde heranzog, Aufklärung über den Verbleib Huswädels zu verschaffen. Der Zettel Bettis fiel ihm in die Hände und gab Aufschluß. Der Vater war also hinter seinem Kinde her. Vermutlich aber war ihm etwas zugestoßen, sonst würde er bei seiner sprichwörtlichen Pflichttreue nicht den Dienst versäumt oder doch Nachricht gegeben haben.

Inzwischen kam eine Meldung aus Seedorf, die Gewißheit brachte. Ein Fischer, der in der Stadt zu tun hatte, erstattete sie in seiner gemächlichen und schwerfälligen Art. Auf Veranlassung von Joachims Bruder Andreas hatte er sich eingefunden. Nun erzählte er, was er wußte.

Der Schuldiener Huswädel läge durch die Brust geschossen in einem Seedorfer Fischerhaus. Es ginge wohl auf Leben und Tod. Der Täter wäre ein Schüler der Anstalt, Treutlien. Er hätte auf eigenem Boot gleich nach der Bluttat sich fortgemacht. Erst später hätte man das erfahren, der Niedergeschossene wäre besinnungslos gewesen, aus seiner Tochter hätte die ersten Stunden niemand ein vernünftiges Wort herausbringen können. Andreas Braß hätte sich dann sofort mit seinem Schnellsegler auf die Suche nach

Digitized by Google

dem Übeltäter gemacht, aber keine Spur mehr von ihm gefunden.

Falkner war in lebhafte Schwingung geraten. Aber nicht, daß es Benno war und Frau Evas Sohn, bewegte ihn so, der „Schüler der Anstalt" war ihm das Wesentliche. Eine Sensation. Sensationen sind dazu da, sie zu nutzen.

Das Geschehene reimte er sich schnell zusammen. Natürlich war der Vater, seiner ganzen inneren und äußeren Bauart gemäß, handgreiflich geworden — der Schuß war die Antwort, die Rache.

Die Handgreiflichkeit — das alte System. Hierum drehte es sich, und er selbst würde schon der Drehung richtig nachhelfen. Der alte Geist war verantwortlich zu machen. Ob es sich gleich nur um den Schuldiener handelte. Auch in ihm verkörperte sich das Unheil der „Strafanstalt".

Und des Jungen Zügellosigkeit — auch sie eine Frucht der alten Erziehungsweise. Die nur den Zwang kennt, durch den Zwang das Vertrauen tötet und durch ihre Zucht nur Auswüchse züchtet.

O, er würde der Welt schon ein Licht aufstecken!

Sehr beklagenswert war ja der Fall. Gewiß würden seine Feinde den gegen ihn ausnützen wollen, aber wie elend würden sie gerade damit scheitern. Noch hatte sein Walten nicht begonnen, kaum hatte man seines Geistes einen Hauch verspürt. Wenn dieses Unglück schon geschehen mußte — gut, daß es dem Anfang seiner Tätigkeit als dunkle Folie diente. Seiner Sache konnte kaum etwas Eindringlicheres an Propaganda zuteil werden. Und persönliche Empfindungen hatten dagegen zu schweigen.

Eine Sensation! Sensationen sind zum Ausgenutztwerden da.

Dies war es, was in Falkner herumwirkte. Der Seedorfer Fischersmann fragte treuherzig nach Joachim Braß, dem er auch diese Mitteilungen machen und außerdem noch etwas von seinem Bruder Andreas ausrichten sollte. Es erwies sich, daß Joachim in der Schule war, im Konferenzzimmer. Nach der ersten Pause hatte er eine Unterrichtsstunde. Falkner ging mit dem Boten hinüber.

„Es ist etwas sehr Ernstes geschehen — ich spreche gleich mit Ihnen darüber," bemerkte er zu Joachim, und ging dann mit schwerer Miene. Der erste Schreck mochte hier erst einmal mit sich selber fertig werden.

Der Schuldiener fehlte überall. Es bleibt nun mal dabei, die unterste Stufe ist die unentbehrlichste. Sehr aber kam dem Herrn Direktor seine flotte Art zustatten, die in allen Sätteln sich gerecht fühlte und zuzugreifen liebte, wo Not am Mann war — am liebsten freilich da, wo es am meisten bemerkt wurde. Er konnte es sich leisten, herabzusteigen, er blieb darum doch, wer er war — und so war er es, der an Huswädels Statt zur ersten Pause die Glocke zog.

Man beachtete es wohl. Und das: „Er ist doch einer!" beherrschte die Meinung, auch der Widerstrebenden.

Joachim war von dem, was er vernahm, aufs tiefste getroffen. Und gleich wurden die Zusammenhänge machtvoll und lebendig — die Ursache, die Schuld. Der unglückselige Junge! Kaum ist er auf die andere Bahn geleitet — da wird er schon wieder hinausgeschleudert in Unheil und Untat. Gerade jetzt in den Anfängen hätte Freundeshand und Freundesherz ihn halten müssen, selber fest und stark und rein und unbeirrt. Aber da dieses Herz von eigener Leidenschaft zerwühlt war, da die Flammen über dem Freund zusammenschlugen und der Junge selbst in den Flammentanz, in den Taumel blickte, brach seine irregeleitete Phantasie mit ihm aus. Die alte Zügellosigkeit warf ihn — bis zur Bluttat, zum Totschlag riß es ihn fort. Der unglückselige Junge! Und Eva, seine Eva, die arme, arme! Die Zärtlichkeit überwältigte ihn. Jetzt zu ihr fliegen!

Aber die Arbeit ist da. Und gleich sind Rauheit und Härte wieder obenauf.

Dann kommt Falkner zurück und lädt Joachim, nachdem der Fischer gegangen ist, in sein Arbeitszimmer.

„Ich hab' absichtlich auch Sie den unmittelbaren Bericht entgegennehmen lassen," spricht er gewinnend. In dem Ernst des Tones ist gehaltene Bewegung. „Die Sache berührt ja auch Sie sehr stark — nicht bloß persönlich, auch amtlich. Da der — ich kann nur sagen, beklagenswerte — Junge Schüler Ihrer Klasse ist. Und jetzt möchte ich Sie bitten, da ich hier heute nicht fort kann — ich muß nun mal, wohl oder übel, einen Teil der Schuldienerpflichten mit übernehmen" — dazu lächelt er jung, und es steht ihm gut — dann aber wieder sehr ernst — „ich möchte Sie ersuchen, in dieser Angelegenheit mich freundlichst offiziell vertreten zu wollen. Zunächst einmal am Ort die nötigen Erhebungen anzustellen. Die zuständige Polizeibehörde ist, wie ich höre, schon von dem Gemeindevorstand benachrichtigt worden. Erledigen Sie, bitte, was von Schul wegen zu tun ist. Und dann führt Sie Ihr Weg naturgemäß auch zu der nicht weniger bedauernswerten Mutter. Der ich Sie auch meine innige Teilnahme an diesem — Schicksalsschlag muß man es nennen, auszusprechen bitte."

Digitized by Google

„Dann werde ich mich also in einer Stunde auf den Weg machen."

„Sie haben zu unterrichten?"

„Ja."

„So werde ich Sie in der Klasse vertreten. Dieses Geschäft verträgt keinen Aufschub. Ich lasse sofort einen Wagen holen."

Falkner schlug wieder einmal zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstlich fand er durchaus keinen Geschmack an Polizeisachen, und mit dem ‚Blutbann' hatte er nun ganz und gar nichts im Sinn; zugleich war dann hier noch die ‚Gemütskiste' bei der Mutter aufzumachen, was er gleichfalls gern einem andern überließ. Zweitens aber: dieser andere, Joachim Braß, war sein gefährlichster Widersacher. Er hatte von der ersten Mensur mit ihm gerade genug. Wie aber stellt man solche Feinde am besten kalt? Freundschaftlich. Man zieht sie zu sich herüber. Man gibt ihnen eine Vertrauensstellung. Gewiß, Fortinbras ist schwieriger als die meisten. Aber dafür darf er, Adalbert Falkner, sich auch für geschickter halten als die andern. Und nun ist hier noch ein Besonderes dabei, das ihm als Großmut ausgelegt werden wird, gerade von einer Natur wie Joachim Braß. Er tritt ihm das Trösteramt bei Frau Eva ab. Daß ihm selber daran nichts liegt, daß er auch so mit Frau von Treutlien sich versteht und wie sie beide sich verstehen, davon ahnt er natürlich nichts — geht ihn auch nichts an. Aber Braß selbst ist für Eva entflammt. Mehr als einmal hat er von ihm den verstohlenen Blick des Nebenbuhlers aufgefangen. Also: wie hoch wird er es ihm anrechnen, daß er jetzt so edelmütig verzichtet. Daß es aber wahrhaftig ganz und gar kein Verzicht ist — ergibt nur einen neuen Posten auf der Gewinnseite.

⁂ ⁂ ⁂

Joachim war nach Seedorf unterwegs, auf demselben Wagen, der gestern abend Bogumil dahingefahren hatte.

Der Kutscher, ein behäbiger alter Knabe, erzählte sich gern etwas. Aber Joachim wies zuerst schroff jede Annäherung zurück. Er wollte mit seinen Gedanken allein sein, wollte, wollte ihre Qual, wollte mit ihnen kämpfen und sie niederzwingen. Aber sie waren wie die Hydra — doppelt wuchs nach, was er eben überwunden hatte.

Es ging ihm nun doch ans Mark, er durfte sich nicht so zergrübeln und zermürben. Er brauchte sich heute, brauchte seine ganze Kraft. So nahm er selbst die Unterhaltung wieder auf.

Der Alte sprach davon, daß ein Enkel von ihm das Jürgen-Gymnasium besuchte. Ja, so wär' das nun — er selber hätte kaum seinen Namen schreiben gelernt, und sein Enkel spräche schon alle Sprachen der Welt — das wär' ein Kerl, der hätte sich sogar beim Turmbau zu Babel nicht dumm machen lassen! Und was das Schnurrige wäre, er, der Alte, der ganz Ungebildete und der Junge mit seiner hohen Schulbildung, sie verstünden sich ganz famos. Sein Sohn, der Vater von dem Jungen, wäre dazwischen so gut wie ausgeschaltet, obwohl der doch auch was gelernt hätte und doch immer der Vater wäre. Der wollte nichts andres als seinen Jungen ganz in das rote Fahrwasser hineinziehen — er spielte nämlich in der Partei „Große Schnauze" eine Hauptrolle mit. Jetzt wär' er Magistratssekretär — und wie der Magistrat unserer Stadt getakelt wäre, das wüßte man ja. Aber der Junge hielte stramm seinen Kurs. Deutsch wär' die Parole!

Joachim bestätigte ihm, daß man oft diese Erfahrung machte. Wie die revolutionären Ideen schon in der nächsten Generation sich nicht mehr weiter entwickeln wollten; daß diese vielmehr an das Geschlecht der Alten anknüpfte. Der natürliche Kreislauf.

Ja, meinte der Alte auf dem Bock, wenn er mit dem Jungen auch nicht durch dick und dünn ginge — er hätte denn doch die Nase voll und übervoll von dem meisten, was „Willem" und seine Leute angestellt hätten — aber er hätte mit bei Gravelotte geblutet, und deutsch wäre er bis auf die Knochen. Und das, was diese schreiend roten Großmogule zusammenregierten, das könnte doch 'n Hund jammern und darüber lachten die Hühner. Bloß daß wir nichts dabei zu lachen hätten.

Joachim nickte ihm von Herzen seine Zustimmung. Dann hatten die Seelen eine Weile Ruh'. Die Augen gingen über die Breiten hin. Gut stand das Korn. Auf ein Haferfeld deutete der Kutscher mit der Peitsche und bemerkte, daß er sich schon gestern daran gefreut hätte. Dann fügte er hinzu, sein Fahrgast gestern hätte den Hafer für Weizen gehalten, und er hätte ihm schon einreden wollen, daß es Zuckerrüben wären. Aber der Mann könnte wohl nicht dafür, er wär' 'n Klavierspieler. Er hätte ihn schon öfter nach dem alten Turm gefahren.

Joachim flog in die Höhe. Potschinak — wer sonst!

„Gestern abend, sagen Sie?"

„Ja." Er merkte, daß den Herrn diese Begebenheit lebhaft berührte. Und so gab er bereitwillig noch eine Neuigkeit hinzu. „Ich hab' ihn dann gleich wieder nach der Stadt fahren müssen. Mit der Dame vom Turm. Zu dem Berliner Nachtzug."

„Was?" Joachim riß an der Lehne des

Digitized by Google

Kutschbocks, daß der Lenker fast vom Sitze fiel. „Mit der Dame vom Turm? Mit welcher Dame vom Turm? Kennen Sie sie?“

„Mit der jungen gnädigen Frau, die da wohnt. Die Herrschaften sind dann beide in den Zug gestiegen.“

Er wollte sich entschieden, arglos wie er war, durch reichliche Auskunft für die in Fluß gekommene Unterhaltung erkenntlich zeigen.

Mit der war es nun allerdings vorbei. Joachim, vergraben in sich selbst, sprach kein Wort mehr. Der Kutscher, der allmählich begriff, daß er mit seiner Neuigkeit etwas angerichtet hatte, störte ihn nicht.

Eva, daß sie es gewesen, daran gab es kaum einen Zweifel. Mit Potschinak fährt sie — und gestern nacht — steht diese Fahrt mit der Bluttat des Jungen in Zusammenhang? Aber der Junge ist zu Wasser fort — und sie fährt nach Berlin? Oder wußte sie noch nichts von Bennos Tat? Und fährt mit Potschinak nach Berlin — ! —

Schon ragte der Turm vor ihnen. Der alte Freund hatte ihm heute nichts zu sagen. Leblos stand er und starr.

„Ich steige hier ab,“ beschied Joachim den Fuhrmann, gab ihm mit einem Trinkgeld die Hand und schritt dann schnell durch den Torweg.

Der Alte zerbrach sich nicht weiter den Kopf. Was hatte er in seinem langen Leben schon für Menschenschicksale gefahren. Leichenwagen und Hochzeitskutschen, Liebespaare und Selbstmörder, Sterbende zum Spital, Duellanten und flüchtige Defraudanten. Auf eine Weibergeschichte mehr oder weniger kam es ihm wirklich nicht an.

Dem klingelnden Joachim öffnete die Hausdame Frau von Lehnhof.

„Guten Tag. Ich höre, Frau von Treutlien ist verreist?“

„Ja.“

„Wissen Sie, was Benno gemacht hat?“

„Benno — nein!“

„Weiß die Mutter davon?“

„So wenig wie ich. Sonst hätte Frau von Treutlien doch mit mir darüber gesprochen. Sie hat sich sehr schnell entschlossen, nach Berlin zu reisen. Schnelle Entschlüsse sind ja bei Frau von Treutlien nichts Ungewohntes — “

Er litt unter dieser gut oder böse gemeinten Äußerung hausdamenhafter Seelenkunde. „Auf wie lange ist die gnädige Frau gefahren?“ fragte er schroff.

„Das ist unbestimmt. Die Reisen der Frau von Treutlien sind immer von unbestimmter Dauer.“

„Hat die gnädige Frau nichts für mich hinterlassen?“

„Nein, Herr Professor.“

„Ich danke Ihnen.“ Er wandte ihr den Rücken und stürzte die Treppe hinunter.

„Lebensart!“ hauchte sie unhörbar hinter ihm her.

Gestern — und heute — so zerriß es Joachims Gemüt. Gestern schlingt unser Leben sich zusammen — und heute finde ich sie nicht mehr — ich weiß nichts von ihr — sie ist fort und läßt mich nichts wissen, nichts von dem Warum und dem Wohin —

Wie unfaßlich ist dies! Sollte hier nicht doch ein Zusammenhang mit Bennos Geschick obwalten? Zu gleicher Zeit verlassen die beiden Seedorf — ein zufälliges Zusammentreffen — Zufall, was ist Zufall — ein Geheimnisvolles ist hier am Werk!

Nur dieser Herr Potschinak als der ganz ungereimte Dritte — der ein neues Rätsel aufgibt! — Nicht sich weiter das Hirn zermartern! Nicht den Verstand verlieren!

Joachim steht vor seinem Bruder Andreas — er weiß nicht, wie er zu ihm gekommen ist. Als der ihm sagt, daß Huswädel in dem Fischerhaus nebenan liege, erwacht er aus seinem Traum. Und jetzt ist er wieder ganz Herr seiner selbst.

Er geht hinüber und spricht ruhig mit dem Herbergsvater des Niedergeschossenen. Läßt sich von dem berichten, was der Arzt gesagt hat, der vor einer Stunde gegangen ist. Die Lunge durchbohrt, wichtige Blutgefäße nicht zerrissen, größte Schonung und sorgsame Pflege vonnöten, der Ausgang zweifelhaft.

Betti kam aus dem Krankenzimmer. Sie hatte aus dem Entsetzen und der Verzweiflung, aus Schmerz und Reue und Sorge als eine Erwachsene sich wiedergefunden. Die Pflege des Verwundeten lag bei ihr in guter Hand. Sie gab verständig Auskunft über sein Befinden. Daß er seit einer Stunde in festem Schlaf liege.

„Ich glaube, das dürfen wir als gutes Zeichen betrachten,“ sagte Joachim. „Dann gehe ich natürlich nicht zu Ihrem Vater hinein. Aber Sie selbst möchte ich noch einen Augenblick sprechen.“

Er hatte pflichtgemäß nach Bennos Verbleib zu forschen. Vielleicht — und das blieb sein Hauptgedanke — ergaben sich so auch Anhaltspunkte für Evas Abreise. Deren Geheimnis er nicht mehr ertrug. Er mußte des Dunkels Herr werden.

„Ich muß Sie bitten, mir ganz offen zu sagen, was Benno über Ihr gemeinschaftliches Reiseziel mit Ihnen gesprochen hat.“

„Von einem bestimmten Ziel hat er mir nie etwas gesagt. Er redete nur davon, daß wir hinaus in die Welt wollten, hinaus“ — sie zögerte etwas — „in die helle Nacht.“

Digitized by Google

Damit hatte sie ehrlich und wahrhaftig alles gestanden, was ihr bekannt war. Joachim schüttelte den Kopf. „Ihr lieben, armen, dummen, jungen Menschen!“

Sein Weg führte ihn zu Andreas zurück. Sollte er noch hier bleiben, sollte er nach Hause? Nach Hause? Wie heimatlos flatterte er umher. Und um ihn war Dämmerung. Er war im Verdursten nach Klarheit.

Andreas hielt ihn fest. Die Fischereigenossenschaft wollte einen zweiten Dampfer kaufen. Er sollte sich doch einmal die Veranschlagungen und Bedingungen ansehen.

Erschreckt fuhr Joachim zurück. Dann aber, auf den wiederholten dringenden Wunsch, vertiefte er sich in das Geschäftliche, ernsthaft nach seiner Art. Und nun geschah es ihm, daß er vergaß, was ihn quälte, daß seine Not von ihm abfiel. So saß er mit dem Bruder, rechnete und überlegte. Der größte Teil des Nachmittags verging.

Plötzlich wieder peitschte es ihn auf. Wie ein Irrlicht flackerte es in ihm: ist all das Geschehene nicht ein Traum? Sie ist in ihrem Hause! Sie war ja gar nicht fort. Oder war sie's, war sie nicht weit! Sie ist wieder da.

Schnell nimmt er Abschied von Andreas. Wieder zum Wartturm geht es. Der sieht nicht anders aus als heute morgen, der spricht nicht mehr mit ihm.

Und nun überlegt Joachim bei ruhigem Verstand. Vielleicht ist nach all den Stunden jetzt eine Nachricht von Eva gekommen — irgend-, irgendeine. An Frau von Lehnhof — oder auch an ihn selbst. Oder die Hausdame hat doch noch etwas gefunden, was Eva hinterlassen hat — für ihn.

Wieder klingelt er. Wieder öffnet ihm Frau von Lehnhof mit demselben vergilbten, zerknitterten, unterwürfig-hochmütigen Gesicht. Joachim ist nicht so kurz angebunden und höflicher im Ton. Sie verhandeln nicht mehr zwischen Tür und Angel. Die Dame bittet ihn näherzutreten. Im Wohnraum nehmen sie Platz. Hier ist weniger von Evas Art als in ihrem Musikzimmer, aber immer noch genug. Überwältigend viel von ihrem Walten, ihrem Hausen, von der Luft, die sie umgab, strömt auf ihn ein. Die Hausdame fragt, was denn mit Benno sei.

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Er hat hier in den Dünen unsern Schuldiener über den Haufen geschossen.“

„Grundgütiger Gott!“ Erschüttert sinkt sie in sich zusammen. Dann, als sie die Sprache wieder hat: „Nein, davon hat die Mutter nichts gewußt! Ganz gewiß nicht. Sie hat sich mit einem Scherz von mir verabschiedet.“

Das ist ein Wort, das neue Gedanken ruft. Dann ist sie nicht weit, dann ist sie bald wieder da, dann ist sie schon wieder nach Hause unterwegs. Nur auf ein paar Besorgungen ist sie aus — wie es so die Art der Frauen ist. Sie macht kein großes Wesen davon. Darum hat sie auch nichts Besonderes hinterlassen.

Aber zur Sicherheit fragt er noch einmal, ob sich nicht doch noch für ihn eine Nachricht gefunden habe. Die Antwort lautet „nein,“ wie sie zu erwarten war. Trotzdem legt sich ihm das wieder aufs Gemüt. Und düster nimmt er Abschied.

Nun bedauert er seine Gedankenlosigkeit, daß er den Wagen heimgeschickt hat. Wie zieht es ihn jetzt heimwärts! Vielleicht sind auf dem Gymnasium diese oder jene Mitteilungen eingelaufen.

Zu Fuß geht es also in die Stadt zurück, den wohlbekannten Weg. Der wie ein guter Kamerad ist, soviel hat er mit erlebt. Was an Gedanken und Empfindungen hat er tragen helfen!

Heut nichts mehr von Gedanken — von Empfindungen nichts mehr. Genug davon hat dieser Tag in Bewegung gesetzt. Nun heißt es Ruhe halten. Nun gilt das dumpfe Schreiten. Wie er es als Soldat von den großen Feldmärschen gewohnt ist. Was einen erregt, sinkt langsam in sich zusammen, was einen beschäftigt, wird blasser und erlischt, die Sinne fallen in Schlummer. Ein Schlafwandler taumelt fort, ohne Wissen, ohne Fühlen. Er wacht erst wieder auf, als das Stadtbild ihm die Abendsonne verdeckt, die hinter den Häusern sich zur Ruhe begibt. Und wie seine Feindin wirft sich die Wirklichkeit auf ihn. Er hat an sich zu tragen, da er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufsteigt. Seine Haushälterin ist nicht da — schade — er sehnt sich fast nach Gleichgültigkeiten und Trivialitäten.

In seinem Zimmer will er müde auf das Ruhebett sich werfen — da — auf dem Schreibtisch ein Brief — er stürzt auf ihn zu — es ist Evas Hand, die nervöse, unruhige, springende Steilheit —

Und er liest:

„Lieber Joachim,

ehrlich — Sie wissen, ich halte nicht hinterm Berge: ich bin vor Ihnen geflohen. Oder auch so: ich habe Sie von mir befreit. Deshalb, weil Sie kein Glück an mir gefunden hätten. Das heißt, ich will nicht die Opfermütige spielen. Auch Sie hätten mir kein Glück gebracht. Forderungen, die man nicht erfüllen kann, ängstigen. Ja, ich hatte Angst vor Ihrer Welt mit ihren absoluten Begrif-

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

fen und Gesetzen von Stetigkeit und Einheit und Einigkeit und Ewigkeit. Ich, die ich nun einmal in der Niederung des Relativen und des Wechselnden zu Hause bin. Die Höhe oder die Fähigkeit zur Höhe, die Sie mir andichten, fehlt mir durchaus. Nur Verstellung würde sie bei mir sein. Sie sehen, wohin man blickt: das Beschämende, das Angstigende.

Ich habe nie an Freundschaft zwischen Mann und Weib geglaubt. Vielleicht wären Sie der Mann gewesen, mir hier neues Land zu zeigen. Dann aber — geschah nicht auch uns, was, wie ich nun einmal meine, immer kommt und immer kommen muß? Die Bahn aber, die Sie mich nun führen wollten, konnte ich nicht mit Ihnen gehen.

Was ich in meiner Ehe durchlebt habe, hat mir gezeigt, daß ich, wie ich bin, nicht heiraten darf, will ich mich nicht versündigen an mir, so gut, wie an dem, der mich erwählt.

Sie sind der Bessere, darum, weil Sie der Stärkere sind. Als der Stärkere aber werden Sie Worte der Empfindsamkeit ablehnen schon deshalb, weil sie so leicht sich tröstend gebärden. Ganz abgesehen davon, daß sie in Abschiedsbriefen immer ins Herkömmliche entgleiten, was gewiß nicht in unserm Sinne ist. Aber danken darf und muß ich Ihnen, lieber Freund, denn Sie haben mich reich beschenkt aus Ihres Wesens Fülle.

Und wenn ich Ihnen eine Bitte ans Herz legen darf: nehmen Sie Bennos sich an.

Sie sollen von mir selber hören, daß ich Herrn Potschinak auf seiner Konzertreise durch Holland begleite.

Leben Sie wohl!

Ihre Eva Treutlien."

Und Joachim saß die halbe Nacht und las den Brief immer und immer wieder. Und bohrte sich ein in jedes Wort bis auf den tiefsten Grund, und wand sich in Schmerz und lachte in Hohn und schmähte in Zorn und ward wieder andächtig vor solcher Wahrhaftigkeit. Dann reckte er sich und es war ihm, als spränge ein schwerer Reif klingend in ihm entzwei. Wie erlöst atmete er und lachte nicht mehr so wild und so bitter, da er durchs Haar sich fuhr: „Ich grasgrüner Narr!"

Und danach fiel er in todtiefen Schlaf.

Am andern Morgen ging Joachim vor seiner Zeit ins Gymnasium, dem Direktor Bericht zu erstatten.

Es war in ihm etwas gestorben, die Andacht einer Trauer war über ihm. In festen, harten Händen hielt er seine Arbeit und seine Pflicht.

Falkner, auch heute der erste an Deck, war in lebhafter Tätigkeit und freudig angeregt. Er hatte eben ein telephonisches Gespräch mit dem Bürgermeister gehabt — es war richtig so gekommen, wie er gedacht und sich gewünscht hatte. Die Reaktionäre in der Bürgerschaft begingen wahrhaftig die Dummheit, den Fall Benno ihm in die Schuhe zu schieben! Famos! Besser konnten sie gar nicht das Wasser auf seine Mühle leiten. Jedenfalls war die Schulfrage durchaus in den Vordergrund der öffentlichen Teilnahme gehoben. Sie war brennend, und der Brand war Falkners Leben.

„Die öffentliche Meinung werden wir schon kriegen!" erklärte er und rieb sich die Hände, nachdem er Joachim kurz unter Schonung des alten Regiments — es galt den „Vertrauten" langsam sich kneten und zurichten — das Sachliche mitgeteilt hatte. Die öffentliche Meinung — das war sein erster Gedanke. Nun ja, so spricht der Mann, dessen Ehrgeiz das Kultusministerium ist.

Joachim wußte nicht, was ihm gleichgültiger gewesen wäre als die öffentliche Meinung — immer und nun gar hier, wo Bennos Schicksal, in seines eigenen Lebens Gang verflochten, ihn bewegte. Das der andere kalt ausschlachtete für seinen persönlichen Bedarf. Wieder stieg der Zorn gegen ihn in Joachim auf — vielleicht auch ein Stück Neid. Lebenskunst nennt man das ja wohl, so leicht um sich selbst als Mittelpunkt das Leben kreisen zu lassen. Er, Joachim, hat nun einmal zu wenig von dieser schönen Gabe mit auf den Weg bekommen.

„Ich möchte Sie also bitten, Herr Professor Braß, den amtlichen Bericht an die Behörde als mein Vertreter abfassen zu wollen. Und überhaupt die ganze Angelegenheit offiziell zu erledigen."

In Joachim dämmerte es auf: war nicht eine besondere Taktik dabei? Nicht bloß, daß der andere die ganze Sache sich vom Leibe schaffen wollte — es lag ihm daran, nach außen hin zu zeigen: seht ihr, damit hab' ich, der neue Herr, nichts zu tun, deshalb führt auch einer von den Herren des alten Kollegiums hier die Geschäfte. So will er offen seine Hände in Unschuld waschen.

Immerzu! Wenn er es anders machte, wäre er dann noch er selbst! Aber die Kluft zwischen ihnen beiden gräbt sich Joachim damit immer tiefer ins Bewußtsein.

Mit Scheu hatte er der Frage entgegengesehen, die von der andern Seite kommen mußte — der Frage nach Bennos Mutter. Da sie nicht kam, rief er sie nicht herbei. Schon der Name, die bloße Erwähnung im Munde des andern würde roh an die kaum

Digitized by Google

verharschte Wunde greifen. In seinem Bericht war eine Lücke geblieben, da er von einer Nachforschung und Erkundigung im Hause der Mutter nichts erwähnt hatte. Er schwieg auch jetzt darüber. Falkner wurde schon wieder am Fernsprecher verlangt. Joachim machte sich bereit zu gehen.

Aber wie sie sich verabschiedeten, hielt Falkner ihn nun doch zurück: „Ich habe das eine ganz vergessen — sind Sie denn nicht bei Frau Eva gewesen?“

Es war Joachim zumute, als müßte er sich wehren, als hätte er etwas zu verteidigen. Aber ruhig, sach- und ordnungsgemäß gab er jetzt die Auskunft: „Ich war in der Wohnung der Frau von Treutlien, fand sie aber nicht mehr. Sie ist an demselben Abend abgereist.“

„Abgereist — ach was! Auf lange? Und wohin?“

„Frau von Treutlien ist in Begleitung ihres Klavierlehrers gefahren. Der eine Konzertreise durch Holland macht.“

„So, so.“

Durch die hübschen Züge flammte eine unverkennbare Regung des Unmuts, der Enttäuschung, die Empfindung eines Verlustes.

Joachim hätte jetzt gehen können. Er geht nicht. Ihn hält eine Art schmerzliche, düstere Erwartung. Seine Augen bohren sich in das Gesicht des Mannes, in dem er von je den Nebenbuhler gewittert hat. Als wollten sie etwas aus ihm herausgraben, eine furchtbare Wahrheit —

Furchtbar? Was hat er noch zu fürchten? Ist die Frau nicht für ihn abgetan? Ist sie nicht überwunden und zur Ruhe bestattet? Aber ihr Bild — ihr Bild ist am Leben — und des Bildes Leben ist Klarheit!

Und jetzt spricht der andere. „Sie scheinen dem allen sehr nachzuhängen —“

Joachim wirft den Kopf. Will sich der in sein Leben drängen — als Tröster wohl gar — und hier — hier —! — Will der Mann so die Vertraulichkeit, auf die er es jetzt anlegt, noch enger schlingen? Warum muß er hier noch bei ihm stehen, warum ist er nicht längst gegangen —? —

Schon ist Joachim auf dem Sprung — und wieder bindet ihn das Unheimliche, das Unsägliche, das ans Licht will und soll —

Und wie herbeigezwungen von dem, was sein Wahrheitswille fordert, spielt um des andern weichen, sinnlichen Mund ein Erinnern und in diesem Erinnern eine Genugtuung, eine Regung des Selbstbewußtseins, eine Eitelkeit, die nicht darauf verzichtet, den Erfolg zu bezeugen. Um keinen Preis jetzt, nach der Abreise, als der Kaltgestellte erscheinen! Die Überlegenheit obenauf!

So kommen aus diesen verhaßten Lippen, wie herausgezogen von der Erwartung des mit allen Fibern Horchenden die Worte, die ein Achselzucken begleitet: „Mir selbst wird ja jetzt — so mancherlei fehlen. Aber du lieber Gott — Eva Treutlien ist nun einmal so. Ein Tor, wer sich über solche Frauen den Kopf zerbricht!“

Der Genießer — der Kenner — und der Tröster, haha! Der Genießer — der schamlos sich Brüstende —! —

Joachim würgt das alles mit grausamer Lust in sich herein — und dann stürzt es hervor mit wilder Gewalt wie eine Sturmflut.

„So spricht ein Bube!“ Er packt die Brust des andern und schüttelt ihn, schüttelt ihn, als wolle er alles Leben aus ihm herausholen. Dann stößt er ihn von sich. Befreit! Das letzte der Qual, die in ihm tobt, hat sich erlöst —

Falkner taumelt zurück und sucht halt und findet ihn nicht und fällt hinterwärts in den Schrank. Die berstenden Bretter krallen sich um ihn fest. Er rudert mit den Armen und Beinen, sich loszumachen — weiß der Himmel, ein unerhört lächerlicher Anblick.

Ja, so ist es gut! So sei das Ende! Der Schlußakkord meines Zusammenwirkens mit dem neuen Herrn, der nun einmal mein Zorn ist und mein Haß.

Und bin ich ein wüster Gesell' — ja ich bin's, aber es gibt nun mal Momente, wo die Mannesfaust nicht Ruhe hält! Gott sei Dank habe ich meine Zeiten, wo ich mir selber helfe und nicht nach dem Beschwerdebuch rufe — aber bin ich wüst, so will ich es mit Lachen sein!

Schön eingezwängt und eingekeilt ist der Generalgewaltige! Haha! Hoffentlich hat er nicht gerade seinen „Rhythmus“.

In seines Lachens Takt schreitet Joachim über den Schulhof. So ist am Morgen des Johannistages sein Ausgang aus dem Gymnasium von St. Jürgen.

⁂ ⁂ ⁂

Es waren die hellen, warmen Sommertage, da die jungen Gedanken schon auf Ferienwanderungen sind, ehe die große Freizeit begonnen hat. Die Tage, an denen auch sonst in der Schule der Ernst der Arbeit Atem zu schöpfen und sich das Leben ein wenig leichter zu machen pflegte.

Und auch im Gymnasium von St. Jürgen, wo das Oberste zu unterst gekehrt wurde, wo die Arbeit immer mehr herumflatterte und flackerte, hätte sich vielleicht trotz den Reizen der Neuheit, trotz Falkners leidenschaftlicher Regsamkeit und seinem Schöpferbewußtsein — „ich brauche das Chaos, um den Kosmos zu gestalten“ — auch hier hätte sich jetzt viel-

Digitized by Google

leicht die mehr als alle Wanderlust gefürchtete sommerliche Verdrossenheit, der gefährliche Sommerschlaf auf alles gelegt. Die Gefahr war groß bei der im Grunde phlegmatischen Natur dieses Menschenschlages. Aber die beiden Sensationen waren und blieben die Hechte im Karpfenteich: der niedergeschossene Schuldiener und das plötzliche ungeklärte Ausscheiden von Fortinbras. Freilich verwirrten sie das geistige Leben in der Anstalt noch mehr und waren also an sich ein zweifelhafter Gewinn.

Joachim hüllte sich über seine letzte Begegnung mit Falkner in gepanzertes Schweigen. Nicht nur seine Vornehmheit, die den gedemütigten Gegner schonte, auch die Furcht an das zu rühren, was zu der Gewalttat ihn hinriß, und zuletzt eine Scham, daß er sich hatte hinreißen lassen, machten ihn unnahbarer als je.

Falkner mit seiner glücklichen Sinnesart durfte es als Sieg sich gutschreiben, daß dieser gefährlichste aller Gegner freiwillig aus dem Amte schied. Und daß als Etikett auf dieses Ereignis mit des Scheidenden Einwilligung „schwere persönliche Differenzen mit dem neuen Direktor" geklebt werden durfte.

Mochten sich nun die andern die Köpfe darüber zerbrechen — Falkner schwieg wohlweislich auch — so lag denn auch über dieser Geschichte der Zauber eines Geheimnisses.

Allerdings die Bluttat — Blut der besondere Saft! — war es in erster Linie, was die Gemüter der Eltern, so träge sie waren, in Bewegung gebracht hatte. Ein Elternrat oder so was Ähnliches brachte es richtig zu ein paar Tagungen.

Es war das gewohnte Bild, alle waren sie da. In der Überzahl natürlich die Neugierigen, die Oberflächlichen und im Grunde Gleichgültigen, die eben nur die Sensation auf den Schwung gebracht hatte. Die Wortführer einmal die Konfusen, vom Neuen Benebelten, die selber nicht wußten wo aus und wo ein — dann die Redegewandten und Witzigen, denen es zuerst darauf ankam, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen. Den Ernsten, Innerlichen aber Wortarmen brummte der Schädel von solchem Schwall.

Da saß unter den Versammelten ein schwerer helläugiger Mann, Herr von Riebnitz, Dibrands Vater. Bäuerlich fast in seinem Gehabe. Fest in seinem Urteil und seinem Wollen. Er bat ums Wort. Aber er war beileibe kein Redner. Und wie er mit der Wendung, die als eine Art Losung ihm galt: „Ordnung regiert die Welt und der Knüppel die Hunde!" seine holprigen Ausführungen schloß, kam das viel brüsker und junkerlicher heraus, als es gemeint war. Die Gemüter erregten sich, ein heftiges Durcheinander verschlang vollends alle Möglichkeiten einer Verständigung.

Auch hier das Chaos, das — angeblich — schwanger mit dem Kosmos ging. Und so gab es den richtigen Einklang mit dem, was der heilige Jürgen auf seinem Gymnasium sich abspielen sah.

Auch hier, unter den Schülern wie unter den Lehrern nach wie vor die Mehrzahl von der Gelassenheit, Oberflächlichkeit, der gedankenlosen Trägheit, die stillhält und sich schieben läßt. Einige von ausgesprochener Hartnäckigkeit und feindlich im Widerstand eigener Überzeugung. Aber so ganz unerbittlich auch von ihnen nur Professor Schruff. Der soweit geht, sich gerade jetzt alle Fragen der Schüler, wenn sie nicht „strengstens zur Sache gehören", zu verbitten. Er ist beliebt bei den Jungen, seine unbekümmerte, forsche Art, sein Draufgängertum, gerade weil es ein wenig ruppig ist, wirkt auf die jungen Gemüter. Einige von den Knaben, die „der Zwang des alten Systems" aufsässig stimmt und die — gewiß um sich wichtig zu machen, vielleicht auch um sich beim Direktor zu schustern — über Professor Schruff wegen jener Vorschrift an höchster Stelle sich beschweren, werden am nächsten Tage von Schruff vom Katheder herab der Klasse mit Namen genannt. Und nur die nackte Tatsache wird berichtet ohne jedes Beiwort. Aber das genügt. Die Lynchjustiz der Klasse greift zu. Die „Petzer" bekommen ihre Haue. „Prügelstrafe der Schüler untereinander" nennt Schruff dieses Erziehungsmittel, das auch die neueste aller Zeiten nicht verbieten kann, das er schätzt und übt — nach wie vor.

Für Falkner gab es keine Widerstände, die er schwer genommen hätte. „Übergangszeit" — damit hatte er das erlösende Wort gefunden. Er verstand sich auf die Kunst, Geister zu bannen, und glaubte an sie.

Er selbst hatte in der obersten und in der untersten Klasse Stunden übernommen, in der Prima gab er Deutsch, in der Sexta Heimatkunde. Er scheute sich nicht vor dem Beispiellosen und Ungewohnten — das war ja sein Element — das ganze Lehrerkollegium sich als Gast zu seinem Unterricht zu laden. Damit sie alle dabei sein konnten, mußte natürlich eine besondere Zeit angesetzt werden. Daß sie alle Platz fänden, bedurfte es eines größeren Raumes. So mußte es in der Aula vor sich gehen.

„Eine Festvorstellung," höhnte Eberhard Schruff. Sie dachten an das, was Fortinbras einmal vom Zirkus gesagt hatte, und vermißten ihn sehr.

Digitized by Google

Für die Jungen war durch das Ungewöhnliche natürlich die richtige Stimmung geschaffen. Aufgekratzt waren sie, sehr bereit, alles mitzumachen, was von ihnen verlangt wurde. Die meisten kitzelte nun doch das Gefühl, daß mit ihnen Ehre eingelegt werden sollte.

Mit der Prima begann es. Feierlich nahm die Lehrerschaft als Auditorium ihre Plätze ein.

Falkner, sehr unbefangen, war ganz der größere Bruder, der mitteilsame Freund. Er deichselte es so, daß auf Wunsch der Jungen ein Ausflug in die neueste Literatur unternommen wurde. Hier hatten die Hans Weinhold und Genossen Oberwasser. Sie mußten berichten, was sie gelesen, auch wohl rezitieren, was sie behalten hatten. Dehmel, Rainer Maria Rilke, Fritz von Unruh, Gorch Fock kamen zu Worte. Über ihre Eindrücke und Empfindungen sprachen die Jungen. Manche in der Klasse waren allerdings sachlich unbeteiligt, aber auch sie hörten aufmerksam zu. Falkner ließ dazwischen die Feinheiten seines Geschmacks, seines Urteils spielen. Aber er ließ sie spielen. Vor den Schülern, vor den Zuhörern. Und die Klugen und Tieferen unter diesen wurden das Gefühl nicht los, daß sie eben einem Schauspiel beiwohnten. Gaben sich nicht auch die Wortführer unter den Jungen ganz als „Akteurs", die ihre Rolle hatten?

„Det riecht mir allens nach Schminke!" grimmte Schruff in sich hinein.

Aber Zug und Schmiß und Regie war in der Vorführung, das mußten auch die Übelwollenden zugeben.

Nun kam die Sexta an die Reihe. Heimatkunde. Die kribbelnde Schar der Kleinen ohne die Machtmittel und Kommandos einer Disziplin, die als veraltet abgelehnt wurde, in Ordnung zu halten, war nicht so ganz einfach. Indessen die feierliche Gelegenheit tat auch hier ihre Wirkung, das Bestreben artig zu sein herrschte vor. Auch wirkte die große Zahl der Lehrer bezwingend. Sie blieben auch hier hübsch beieinander.

Er ließ die Kinder eine Wanderung mit sich machen, vom Schulhof durch die Stadt über die Felder bis an die See. Was ihnen auffiel, sollten sie sagen. Was sie besonders beschäftigte, darüber sollten sie sich auslassen. Hier ging es nun zuerst wie Kraut und Rüben durcheinander. Aber Heimatkunde blieb schließlich alles. Fragen taten sie aber mehr, als zehn Weise beantworten konnten. Ein anderer Lehrer wäre wohl öfters in Verlegenheit gekommen. Doch Falkner sagte ganz seelenruhig: dies und das wisse er selber nicht. Es gäbe ja so unendlich viel auf der Welt — darum müßten ja auch soviele Lehrer an einer Schule sein, von denen jeder ein großes Wissensgebiet unter sich habe. Und diese naturwissenschaftliche Frage — es war von Versteinerungen die Rede — würde am besten Herr Professor Schruff beantworten, der ja zum Glück bei der Hand sei. Und während Schruff aus der Zuhörerrolle heraustrat und kurzen Aufschluß gab — das alles hatte in seiner Ungezwungenheit wohl etwas Erfreuliches — wandte sich Falkner an das Kollegium: nichts Schlimmeres für uns, als vor den Kindern so einen Popanz der Allwissenheit zu machen! Der doch über kurz oder lang in sich zusammensinken muß. Die Jungen müssen es je eher desto besser erfahren, daß wir kein Konversationslexikon sind!

In alledem war etwas wohltuend Ehrliches und Unmittelbares. Obschon den Zweiflern auch hier eine Originalitätssucht ihr Rad zu schlagen schien. Und Falkners Art, mit den Kindern umzugehen, zeugte ganz gewiß von ursprünglicher Lehrbegabung. Nur das schließlich doch das Beste dafür fehlte, die Wahrhaftigkeit innerlicher Wärme. Und so blieb eben alles doch ein Spiel. Ein verblüffendes, ein reizvolles, ein blendendes für diesen und jenen. Aber die tiefer Blickenden wurden doch immer wieder darauf gestoßen, daß er zuerst und zuletzt nichts anderes als seine eigene Person produzierte und sich selbst von seinen Ideen beleuchten ließ. Darum fehlte das Beseelte, und was blieb, war nicht viel mehr als kalte Mache.

Keiner, der das so empfand, wie Einhart. Keiner, der wie er darunter litt. Dies war nicht die Stimme, nicht das Walten des Heilbringers, ganz gewiß nicht. In allen Fasern zuckte es ihm, selbst Zeugnis abzulegen. Ja, er war nur einer von den Kleinen, den ganz Kleinen. Und wie gering war sein Bereich. Aber kann das Große nicht auch in den Kleinsten sich auswirken? Steckt in dem Senfkorn nicht ein Baum?

Und er weiß, er hat es, das heilige Fühlen. Falkner aber ist sein Bundesbruder. Und was der will, ist gut. Nur daß dieser Wille an Berechnung hinsiecht, an armseliger Absicht, an eitler Schaustellung verödet.

Kann er, er selbst, so klein er ist, hier nicht helfen, nicht wecken — nicht erwärmen mit eigener Inbrunst? Nicht vielleicht doch einen Funken schlagen, der in dem Mächtigen eine reine Flamme entzündet? Warum offenbart er sich ihm nicht mit ganzer Kraft? Die Scheu vor dem Schein, er könne sich an den Einflußreichen hinandrängen wollen — wie kleinlich ist sie, hier, wo es um das Große

Digitized by Google

geht. Falkner soll einmal zu ihm kommen, wenn er mit seinen Jungen arbeitet, mit ihnen fühlt, mit ihnen lebt! Ja, er weiß, er hat ihm was zu geben! Kann davon nicht etwas wie ein Ruf in dessen Seele klingen?

Und die freie Schule wirkte weiter. Wenn aber die Lehrer, die sich überhaupt noch um den Unterricht — nein, Unterricht ist veraltet — um das freie Schaffen an sich selber kümmerten und nicht bloß „Freiheit, die ich meine" pfiffen, wenn sie vor all dem krausen und auch dummen Zeug, das dabei zustande kam, vor den gewollten Albernheiten und ungebändigten Dreistigkeiten erschraken, tröstete sie Falkner mit der „Übergangszeit". Erklärte, er wollte es so, wollte das Absurde, wollte den gärenden Most — denn nur aus ihm würde Wein!

So kam es, daß viele der Lehrer bloß noch zu beschaulichen Anekdotensammlern wurden, und es mehr oder weniger spaßig fanden, was die jugendliche Ungebundenheit zutage förderte. Heute im Konferenzzimmer erzählte Caligula, mit einem wehmütigen Lächeln, in der Kulturgeschichte — sie hätten gerade von Hauszeichen und Hausmarken gesprochen — wäre von einem seiner Frechlinge die Frage aufgeworfen: warum auf dem Lande die Türen eines gewissen Ortes gerade mit einem herzförmigen Ausschnitt verziert wären? Er hätte das Rätsel nicht lösen können.

„Ick hätt' et jelöst!" rief Schruff. „Ick hätt' den Bengel derartig anjehaucht, daß ihm zur Illustration seiner Frage das Herz in die Hosen jefallen wäre!"

Man lachte, dieser und jener versuchte ernst zu werden, man machte Einwendungen — dann ließ man Probleme Probleme sein, sprach über Politik, wirtschaftlichen Druck, über Dienstboten und den Dollarstand.

Ganz abwesend war der Astrologe, er schlug die Augen himmelan, er verflüchtigte sich immer mehr von Tag zu Tag, er verdampfte visionär.

Falkner hatte sich bei Einhart für eine Lehrstunde zum Besuch angesagt. Er kam spät und blieb kurze Zeit. Nickte wohlwollend, dann horchte er hell und hart auf. Er fühlte, hier war mehr, viel mehr als er selbst hatte und geben konnte. Fühlte, daß die Jungen hier etwas lieb gewannen, auch den Fleiß. Und daß in dem Wissen hier die Seele sich regte. Denn hier war das, was er nicht hatte. Hier war das Herz.

Das schuf ihm eine Art Unbehagen. Ein Neid, eine Eifersucht zuckte in ihm auf. Eine Angst vor denen, die größer waren als er, weil sie tiefer und ehrlicher waren. Und vor denen er nimmermehr bestehen konnte.

Und weiter rückte er ab von dem, der als Jünger so gern seines Wesens Quell bewegt hätte. Wohl gewährte er Einhart eine kurze Unterredung. Der sprach ihm offen und zuerst noch zutraulich von seinen Nöten. Eins war es, womit er nicht fertig wurde. Wie war die Kluft zu überbrücken, die bei den Jungen zwischen Begabung und Stumpfsinn sich auftut? Er litt selbst mit an den Qualen des Genies, das mit den Langsamen und Lahmen Schritt halten mußte. Durfte der Lehrer mit den Sieghaften voranstürmen? Mußte er nicht eher mit den Bedürftigen in der Nachhut bleiben? Wie sind diese Gegensätze auszugleichen?

Er brauchte Rat und Hilfe, aber er fand sie nicht. Wurde Falkner ein Problem lästig, richtete er sich immer zu forscher Manneshöhe auf. „Mein lieber Kollege, Sie neigen dazu, allzusehr in Gemütstiefen hinabzuklettern. Nicht allzu weichmütig werden. Nicht ganz Empfindung sein." Und er hatte die Geste eines großen Worts bereit: „Wird nicht schließlich auch das Herz mit dem Hirn gewogen?"

Abgang. Das leg' ich dir hin. Darüber denk' einmal gründlich nach.

So entschwand ihm Falkner für immer aus der Welt seines Schaffens, seines eigenen Suchens und Findens.

Und jetzt ging es in die großen Ferien. Falkner war mit sich zufrieden. Wo andere eine Verwüstung und Zerstörung alter wohlgepflegter Pflanzung beklagten, sah er gelockerten Boden für neue Saat.

⁂ ⁂ ⁂

Joachim hatte als Leiter der Fischereigesellschaft alle Hände voll zu tun.

Es lag hier vieles im argen, nicht nur das Schreibwerk — am weiten Blick hatte es gemangelt und am festen Griff. Nun gab es Verhandlungen mit Reedern, mit Großhändlern, mit Räuchereien und Konservenfabriken. Sie mußten finanziell beteiligt werden. Größere Kapitalien wurden gebraucht.

Andreas war ein tüchtiger Geschäftsmann — fehlte nur der größere Zug. Den hatte Joachim. Die Fischer wußten es wohl. Sie priesen sich glücklich, daß sie ihn jetzt bei sich hatten, und breiteten ihm die Hände unter die Füße.

Joachim setzte sich ein für dieses Schaffen im großen. Er war wie auf einem neuen Erdteil — ein Ozean lag zwischen ihm und dem Vergangenen. Aber seines Herzens Heimat war nicht hier, und oft genug blickte er über das große Wasser.

Zahlen — Zahlen — was sollten ihm die

Digitized by Google

Zahlen! Ihm, der in den jungen Seelen auf die Ewigkeit gelauscht hatte.

Und das ganze Elend der Zeit, noch mächtiger wurde es so über ihn. O diese elende Zeit der vielen Nullen! Der vielen Nullen, weiß Gott!

Auf seinen stillen Abendwegen mied er noch den Bezirk des alten Wartturms, den düsteren Zaubergarten der Erinnerung. Sein Inneres war doch noch nicht so ganz ausgeheilt. Als er den alten steinernen Freund das erstemal wieder zu Gesicht bekommen, hatte der schwer den Kopf geschüttelt: „Die Weiber, Joachim — ja, ja, die Weiber!“

Oft saß Joachim an diesen Sommerabenden mit Huswädel vor der Tür und plauderte mit ihm von früherer Zeit. Der Alte fing an, sich langsam zu erholen. Ob er freilich seine Dienstfähigkeit wieder erlangen würde, war zweifelhaft. Er war denn auch um seine Pensionierung eingekommen. Wehmütig genug war es ihm zu Sinn. Aber das alte Jürgen-Gymnasium war und blieb ihm nun einmal durch den neuen Herrn verleidet, und auch als gesunder Mann hätte er schwer den Weg zu ihm zurückgefunden.

„Sie müssen nun eben auch umsatteln, Vater Huswädel,“ meinte Joachim. „In unserer Gesellschaft hab' ich einen Posten für Sie. Allerdings — wie soll ich sagen — Fischaugen sind keine Jungenaugen.“

Die Jungenaugen — wie er sie entbehrte, wie er sich nach ihnen sehnte! Er wußte, er würde ohne sie niemals seines Lebens froh werden.

Wer einmal ihr Licht geatmet hat — dieses groß und glücklich Erwartungsvolle, das spitzbübisch lustige und listige Lauern, die schalkhaften Schliche, dieses märchenhafte Entrücktsein, die strahlende Gläubigkeit, die lichterlohe Begeisterung — ja, ja, in den Augen sind die Seelen, und die Seelen glimmen nicht, sie flammen — das war nun mal sein Leben, das war seine Welt!

Oft genug haben sie ihm weh getan, die Jungen. Und am meisten zuletzt. Er hatte gehofft, die „Reihe“ würde nach ihm sich umtun. Nur zwei hatten ihn einmal aufgesucht, Bernhard und Dibrand. Er war nicht daheim gewesen. Sie waren nicht wiedergekommen.

Was wollte er? Dankbarkeit? Du lieber Gott, er sollte doch wissen, daß es nichts Wesenfremderes gibt als Dankbarkeit und Jugend. Und dann — den Jungen war es doch auch gehörig über den Kopf gekommen. Die neue Zeit brauste ihnen nicht schlecht um die Ohren.

Schließlich aber — nun regte es sich in seinem Gewissen — hat er denen, die gerade jetzt seine Hilfe gebraucht hätten, sich nicht versagt? Hat er nicht durch persönliches Erleben, durch persönlichen Zorn, persönlichen Haß und eigene, eigenhändige Gewalttat aus dem Geleise sich werfen lassen! Ist er nicht zum ungetreuen Führer an seiner Gefolgschaft geworden?

Der letzten Worte des alten Kornelius mußte er gedenken, seines Vermächtnisses: auf der Wacht sollten sie alle bleiben. Da es ein Gut zu wahren gälte!

Wie hat er, Joachim, geholfen, dies Gut zu wahren! Und wie hat er die neuen Ideen ad absurdum geführt! Damit, daß er ihren Vorkämpfer kraft seiner stärkeren Knochen an die Wand schmiß! Den neuen Leiter der Anstalt mit dem untern Teil seines Rückens in dem Schulschrank festkeilen — das heißt in der Tat, den geistigen Sieg über ihn gewinnen!

Nein, nein — das war kein Heldenstück, Joachim! Und kein Heldenstück war es, so die Anstalt zu verlassen! So von seinen Zöglingen sich zu lösen.

Die fühlten das auch — ob sie schon von all den Einzelheiten nichts wußten. Die große, starke, freie Offenheit fehlte. Ein Verstecktes war dabei — nicht hochgehobenen Hauptes ist er seines Weges gegangen. Viel eher könnte man sagen, daß er sich fortgestohlen habe.

Darf er sich wundern, daß seine jungen Freunde an ihm irregeworden sind, ihn seinem Versteck überlassen und ihn nicht suchen? Ach und wie leicht vergißt die Jugend!

Es heißt schon, sich zurechtrücken in seinem Schmerz und mit dem sich abfinden.

Einer fehlt ihm, den er gleich nach seinem Handstreich gegen den neuen Machthaber aufgesucht und nicht mehr angetroffen hat — Kornelius, der Freund. Er war zu Verwandten nach Süddeutschland abgereist. So ist auch nach dieser Seite ein leerer Raum.

Einsam — und die ganze Härte und bittere Schärfe der Vereinsamung.

Er war nicht mehr in der Stadt gewesen. Jetzt zur Zeit der großen Ferien riefen ihn Geschäfte dorthin. Den Tag über war er nicht zur Besinnung gekommen. Die Abendstunden aber waren sein.

Seine Geschäftsfreunde, angesehene Bürger, von denen einer auch Stadtverordneter war, hatten das Gespräch zwischen den kaufmännischen Schlachten auf die Schule gebracht. Man spürte, daß die Gemüter des Landes, die schweren, trägen, nun doch in eine schnellere Bewegung gekommen waren. Joachim aber riegelte sich ein. Nichts durfte ihm an sein Inneres greifen. Auch was sich

Digitized by Google

an eigener plumper Neugier in ihm regen wollte, wurde mit kurzem Ruck abgetan. Nur seinen eigenen stillen Stunden gehörte dieses Land. Dann, als die Dämmerung durch die menschenleer gewordenen Straßen schlich, begab Joachim sich auf seinen heimlichen Gang. Auf die Wallfahrt zu St. Jürgen.

Er trat in das Tor und schritt über den verlassenen Schulhof, auf dem die Abendschatten den seit Tagen verschollenen kindlichen Spielen und jugendlichen Disputationen nachträumten. In eines der Bogenfenster des Erdgeschosses lehnte er sich hinein, dessen Efeu spann zu seinen Häupten. Gräberschmuck — war sein Gedanke. Und ein Gestorbener erschien er sich selbst. Einer, den die nahende Nacht zum Spuk heraufbeschwört an die Stätte, die ihm im Leben die liebste gewesen. Und es war wie ein Rausch der Empfindsamkeit, was ihm die Sinne verzauberte. Er schluckte an etwas, wußte selbst nicht, was es war. Empfindsam, ja, ja — brutal nennen sie mich. Und daß ich mit Roheitsdelikten aufwarten kann, habe ich ja zur Genüge bewiesen. Was würden sie sagen, wenn sie mich hier so sähen — die früheren Kollegen, meine Jungen, meine Reihe — sehnsüchtig verträumt — was würden sie dazu sagen, wie ich hier so ein stilles, schmerzliches Glück mir stehle. Fehlt bloß der Mond und blinkende Tränen. Dann strafft er sich. Habe ich mir nun wirklich das, was mein Leben ist, verbaut — und verhaut? Bin ich bloß noch gut, herumzuspuken und zu geistern?

O du großes deutsches Land — solltest du nicht einen Lehrer brauchen können, der gewiß kein praeceptor Germaniae ist, der seine Enge hat, seine Unduldsamkeit, sein stutziges und störrisches Wesen — aber der die Jugend liebt und darum der Jugend auch was sagen und bieten und schenken kann? Es gibt doch noch mehr Heilige als meinen alten St. Jürgen.

Wer aber einmal solchem Dienst an der Menschenseele ergeben war — Heringe fangen kann nicht seines Daseins Losung sein!

Und da seine starken und innersten Lebenswünsche sich regen, wirft sich wieder die Vergangenheit gegen ihn. Und an dem Schmerz wächst das Mißtrauen. Wird man nicht fragen, warum er den Schuldienst verlassen hat? Wird man nicht forschen, wird Falkner nicht sprechen? Sprechen in seiner Art — er selbst der Unverwundbare, der Unanfechtbare, der Überlegene und Sieghafte? Sollen all die andern seine Wundenmale aufdecken?

Und wieder hüllt er sich in seine bittre Einsamkeit.

Die Ferien waren vorüber, die Reihe von guten Tagen, mit denen, wenn sie für Menschen schwer zu ertragen, Jungen jedenfalls unter gewöhnlichen Verhältnissen unendlich leicht fertig werden. Allerdings wird auch bei ihnen wohl, damit das Helle recht erfreulich sich abhebt, ein ernster Hintergrund gebraucht. Sonst kann auch in ihnen der Mensch wach werden, der nach Schmerzen sich sehnt.

Nach Arbeit jedenfalls. Und die Schule ist Arbeit. Die oft verwünschte, oft gehöhnte und doch unentbehrliche Arbeit.

Die Jungen von St. Jürgen dachten — so weit sie das überhaupt taten — an die Anstalt, die sie wieder zusammenwinkte, diesmal mit sehr gemischten Gefühlen. Mit dem Reiz der Neuheit ist bei Kindern am allerwenigsten anzufangen, weil gerade bei ihnen das Neue das Allerflüchtigste und Vergänglichste ist. Wenn die neue Ordnung der Dinge weiter nichts in die Suppe zu brocken hatte, als daß sie neu war —!

Und mit den Brocken hatte es doch wohl seine eigene Bewandtnis. Die Jungen wollten schließlich doch was zu kauen haben, den Mund möglichst voll, was zum Knacken gar. Sie hatten Zähne und wollten sie gebrauchen. Die weichliche Kost in ihren geistigen Futternäpfen — die festen, gesunden Kaumuskel waren geneigt, sich allmählich lustig über sie zu machen.

Und eine gefährliche Ulkstimmung nahm gerade jetzt nach den Ferien, wo sonst eine straffere Anspannung und festere Zügelführung an der Tagesordnung gewesen war, Besitz von dem jungen Volk. Kenntnisse — du lieber Gott — es kam ja im Grunde auf sie nicht an — „leicht und spielend" hatte man sie sich anzueignen — sie waren im besten Falle Scherzartikel. Man amüsierte sich und faulenzte — und war doch ganz gewiß dieses Lebens nicht froh.

Übergangszeit! sagte Falkner immer wieder denen zum Trost, die allmählich die Hände über den Kopf zusammenschlugen. Er selbst brauchte keinen Trost, er glaubte an die ‚Entwicklung'. Eigene Tätigkeit, die überall die neue Saat auszustreuen nicht müde wurde, die freilich ganz und gar nicht in die Tiefe griff, alles Unbequeme mied und im Grunde nichts als geschäftiger Müßiggang war, täuschte ihn über die geistige Regsamkeit seiner Anstalt. Und all die Ausgelassenheit war er geneigt, als Arbeitsfreude zu nehmen.

Er hatte damals in seinem öffentlichen Vortrag ein paar verhängnisvolle Worte gebraucht, die die Faulpelze, die Tagediebe und Unfugstifter von Beruf sich nicht ent-

Digitized by Google

gehen ließen. Aus der sie eine Formel sich schufen, um die Lehrer mit ihren Wünschen — Wünschen, zu denen die Forderungen von früher herabgesunken waren — wehrlos zu machen. Wenn die Burschen nichts wußten oder nicht mittun wollten, erklärten sie einfach: „In meinem Familienbaum ist was los.“ Oder auch: „Ich habe gerade meinen Rhythmus.“

Gerade in dieser Formel aber lag der Todeskeim für das ganze System. Sie war es, die eine Erregung und Bewegung in die ernsten Geister unter den Schülern trug. Im Anfang war das Wort — und aus dem Wort wurde die Tat.

Es gab Jungen, die auf dieser vermaledeiten Redensart mit einem gemeinen Lachen geradezu ritten und reisten. Sie weckten den ganzen Zorn der Bernhard und Dibrand. Einmal geschah es, daß Dibrand, der leidenschaftliche, seines Unmuts nicht Herr werden konnte, einen dieser üblen Gesellen beim Kragen nahm und regelrecht verdrosch. Die berühmte Prügelstrafe der Jungen untereinander. Aber es gab viel böses Blut, gerade weil man hier auf „neue Offenbarungen“ sich steifte — es gab den Fanatismus, mit dem Glaubenskämpfe ausgefochten werden, es gab Gift und Galle, Angebereien und Verhetzungen, Intrigen und Kabalen. Ein Hexenkessel brodelte das alte brave Gymnasium von St. Jürgen.

Falkner blieb unbeirrt und unerschüttert. Gärender Most — sprach er einmal über das andere. Je trüber er schäumt, je wilder er braust, um so eher klärt er sich, um so besser wird der Wein.

Er klärte sich in der Tat — schnell und gründlich, aber anders, als Falkner es sich träumen ließ. Noch lebte der Geist, der in Joachims Reihe Form gewonnen hatte. Hier wurde der Funke gehütet, aus ihm wuchs die Flamme.

Bernhard, Dibrand, Fritz Prüter und Hans Weinhold kommen von einem Vereinsabend.

Die Schülerverbindungen, die das Studententum nachäfften und es in wüsten Kneipereien zu übertreffen suchten, hatten sich überlebt. Auch war ihnen der Zauber genommen, weil sie nicht mehr in Acht und Bann getan waren. Geblieben waren ein paar Klubs, die ihre gemeiniglich belanglosen aber um so heftigeren Debatten unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse mit ein wenig Bier bescheiden zu begießen pflegten. Es waren spärliche Genüsse, meist wurde eben leeres Stroh gedroschen und Quark getreten, der davon bekanntlich breit wird und nicht stark.

Die vier leiden denn auch heute wieder an zorniger Leere. Und Dibrand spricht: „Können wir nun noch tiefer herabschliddern? Auf der Rutschbahn zur geistigen Öde? Ich habe das jetzt satt hier. Ich will mich nicht so durchdalbern — durch meine Lehrjahre. Jawohl, meine Lehrjahre! Um was zu lernen bin ich hier!“

Um was zu lernen — dies Wort hat es in sich — dies Wort klagt und weckt und ruft und flammt — dies Wort wird eine Macht.

Selbst Hans Weinhold spitzt diesem Feldgeschrei die Ohren. Auch ihm ist es der ‚Knochenerweichung‘ allmählich zu viel geworden, er ist dabei, sich aus dem Dunst seiner schwärmenden Lyrismen zur epischen Feier harter, härterer, härtester Heldenhaftigkeit emporzurecken. Sein Freund Fritz Prüter aber hat längst den Finger an die spitze Nase gehoben zu der weisheitsvollen, erlösenden Entdeckung: „Auch der Hedonismus ist nur in der Opposition denkbar. Wenn alles hedonisch wird, wenn die große Schlagsahne über die Welt hereinbricht, dann wird eben Grobbrot wieder Trumpf.“

Jetzt, auf dem gemeinsamen Heimweg, nimmt Bernhard das Wort, ernst, bedachtsam, und aus dem, was er spricht, wächst ihm dann selbst die starke Bereitschaft. „Ja, Dibrand, das ist es. Wir lernen hier auf diese Weise nichts. Die Windbeutelei behält die Oberhand. Ich war in den Ferien mit einigen Hamburger Primanern zusammen. Auch bei denen ist ja manches anders geworden, aber sie haben doch den festen Boden unter den Füßen behalten. Und die leisten was, die erreichen was, aus denen wird was. Wir wollen die Sache doch mal ganz brutal praktisch anfassen. Wir hier kommen später mit den andern Abiturienten ganz einfach nicht mit. Wir bleiben nachher im Leben bei jedem Wettbewerb glatt auf der Strecke. Unsere beste Zeit wird so einfach vertan, verzettelt — hingemordet wird sie.“

Hier hakt Dibrand wieder ein. „So ist es — und sollen wir das dulden! Oft genug hat man uns zu Gemüte geführt, daß wir Schüler selber was zu sagen haben! Das meiste sogar! Man hat uns die Initiative, die Aktion zuerkannt. Gut, so wollen wir sie üben.“

All die jungen agitatorischen Kräfte regen sich. In Hans Weinhold, dem Dichter, erwacht der Regisseur. Er sieht große Bühnenbilder, Umzüge, Kundgebungen, wehende Standarten.

„Ein Schauspiel muß es werden — großartig, eindringlich, überwältigend! Auch die Trägen und Widerstrebenden müssen fortgerissen werden! Begeisterung soll lohen.

Digitized by Google

Abendgesellschaft. Gemälde von Otto Pippel
(Aus Brakl's Kunsthaus, München)

Digitized by Google

OF D.C.

Digitized by Google

Wie ein Kreuzzug soll es sein. Die Sturmfahne soll flattern. Eine Oriflamme leuchtet uns voran.“ Um die Stilreinheit seiner Bilder macht er sich keine Sorgen — er feiert sie, wie sie fallen.

Fritz Prüter streut den Staub seiner trockenen Bedenken darüber. „Ihr kriegt sie ja bloß nicht zusammen! Und wenn wir nicht den großen Heerkörper haben! Auch hier muß die Masse es bringen. Oder es wird überhaupt nichts. Ob aber die meisten nicht mit dem fidelen Schlendrian sehr einverstanden sind —“

„Die meisten sind Herdenvieh!“ erklärt Dibrand. „Die haben wir, sobald die Sache im Zuge ist. Und jetzt wollen wir einmal schonungslos im Bilde bleiben. Wir haben doch nicht den Größenwahn der Kleinen — daß wir nun mit einemmal die Großen sind. Also: wir brauchen einen Großen, einen Hirten. Oder unsere Sache wird als Kinderkomödie mit wohlwollendem Lächeln abgetan. Als ob sie nicht auch eine Sache der Erwachsenen wäre, auch eine Sache der Eltern und Lehrer. Und also — kurz und bündig — ein Erwachsener gehört an ihre Spitze.“

Überzeugend ist das. Und das Nächste ist, daß sie ihre Lehrer Revue passieren lassen. Von denen sie wissen, daß die meisten innerlich der neuen Herrschaft widerstreben. Sie fassen Professor Höltz ins Auge, den Mann mit dem Römerkopf, der äußerlich ganz gewiß die beste Figur macht. Aber sein Wesen ist in zuviel Reflexion untergetaucht, es fehlt ihm die Wärme, die Hingabe, die wirkende Kraft und die Tat.

An Professor Schruff bleiben die Gedanken hängen. Der hat den Raketensatz, und ein Sturmbock ist er. Aber ein Feldherr — nein, ein Feldherr ist er nicht.

Sie aber brauchen einen Heerkönig. Und zu Fortinbras schweift der Jungen großes und heißes Sehnen.

„Ja, wenn wir Fortinbras noch hätten!“ —

Und wieder auf dem Schulhof standen sie in der Pause. Die Primaner an ihrem Bogenfenster. Und rauchten keine Zigaretten. Die fingen doch an, großer Luxus zu werden. Und dann — sie waren ja längst kein hochnotpeinlich verbotener Genuß mehr.

Und in diesem Winkel wurde die Tat geboren. Hier wuchs der Ruf schwungkräftig sich aus: „Wir wollen was lernen!“ Von Mund zu Mund ging er, von Herzen zu Herzen. Genug taube Herzen waren dabei — aber lärmen nicht die tauben Herzen am lautesten?

„Wir wollen was lernen!“ Der Ruf schwoll an wie der Schrei nach Brot. Unabweisbar, mit der ursprünglichen Gewalt eines Naturrechts! Wir wollen Brot!

Und im Akkord dazu klang es, stiller, noch gehalten und gedämpft, noch mehr traumhaft und in wünschender Sehnsucht: „Fortinbras muß wieder her!“

Das Klingelzeichen wurde jetzt gegeben. Huswädels alte Glocke hatte ausgetönt, ein elektrisches Läutewerk hatte sie abgelöst. Wieder war ein Stück Überlieferung zu Grabe getragen. Der neue provisorische Schuldiener, ein gelernter Monteur, jung, lebhaft, beweglich, hatte die Anlage gemacht.

Mit ihm, der ganz unpersönlich und selbst ein Stück Maschine war, verband die Jungen keinerlei Freundschaft, so wenig wie mit seinem Gebimmel, das schrill und gellend, springend und zuckend und reißend und funkend über Haus und Hof hinsprühte, ein Lauffeuer der Unruhe, mit unzähligen glühenden Nadeln, die in die Ohren, die Sinne sich bohrten. Wo war er, der ruhige, feierliche, väterliche Glockenklang mit seiner Sammlung, seiner Anleitung, seinem Charakter — er, der Hausgeist, der gütige?

Und dieser widerwärtig beißende Funkenregen, in dem all das Neue sich tollte, das haschende, tändelnde, spielende, wirbelnde — er war nicht dazu angetan, die in Wallung gekommenen Gemüter zu glätten. Vielleicht war er es, der ihnen den letzten Anreiz gab zu Wurf und Wagnis.

„Nun geht es wieder hinein in den Wirrwarr!“ rief Bernhard. Dibrand ging an seiner Seite. „Wenn wir wissen, was wir wollen,“ sagte der — „und ich denk', wir wissen es, dann gibt es nur das eine: los!“

Bernhard sieht ihn an mit seinen großen, gründigen Augen. „Wir machen es, Dibrand.“ Er nimmt seine Hand. „Wir beide. Geredet wird jetzt nicht mehr. Feuer gefangen haben sie — die, auf die es ankommt. Jetzt eine große Schülerversammlung. Man hat uns ja oft genug gezeigt, wie es gemacht wird. Und dann der große Schlag.“

„Ja! Und du sollst sehen, sie warten ja alle darauf, daß was geschieht. Die Lehrer, die Eltern. Nur daß sie selber den Dreh nicht finden. Dafür sind wir da. Heißt es nicht, von uns Jungen kommt das Heil? So soll es denn von uns kommen.“

Dibrand geht nach der Stunde zum Direktor. Für die große Schülerversammlung brauchen sie die Aula. Unterwegs macht die Frage ihm zu schaffen: ‚Wie weit darf er sich offenbaren, wenn der Direktor nach dem Zweck dieser Versammlung sich erkundigt?‘ Der Diplomat in ihm muß sehr auf der Wacht sein.

Digitized by Google

Aber es bedarf keiner Winkelzüge, und Dibrand atmet auf. Falkner ist von anderen Dingen in Anspruch genommen, er bewilligt ohne weiteres den Saal und fragt erst gar nicht nach dem Warum und Wofür.

Er hat mit dem Bürgermeisteramt zu tun. Da ist etwas geschehen, was auch ihn sehr lebhaft angeht. Der Oberbürgermeister, der Bulle, der rücksichtslos „der Freiheit die Gasse" gebahnt hatte, ist auf Urlaub gegangen — man munkelt für immer, weil er sich Über- und Unter- und Nebengriffe habe zuschulden kommen lassen. Kräfte in der Bürgerschaft, die beiseite getreten waren und geschwiegen hatten, regen sich wieder und machen sich ans Werk. Die Geschäfte führt der zweite Bürgermeister, der aus dem Handwerkerstand hervorgegangen ist, ein klardugiger Mann, klug, besonnen, vorurteilslos, unbefangen und ehrenwert. Falkner muß mit ihm erst Fühlung gewinnen. Daß auch er ihn sich „beibiegen" werde, daran zweifelt er nicht. Neuer Machtwirkung bedarf es. Im Grunde ist es ein Reiz mehr.

⁂ ⁂ ⁂

Am Sonnabend nachmittag zwei Uhr öffnet sich der Saal des Gymnasiums von St. Jürgen der bewegten Knabenschar.

Aus geschwätzigen, fröhlichen, springenden Bächen rinnt es zusammen zu einem großen gewichtigen Strom. Alle sind sie gekommen, die Großen, die Kleinen, und alle sind sie von sich durchdrungen. Denn alle wissen sie, daß heute etwas noch nicht Dagewesenes geschehen wird. Und daß jeder mitschafft an beispielloser Tat.

Bernhard leitet die Versammlung. Alle geben sie sich willig in seine Hand. Er spricht kurz, klar, eindringlich.

„Man hat uns gesagt, daß das Entscheidende über den Geist und das Leben der Schule wir, wir die Schüler sind. So wollen wir denn nun auch entscheiden („bravo! ja das wollen wir!"). Dem Ruf, der an uns ergangen ist, sind wir gefolgt. Man bemüht sich täglich um neue Definitionen, was die Schule ist und was sie sein soll — aber um das eine kommt niemand herum: die Schule ist dazu da, daß man auf ihr was lernt! Auf unserm Gymnasium von St. Jürgen haben wir einmal etwas gelernt — („ich nicht", ruft ein Witzemacher, aber er wird gleich zur Ruhe gewiesen) — heute aber lernen wir hier nichts mehr. Eine neue Lehrmethode oder wie sie sich nennt, ist auf uns — ich darf wohl sagen — losgelassen. („Sehr gut!") Wir sind dazu ausersehen, die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Man experimentiert mit uns. („Versuchskaninchen — wir wollen keine Versuchskaninchen sein!") Freie Schule nennt man das, was man mit uns aufstellt. In Freiheit an uns selber schaffen sollen wir. Aber schaffen wir was? Wir sind so frei, es nicht zu tun. („Sehr gut!") Gespielt wird hier. Eine Spielschule ist das Gymnasium von St. Jürgen geworden. Sind wir Spielkinder?"

Ein Sturm der Entrüstung pfeift durch die Halle. So hat er, der Redner, sie mit Haut und Haar — fast schämt er sich des Agitators, den die Öffentlichkeit in ihm heraufbeschworen. Er braucht nicht weiter zu reden — sie tun es für ihn. Das Wort, das in der Luft liegt — sie greifen nach ihm mit tausend Händen, sie halten es, sie reichen es sich zu. „Wir wollen was lernen! Wir wollen was lernen!" so braust und rauscht und donnert das Meer.

Natürlich richtet die Opposition sich auf — wir sind in Deutschland. Gerade dem Machtvollen und Einheitlichen gegenüber erscheint sie sich märtyrerhaft. Ein paar schwärmende Jungen von denen um Oswolt — er selbst hält sich zurück, ihm war Falkner nicht der Bringer des Heils — schwingen die Zuchtrute der Propheten.

Traurig ist es um uns bestellt! Hier ist nun etwas Großes am Werk — eine große Idee soll Leben gewinnen, an uns soll sie verwirklicht werden. Statt daß wir stolz darauf sind und das ganze Herz ihr auftun, wird der Philister in uns mächtig. Wir fragen nach der Nützlichkeit. Wir schielen nach der Konkurrenz. Wir drängen uns an die Krippe! Aber so ist Deutschland von je mit großen Ideen umgestanden.

Das sind Worte von Wirkung — sie packen, drängen und stoßen, wie ein Kornfeld im Winde wogen all die Köpfe — Hans Weinhold ist dabei, seinen Schwarmgeist, der gründlich umgeschwärmt hat, zu satteln und auf ihm in das Getümmel zu sprengen. Aber schon ist Dibrand zur Stelle, und ein deutscher Junge spricht so:

„Da ihr von Deutschland redet — immer hat Deutschland einen Überfluß an Ideen gehabt! Und immer auch hat die Bärenhaut bei uns dicht daneben gelegen. Aber Ideen allein können uns nicht retten. Sie sind sogar eine Gefahr für uns. Was unser armes, zertretenes Land braucht, ist Arbeit, härteste, ehrlichste, leidenschaftliche Arbeit! („Bravo!" All die Köpfe haben sich wieder aufgerichtet.) Ob die Idee, um die es sich hier handelt, groß ist oder klein, das vermögen wir wohl nicht zu beurteilen. Aber das fühlen wir ganz genau, daß wir hier nicht das richtige damit anfangen können. Im Süden vielleicht — in den Tropen, wo die Bananen einem in den Mund wachsen, und die Arbeit die Natur

Digitized by Google

nur stört. Aber in unsern Norden scheint sie uns nicht zu gehören, und nicht in unser Deutschland, wo jetzt geschuftet werden muß, daß die Schwarte knackt! Und nun halten wir, die Unreifen, in unserer Sehnsucht Ausschau nach einem Mann, der uns hilft und unsere Sache führt. Dieser Mann ist da. Wir alle wissen, wer es ist — wer es sein muß!"

„Fortinbras!" erschallt der Ruf — und geht reihum und schwillt an zu einem Donner: „Fortinbras!"

„Ja!" fährt Dibrand fort. „Und wer will behaupten, daß Professor Braß nicht Träger einer Idee ist! Hie Falkner, hie Fortinbras! heißt es! Wir wissen, daß zwischen beiden der Kampf war von Anfang an. Professor Braß hat sich stolz zurückgezogen. Er konnte mit dem neuen Direktor nicht arbeiten. Die Behörden waren gegen ihn. Und wir, die wir uns mit Hochgefühl seine Schüler nennen — unsere Arme hätten ihn fassen und nicht fortlassen dürfen! Hie Falkner, hie Fortinbras! heißt es jetzt. Auf welcher Seite stehen wir?"

„Hie Fortinbras!" Ein hallender Schrei wie aus einem Munde.

„Und jetzt — was wird jetzt geschehen? Was tun wir jetzt?"

„Wir gehen zu Fortinbras!" Die Antwort, die einzige, die selbstverständliche fliegt nur so. „Wir gehen zu Fortinbras!"

„Ja, das tun wir! Und sofort! In großem Zuge! Das ganze Gymnasium von St. Jürgen!"

„Hurra!" Sie jubeln, sie springen, sie umschlingen sich in heller Begeisterung. Natürlich ist genug Strohfeuer dabei, Freude am Lauten, am Massenhaften, am Ungewöhnlichen. Auch stehlen sich verschiedene beiseite. Die Überzeugten wie die Schleicher. Die Ängstlichen, die Einsamen, ein paar ganz Eitle und Eigene, darüber gekränkt, daß sie hier keine Rolle spielen.

Aber es bleibt bei dem großen Zuge. Und der große Zug ist in ihm. Auch die Halben und Lauen und Trägen werden immer mehr befeuert.

Das Aufsehen, das sie in der Stadt erregen, beflügelt sie. Daß sie eine Aufgabe zu erfüllen haben, eine Sendung, daß sie eine Tat verrichten, gibt ihnen immer mehr Haltung und leuchtendes Selbstgefühl. Sie fühlen ihre Verantwortung, fühlen, daß jeder an ihr trägt, und lassen sich von ihr inniger zusammenbinden.

Draußen kommt es von selbst, daß sie in gleichem Schritt und Tritt Marschlieder anstimmen und vaterländische Gesänge. Schnell marschieren sie. Noch am Nachmittage sind sie in Seedorf. Die Fischer sperren die Augen auf.

Vor dem Hause von Andreas, auf der Heide, auf den Dünen lagert sich die große Schar.

Bernhard und Dibrand gehen hinein. Sie finden Joachim in einem der hinteren Zimmer über Geschäftsbüchern. Das Rauschen der See hat das Stimmengewirr verschlungen, er ahnt nichts von dem machtvollen, brausenden Gruß, den St. Jürgen ihm entbeut. Wie glänzen seine Augen, als die beiden Jungen bei ihm eintreten. Wie schiebt die Hand den Rechnungskram beiseite. Und dann — da er hört, um was es geht — ein Starren, wie eine Betäubung — der große Schreck einer großen Erfüllung. Dann das erste, was sich regt, die alte Disziplin, der Verantwortungssinn. „Kinder, was habt ihr da bloß angestellt!"

„Man will doch unsere Meinung hören! Und dies ist sie!"

Und jetzt — wie eine Naturkraft das Gefühl der Zusammengehörigkeit — so stürmt er hinaus —

All die Jungenaugen, die ihm entgegenflammen, all die Jungenseelen, die nach ihm rufen — da taumelt er und bricht fast in die Knie vor so viel Glück — aber aufrecht steht er gleich und aus voller Brust bricht es hervor, nichts anders als dies: „Jungs — Jungs" — — Und dann ist eine Zeitlang tief atmende, keuchende Stille. Ein Zittern geht durch den starken Mann, so wie der Eichstamm bebt im Frühlingssturm.

Die Jungen sehen und fühlen sein Glück, sie stürzen auf ihn und packen seine Hände.

Und wieder: „Jungs — Jungs —" und jetzt ein festes, rauhes und lachendes: „Ihr braucht mich — und ich brauch' euch — ja weiß Gott, das tu' ich — und so müssen wir denn schon zusammen verbraucht werden. Ja, wir bleiben zusammen — so oder so."

Ein jauchzendes ‚Hurra!' und ein jubelndes ‚Hoch!' aus all den hellen jungen Kehlen.

In der Tür des Nachbarhauses steht Peter Huswädel und blickt erst ratlos, dann verstehend und nun wie verklärt mit feuchten Augen in dieses junge ungestüme und unbekümmerte Fest der Wiedergeburt.

Am andern Morgen lief es durch die Stadt: „Was sagt die Welt zu unsern Jungen? Sie haben sich einen andern Direktor geholt." Dieses Wort wies dem Geschehen, dem es vorausging, seinen Weg.

Falkner, zum erstenmal in seinem Leben bis zur Sprachlosigkeit überrascht, hatte sich dem Ereignis gegenüber als einer „scherzhaften Episode" in die Brust geworfen. Dann

Digitized by Google

aber hielt er es doch für geraten, sich auf den Morgenzug zu setzen — er hatte dem Kultusministerium über verschiedene Angelegenheiten („beileibe nicht nur allein über diese") Bericht zu erstatten. Mit seiner Vertretung beauftragte er Professor Höltz.

Auf der Fahrt galt es, sich und der Behörde das Geschehene mundgerecht zu machen. Ein „novum" war es ja. Und daß zu Joachim Braß die Wallfahrt der Jungen ging! Es gab schon was zu kauen. Aber — nun ja — wenn einer, durfte er sich auf seine Kinnbacken verlassen.

Der Bürgermeister aber, der heute früh noch die Besprechung mit ihm gehabt, hatte einen klaren Blick hinter die Kulissen seiner Seele getan. Er rief das Schulkuratorium, dessen Vorsitzender er war, zu einer Beratung zusammen. „Herr Ministerialrat Falkner kommt nicht wieder. Auch nicht, wenn er wollte — aber er will gar nicht. Sie haben ihn mit seinen eigenen Waffen in die Flucht geschlagen. Und jetzt müssen wir selber Ordnung im eigenen Hause schaffen. Ich denke, wir holen zunächst einmal die Meinung der Lehrerschaft ein."

Das geschah schnellstens. Durch den Fernsprecher wurde Professor Höltz ersucht, in einer Lehrerkonferenz zum Fall Professor Braß Stellung zu nehmen. Noch am selben Vormittag kam die Mitteilung zurück, daß das Lehrerkollegium ein Direktorium Braß einhellig mit ganz besondrer Freude und Genugtuung begrüßen würde.

Nun hat der Bürgermeister Joachim zu einer Unterredung gebeten. Die beiden Männer kennen sich, sie haben sich mehrfach ins Auge gesehen, sie wissen, woran sie miteinander sind. Joachim übernimmt — provisorisch zunächst, bis alle Formalitäten bei der Regierungsbehörde erledigt sind — die Leitung des Gymnasiums von St. Jürgen. — „Eine Bitte habe ich noch, Herr Bürgermeister. Ich möchte unsern alten Schuldiener wiederhaben. Er ist, allerdings zunächst unter Schonung, wieder dienstfähig. Er kann nicht leben ohne die Schule — und — er gehört nun einmal dazu!"

„Natürlich nehmen wir ihn wieder."

Und keine drei Tage sind verstrichen, da läutet wieder Peter Huswädels treue Hand, ernst und inhaltschwer, die neubelebte, tief und voll und rein tönende Hausglocke zur Arbeit und zur Rast.

Wen aber hat Joachim sich zu seinem besonderen Adjutanten erkoren? Niemanden anders als Einhart Steffensen, den junggläubigen, sehnsuchtsstarken — der an das Neue andächtig sein lauschendes Ohr gelegt hat, an ein Werdendes seines Herzens wunderspürende Inbrunst. Und der im stillen begonnen hat, Neuland zu bereiten.

Mit großen fragenden Augen, doch unbeirrt im eigenen Wesen und Willen, ist er dem neuen Direktor entgegengetreten.

„Bin ich für Sie der schwarze Mann?" sagt ihm Joachim. „Bin ich die Finsternis der Reaktion? Ich will Ihnen ganz gewiß keine Quellen verschütten. Alles, was lebendig ist und rein und echt und stark aus der Tiefe dringt, all das soll uns gelten. Alle, alle Quellen — suchen sie nicht alle den Weg zu dem einen großen Meer? Quellfinder wollen wir sein — und Meerfahrer!"

Sie verstehen sich gleich. Haben sie nicht von je sich gesucht?

Und da Joachim zum ersten Male wieder vom Fenster auf das flutende Leben im Schulhof herabblickt, wie schwellt es ihm die Brust, wie leuchtet es ihm in Herz und Auge: Gebt uns die Jugend und wir machen das Jahrhundert!

Über Nacht. Von Will Anders

Über Nacht
Ward ich vom Knaben zum Mann,
Als weißes Mondlicht
Auf heißes Linnen rann.

Über Nacht
Wurdest du Mädchen zur Frau,
Als Marienseide
Sich spann über Gräser und Tau.

Über Nacht
Wurden wir beide zum Kind,
Wo das schlafende Leben
Lächelnd zu träumen beginnt.

Digitized by Google

Von der Leidenschaft des deutschen Geistes

Von Kurt Breysig

Als sich das Germanentum aus der Umklammerung durch den Geist der Antike, die ihm ein Vierteljahrtausend aus seinem Leben geraubt hat, löste, hat es sich im gotischen Dom offenbart, leidenschaftlicher, zügelloser, wilder als je später oder früher. Könnten wir unsere Netzhaut, unser Gedächtnis von allen Gewöhnungen, allem Alltag unseres Sehens völlig frei machen, bis wir imstande wären, gotische Kirchen so zu erblicken, als wäre uns bis zu der Stunde nie eine vor Augen gekommen, wir würden erst ahnen, welches Riesenmaß wuchernder Kraft des Bildens, welche tiefe Sehnsucht dem höchsten Erleben Ausdruck zu geben, welch unermeßlicher Drang zu immer neuen, immer einzelneren Formen sich hier entbunden hat. Zwei Hilfsmittel gibt es, für diese Unmöglichkeit Ersatz zu finden: Umschau in die Ferne und die ungewollte Kraft der etwa wochen- oder monatelang währenden Umwerbung einer anderen, ganz fremden Bauweise und das plötzliche Zurücktreten aus der Selbstsuggestion so drängender Liebe und der Luft, die sie um uns, in uns schafft, in die hohen, dunklen Hallen einer Kathedrale.

Wer etwa durch ausschließende Neigung geführt einmal so lange Zeit nur die schwere Pracht des Barock, die verführende Anmut des Rokoko allein auf sich einwirken ließ, die beide doch ganz der Welt und ihrer Lust und ihrer Pracht dienten, auch wenn sie Gotteshäuser bauten, der mag, endlich wieder zurückkehrend zu älterer Liebe, eintretend in den rotdunklen Dämmer von Sankt Stephan oder des Münsters von Ulm, an sich verspüren, wie furchtbar ernst, wie schreckhaft leidenschaftlich es diese Kunst der gläubigen Väter meint.

Keine der fremden, der fremdesten Künste, nicht assyrisch-ägyptische Götterburgen, nicht indische, hinterindische Tempel, noch chinesische, japanische Pagoden haben das letzte Ausmaß schweifender Phantasie und zugleich fanatischer Folgerichtigkeit erreicht, das im gotischen Dome Gestalt gewann. Nie hat der Herrscherwillen einbildender, bildender Vorstellungskraft Werke wie diese geschaffen: Gebirge von Steinen, die er in Wolkenhöhe türmte, Hallen wie Schluchten im Bergesinnern. Der Drang, schmale Höhe immer schmaler, immer höher zu treiben, heißt an sich äußerste Entschlossenheit, die eine und immer wieder die eine Abmessung zu betonen, heißt Leidenschaft an sich. Dazu ein endloses, schier unübersehbares Gewirr von Einzelformen, von Strebepfeilern, Strebebogen, Fialen, Dachreitern, Chimären und Wimpergen. Ein ruheloses Gewimmel von bildnerischem Schmuck, der die stille Weise, die noch der romanische Dom aus den Maßen seines Körpers hatte singen lassen und die auch jetzt am eigentlichen Leib der Kirche noch weiterklingt, fast völlig übertäubt und übertönt. Und all diese Kunst, die ganz nur dem Leben Magd sein will, eingestellt in den Dienst eines Glaubens, der im Grunde ebenso tief und wühlerisch, leidenschaftlich und versonnen ist, wie sie selbst.

Und auch der eingeschworenste Anwalt der Allgemeingültigkeit und ewigen Geltung der hellenischen Kunst möchte doch, vor die Stirnseite des Straßburger Münsters gestellt und dann wieder vor die des großgriechischen Poseidontempels in Pästum auf die Frage, wo er die stärkere Elementarkraft schöpferischer Leidenschaft entfesselt und doch wieder in Gesetz und Schönheit gebunden fände, nicht den Mut haben, das nicht nur bewegtere, nein auch wuchtigere Pathos des germanischen Werkes zu leugnen.

Diese Kunst, so gewiß sie in Nordostfrankreich geboren und mit schöpferischer Kraft zum Scheitel ihrer Bahn geführt wurde, so gewiß ist sie doch auch germanisch, denn in dem germanischen Nordostwinkel von Frankreich ist sie erzeugt und ausgebildet worden, in Deutschland hat sie die reichste, mannigfaltigste Fortentwicklung erfahren. Die romanischen Völker haben sie, wie Spanier und Portugiesen, nur akademisch-korrekt und also nicht wahrhaft schöpferisch nachahmen können oder ihr einen ganz fremden, innerlich unverwandten Nachhall gegeben wie die Italiener.

Die Fehler einer Kunst sind oft so beweisend für den Kern ihres Wesens, wie ihre Tugenden, ihr Glanz. Einen Hang zu verzwickter, versonnener, unübersichtlicher, nicht ganz beherrschter Art offenbart die gotische Bauweise auch da, wo ihr alles glückt: mit dem Gespinst ihres bildwerkhaften Zierats verdeckt sie die Schönheit des Körpers ihrer Kirchen, hebt also, was sie noch eben leistete, zum größeren Teil wieder auf. Oder ist es ein Zufall, daß gerade dieses Zeitalter fast nie seine Münster und Dome zu Ende führte; sie turmlos ließ oder eintürmig, wenn zwei geplant waren, oder gar zwei Rümpfe nur, wie am höchsten Dom der Deutschen zu Köln, daß es so oft sich verbaute oder verzwickten, närrischen Einfällen nachging, wie am Dom zu Regensburg.

Und auch die königlichste, die stolzeste und zugleich reizereichste von allen Hochkirchen Deutschlands, Erwins Münster, hat doch zwei Wachstumsfehler, die man Irrungen nennen kann, auch glanzvoll überwundene Mängel, die aber doch den Innen- wie den Außenbau des Domes weit von aller Regel fortgeleitet haben: den romanischen hohen Chor, der alle Grundverhältnisse des Innenraumes, vornehmlich des Hauptschiffes um-

Digitized by Google

geschoben und fast in romanische Breite verzogen hat, und den täuschenden Zwischenbau zwischen den Westtürmen, der an der Stirnseite des Münsters eine Höhe des Langhauses vorspiegelt, hinter der der First seines Daches weit zurückbleibt.

Und eines, das nicht geschah mit diesen Tempeln tiefster Verzückung, leidenschaftlichster Inbrunst, ist ebenso denkwürdig: nie sind sie, wie so viel weit minder seltsame, weit weniger rätselvolle Häuser hohen Dienstes in Waldeinsamkeit oder Verborgenheit gestellt worden, wie so viele Heiligtümer Asiens. Germanen, Deutsche haben den unbegreiflichen Gewalten des Jenseits Bauwerke errichtet, die ein Auge, das nie sie sah, wie Traum und Fiebergebild anmuten müßten, aber wenn dies Außerordentliche, das nur durch seine Verwirklichung glaubhaft werden konnte, leibhaft dastand, dann haben sie es in trauliche Nähe und Liebe gezogen; ein Münster in alter Stadt, vom alten Glauben umgeben, ist noch heut Heimat und Haus aller ihrer Bürger. Auch das ärmste Weib aus dem Volk verkehrt in diesem Palast des Herrn der Welt, gleich, als hätte es sein eigenes Kämmerlein darin. Ein Beweis von Kindhaftigkeit, man kann sagen, von Enge. Aber dies war wohl immer die Art des Germanen, des Deutschen in seinen stärksten Zeiten: zuerst ein Gebirge türmen von Kunst und Steinen, dann wie ein spielender Knabe sich daneben setzen und es traulich noch mit dem kleinsten Zierat schmücken und es wie ein Hündlein hätscheln. Aber die Sicht verkehrt sich ins Widerspiel, gedenkt man des hohen Gutes, das diese Vertrautheit mit dem hehrsten Besitz in die Seele unseres Volkes warf. Auch der Niederste, der täglich einen Dom betritt, darin zu beten, muß einen Abglanz von Höhe, Stärke, Steigerung in Kümmerlichkeit und Alltag seines Lebens von dannen tragen.

Und noch eines ist hier aus der deutschen Seele Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Ein scheinbar Gegensätzliches zu all der Wildnis und Wirrsal formenden Überschwangs: Hang und Drang zu Gesetz und Regel. Es gibt keine Baukunst, die ihre Meister so tief unter das Joch selbstgewollten Zwanges beugte, keine, die so unerbittlich in tausend Formen, tausendmaltausend Fällen an einem Dom allein die strengste Wiederholung, Symmetrisierung, Harmonisierung aller Art und Gattung fordert und, da sie noch eben im Gesamtplan des Ganzen äußerste Willkür erlaubt, einen Zoll weiter in der geringsten Einzelheit noch die Abweichung um Haaresbreite ahndet und straft. Mögen drei Viertel all der tosenden, tobenden Kraft, die hier frei wurde, in jene Leidenschaft der Maße und der Einzelformung geschossen sein, der volle Rest war nötig, um diese wuchernde Wildnis unter die härteste, strengste, sicherste Zucht zu bringen.

Scholastik, Mystik, sind sie ihrem Grundwesen nach ein anderes als gotische Dome? — tief, leidenschaftlich, folgerichtig bis zu den letzten Gründen des Seins dringend und dann wieder bis zur Narrheit verzwickt, verwickelt, zuweilen bis zur Verrücktheit eigensinnig, dann wieder in höchster Entrücktheit, Entzücktheit heilig, bewegt-bewegend, erregt-erregend? Nie hat ein Glaubensformer so stolz mit der Gottheit als ein Ebenbürtiger verkehrt, wie Meister Eckehart, nie einer doch so ganz hingegeben sich in den Schoß ihres tiefsten Geheimnisses versenkt, wie er. Allem Rätsel indischer Brahminen, aller Mysterienfreude des Areopagiten, gar aller nur in der Form verschnörkelten, nicht im Geiste tiefen Lehre Buddhas hält die Gottes-, Ich- und Weltlehre der deutschen Mystiker stand, als ein im Stoff ererbtes, im Geist schöpferisch um- und neugeschaffenes, ganz eigenes Gebild des Glaubens: traumhafter als alles Christentum der Urlehre und der Väter, beseelter als alle Wesensweisheit, auch der vom Denkzwang freiesten Griechen, die zwar ganz Geist, aber doch auch nur Geist war.

Was beschwörst du, so wendet man mir ein, Geist und Gebild des Mittelalters herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit? So ist nicht mehr Sinn und Sehnen der heutigen Deutschen. Darauf sage ich: der heutige Deutsche wäre, selbst, wenn ihm nie ein Leben lang das Bewußtsein dieses Erbes kam, nur ein Schatten seines eigentlichen, seines besseren Selbst, eben des ewigen Deutschen, wären diese Geister nicht alle noch in ihm, frei oder gebunden, bewußt oder im Gemüt, im Blut stark und lebendig. Schaut sie an, die Reihe unserer Daseinslehrer, unserer Weltdenker bis auf unsere Tage: sind nicht eben die zeugungskräftigsten, die lendenstärksten von ihnen jenem Wesen, das sich damals in Gebild und Geburt offenbarte, blutnah, seinsverwandt? Kant durfte in dem Werk seines zweiten Alters nicht weniges von dem, was die Kritik der reinen Vernunft gefordert hatte, durch sehr weit abweichende Lehren ersetzen. Schelling hat vier Schichten seines Forschens übereinander getürmt. Den Schöpfern und Fortbildnern der Dome von einst war zwar verboten gewesen, auch nur an einem Fensterbogen in der Reihe einer Wand die Linienführung des Maßwerks zu ändern, aber es war ihnen erlaubt, neben einen fertigen Westturm einen ganz abweichenden zweiten Westturm zu stellen, oder an der Helmhaube eines Domes die Formensprache der Bauweise bis in die Urbestandteile hinein umzustürzen, buchstäblich sie auf den Kopf zu stellen, wie Hans Hüls von Köln am Turm des Straßburger Münsters getan und damit sich unsterblichen Ruhm bereitet hat.

Aus Leidenschaft geborener Wagemut, aus Kraft geborener Gehorsam gegen ein selbstherrlich geschaffenes oder selbstherrlich gewandeltes Gebot, das sind die Kräfte, aus denen diese höchsten Meister vom Bau und

Digitized by Google

vom Geist unter den Deutschen ihre Stärke sogen. Und auch das Wirrsal, das ihr dunkles, wühlerisches Trachten oft über ihr an sich bis zum lodernden Eifer folgerichtiges Werk breitete, ist Bild und Zeichen ihrer selbstgewissen, sorglosen Stärke und freilich auch ihrer im Tiefsten deutschen Art.

Diese Art mag sich fremden, etwa romanischen oder selbst schon flach-germanischen, etwa modern-englischen Augen als Unart aber doch auch als Unart darstellen. Aber auch ein Grieche, von der Asphodelos-Wiese der Götter und der Seligen auf unsere arme Erde herniederschauend, möchte heiter lächelnd vermerken: Ihr hyperboreischsten unter den Barbaroi des Nordens, habt ihr nur diese Wucht des Bauens und des Denkens aufzuweisen, so scheint ihr mir gewichtig, aber nicht anmutig zu sein, euer Fuß mag breite und tiefe Stapfen hinterlassen, aber wann tanztet ihr und wann zog ein Lächeln über eure ernsten, schweren Angesichter?

Dem Hellenen und seinem unsterblichen, aber gerechten Hochmut möchte seine Unkunde vergeben sein, und daß er nicht weiß, daß zur Zeit jener Baumeister und jener Mysten die holdesten und süßesten Liebeslieder nicht von den Troubadouren der Provence, noch von den großen Meistern des nordfranzösischen Heldensanges, sondern von Walther und Wolfram, von Reinmar dem Alten und vom Wilden Alexander, von Heinrich von Morungen und Herzog Johann von Brabant gesungen worden sind. Denn die Tänze und die Ausgelassenheiten, denen sie das Schrittmaß setzten, möchten dem Mann von Hellas noch immer zu ungeschlacht erschienen sein.

Aber eines würde doch auch dem strengsten Richter über leichten Sinn und leichte Tänze erweislich zu machen sein, daß in einem glanzübergossenen Zeitalter deutschen Lebens alle Leichtflüssigkeit tänzerischer Freude und eine Anmut über alles Sagen schön entfaltet worden ist. Kunst und Linie des Rokoko gilt in einer der seltsamsten Verkennungen, durch die wir Deutschen je uns selbst verkleinert haben, auch uns als eine Hervorbringung des französischen Geistes. In Wahrheit aber hat weder Frankreich noch irgendeines der romanischen Länder in diesen, den von allen Geistern des Leichtsinns und der Anmut gesegneten Jahrzehnten, auch nur ein Zehntel, ein Zwanzigstel von allem Reiz der Körper und der Maße, allem Zauber der Ebenen und der Linien hervorgebracht, den Mathias Daniel Pöppelmann und Balthasar Neumann, Ignaz Kilian Dientzenhofer und Johann Michael Fischer und die Gebrüder Asam ihren Werken haben entströmen lassen. Kein französisches Vorbild gibt es für all die tändelnde, spielend siegreiche Kraft des Zwingers oder die im Tiefsten anmutige Größe der Kuppel von Bährs Frauenkirche, noch für die Zwergenvilla oder die steigende Kaskade der Freitreppe und der Stirnseite von Sankt Johann von Nepomuk in der Prager Neustadt; nicht Frankreich noch Italien oder Spanien hat der langen Reihe prunkhafter Gotteshäuser, die wie eine lange Perlenschnur von Kleinodien ohne Maß und Grenze des Wertes für Kunst und Leben durch Österreich, Bayern, Schwaben, Franken, von Abtei zu Abtei, von Wallfahrtsberg zu Wallfahrtsberg sich ziehen, anhebend in Melk und Sankt Florian ob der Donau, sich fortsetzend in Ettal droben im Gebirge, wieder zur Donau sich kehrend in Ottobeuren und Zwiefalten, in Obermarchtal und Neresheim und gipfelnd in dem höchsten Werke Balthasar Neumanns, das den vierzehn Nothelfern heilig über die lachende Ebene des Main die leise singende Weise seiner Türme, seiner Stirnseite klingen läßt, in seinem Innern aber alle Elfen und Mänaden halb in Armut, halb in wilder Lust sich schwingen läßt. Das Bischofsschloß von Würzburg steht der Königsburg von Versailles an steiler Pracht und starrem Formenprunk nicht nach und läßt sie an Kunst und Reiz des Gesamtkörpers weit hinter sich. Nie vollends wäre romanischer Klarheit, die immer auch ein wenig romanische Flachheit war, möglich gewesen, den betörenden Rausch von durcheinander und doch nie gegeneinander klingenden Farben, von schweifenden Ebenen, irrenden Linien, die die Brüder Asam in dem Kirchlein Sankt Johann zu einem in Schönheit fiebernden Tonwerk von Traum und Andacht zusammenfügten, oder gar die mystische Weihe zu erreichen, zu deren Gefäß ihre Inbrunst mehr noch als ihre Kunst in der Abteikirche zu Weltenburg die in immer neue Wolkenreiche himmlischer Glorie steigende Kuppel, die unbegreiflich leuchtende Märchenlandschaft hinter dem Hochaltar machte und den aus ihr auf silbernem Pferd in goldener Rüstung reitenden Sankt Georg.

Und welch ein Sieg des großen Lebens und der Wahrheit, von der nur die nüchterne Arbeitsteilung und Scheidelust unserer Tage und ihre in Wahrheit blutleere Kunstbegeisterung nichts weiß, daß auch diese in Schauen und Tanz geborene Kunst so gar nichts von der Losung: die Kunst für die Kunst wußte, sondern dem innersten Bedürfnis einer nur zu Spiel und Reigen geneigten Gesellschaft und einer freilich welt- und sinnenfrohen, aber in Dienst und Anbetung des Gottes niemals opfermüden Gläubigkeit sich ganz als Magd zu eigen gab.

Damals hat der Prunk der Höfe und eines festetrunkenen Adels dem deutschen Geist, hat der weihetiefe Dienst der alten Kirche seine letzte große Gabe dargebracht. Es soll doch den Mönchen von Zwiefalten nicht vergessen werden, daß sie eines gebenedeieten Tages beschlossen, ihre große und schöne, aber sehr alte Abteikirche abzureißen, nur um an ihrer Stelle eine neue zu setzen, deren einziger Prunk doch eben nicht nur Gott, nein auch ihrer Abtei und schließlich auch der deutschen

Digitized by Google

Kunst zur höheren Ehre diente. Es ist kein Zufall, daß von allen diesen Gotteshäusern nur eines oder das andere nicht dem katholischen Deutschland angehört und daß selbst der Pracht der Paläste, die an Reiz der Maße und Leichtigkeit der Linien bezeichnenderweise dem der Kirchen nur eben nahe-, durchaus nicht aber gleichkamen, bei weitem am öftesten auf dem an Phantasie befruchteteren, an Lebensdrang und Lebensheiterkeit gesegneteren Boden dieses altkirchlichen Deutschland erwuchs.

Der deutschen Kunst und also dem deutschen Geist ist damals in der Tat und in der Wahrheit Großes gelungen, wenn auch in das herkömmliche Geschichtsbild dieses Zeitalters und seine allzu politische, allzu protestantische und allzu preußische Auffassung davon noch kein Zug gedrungen ist. Es hat seit seiner sogenannten Wiedergeburt der Künste, die für den Geist des Germanentums ein Wiedersterben und nur für die Antike die Auferstehung — eines Revenant also — bedeutete, zum erstenmal wieder Sinn und Linie eines eigenen Schaffens gefunden. Ein Flame war es, der in Paris die ersten Zierlinien entwarf, die man Rokoko genannt hat — und nur Schmuck-, nicht Baukunst dieses Geistes und Namens hat Frankreich schöpferisch hervorgebracht, aber wenn einmal die Geschichte der deutschen Zierkunst dieser Jahrzehnte geschrieben werden wird, dann wird an den Tag kommen, wie tiefe Kraft sie ganz ursprünglich und ohne Vorbild auch in diesem Bezirk des schönen Wirrsals von Parktoren und Lettnergittern, von Türfüllungen und Spiegelkonsolen aus sich geschöpft hat. Es gibt in Würzburg, in Bruchsal Hausrat und Wandschmuck, Zierat von Stuck und Holzschnitzerei der Wände und der Türen, die von zauberischer Kraft des Linienreizes sind und die den letzten großen Sieg über alle Antike dritter bis siebenter Hand verkündeten, die nur Ziel und Ende eines langen Wachstums sind.

Denn so seltsam hatten Lauf und Fügung der Geschichte den deutschen Geist geleitet, daß er dem Zustrom südlicher Form und italischer Glätte zwar erlag, insofern er seine eigene, die gotische Weise, aufgab, daß er aber sogleich nach seinem Trieb und Drang mit dem fremden Gut schaltete: schon zu den Zeiten der deutschen Renaissance.

Dann aber hat die deutsche Barockkunst sich vollends aus diesen Banden langsam befreit, oft auch sie noch unter italienischer, vorzüglich römischer Anleitung, aber aus ihr sprach ein verwandter, ein germanischer Zug: Michel Angelo, der alle Ruhe und alle Einklänge der Renaissance in Leidenschaft und Widerklang zerriß, ist nichts anderes, denn der große Rebell germanischen Geistes, der der in Wahrheit völlig romanischen Renaissance in ihrem eigenen Lager als ihr ärgster Widersacher erwuchs; denn der gleiche Sinn unendlicher Bewegtheit, der einst die germanische Gotik bestimmte, beherrscht auch ihn. Einige Starke — Elias Holl schon zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts — haben dann in ihren höchsten Baugedanken schon eigene Wege gewagt — der vollkommene Bruch mit aller Renaissance, allem Süden, aller Antike ist erst das Rokoko, das als Baukunst ganz, als Zierkunst in seiner tiefsten Ausgestaltung Werk der Deutschen ist.

Die Loslösung von dem starren Kanon des italienischen Erbes, dieses nun schon zweihundert, zuweilen selbst zweitausend Jahre alten Vorrats von ewig wiederholten Voluten, Säulen, Pilastern, Kapitälformen, vor allem aber von Urbestandteilen von Linienfolgen, und das Emporkommen der schweifenden Linien, Ebenen, Körper, das ist an Bau und Schmuck die große Errungenschaft dieser Kunst. Und der deutsche Geist hat in ihr ein neues Zeugnis von sich abgelegt. Er war einst mit den alten, germanisch fühlenden Franzosen der Gotik heilig fromm und mäßig bewegt gewesen, jetzt vermochte er mit den neuen Franzosen und einer im Leben großen, in der Kunst viel geringeren Anregung von ihnen ein großes eigenes Gut zu schaffen. Wohl ist auch an den Zwiebeltürmen des Zwingers, im Innenraum von Vierzehnheiligen ein gewisser Rest von Erbe und Renaissance vorhanden: aber die spielende Anmut, die tänzerische Willkür des Gesamtgedankens ist eigen und, so scheu wir es auch sagen mögen, deutsch, nicht französisch, noch italienisch.

Einen Grundzug teilen Rokoko und Gotik, sofern sie einander als Ausdruck sehr verschiedener Zeitalter und ihrer Gesittungen sind: im eigentlichen Kunstsinn die Bewegtheit. Könnte man an einem Bauwerk und in dem von ihm eingenommenen Luftwürfel auf einen Raummeter die Menge der Linien, Ebenen, Körper berechnen, so würden Gotik und Rokoko beide allen anderen Bau- und Zierweisen darin überlegen sein. Bewegung aber ist Leidenschaft und hier mag für das Rätsel, daß es Deutschen gelang, soviel süße Anmut zu gestalten, die Lösung zu suchen sein: nicht die Glätte, nicht die Leichtigkeit, nein, die Bewegung, die Leidenschaft dieser Kunst mag sie dem deutschen Geist erschlossen haben.

Und geht man dem innersten Wesen des Rokoko nach, so wird man von dieser Leidenschaft auch da, wo seine Wege sich weit von denen der Gotik trennen, ja ihnen stracks entgegenlaufen, die stärksten Zeugnisse finden. Das Grundgesetz aller Zierkunst des Rokoko ist die Auflösung der alten Übereinkünfte in der Linienführung in Willkür, Freiheit, in schweifende, irrende Gebilde; der Scheitelpunkt ihrer Bahn ist die Asymmetrie. Um diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen, muß man nicht einen Innenraum, eine Kirche, einen Saal, oder auch nur eine Kapelle, ein Gemach im ganzen sehen: immer wird vorzüglich der Nichtvertraute den Gesamteindruck: O, Rokoko, haben und er wird vielleicht nicht einmal dem Zauber

Digitized by Google

Digitized by Google

dieses Ganzen nahe kommen, den uns die fluchwürdige Nachahmungssucht unserer Zeiten durch allzu häufige, allzu wohlfeile Wiederholung entwertet hat, so daß es zudringender Neigung und Übung bedarf, um Netzhaut und Gedächtnis von diesem Unrat und dieser Gewöhnung frei zu machen. Wer aber an einem Deckenzierat, einer Türfüllung nur eine Ecke, ein Liniengefüge, wenige Geviertfuß umfassend, ins Auge faßt, der wird Wunder schauen, die ihm keine Erinnerung trüben kann. Nur das Wellengekräusel der Meeresbrandung, der Saum, den auf den sich folgenden Wellenbergen der weiße Schaum ihrer Grate bildet, zerstört und wieder bildet, nur die Panzerlinien der Krustentiere auf dem Grunde der Tiefsee, die Fangarme der Tintenfische haben ähnliche Reize betörend willkürlicher und dennoch ihrer Schönheit stets gewisser Linienfolgen aufzuweisen. Und die Räume, die Balthasar Neumanns unerschöpflich spendender Reichtum in der Residenz, in der Wallfahrtskirche von Würzburg und die noch die von seinem Geist geführte Hand in dem Bischofspalast von Bruchsal schmückte, haben solche Wunder verschwenderisch ausgestreut. Zu den alten, jetzt nach Karlsruhe entführten Beständen des Schlosses von Bruchsal gehört eine Spiegelkonsole, die an Reiz, an Leben, an Schönheit ausstrahlender Kraft solcher Einzelformung einem Gemälde höchsten Ranges gleichkommt.

Die klippengleichen Füße, auf denen sich der Baldachin über dem geweihten Erdfleck inmitten der Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen erhebt, ein Märchen des Südmeers selber in unseren Norden verschlagen, leitet von dem Reiz der Linie und der Ebene zu dem körperhafteren oder bildwerkhafteren Bestandteil dieser Kunst und endlich zu dem letzten Zauber, den sie am Außenbau ihrer Dome und Paläste fortspielen lassen: zu den Schwellungen, Schweifungen einzelner Mauerteile, zuletzt ganzer Wände, ganzer Turmhauben, schließlich zu dem Vor- und Rückspringen, Aus- und Einwärtsbiegen ganzer Stirnseiten, zu Durchbrechung aller Überlieferungen, insonderheit aller ehrsamen Geradlinigkeit und Rechteckigkeit auch hier, die man im übrigen, wo immer es Zweck und Willkür des Meisters gebieten, festhält.

Diese Umwälzung der Baukunst ist völlig deutscher Besitz, trotz mannigfacher Vorbereitungen im römischen Barock und jene andere der Zierkunst, trotz stärkerer Anregung von Frankreich her, doch zum wenigsten in ihren letzten Tiefen und Zaubern deutsche Errungenschaft. Wo Rokoko und Rocaille nur anmutig sind, sind sie französisch, wo sie wie im Stuck von Bruchsal, in dem Eisenlettner von Amorbach Wirrsal, Rausch und Rätsel werden, da sind sie deutsch.

Ist nicht eben jene launische Willkür, die in der deutschen Gotik nur Fehler und Übertretung sein durfte, im deutschen Rokoko zu Ziel und Gesetz erhoben?

Und wieder ist doch über alles Schweifen, alle Wirrsal der Zaum eines Gesetzes geworfen. Darin treffen Rokoko und Gotik ebenfalls zusammen: Herrschaft und letzte Sicherheit im Bereich des selbstgesetzten Zwanges leiten auch dieser noch viel willkürlicheren Kunst die Hand. Ein Höchstmaß von Selbstbeherrschung zeichnet sie, die stets in ausgelassener Laune zu tollen, oft in Rausch und Trunkenheit zu rasen scheint, vor vielen anderen Kunstweisen aus; ein Ziel höchster Vornehmheit der Kunst wie des Lebens ist erreicht: noch in den Stunden entspanntester Lust die volle, ja die höchste Gewalt über sich zu haben. Man vergleiche nur, wie viel mehr Lässigkeiten, Schlaffheiten, Mängel, Fehler hat jene unselige Frühzeit des Barock begehen dürfen, die man deutsche Renaissance nennt: wie wenige das Rokoko.

Eben bei dem Nebeneinanderdrängen beider Künste springt deutlich in die Augen: wieviel Einbuße das Rokoko gegen die Gotik aufweist. Inzwischen war dem deutschen Geist viel Wucht, viel wühlerische Kraft verloren gegangen; wie will es ein schimmernder Tanzsaal mit dem heiligen Dunkel eines Domes aufnehmen an hehrer Größe und an seelischer Macht! Heiligkeit ist nicht nur ein Besitz des Glaubens, nein auch des Lebens, des erdentiefen, himmelfernen, nur auf sich selbst, nicht auf den Gott bezogenen Lebens. Die Inbrunst dieser Zeit ist unvergleichlich viel flacher, als die jener wahrhaft heiligen Jahrhunderte. Selbst der Dom von Zwiefalten ist ein Sinnen-, nicht ein Glaubensrausch: die Apostel tanzen, die Bischöfe lachen hier und noch die Märtyrer sind elegant. In Vierzehnheiligen vollends, wo die Mauern im Reigen bald vor-, bald rückwärtsschreiten, sind die heiligen Gestalten mühsam vermummte Nymphen, Nereiden und Meeresgötter aus der blauen See am Archipel. Nur den einzigen Maler-Baumeistern Asam gelingt unter der Kuppel von Weltenburg ein Mysterium, doch auch ihnen eines, das weit mehr von Pracht und Prunk des Himmelreichs, von alter Ritterfehde und dem gelösten Liebeskummer bedrängten Mädchentums, als von Hostie und Kreuz zu erzählen weiß. Die Dome der Gotik waren Tempel, die des Rokoko Paläste Gottes.

Und dennoch: ist Würde nicht vielleicht ein leichterer Zugang zur Strenge der Kunst, als Tanz und Taumel? War es nicht gleichwohl, da nun ein leichteres Jahrhundert sich darbot, eine Probe strafffsten Meistertumes, all diese lachenden, tanzenden, springenden, tollenden Geister unter den lenkenden Stab eines gegen alle Lust lässigen, gegen das Schaffen nie lockeren Gesetzes zu bannen?

Digitized by Google

Runold und Muschik

Erzählung von Eduard Reinacher

Der tränenreiche Frühling ging vorbei, der Sommer kam auf. Runold wanderte und wanderte. Seine Schuhe waren ganz zerrissen, die Sohlen abgefallen, so daß er auf seinen eigenen Fußsohlen lief. Er achtete es nicht und ging zu und ging zu, und nachts beim Schlafe wickelte er die Mütze, die er tags auf dem Kopfe trug, um die Füße und schützte sie vor dem Frost.

In einem Dorfe liefen Kinder ihm nach und verhöhnten ihn, weil das von der Sohle verlassene Oberleder bei jedem Tritt auf den Fuß und die Zehen schlappte, daß es aussah wie ein Vogel, der mit dem Schnabel schnappt, oder wie ein junger Hund, der gähnen möchte und zu faul dazu ist.

Der Lehrer dieses Ortes kam aber dazu, rief die Kinder und belehrte sie und grüßte Runold und hieß ihn mitkommen. Runold sagte: „Ich habe nicht Zeit. Ich muß eilig weitergehn."

„So nehmt wenigstens ein Paar Schuhe von mir!"

Der alte Mann lief in sein Haus, und Runold wartete auf ihn inmitten der Kinder, bis daß er wiederkam. Auf der Deichsel eines Rübenwagens wechselte Runold die Schuhe. Die Kinder nahmen die alten, die er wegstellte, und zwei Knaben trugen sie stolz auf ihren Haselstecken. Der Lehrer und die Kinder begleiteten Runold vor das Dorf hinaus. Er schüttelte dem Lehrer die Hand, dankte ihm und ging rascher zu. Ein kleines Mädchen unter den Kindern fing an, ihm nachzusingen, und der Lehrer und die andern fielen in das Lied ein:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

So viel hörte Runold, indem er eilig fürbaß schritt, die Kinder aber sangen ihm nach, solange sie ihn sahen.

Runold ging zu und ging zu. Es wurde Abend, und er merkte es nicht. Es wurde Nacht, er lief zu, ohne auf die Sterne zu achten. Endlich wollten die Füße nicht mehr, da zog er die Schuhe aus und badete die Füße im Bache, und dann ging er barfuß und trug die Schuhe in der Hand. Gegen Morgen kam er aus dem Walde in eine Wiesenebene, da gab es Heuhaufen. Er kroch unter einen Heuhaufen und schlief. Und er träumte, als ginge er noch.

Die Sonne weckte ihn wieder auf. Er fand die Schuhe. Sie standen zu seinen Häupten. Er setzte sich in das Heu und zog sie an. Sein Kleid war wie ein Pelz von den vielen Grashälmlein, die darin steckten. Da er aber wieder zuschritt, löste sich im Gehen eines nach dem andern von seinem Körper, bis alle abgefallen waren.

Runold ging rasch. Die Feldwege waren langhin zwischen den Wagengeleisen mit Rasen bewachsen. Davon drang ihm der Tau durch das Leder der Schuhe und netzte die Haut seiner Füße mit reichlicher, kalter Nässe. Er spürte aber nicht Kälte noch schlappernde Feuchtigkeit. Auch stieg die Sonne höher, und der letzte Rest des nächtlichen Dunstes verschwand von den Feldern. Die Matten verloren den Silberschimmer, die Furchen hörten auf zu dampfen, die vom Wind aufgebrochenen Haferfelder gewannen eine zartere Röte. Runolds Leib dürstete, aber Runold hörte den Bach nicht rauschen, über den er auf schmalem Stege hinüberging, der anderen Talbreite zu.

Runold, Runold, was rennst du über das heiße Feld? Es surrte tiefer und mächtiger in der Luft. Es fuhr ein Luftschiff über die Straße Runolds weg, in weiter Höhe Runolds irdischen Strich kreuzend. Es war wie ein flügelloser Drache, braun wie Kupfer im Glanz der Hitze, mit dickem Kopf, mit allerlei Flossen. Woher? Wohin? Es war kein Sinn zu ersehen. Du Wahnsinnsfisch, durch verworrene Kunst erhoben in jene Glut, aus welcher du Feuerkugeln setzest! Wohin und wozu?

Runold erhebt die Fäuste, er schüttelt die Arme, er stöhnt aus dem Mund. O Leib meines Volkes, Geschlecht meiner Lebenstage! Groß und wunderbar erhebt sich der leuchtende Leib. Die Augen strahlen wie Sonnen, klar ist die Stirne, die Glieder leuchten, die Brust ist wie Wolken, der Leib wie ein Marmorgebirge. Dieser Mensch tut das Tüchtige, lebt und atmet. Das Haupt ist Herr. Der Klang der Seele ist Glück.

So war der Leib des Volkes im Bild.

Der Leib des Volkes ist jämmerlich entstellt in der Zeit! Aus den Achseln quellen ihm wüste Wülste, Schandhäupter, mit Mäulern klaffend, die überwuchern das wahre Haupt, reißen allen Befehl an sich! Der Körper verliert seine Zucht und sein Maß.

Digitized by Google

Die Fäuste schlagen um sich. Die Hände schlagen Dolche in die Seiten des eigenen Körpers. Neidwut verzerrt das Angesicht, die Qual der Torheit zerrüttet die Stirn. Der Leib stürzt hin, die Wunden eitern. Das Elend wälzt sich in der Lache!

Das Haupt ist krank, darum ist die Arbeit der Glieder verrückt! Darum schweift Runold im Felde. Er geht nicht in die Fabrik, denn sie treibt es verrückt, sie mahlt Sand aus Sande. Er geht nicht zur Schreiberei: ihre Schriebe sind verrückt. Er geht nicht in die Stadt, denn sie ist verrückt. Er geht nicht zum Heere, denn sein Kampf ist verrückt. Das Haupt heißt Ohnmacht, die Glieder rasen. Die Tugend ist trübe geworden, das Unreine überschwemmt die Seelen. Der Kaiser ist ohne Rat, das Volk ohne Wissen und Willen. Rufe das neue Geschlecht aus dem Irren heraus. Rufe es herbei aus der Sonnenferne!

Er kniet in den Weizen, er faßt die Ähren mit beiden Händen. O! O! Daß ich dich pflanzen könnte wie ein Feld!

Langsam ging er in das jenseitige Tal.

Dieses senkte sich hier flach und stieg auch jenseits der Mulde sanft an, vorn öffnete es sich breit in die Hochebene, von hinten war es durch einen weit geschwungenen, Bäume tragenden Rand umfangen. Im ganzen Tale gab es nur Wiesen. Die waren zum größeren Teile abgemäht und geräumt, nur da und dort standen noch Heuhaufen in Reihen. In der Mitte der Mulde wuchs eine einzige Weide, ein grauer Baum mit hängenden Zweigen. Einige Schritt davon läutete der Strahl eines Brunnens aus hölzernem Mund in den Trog, dessen Abfluß sich als ein Bächlein durch das Tal hin verlor.

Runold schlief unter der Weide ein. Er weinte im Schlafe. Er träumte, daß er durch heiße Felder irrte, sein Volk mit zärtlichen Namen rufend, klagend wie ein Brunnen mit stetigem Klagelaut.

Ein Wagen kam von jenseits her über die Hügellehne gefahren. Es war ein Leiterwagen, mit zwei ruppigen russischen Beutepferdchen bespannt. Ein russischer Kriegsgefangener schwang die Peitsche über den Tieren. Er rief laut, die Pferdchen zogen stärker an, mit Räderknarren ging es über eine rauh beschotterte Stelle des Feldwegs, die Heumagd, die seitlich auf einer der Wagenleitern saß, schrie und griff nach ihrem weißen Kopftuch, denn der Ruck hatte in ihr eine Furcht erzeugt, als möchte etwas an ihr nicht so rasch mitkommen wollen. Der Russe lachte, die Magd drohte ihm: „Muschik!“ Denn so nannten die Leute im Dorfe den Russen; dieser lachte nochmals. Wieder schwang er die Peitsche, aber die Pferdchen kümmerten sich nicht mehr um seinen Scherz, gingen vielmehr ihren Schritt gleichmäßig fort, soweit der Weg an dem Hügelkamme hin eben ging. Erst wo er sich, mit einem sachten Bogen fallend, ins Tal hereinlegte, begannen sie zu traben, und Muschik sang zu seinem Peitschenknallen. Rasch rollte der Wagen, indes die Heumagd mit einer Hand sich am Geländer, mit der andern ihr Kopftuch festhielt. Der Russe hielt auf den Platz zu, wo Runold lag. Vor dem Brunnen hielt er an, sprang vom Wagen, schirrte die Pferde ab und ließ sie an den Trog. Auch die Heumagd stieg ab und nahm Rechen, Heugabeln und den Essenskorb vom Wagen. Muschik führte die Tiere, als sie sich die Mäuler vom Trunk abgeschüttelt hatten, an die Weide, ihnen zuredend, daß sie nun Ruhe hätten und zusehen dürften, wie er arbeiten müßte. Die Tiere antworteten mit kurzem Schnauben.

„Was schnaubt ihr, Gute?“ fragte Muschik.

Da sah er Runold am Boden liegen und schlafen. Er trat heran, die Pferde lassend. Er drehte sich um, winkte der Heumagd mit dem Kopf. Noch näher ging er zu dem Schlafenden, beschaute sein hochgerötetes Angesicht, sah wieder nach der Magd hin, sie bedeutend, und spuckte aus. Die Magd kam herbei.

„Siehst du den da, den Deutschen, der da liegt? He! Siehst du ihn?“

„Warum denn nicht?“

„Da liegt er bloßköpfig, sage ich dir, und schläft, verstehst du, und er wird bekommen den Sonnenstich. Er wird sterben, am Sonnenstich wird er sterben. Heute abend wird er eine Leiche sein. Am Sonnenstich wird er gestorben sein, und ich werde es vorausgesagt haben. Ich werde gesagt haben, daß er gestorben sein wird, ja, das werde ich gesagt haben.“

„So schnell stirbt keiner. Es ist ein Wandervogel, die laufen überall herum und sind die Sonne gewöhnt.“

Sie begab sich ohne weiteren Aufenthalt an ihre Arbeit. Mit der hölzernen Gabel begann sie die Heuhaufen auseinanderzuwerfen, damit das Gut schnell zum Heimnehmen fertig trocknen sollte.

Muschik blieb noch über Runolds Leib stehen.

„Wahrhaftig wird er am Sonnenstich sterben. Wenn ich ihn wecken würde, so würde er nicht sterben. Aber ich werde ihn nicht wecken. Ich werde ihn friedlich liegen gelassen haben, wie ich ihn liegen sah, und wenn es Gott gefällt, wird er heute abend am Sonnenstich gestorben sein. Wenn ihn aber Gott beizeiten aufweckt, so kann er leben.

Digitized by Google

Ich werde ihn nicht wecken, möge er Gott überlassen sein!"

Hier öffnete Runold im Schlafe einen kurzen Augenblick lang das Lid eines Auges. Er entblößte das Auge, aber er sah nichts, und schon fiel das Lid wieder zu. Muschik fuhr in hastigem Schrecken vor diesem Auge zurück. Er ging rückwärts bis zum Baume, und murmelnd der Magd nach an das Geschäft. Während sie auf der rechten Seite der Wiese von Haufen zu Haufen ging und das Heu ausbreitete, waltete er auf der linken Seite. Er arbeitete mit Eifer, um den kleinen Vorsprung einzuholen, den sie durch sein Säumen vor Runolds Körper gewonnen hatte. Bald war er ihr voraus. Aber nicht lässiger, sondern noch eiliger trieb er's nun. Weit warf er das stäubende Heu, große Gabeln voll ließ er so in die Luft fliegen, daß sie sich zerteilend auf der Seite der Magd niederfielen. Dazu gab er Ausrufe von sich: „Da hast du!" Oder: „Auf, mein Vögelchen!" —

Er blieb stehn, reckte seine stolze, hohe Gestalt, schwang den Strohhut aus wie ein Gefäß, um die Schweißtropfen zu entfernen, und wischte sich mit seinem Ärmel, worauf die Buchstaben K. G. eingenäht waren, die Stirn. Er wendete das erhitzte Gesicht nach der Magd hin, bleckte die kräftigen und lückenlosen Zahnreihen, blitzte mit den dunkeln Augen, streckte die Zunge heraus und spuckte gleich darauf zwischen den geschlossenen Lippen heraus einen weiten Bogen. Er grinste: „Komm, Täubchen, essen!"

„Du brauchst mich nicht zu heißen, Muschik! Da bin ich daheim!"

Sie schulterten ihre Geräte, gingen hüben und drüben am Rande hin nach der Weide zurück. Der Russe rief die Pferde in der Sprache seiner Heimat an, sie schüttelten die Köpfe von oben nach unten, daß die Ketten klirrten, er warf ihnen zwei Ballen Heu vor die Füße, da tauchten sie mit den Lippen und Zähnen hinein.

Muschik setzte sich neben die Magd. Sie nahm zwei Töpfe mit dicker Milch und einen halben Laib Brot aus dem Korbe. Davon begannen sie zu essen. Dem Muschik schmeckte es, er schmatzte und pochte mit dem Heft seines Messers auf seinen Magen. Das Mädchen biß sehr oft von ihrem Stück Brot ab, immer nur ein klein wenig, wie Kinder.

Runold erwachte. Er setzte sich auf. Das Blut war ihm dick im Kopf, er hatte einen grauen Schleier vor den Augen. Langsam, summend wurde das Gehirn frei. Runold sah, wo er war, erhob sich und ging unter die Weide. Er sagte den beiden, daß er eine Zeitlang in dem Schatten sitzen und sein Brot essen wollte. Muschik sagte: „Sitze nur! Du hast einen Sonnenstich! Du wirst es merken, im Schatten! Man merkt im Schatten, daß man den Sonnenstich hat!"

„Ich glaube nicht, daß ich ihn habe. Ich fühle mich nicht übel."

„Sicher hast du ihn! Du hast ihn ganz bestimmt. Du hast geschlafen ganz bloß in der Sonne, darum hast du ihn. Es kann nicht sein, daß du ihn nicht hast. Du hast ihn ganz bestimmt. Die Sonne scheint durch den Schädel, man hat den Sonnenstich. Du wirst ohnmächtig werden! Gestehe, daß du ihn hast!"

Muschik ereiferte sich. Der Speichel spritzte ihm neben dem Reden und Essen her aus dem Munde, indes er die Augen rollte. Runold setzte sich und sagte zur Begütigung: „Warten wir ab, ob ich ihn habe! Wenn ich ihn habe, werde ich gleich in Ohnmacht fallen, und du wirst es mit deinen Augen sehn!"

Muschik lachte laut und anhaltend: „Ja, du sagst es! Ich werde es sehn, mit meinen Augen werde ich's sehen!"

„Du bist ja verrückt."

Mit diesem Wort schloß die Magd das Gespräch. Runold nahm sein Stück Brot aus der Tasche und aß. Sie schwiegen und aßen zu dritt. Muschik hob seinen Krug, um zu trinken, reichte ihn aber von seinem Munde weg dem Runold hin. Runold dankte und nahm einen Schluck. Darauf leerte Muschik den Krug in einem Ansetzen und aß weiter vom Brote mit verstärktem Schmatzen.

Endlich: „Warum bist du nicht Soldat?"

Runold: „Ich bin unbrauchbar, entlassen."

„Was arbeitest du?"

„Ich wandere."

Muschik vergaß das Essen, indem er in die Ferne blickte.

„Rußland wird siegen!"

Runold schwieg.

„Rußland wird siegen, denn es ist größer als Deutschland."

„Rußland hat mehr Länder . . ."

„Der Kaiser hat hundert Kanonen, der Zar zehntausend Kanonen! Der Kaiser hat fünfzig Regimenter, der Zar hat hunderttausend Regimenter. Er wird siegen."

„Der Zar ist abgesetzt," warf die Magd ein. Muschik hörte nicht darauf.

„Rußland ist größer. Rußland ist ein heiliges Land. Palästina ist ein heiliges Land, Rußland ist auch ein heiliges Land! Rußland hat besseren Boden als hier. Diese Erde ist nicht gut!"

Er nahm einen Brocken von der Scholle in die Hand.

„Diese Erde ist schwer. Sie ist hart wie Stein. Die Erde ist in Rußland viel besser

Digitized by Google

als hier. Sie ist schwarz, denn sie düngt sich selbst. Wenn ich sie in die Hand nehme, zerbröckelt sie ganz fein. Sie zerfällt wie Mehl. Man zerreibt sie, es ist wie Mehl. Man gräbt sie um, so kann man darauf liegen wie auf Kissen, sie ist locker. Es wächst sehr viel dort. Man bemüht sich weniger und der Boden trägt fünfzigmal soviel. Dieses ist kein fruchtbares Land. Rußland ist ein fruchtbares Land, aber dieses ist kein fruchtbares Land!"

Runold: „Wir ernten, was der Boden trägt."

Muschik lachte kräftig und voll Überzeugung: „Der Boden gibt eine Handvoll für euch, aber er gibt einen Sackvoll für uns! Wir sind groß! Wir haben viele Menschen, aber ihr habt nicht viele Menschen. Wir sind unzählig! Rußland ist hundertmal so groß wie Deutschland! Nein, es ist tausendmal größer als hier! Man fährt mit der Eisenbahn eine Woche, zwei Wochen — alles Rußland! Man fährt zwei Monate — immer noch Rußland! Aber man fährt zwei Tage — aus ist Deutschland! Ohahaha! Rußland ist das größte Land der Welt und hat die meisten Menschen der Welt. Der Zar ist der Mächtigste! Der Kaiser wohnt in Stein und Holz, der Zar wohnt in Gold und Edelstein. Der Kaiser zieht Wolle und Leinen an, der Zar aber Seide und Goldweberei. Der Thron des Zaren ist wie ein Turm! Die Jungfrau Maria sitzt neben ihm! Der Zar hat einen Stuhl beim Jüngsten Gericht, ihr aber werdet im Schlamm stehn!"

Muschik strahlte. Er bewegte die Hände im Takt wie Kinder bei Blechmusik, er stand auf und begann zu tänzeln.

Die Magd betrachtete ihn aufmerksam und neugierig. Sie hielt es nicht für nötig, ihm nochmals zu sagen, daß der Zar bereits abgesetzt war, da er offenbar raste. Leidenschaftlich bewegte er sich. Er hob die Arme, warf den Kopf zurück, drehte sich um sich selbst, und dies öfter und immer schneller, indem er schrie: „Sieg! Sieg! Sieg!" Endlich fiel er im Schwindel zusammen. Runold und die Magd trugen ihn in den Schatten. Die Magd sagte, solche Geschichten stellte Muschik von Zeit zu Zeit an. Doch täte er niemandem etwas zuleide und wäre im übrigen ein guter Arbeiter.

Muschik erholte sich. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück, der irre Zitterschimmer schwand von den Augen. Aber die Stirne runzelte sich übermäßig, zwischen den Augenbrauen bildete sich eine tiefe Falte, die Lippen preßten sich trotzvoll zusammen. Brütend saß Muschik da, einzelne Worte murmelnd, welche die andern nicht verstanden.

Die Magd gab ihm einen Rippenstoß.

„Steh auf, Muschik! Das Heu ist fertig, wir müssen aufladen!"

Sie nahm den Rechen und begann, das Ausgebreitete zusammenzunehmen. Muschik folgte. Noch gewaltiger als zuvor arbeitete er nun. Bei jedem Zug und Wurf, den er tat, warf er sich mit der ganzen Schulterbreite herum und hinum. Das trockene Heu stäubte. Bald waren die Schwaden gebildet aus diesen Haufen. Muschik spannte die Pferdchen an, die Magd führte sie von Haufen zu Haufen, und Muschik lud auf. Wie im Nu geschah alles. Der Wagen stand fertig zum Einfahren, schon hatte Muschik den Wiesbaum befestigt. Gabeln und Rechen wurden hinten hineingestoßen, der Russe nahm Zügel und Peitsche, die Magd den Essenskorb. Schon wollten die Pferde anziehen, da hielt Muschik sie noch einmal zurück.

Er ging hin, wo Runold saß, stellte sich breit vor ihm auf.

„Wenn dich die Sonne am Morgen gestochen hätte, würdest du heute abend in die Hölle fahren. Du wirst aber später in die Hölle fahren. Sobald du gestorben sein wirst, frißt dich die Hölle, eurer wird kein einziger davonkommen, denn ihr seid Ketzer. Aber selbst wenn ihr keine Ketzer wäret, so würdet ihr doch verdammt, denn euch haßt Gott. Als Gott und der Teufel die Welt teilten, da nahm Gott uns für sich, euch aber überließ er dem Teufel. So betrog ihn Gottlein um das bessere Teil."

Runold: „Alle Menschen sind Gottes, die einen und die andern. Gott hat dem Bösen keine Menschen überlassen. Er kämpft um jeden, bis daß ihm alle gehören werden. Auch mit dem Teufel kämpft Gott und wird so lange mit ihm kämpfen, bis daß er sich der Liebe ergeben haben wird. Hat dir denn niemand gesagt, daß Gott alles in allem sein wird?"

Muschik drehte sich mit dem Körper von Runold ab, den Kopf aber wendete er nach ihm hin und spuckte zwischen den Zähnen durch aus, daß es zischte.

Runold fuhr fort: „Er wird uns alle an sich nehmen, denn wir kommen von ihm und sind in ihm. Er kennt keine Deutschen und keine Russen, keine Engländer und keine Neger. Zu jedem spricht er die Sprache seines Stammes. Wenn alle ihn verstehen werden, so werden alle Brüder sein, jeder in seinem Lande und nach seiner Art."

Jetzt ergrimmte Muschik. Er fiel mit: „Bä, bä, mä, bä!" in Runolds Rede ein, ihn überschreiend. Runold schwieg und sah ihn an, so ihn auffordernd, das Seine zu sagen.

Digitized by Google

„Der Zar wird Herr sein! Er wird die Erde beherrschen! Hast du schon einen Kosaken gesehn? Nein! Denn sie sind noch nicht losgelassen! Wenn der Zar sie aber heute losläßt, dann werden sie morgen dasein, und mit euch ist's aus. Der Minister sagte: ‚Die Deutschen sind eingefallen!' Der Zar spuckte nur aus. Er wollte euch Zeit lassen, wieder heimzugehn. Der Minister sagte: ‚Sie haben hundert Dörfer zerschossen.' Der Zar zuckt die Achseln. Der Minister sagt: ‚Sie schlachten die Kinder! Sie fangen die jungen Burschen und legen ihnen Pferdezäume an!' Der Zar schüttelt den Kopf: ‚Wir haben mehr Kinder im Land, als sie schlagen können. Wir haben mehr Burschen als sie Roßzäume. Laß ihnen Zeit!' Jetzt ist die Zeit aus! Der Zar tut das Törlein auf, die Kosaken galoppieren! Weh' euch jetzt, ihr Rußlandhasser! Wo ein Kaiser saß, wird ein Hetman sitzen! Wo ein Minister saß, wird ein Gefreiter eingesetzt werden! Jetzt sacken wir euch ein!"

Runold stand auf.

„Du glaubst es — wir erwarten's. Aber wir hassen dein Land nicht. Was habe ich dir getan, daß du meinst, ich hasse dich?"

Muschik geriet in entsetzlichen Zorn, als er Runold so zu sich stehen sah, frei und lächelnd. Er rannte auf ihn zu, schrie: „Was, was, was? Das da! Das! Das! Das!" Und schlug Runold mit der Faust mitten ins Gesicht. Runold blutete. Nochmals schlug Muschik. Die Magd wollte ihn fortreißen. Er schnarchte sie an wie ein Wolf, stieß sie, daß sie hinter sich stürzte. Die Sonne brannte auf ihn hinab. Runold stand vor ihm, mit hängenden Armen, blutendem Gesicht, großen, offenen, starken, unbeugsamen Augen. Muschik brannte wie ein Scheiterhaufen vor Wut auf diese Augen. Er brüllte: „Sieh mich nicht an!" Aber Runold verwandte den Blick nicht von ihm. Muschik brüllte, brüllte, riß das Messer heraus, hob es hoch auf, lachend vor Haß: „Geh! Flieh!" Aber Runold stand und schlug die Augen nicht nieder. Da gewann Muschiks Körper Hitze wie nie im Leben. In seine Glieder fuhr es schwer wie weißglühendes Eisen, seine Brust gewann Atem wie ein ganzes Land voll Sturm. Er hob an und brüllte so hinaus, daß die Pferde vor Angst schrien und vorn und hinten hochgingen, daß die Magd vor Entsetzen fortlief. Muschik schwang die Arme wie Mühlenflügel, er sprang auf und trat in den Boden, tiefe Löcher höhlend, er schlug um sich und schnellte auf, den Kopf an die obere Weltmauer zu stoßen. Er rannte zum Wagen, stemmte sich von der Seite dagegen, brüllend. Er hob ihn mit der Achsel auf. Die Last drückte ihn zurück. Blau überlief sein Gesicht im neuen Anstemmen. Die Räder verließen das Bodengras, aber wieder mußte Muschik nachgeben. Zum dritten Male hob er an, der Wagen stieg, wuchtete zurück, Muschik dachte: ‚Jetzt platzt mein Kopf! Alles ist eins!' Die Zunge zwischen den Zähnen zerbeißend, stemmte er sich fürchterlicher. Da wankte die Last, das Holz des Wagens knarrte, langsam bog er sich über das Gleichgewicht hinaus, krachend stürzte er um. Die Deichsel brach an den Körpern der Pferde, die scheuten, wiehernd aufsprangen, um sich schlugen, hinstürzten und wieder aufsprangen, die Köpfe schüttelnd. Muschik lag in Ohnmacht.

Runold öffnete ihm den Rock, löste den Gürtel, griff mit den Armen unter dem bebenden und glühenden Leib hindurch und trug ihn unter die Weide. Da zog er den eigenen Rock aus und bettete das noch bläulich überlaufene Haupt auf den zusammengerollten. Er holte in seiner Mütze Wasser aus dem Trog, nahm Muschiks Tüchlein aus seiner Tasche, netzte es und legte es ihm über die Stirn und spritzte das Gesicht mit Wassertropfen.

Die Magd sah es, da sie im Fliehen einhielt und sich zurückwandte. Runold winkte ihr, und sie kam langsam. Sie entsetzte sich über den umgestürzten Wagen, Runold aber sagte, die zerbrochene Deichsel würde leicht zu richten sein, und den Pferden wäre nichts geschehen. Sie möchte ins Dorf gehen und Hilfe holen; man müßte eine Notdeichsel mitbringen, und es müßte jemand kommen, der den kranken Muschik heimschaffen hülfe. Die Magd sagte, sie wollte es ausrichten, und ging.

Muschik atmete jetzt ruhiger, er war in eine Art Schlaf verfallen. Runold ging zum Wagen und löste den Wiesbaum, so daß die gepackte Last des Heus sich mit leichtem Rauschen auf der Erde ausbreitete. Runold kniete hinein, stemmte sich gegen den Wagen und brachte ihn wieder auf seine vier Räder, Dann schirrte er die Rosse ab, führte sie wieder an den Baum und warf ihnen noch etwas Heu vor. Er selber ging zum Brunnentroge und wusch sein Gesicht und sein Kleid.

Indem er sich der Sonne zum Trocknen darbot, sah er von weitem schon die Magd mit zwei Männern über den Hügel daherkommen. Er ging hin, wo Muschik schlief, und sah ihm noch einmal ins Gesicht. Dann nahm er seinen Weg dem Bächlein nach.

Digitized by Google

Gedichte

Zerfallen sind Monde und Tage. Von Eugen Roth

Zerfallen sind Monde und Tage
Wie Burgen am alten Strand.
Nun weht eine zitternde Klage
Durch mein verwunschenes Land.

Wie eine verschollene Märe
Aufbricht das begrabene Jahr:
Wie schön es gewesen wäre,
Wie traurig es war ...

Erinnerung. Von Manfred Hausmann

Mit einem Male kam es über mich,
Als ich die Kerze ausblies und ins Kissen fiel ...
Es schwebte silbern in der Dunkelheit umher
Das Lied vom Schimmer deiner Heimat,
Das kleine Lied von Spanien.

Du sangst es manchmal vor dich hin
So leise und verloren wie
Ein krankes Vögelchen
Des Abends, wenn wir schweigend in die Ferne sahen.

Dein winziger Balkon
Hing still mit seinen Blumen in der Sommernacht.
Ein wenig rauschte noch die Stadt zu uns herauf.
Wir hatten auch ein Lämpchen, das
Den grünen Rankenduft durchdämmerte ...
Ich weiß nicht mehr ...
Wir liebten uns vielleicht.
Die Sehnsucht war so groß in uns.

Und als ich heut ins Kissen fiel,
Kam alles wieder über mich
So töricht und so sommerlich und gut,
Daß ich nicht anders konnte,
Du,
Ich drehte mich zur Wand und weinte laut.

Exzelsior. Von Hermann von Pfaundler

Immer höher geht der Flug,
Immer reiner wird das Licht,
Immer tiefer Rauch und Trug.

Immer klarer wird der Blick,
Alles Wesen ist durchschaut,
Menschentaten und Geschick.

Immer stiller wird die Zeit.
Aber milder stets und milder
Die Gedanken und befreit.

Junges Jahr. Von Frida Schanz

Alles ist mit einemmal erhellt;
Über allem liegt ein neuer Schimmer.
Lenz und Hoffnung traten in die Welt,
Wie zwei schöne Knaben in ein Zimmer.

Leise, goldne Lebenslüfte wehen,
Allem Tun ersteht ein neuer Zweck,
Reizend, wie das Veilchenauferstehen
Auf dem lieben, alten Gartenfleck.

Digitized by Google

Wie Lorenzo il Magnifico

große Politik durch die florentinischen Künstler betrieb

Von Wilhelm von Bode

Wenn von den Kunstmäzenen der neueren Zeit die Rede ist, so wird Lorenzo de' Medici stets in erster Reihe genannt. Eine der größten Blüteepochen der Florentiner Kunst, die mit seiner Stellung an der Spitze der Republik zusammenfällt, wird seinem Einfluß und seiner Förderung der Künstler zugeschrieben; die Meisterwerke des Quattrocento in Florenz denkt sich der Fremde, der andächtig die Stadt, ihre Kirchen und Sammlungen durchwandert, vor allem durch ihn und für ihn geschaffen. Eine nähere Umschau nach den Auftraggebern dieser Fresken, Altartafeln, Bildwerke und Bauten ergibt aber, daß sehr viele, ja die Mehrzahl nicht von den Medici stammen und daß die hervorragenden Bauten und Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, die wirklich den Medici zu danken sind, meist schon vom alten Cosimo und seinem Sohn Piero in Auftrag gegeben wurden, daß schon diese es waren, welche die großen Meister von Florenz in jeder Weise förderten und beschäftigten. Daß die Zahl der namhaften Kunstwerke in Florenz, die auf Lorenzos Bestellung ausgeführt wurden, keine beträchtliche war und keineswegs seinem Ruf als größter Mäzen entspricht, war den Kunstforschern freilich längst bekannt; neuerdings sind aber auch von den Meisterwerken, deren Entstehung stets auf ihn zurückgeführt wurde, verschiedene der hervorragendsten durch die Urkundenforschung als Bestellungen dritter Kunstfreunde in Florenz festgestellt worden. Botticellis berühmteste Werke: sein „Frühling" und seine „Geburt der Venus" sind nicht für den Magnifico, sondern für einen seiner Vettern, den Ahnherrn der späteren großherzoglichen Linie geschaffen worden; und die herrliche „Anbetung der Könige" von demselben Sandro, auf der als heilige drei Könige und ihr Gefolge die großen Mediceer dargestellt sind, wurde nicht von Lorenzo oder von sonst einem Medici bestellt, sondern der ruhmlose Sproß eines Barbiers, ein reich gewordener Schieber, bat um die Ehre, die Mitglieder der Familie Medici in den heiligen Gestalten dieser Altartafel abbilden lassen zu dürfen. Ähnliches ist der Fall mit anderen Tafeln und Fresken, auf denen wir Lorenzo und die Seinigen abgebildet sehen: sie sind dort nur als Freunde der Familie, die die Kunstwerke bestellte, eingeführt worden. Lorenzo betätigte seine Kunstliebe als Sammler; aber abgesehen von Antiken, die er als Dekorationen in seinem Garten bei San Marco aufstellte, beschränkte er sich auch dabei auf Kleinkunst, Kunstgewerbe, Münzen, Medaillen und Schmuck. Diese Sammlungen, die unauffällig in den Schränken seines Palastes aufbewahrt wurden, galten sogar als die reichsten und künstlerisch ausgezeichnetsten seiner Zeit.

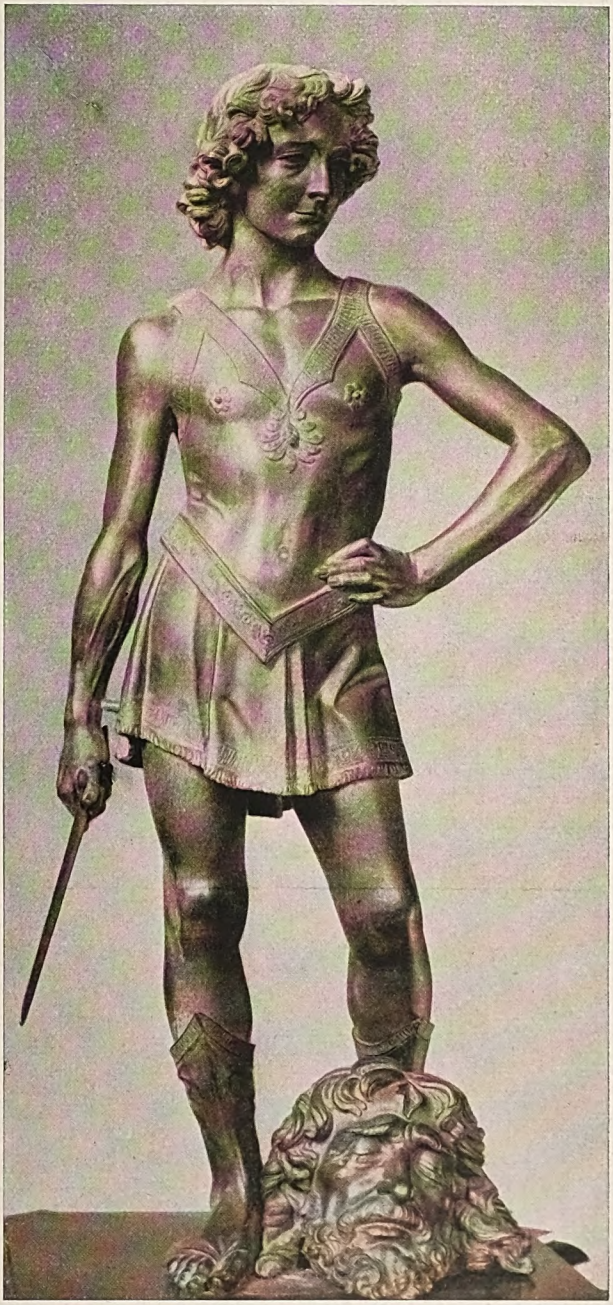
Lorenzo scheute es, sich in der Öffentlichkeit durch Stiftung von Denkmälern, Freskenzyklen usw. allzusehr in den Vordergrund zu drängen. Und doch wäre es sehr unrecht, wenn wir Lorenzo auf Grund des tatsächlichen Nachweises, daß seine direkte Beteiligung an den Kunstschöpfungen in Florenz in seiner Zeit eine keineswegs bedeutende war, seinen alten Ruhm als größter Förderer der Kunstblüte seiner Zeit, weit über Florenz hinaus, irgendwie schmälern wollten. Ja, eine eingehende Prüfung der Art, wie er vorging, um die Florentiner Künstler zu fördern und die Florentiner Kunst zu heben und zu verbreiten, beweist gerade, mit welchem außerordentlichen Geschick und welch großem Erfolg er dies verstanden hat und wie er zugleich die Künstler seiner Vaterstadt in unauffälligster und dadurch besonders wirksamer Weise für die Propaganda seiner großen italienischen Politik zu benutzen wußte.

Gleich nach dem Tode seines Vaters Piero hatte Lorenzo, damals erst 20 Jahre alt, einer Pflicht der Pietät folgend, dem Vater und dessen früh verstorbenem Bruder durch den von ihm besonders bevorzugten Künstler Andrea del Verrocchio in der Sakristei der Familienkirche San Lorenzo ein Denkmal setzen lassen. Es zählt durch die Kostbarkeit des Materials — Bronze und Porphyr —, Kunstfertigkeit und Geschmack zu den eigenartigsten und wirkungsvollsten Monumenten der Renaissance, aber es war dafür ein anspruchsloser Aufbau gewählt und auf jeden figürlichen Schmuck, namentlich auf jedes Abbild der Verstorbenen verzichtet worden, um das Mißtrauen der auf ihre republikanischen Institutionen stolzen Florentiner in keiner Weise zu erwecken. Ähnliche Gründe haben Lorenzo wohl bewogen, wenige Jahre später (1476, im Jahre 1472 war das Grabmal voll-

Digitized by Google

endet) ein frühes Meisterwerk desselben Künstlers, die bezaubernde Bronzestatue des jugendlichen David, für die sich gewiß auch damals schon ganz Florenz begeisterte, der Stadt abzutreten. Diese brachte sie im Palazzo Vecchio zur Aufstellung, wo im Hof bereits seit einem Menschenalter der bronzene David Donatellos stand. Größere Denkmäler, Bildwerke oder Fresken hat aber Lorenzo weder für sich und seine Paläste und Villen (mit einer Ausnahme, die einen besonderen Grund hatte) noch auf seine Kosten für die Stadt und die Kirchen ausführen lassen. Er beschränkte sich nach dieser Richtung auf ein paar bescheidene Monumente älterer Künstler wie Giottos und des Organisten Squarzialupi im Dom, womit er, wie gleichzeitig durch die Medaillen des Nicolo Sforzore von berühmten Florentinern seit Dantes Zeit, die Anregung zur historischen Betrachtung und Würdigung der heimischen Kunst und Wissenschaft zu geben suchte; auch darin ein Neuerer.

Wenn Lorenzo selbst äußerst zurückhaltend mit Aufträgen an Künstler war, um nicht aufdringlich mit seinem Reichtum zu sein, so sorgte er um so eifriger dafür, daß neben den Aufträgen der Stadt- und Kirchenverwaltungen, auf die er großen Einfluß hatte, seine Anhänger, namentlich die Teilhaber und Vertreter seiner Bank in ausgiebigster und prächtigster Weise durch die hervorragendsten Künstler die Kirchen mit Freskenzyklen und Monumenten ausschmücken ließen. Noch heute sind die Fresken Ghirlandajos, welche die Familie Tornabuoni im Chor von S. M. Novella ausführen ließ, eines der prächtigsten Renaissancedenkmäler Italiens. Ihnen stehen die Fresken desselben Meisters, die er in S. Trinità für die Familie Sassetti ausführte, kaum nach. Baldovinettis Fresken im Chor derselben Kirche, welche die Gianfigliazzi malen ließen, sind leider zerstört worden. Filippo Strozzi ließ, nachdem er seinen Frieden mit Lorenzo gemacht hatte, eine Kapelle in der Novella von Filippino Lippi ausmalen. Sein prunkvolles Grabmonument von Benedetto



David mit dem Haupte Goliaths
Bronzestatue von Andrea del Verrocchio. Florenz, National-Museum

Digitized by Google

Giovanni Tornabuoni im Kreis der sieben freien Künste
Fresko von Sandro Botticelli für die Villa Lemmi. Paris, Louvre

da Majano schmückt dieselbe Kirche, wie die Kirche S. Trinità mit den Monumenten dieser Familie Sassetti ausgestattet war. Andere befreundete Familien stifteten gleichzeitig in der Badia von Florenz, in S. Croce, S. Spirito u. a. Kirchen Altartafeln von den Pollaiuoli, Filippino und Ghirlandajo sowie Monumente verschiedener Art von Mino, Rossellino, Benedetto da Majano, Verrocchio und ließen sich die prachtvollsten Paläste erbauen, wie Filippo Strozzi und Bernardo Ruccellai. Wie alle diese Monumente den Florentiner Bürgern erzählten, welch herrlichen Schmuck ihre Heimatstadt durch die Freunde Lorenzos dank dessen Fürsorge erhielt, so wurde ihnen auch eindringlich verdeutlicht, wie es den Verrätern und Mördern an den Medici erging, indem diese durch Botticelli an die Außenwand des Bargello als Gehenkte abgemalt wurden. Es waren nicht immer nur angenehme Aufgaben, die die Lieblingskünstler für die Medici auszuführen hatten! Hatte doch schon fast ein halbes Jahrhundert früher Andrea del Castagno die gehängten Verräter an Lorenzos Großvater Cosimo, die Albizzi und Peruzzi, an demselben Palast abmalen müssen und dafür im Volke den Spottnamen „Andrea degli Impiccati" erhalten.

Lorenzos Sorge für die Florentiner Künstler ging weit über Florenz und die im nächsten Bereich liegenden Orte Fiesole, Prato und Pistoja hinaus. In dem von ihm besonders geliebten Pisa, das er durch die Wiederaufrichtung der Universität aus seinem schweren Ruin nach der Eroberung wieder zu erheben wünschte, hatte schon der ganz junge Lorenzo dem Benozzo Gozzoli den Auftrag verschafft, die Wände des Campo Santo, soweit sie noch kahl waren, durch einen großen Freskenzyklus auszustatten. Dadurch hatte er unter günstiger Aufstellung der älteren Monumente aus dem verödeten Raum den stimmungsvollsten Friedhof der Welt geschaffen. Wie ein Herrscher für Wissenschaft und Kunst seines Landes zu sorgen habe, hatte Lorenzo schon als Jüngling gerade von Pisa aus in einem Briefe an den jungen Prinzen von

Digitized by Google

Digitized by Google

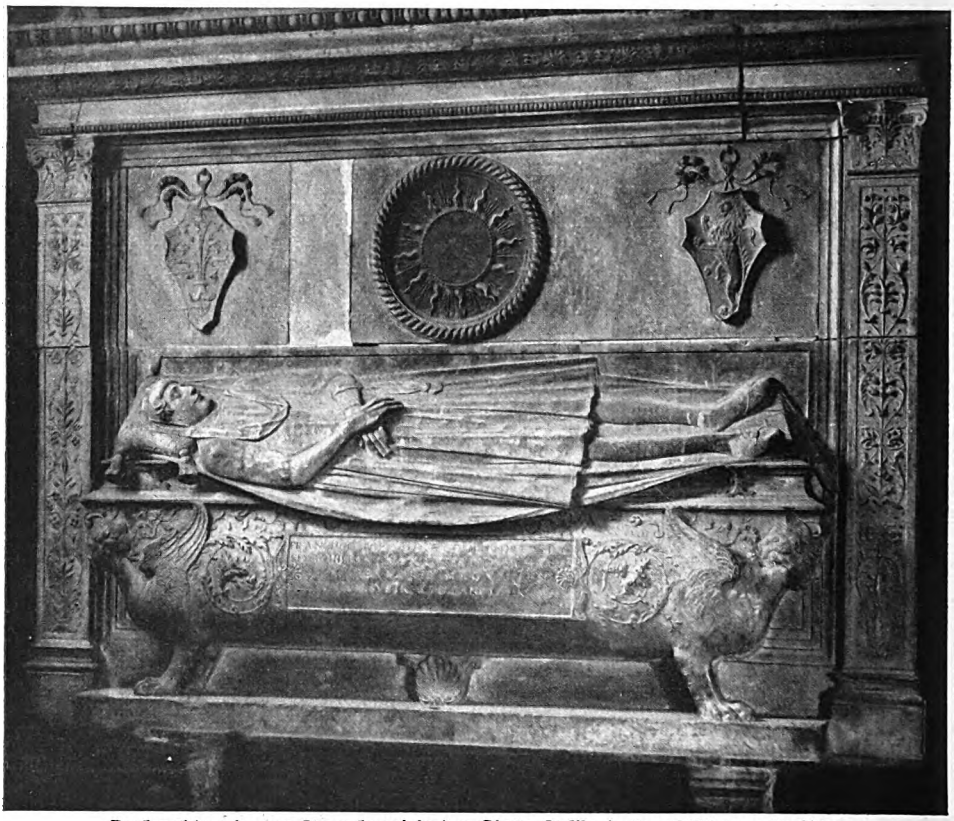
Digitized by Google

feltro fast in Ruinen gelegte Stadt einigermaßen zu entschädigen, hat Lorenzo später von seinem Prinzip, nicht selbst durch umfangreiche Kunstaufträge aufzufallen, eine Ausnahme gemacht, indem er seine Villa Spedaletto vor Volterra mit reichen Fresken von Botticelli, Ghirlandajo, Perugino und Filippino ausmalen ließ, die leider Anfang vorigen Jahrhunderts durch Brand völlig zerstört worden sind. Ein solcher Ring von festen Städten ganz in der Nähe von Siena mußte Lorenzo um so dringender erscheinen, als in dem für Florenz so unheilvollen Kriege des mit König Ferrante verbündeten Papstes Sixtus IV. Siena sich als der gefährlichste Angriffspunkt gegen Florenz erwiesen hatte und König Ferrante daher versuchte, sich in dieser Florenz traditionell feindlich gesinnten Stadt ganz festzusetzen. Zudem war Volterra nahe bei Pisa, wo Lorenzo wegen seines ausgedehnten Landbesitzes und der guten Jagdgründe oft und besonders gern verweilte, wo der Aufenthalt aber wegen seiner sumpfigen Umgebung gefährlich war und häufigen Wechsel mit der hoch auf den Bergen gelegenen Villa Spedaletto besonders erwünscht erscheinen ließ.

Grabmal Innocenz' VIII. in der Peterskirche zu Rom
Von Antonio Pollajuolo

Kaum waren die hervorragendsten Maler von Florenz, nach Fertigstellung der Sixtina-Fresken aus Rom zurückgekehrt und im Palazzo Vecchio und in der Villa Spedaletto mit neuen Freskenzyklen beauftragt, als Lorenzo seinen besten und angesehensten Bildhauern gewaltige, weitaussichtige Aufgaben außerhalb Florenz verschaffte. Um das Jahr 1483 verließ Leonardo die Stadt, um für Lodovico il Moro ein kolossales Bronzestandbild seines großen Vorfahren Francesco Sforza auszuführen. Fast gleichzeitig ging sein Lehrer Andrea del Verrocchio nach Venedig zur Ausführung des kolossalen Bronze-Reiterbildes des Condottiere Bartolomeo Colleoni, dessen Modell schon 1479 vom

Digitized by Google



Grabmal des jungen Tornabuoni in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom
Von Mino da Fiesole

Senat in der Konkurenz gewählt worden war; und 1484 begab sich Antonio Pollaiuolo mit seinem Bruder Piero nach Rom, um ein großes Freimonument für den eben verstorbenen Papst Sixtus IV. zu errichten. Während Antonio dies Monument nicht nur fertigstellte, sondern nach dessen Vollendung noch das große bronzene Wandgrabmal seines Nachfolgers auf dem Stuhl Petri Innocenz VIII. ausführte, konnte Verrocchio den Guß seines Modells nicht mehr selbst ausführen, da er über den Vorbereitungen dazu plötzlich starb; und Leonardo hatte den Kummer, daß sein in 17 Jahren vorbereitetes und ausgeführtes Modell von den Franzosen bei der Einnahme von Mailand zerstört wurde.

Daß der Magnifico seine ersten Künstler ins Ausland ziehen ließ, hat man ihm oft zum Vorwurf gemacht, wie wir glauben, sehr mit Unrecht! Auch in bezug auf Leonardo, für dessen Bedeutung Lorenzo — wie man annimmt — kein Verständnis gehabt habe. Freilich läßt sich kein Werk des jungen Künstlers nachweisen, das in Lorenzos Auftrag oder durch seine Vermittlung bei Leonardo bestellt worden wäre. Aber in einer, bisher noch vereinzelten Notiz im Codice Atlantico aus Leonardos letztem Jahr in Rom, in der er seinen Ärger über die rücksichtslose Behandlung seitens Leos X. Luft macht, sagt er lakonisch: „li medici mi creorono e distrussono". Also während er den Mediceerpapst anklagt, erkennt er dankbar an, daß die Medici ihn „geschaffen" hätten. Das deutet doch auf nahe Beziehungen des jungen Leonardo zu dem nur wenig älteren Lorenzo, der ihn dem Lieblingskünstler der Medici Verrocchio empfohlen haben wird und in dessen Werkstatt, in der der Jüngling fast durch ein Jahrzehnt das eigentlich belebende Element war, er ihn oft genug getroffen haben muß. Ob nun die Altartafel für die Kapelle des Palazzo Vecchio, über die leider Näheres nicht bekannt ist, oder die große Anbetung der Könige in den Uffizien durch seine Vermittlung ihm in Auftrag gegeben wurde oder was sonst er ihm verdankt: es scheint uns fast zweifellos, daß die Berufung des Künstlers nach Mailand zur

Digitized by Google

Digitized by Google

Errichtung des Sforza-Denkmals nicht ohne die Vermittlung von Lorenzo erfolgt ist; nahm doch Lodovico seinen Florentiner, ihm so weit überlegenen Freund fast ununterbrochen mit Anfragen und Bitten allerart in Anspruch. Vor allem hatte aber der Magnifico allen Grund, dem Mailänder Herrscher zur Hilfe gegen die Angriffe, die seiner Vaterstadt auch nach halber Aussöhnung mit dem Rovere-Papst bald vom König von Neapel, bald von Venedig drohten, sich entgegenkommend zu zeigen, ihm einen Mann von der einzigen Vielseitigkeit und von den glänzenden persönlichen Gaben, wie sie Leonardo besaß, einen auch als Kriegsingenieur so hervoragenden Mann zugleich zur Wahrung der Interessen seiner Vaterstadt Florenz zur Seite zu setzen.

In der Republik Venedig hatte die Politik Lorenzos ihren gefährlichsten Gegner. Nachdem die Meeresstadt angefangen hatte, auch auf Landerwerb in Italien auszugehen, dehnte sie diesen rasch nicht nur an den Küsten des Adriatischen Meeres, sondern auch auf dem ganzen Festland südlich der Alpen aus, so daß sich daraus notwendig das Streben nach der Suprematie in Italien entwickeln mußte. Den gleichen politischen Ehrgeiz hatten auch die Herrscher in Mailand und Neapel. Aber während diese beiden die Hilfe Lorenzos im Kampf des einen gegen den andern nötig hatten, war Venedigs Politik infolge der feindlichen Stellung des deutschen Kaisers eine wesentlich andere; ihr war grade alles gelegen an der Ausschaltung des Einflusses von Lorenzo, der mit Erfolg eine

Grabmal Sassetti in der Kirche S. Trinità zu Florenz. Von Giuliano da Sangallo

Digitized by Google

Politik des Gleichgewichts der Großmächte in Italien anstrebte und dadurch in Wahrheit Florenz eine Art Vorherrschaft durch mehrere Jahrzehnte zu sichern wußte. Um so mehr war Lorenzo bestrebt, in Venedig Fuß zu fassen. So mußte er gern den Familienfreund der Medici, seinen Lieblingskünstler Verrocchio mit einer so außerordentlichen Aufgabe wie der Errichtung einer kolossalen Reiterstatue des Colleoni betraut wissen, obgleich grade dieser Condottiere der venezianischen Truppen wiederholt gegen Florenz, und zwar mit Erfolg gefochten hatte. Konnte er doch gewiß sein, daß Verrocchio während des jahrelangen Aufenthalts in Venedig das Interesse von Florenz und der Familie Medici aufs beste vertreten würde.

So sehen wir denn, daß Lorenzo nach endlicher Beilegung der Ferraresischen Wirren und der Kämpfe zwischen Papst Innocenz VIII. und König Ferrante in den letzten fünf Jahren seines kurzen Lebens in einer gewissen Ruhe sich den Angelegenheiten der Republik und seiner Familie widmen konnte. Freilich wird diese friedlichere Gestaltung der politischen Lage gewiß nicht allein dem persönlichen Eingreifen oder dem Einfluß dieser Florentiner Künstler zuzuschreiben sein, aber bei ihrer hohen Bildung, von einem Manne wie Leonardo ganz abgesehen, dürfen wir einen solchen Einfluß keineswegs ausschließen. Lorenzos Korrespondenz mit seinen gelehrten Freunden, einem Polizian, Pucci u. a. beweist, wie ausgiebig er sich der Hilfe derselben auch in politischen Dingen bediente, und der humorvolle Brief Bertoldos an Lorenzo zeigt gleichfalls, daß die dem Magnifico nahestehenden Künstler auch in die politischen Intrigen eingeweiht waren. Jedenfalls mußte die Fülle hervorragender Florentiner Künstler verschiedenster Art, die durch Vermittlung von Lorenzo von Mailand bis Venedig, von Rom bis Neapel zu den bedeutendsten künstlerischen Aufgaben berufen wurden und sie in meisterhafter Weise lösten, dem Ansehen von Florenz und insbesondere dem ihres Gönners Lorenzo auch außerhalb Toskanas von wesentlichem Nutzen sein. Mit dieser seiner weitsichtigen Kunstpolitik erreichte der Magnifico, daß die Künstler von Florenz, die in ihrer Heimat nicht mehr ausreichend beschäftigt waren, reichen Verdienst auch außerhalb fanden, daß sie die Florentiner Kunst über ganz Italien verbreiteten und auch dadurch Lorenzos Politik des Gleichgewichts unterstützten. Es ist eine der bewundernswertesten Eigenschaften dieses wahrhaft großen Mannes, daß er das, was ihm Herzensbedürfnis war: die Förderung der Wissenschaften und Künste, im großen Stile zugleich für seine Politik auszuwerten wußte. Wenn an seinem Totenbette Savonarola wie ein unheimliches Gespenst erschien und schonungslos dem Sterbenden den Zusammenbruch der großen Zeit voraussagte, den er dann selbst herbeiführte, so darf dem Magnifico die Schuld daran nur zum geringen Teil zugeschrieben werden — nur etwa, wie wir Bismarck für unseren Zusammenbruch verantwortlich machen könnten.

Die Verhältnisse, unter denen die Größe von Florenz seit der Zeit des alten Cosimo erwachsen war, und die außerordentliche Blüte, die unter dem Regiment seines Enkels sich hatte entwickeln können, hatten sich wesentlich verändert. Die Scheinrepublik, die künstlich aufrechterhalten wurde, die Art, wie die herrschende Familie selbst die Übernahme der Herrschaft ablehnte und dadurch eine eigentliche Verantwortung fehlte, wie an Stelle der Religion ein humanistischer Kultus der Antike getreten war, der nicht ins Volk gedrungen war und überhaupt niemand befriedigte, mußte mitten aus der glänzenden Blüte zu einem so plötzlichen und furchtbaren Zusammenbruch führen, wie ihn selbst keiner der durch eine blutige Tyrannis beherrschten Staaten Italiens erlebt hat. Aber grade Lorenzos große Kunstpolitik verhinderte, daß auch die Künste von Florenz mit in dieses Debacle gerissen wurden. Der Magnifico hatte persönlich die neue Richtung der Kunst, die sich folgerichtig aus der absterbenden Quattrocento-Kunst entwickelte, zu fördern gesucht, indem er aufs neue das Studium der Antike mit einem weit engeren Anschluß daran verlangte und dazu den Weg über die antike Kleinkunst für den richtigsten hielt; er hatte dem Genius, der die neue Kunst zum Siege und gleich zur vollen Entfaltung bringen sollte, dem jungen Michelangelo Buonarroti den Lehrer ausgewählt und den Jüngling in jeder Weise zu fördern gesucht. So konnte, dank nicht am wenigsten der Voraussicht und dem vorgeschrittenen künstlerischen Verständnis Lorenzos, die Kunst von Florenz trotz des völligen Zusammenbruchs der politischen und gesellschaftlichen Zustände sich zu einer neuen, ihrer höchsten Blüte entwickeln. Sie war aber, dank grade jener weitsichtigen Fürsorge des Magnifico, jetzt nicht mehr bloß eine lokale Florentiner oder toskanische Kunst, sondern eine allgemeine, echt italienische Kunst, die Grundlage, auf der sich seither die ganze Kunst durch mehr als vier Jahrhunderte entwickelt hat.

Digitized by Google

Unser Leben in Peking

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

In der deutschen Tagespresse habe ich schon oft über Vorgänge und Erlebnisse in Peking von aktuellem Interesse berichtet. An dieser Stelle will ich nun einmal Persönlicheres, Intimeres schildern: unser Leben selbst, das für die Öffentlichkeit und für die vorüberflutende Stunde an sich keine Bedeutung hat und sich darum an Leser einer Monatsschrift wendet mit ein paar zeitlosen, nebeneinander gestellten Bildchen.

Unser Haus in der Ta Fang Chia Hutung, der Oststadt, wo fast alle Fremden wohnen: echt chinesisch, doch mit Europa hygienisch versöhnt d. h. versehen mit Wasserleitung und Kanalisation, auch mit elektrischer Licht- und Klingelanlage. Die Außenpforte kann immer nur von innen geöffnet werden, so daß also stets jemand im Hause sein muß. Die drei bis vier Diener, die man hat, machen den Hausschlüssel entbehrlich, und er hätte auch keine große Bedeutung, da das Übersteigen der Mauern nicht schwer ist. Innerhalb dieser Mauern liegen nun die fünf durch Korridore europäisch verbundenen chinesischen Häuschen. Der Chinese lebt nur parterre, steigt keine Treppen. Wir haben eine mit chinesischen Bildern geschmückte Säulenterrasse, Vorder- und Hintergarten mit Glasveranda und Dattelbaum, der im Sommer reiche Ernte liefert, eine Buddha-Terrasse und zwei Kohlenhäuschen (denn Keller sind unbekannt). Unser Koch lügt in deutscher, der Kuli in chinesischer Sprache, beide unterstützt von sämtlichen Händlern, die ihnen den „Squeeze", das übliche Diener-Extrageld zufließen lassen, wenn bei ihnen gekauft wird; alles natürlich auf Kosten der Herrschaft.

Auf der Straße, an unserem Hause vorüber, fliegen die Rikschas, die auch wir stets benutzen müssen, rollen die Karren, schreien die Verkäufer, rennen die zerlumpten Bettler und Bettlerinnen, letztere oft mit eigens dazu geborgten kleinen Kindern auf dem Arm, hinter den Fahrenden her, die ihnen einen Kupfer zuwerfen oder auch nicht. Die Straße, eine der besten, ist meist so schmutzig, daß man gut tut, direkt von der Schwelle in die Rikscha zu steigen, ohne den Boden zu berühren. Diese Rikscha-Kulis können stundenlang laufen, ohne zu ermüden.

Schön sind die Rikschafahrten abends, wenn man nur ihre Lampen, nicht den Straßenschmutz sieht, den Tageslärm nicht mehr hört und diese zahllosen Glühwürmchen auf Gummirädern lautlos aneinander vorüberhuschen wie die Gondeln in den Lagunen Venedigs. Man geht in Peking fast gar nicht, es sei denn auf der Gesandtschaftsstraße oder auf der Stadtmauer bei Sonnenuntergang.

Im Winter ist es viel kälter als in Deutschland. Dann stellt man in alle Zimmer eiserne Öfen. Im Sommer wiederum ist es viel heißer, oft heißer als in den Tropen. Dann sammelt sich alles Leben um den großen Eiskasten. Wer in Peking bleiben muß, der zerfließt von Mitte Juni bis Mitte August und verwünscht alle Wäsche und Kleidung, wenn er nicht ohne sie sein kann. Fängt es aber im Juli an zu regnen, dann hört es selten vor zwei Wochen auf. Regnen ist eigentlich nicht das richtige Wort. Man muß auf den höchsten Kleiderschrank einen Eimer Wasser stellen, sich den über den Kopf stülpen lassen und sich das als Dauerzustand denken, dann weiß man annähernd, was chinesisch regnen bedeutet. Europäische Regenschirme versinken nach einer Viertelstunde in strömende Hoffnungslosigkeit. Der Chinese hat entweder einen festen geölten Schirm, dessen Geruch beinahe so schlimm ist wie der — für nordchinesische Kulis typische — Knoblauch, oder er macht aus seinem Gewand oben eine Pyramide und entblößt unten die Beine, so daß er ebenso gut schwimmen wie gehen kann. Wenn es zu regnen anfängt, überdenkt man Zahl und Art der Gefäße, die an den Wänden oder auch in der Mitte des einen oder andern Zimmers auffangen, was sich entschlossen hat, durch zermürbte Dächer herab zu tropfen oder zu rieseln.

Im Frühling und Sommer entwickelt sich ein reiches Tierleben in unserem chinesischen Heim. Bienen siedeln sich im hölzernen Dachfirst an, Wespen bauen überall ihre Hängenester und verschonen nicht einmal den Buddhakopf, Insekten allerart schwirren herum, Moskitos versuchen nachts durch die Bettnetze zu dringen, der Skorpion taucht verstohlen auf, Molche huschen bei beginnender Dämmerung über die Außenmauern, Zirper erfüllen Räume und Gärten mit ihrer Musik — das Heimchen am Herde verliert seine Poesie, wenn es zu Hunderten auftritt —, Heuschrecken und Grashüpfer, vielfach von chinesischen Kindern eingefangen und mit Bändern behängt, beleben die Gärten, die Ameise bohrt sich zu Tausenden Löcher in die heiße, trockene Erde, in die sie tote Insekten schleppt, und die Mäuse machen vertrauliche Abendvisiten. Im Winter aber wie im Sommer laufen Katzen auf den Mauern entlang, so daß man nie recht weiß, ob man sie oder chinesische Musik hört.

Die chinesische Volksmusik meine ich, wie sie beispielsweise bei Todesfällen Tag und Nacht aus dem Trauerhause heraustönt, gemischt mit den monotonen Klagerufen der Hinterbliebenen. Und viele sind von den Familien unserer chinesischen Nachbarn gestorben, so daß wir in einer entsprechenden Anzahl von Nächten schlaflos geblieben sind.

Digitized by Google

Der Zug beim Begräbnis ist von einer solchen Länge, daß er sich bisweilen durch mehrere Straßen erstreckt, weil in gewissen Abständen Abzeichen allerart von grün und gelb gekleideten Burschen getragen werden. Die übersandten Papier- und Seidenkränze werden meist schon vorher verbrannt, damit die Seele der Trauernden gemeinsam mit der des Entschlafenen gen Himmel steige.

Der weiße Ausländer gilt in Ostasien bekanntlich ohne weiteres als höhere Klasse, zum Teil schon deshalb, weil sein Geldverbrauch neben der chinesischen Bedürfnislosigkeit als geradezu riesig erscheint. Der Chinese trinkt nur Tee ohne Zucker, bei Festlichkeiten vielleicht ein Likörgläschen Reiswein, sonst gar nichts. Probierten meine Studenten bei mir auch nur ein halbes Glas deutsches Bier, dann stieg ihnen das so zu Kopf, daß ihr Gesicht dunkelrot wurde. Übrigens erlaubt das Klima auch uns Nordeuropäern in jedem Jahre weniger von solchen Sachen. Da nun der Weiße so viel Geld für Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung ausgibt, während der Chinese sich oft mit Reis oder Reiskuchen begnügt, so ist für diesen der geschäftliche Verkehr mit jenem erstrebenswert, um so mehr, als er von ihm höhere Preise erzielt. Schon hieraus ergibt sich eine Art scheuer Rücksicht und Schonung in der großen Menge.

Die großen chinesischen Geschäftshäuser, in denen wir während des Einkaufs unser Schälchen Tee vorgesetzt bekommen — wie übrigens auch in Büros und Amtsräumen — liegen weit von unserer Wohnung entfernt, südlich des Gesandtschaftsviertels, während europäische Waren in der großen Hatamenstraße und ihren Querstraßen zu haben sind, also im Osten, wo wir wohnen. Da liegen auch einander gegenüber ein deutsches Warenhaus und die deutsche Apotheke sowie weiter nördlich der Deutsche Klub, der in ein paar kleinen Chinesenhäusern ein trübseliges Dasein fristet.

Bei unsern Fahrten durch Peking bemerkten wir bald den ungeheuren Umfang der Stadt, die man am besten vom Kohlenhügel übersieht. Von den zahlreichen Sehenswürdigkeiten machte den stärksten Eindruck auf uns der ehrwürdige Konfuziustempel mit seinen uralten Gedenksteinen und Bäumen und seinen feierlich stimmungsvollen Hofgärten. Die kaiserlichen Paläste liegen unmittelbar neben unserer Universität.

Als ich diese zusammen mit meiner Frau zum erstenmal betrat, empfand ich dasselbe wie bei der ersten Umschau in Peking: ich dachte, ich würde es nicht acht Tage aushalten, denn den einzigen Schmuck bildeten zahlreiche Spucknäpfe. Aber nicht ohne Grund heißt es von Peking: „Mit Tränen kommt man und mit Tränen geht man." Schon der erste Vortrag versöhnte mich, denn herzhaftes Händeklatschen und Hunderte von freundlichen Augen begrüßten den neuen deutschen Dozenten.

Von meiner beruflichen Tätigkeit rede ich an dieser Stelle nur so weit, als es allgemein die chinesische Psyche berührt und die Verbindung mit dem Deutschtum betrifft. Wie notwendig mein rasches Eingreifen allein schon bibliothekarisch war, ergibt sich beispielsweise daraus, daß illustrierte Werke unserer Klassiker neben illustrierter Schundliteratur aus Budapest (!) vertraulich zusammenstanden. Aus einem Dutzend von Räumen ließ ich alle deutschen Bücher in ein Zimmer zur Sichtung tragen und dann auswählen. So entstand unsere Seminarbibliothek.

Die chinesische Psyche erschloß sich mir am besten durch meine Studenten, die in den meisten Fällen verheiratet waren und Kinder hatten. Meine europäische Didaktik mußte vielfach umlernen. Zeigte ich die Ilm im Bilde, an der u. a. Goethes Mondlied entstand, dann meinten sie: ein so kleiner Fluß, wieviel größer ist der Yangtsekyang, wieviel mehr läßt sich an dessen Ufern dichten. Fragte ich sie, woran der Verfolger der Liebenden in Eichendorffs „Taugenichts" hätte merken können, daß er das verfolgte Mädchen, das im Reisewagen vorher immer gesungen hat, nicht mehr vor sich hatte, sondern statt ihrer den hineingesteckten Diener, so hieß es nachdenklich: „An der Bedürfnisfrage, beim Abtreten." Das ist nämlich das Motiv eines chinesischen Romans, zerstört aber unsern Begriff von Romantik. Ganz einfach also ist das Ding nicht. Aber sie haben sich wacker angestrengt, waren so bescheiden, daß sie ein Wort, das ich zu ihren Niederschriften auf der Wandtafel hinzufügte, nicht mit jenen weglöschten, sondern ehrfurchtsvoll rund herumwischten, bis ich besonders darum ersuchte, und haben alles mögliche geleistet. Ausnahmen gibt es überall. Einzelne Prüflinge mußten immer erst ihrer fliegenden beschriebenen Blätter entledigt werden, bevor sie anfangen durften, und auf einem Radiergummi fand ich wörtlich den kategorischen Imperativ, der in die Prüfungsarbeit wandern sollte, als köstliche Illustration zu seiner ethischen Forderung.

Es ist wie bei jedem Volk: man muß es zuvor kennen lernen, ehe man ihm etwas für sein Leben sagen kann. Die größte Schwierigkeit, die bei Technik und Medizin wegfällt, war für mich die, das deutsche Gemüt der chinesischen Nüchternheit näher zu bringen. Jeder Chinese ist ein geborener Diplomat und glänzt immer da, wo es auf ruhige Überlegung, logische Klarheit und Geschäftssinn ankommt. Sogar in der chinesischen Lyrik fällt die logische Gedankenfolge auf. Goethes „Prometheus" bleibt in China das Schwierigste, demnächst Nietzsche mit seiner Pietätlosigkeit, denn Pietät ist dem Chinesen das Höchste. Heilig ist ihm das geschriebene Wort, auch in Abmachungen, vorausgesetzt, daß es sich nicht verschieden auslegen läßt. Aber auch jede mündliche Vereinbarung z. B. mit Rikscha-Kulis, denen

Digitized by Google

man ruhig im voraus das Geld geben kann, wird treu gehalten. Nur eine gewisse Versteckheit im Verkehr mit Ausländern fällt unangenehm auf. Aber was kann man nach der hundertjährigen Mißhandlung Chinas durch das Ausland anderes erwarten!

Meine freie Zeit wurde nicht von Chinesen, sondern von Ausländern in Anspruch genommen. Es klingelt: ein Russe, der an unserer Universität studieren möchte. Es klingelt: ein Amerikaner, der Bibeln verkauft. Es klingelt: ein Deutscher, der meine Vermittlung wünscht. Es klingelt: die Post mit Dutzenden von Briefen, die an den deutschen Vorsitzenden des Deutsch-Chinesischen Kultusverbandes gerichtet sind und eine Unterstützung, eine Anstellung oder einen Warenvertrieb verlangen. Ein Schlosser schreibt, er hoffe bald herüberzukommen, um in meinem Hause eine Verbandsschlosserei anlegen zu können. Aus Südamerika werden von meinen Studenten, die doch sicherlich reich seien, von einem Schiffer 1000 Pfund für den Bau eines neuen Bootes verlangt, auf dem er uns dann dankend besuchen wolle. Zu schweigen von Briefmarkensammlern! Mit dem, was ich selbst alles kaufen soll, hätte ich hier längst ein riesiges Warenhaus errichten können. Die Briefschreiber ahnen nicht, daß mein Einkommen und meine Zeit gerade ausreichen würden, wollte ich ihnen auch nur antworten.

Der Ausländer, der niemals unangenehm auffällt, ist der Engländer. Er gibt auch gesellschaftlich den Ton an, steht aber den Chinesen nicht nahe. Diese bevorzugen den Amerikaner, weil er den geschäftlichen Verkehr — ich sage nicht „Markt" — beherrscht und so viel für sie übrig hat, was freilich letzten Endes, erheblich vermehrt, in seine Tasche zurückfließt. Die amerikanische Mission bekehrt in einer Versammlung 300 Chinesen zu Christen — sie hilft wohl ein bißchen nach. Auch Kupferstücke sind ja werktätige Liebe. In allen chinesischen Bildungsinstituten wirken Amerikaner mit. In Fülle strömen Dollars herein. Das Rockefeller-Institut des „Peking Union Medical College", zu dessen flüchtiger Besichtigung wir unter der Führung eines deutschen Arztes zwei Stunden brauchten, das „Tsing Hua College", nahe bei Peking, das Chinesen für Amerika ausbildet, aber auch ein „German Department" hat, und vieles andere zeugt von amerikanischem Betriebseifer, der mit moderner Humanität arbeitet und großartige Erfolge bei dem kindlichsten Volk der Welt erzielt; ob mehr für das Volk oder für sich, sei dahingestellt. Der Freitag-Klub der hiesigen Damenwelt, in dem auch Frau Margarete Driesch, die Gattin des bekannten Leipziger Philosophen, während seiner Lehrtätigkeit an unserer Universität einen fesselnden Vortrag gehalten hat, steht ganz auf amerikanischem Boden. „How do you do? I am so glad to see you!" So geht es in Peking den ganzen Tag. Das ist Amerika, das seltsamerweise auch die Mode angibt, allerdings durch eine rotbäckige Schweizer Schneiderin. Die läßt warten. Sie empfängt. Und nichts ist fürstlicher als ihre Rechnungen. Sonst ein gutes Geschöpf, das etwas für uns übrig hat, weil wir sie aus ihrer Ratlosigkeit bei der Kostümierung von Hauptmanns „Webern" erlösten. Diese wurden natürlich in englischer Sprache gespielt. Deutsche Aufführungen sieht man nur im Deutschen Klubhaus zu Tientsin.

Amerikanisch ist auch die Zeitung, die wir täglich lesen, der „North China Star". Deutschfreundlich ist hier kaum ein ausländisches Blatt. Hier herrscht Weltstimmung, man denkt und schreibt wie in Neuyork, London und Paris; denn es gibt hier auch ein für Deutsche ungenießbares „Journal de Pékin". Ganz anders die entschieden deutschfreundliche chinesische Presse! Und an dem in englischer Sprache erscheinenden japanischen „North China Standard" ist ein deutscher Redakteur beschäftigt, der auch dem Vorstand des hiesigen Deutschen Klubs angehört. Mehr kann man von Ostasien wirklich nicht verlangen. Dennoch seien Deutsche vor der Auswanderung nach China und Japan dringend gewarnt, wenn sie nicht schon in Deutschland feste Verträge abgeschlossen oder sonst hier zuverlässige Beziehungen von früher her haben. Ich habe allzuviel Bittsteller erlebt. Auch die in Südamerika und Niederländisch Indien Enttäuschten glauben fälschlich, dies sei vielleicht für sie das gelobte Land, wo Milch und Honig fließen. Die fließen aber nicht.

Charakteristisch, auch in der hiesigen Presse der Ausländer, ist die Gehässigkeit gegen die Dynastie der Hohenzollern. Kaum eine Woche vergeht ohne Zeitungshohn. Und bei neuen Bekanntschaften ist eine typische Frage die, wie wir über „the Ex-Kaiser" denken. Alles das ist durchaus unchinesisch.

Das gesellschaftliche Leben, soweit es nicht hinter den geschlossenen Türen der Gesandtschaften und Privathäuser wie überall in der Welt vor sich geht, spielt sich in den beiden großen europäischen Hotels ab. Die chinesischen sind, auch bei europäischem Stil, für bessere Europäer unmöglich. Man trinkt Tee und tanzt, tanzt und trinkt Tee, abends auch Sekt, wenn man Geld hat; und „man" hat viel Geld, besonders als Angelsachse. An zwei Wochentagen wird bis in die Nacht hinein getanzt. Dazu kommen allerlei öffentliche Veranstaltungen, Bazare, Konzerte, durchziehende Theatertruppen, Modenschau, Vorträge — nur in englischer Sprache — und die unvermeidlichen Kinos.

Von künstlerischem Leben kann man nur insofern sprechen, als man die alte chinesische Kunst studiert. Es werden wohl manchmal Bilder-Ausstellungen veranstaltet, aber man verliert nichts, wenn man sie nicht sieht. Literarisch steht das ausländische Publikum in Peking auf niedriger Stufe. Die in London und Neuyork massenweise hergestellten Unterhaltungsromane genügen. Sie sind beson-

Digitized by Google

Kuhstall. Gemälde von Otto Schön

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

ders beliebt, wenn Deutschlands „Schuld" am Kriege den Hintergrund bildet. Das Schlimmste dieser Art ist der „Double-Traitor" mit dem Grundmotiv: Deutschland läßt den österreichischen Erzherzog ermorden, um so einen Anlaß zu haben, Herr in Westminster zu werden. Als Sven Heddin hier war, gab ich ihm dieses größte, in Neuyork gedruckte Lügenbuch als Reiselektüre mit. Der hiesige Buchhändler hatte mir gesagt, es werde am meisten gekauft. Kann man sich da über die Vergiftung der Weltmeinung wundern? Nicht der Draht: die Unterhaltungsliteratur ist die Hauptwaffe der antideutschen Propaganda.

Für uns war natürlich die chinesische Kunst interessanter. In dem hiesigen Kai-Ming-Theater sahen wir auch Mä-Lang-Fang, den berühmtesten, immer wieder gemalten Schauspieler der Gegenwart, in einer seiner Frauenrollen. Man begreift nicht, wie China in so unnatürlicher Nachahmung eine so hohe Kunst erblicken kann. Auf uns wirkte der Brave mit seinem wiegenden Gang und seiner zierlichen Tee-Darreichung nur lächerlich, obwohl Gesichtsfarbe und Augenbrauen so schön ins Weibliche hinein bemalt waren. Sieht man aber die geschminkten Mandschu-Damen im Zuschauerraum, dann wundert man sich über nichts mehr. Diese alte chinesische Bühne ist auch im verdienten Absterben. An die Illusion werden unerhörte Anforderungen gestellt. Auf der Bühne wird gefischt, ein Abgrund übersprungen: Netze, Wasser und Abgrund muß man sich denken. Zwei Heere kämpfen gegeneinander: Das sind zwei Krieger, die mit vielen Fähnchen in der Luft herumfuchteln. Freilich heißt Kai-Ming wörtlich übersetzt: „Mach' den Verstand auf!" Wir machten ihn auf, aber mit geringem Erfolg. Übrigens dauert eine Vorstellung von 2 bis 10 Uhr, man hat also etwas für sein Geld, wenn man will. Infolgedessen ziehen die Scharen wohl verproviantiert ins Theater, durch dessen Parterreraum zusammengewickelte Tücher mit Erfrischungen fliegen. Lebhafte Gespräche durchschwirren die Luft. Ganz anders steht es mit den reformierten Bühnen, die sich den unserigen nähern.

Zu Hochzeiten wurden wir mehrfach eingeladen. An einer Doppelhochzeit nahmen wir teil. Es ist nicht ganz einfach. Man kommt in das chinesische Hotel und muß zwei Stunden warten, denn die Bräute sind noch nicht da. Sie werden in Sänften durch die Stadt getragen — als künftige Hauptfrau; die Nebenfrau darf später nur den Wagen benutzen; daher: Sänftenfrau und Wagenfrau — und wählen Umwege, denn sie wollen in diesen schönsten Lebensstunden doch „leuchten", wie mir ein Bräutigam erläuterte. Nun, wir leuchten also wartend mit. Dann Protokollaufnahme durch einen angesehenen Freund der Familie, der reich an Jahren und Tugenden sein muß, darauf folgende Verbeugungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, und die Feierlichkeit ist zu Ende: man kann nun essen und trinken. Da es sich um einen meiner Studenten und seinen Bruder handelte, hielt auch ich eine kleine Rede wie andere. Tags darauf machte das neuvermählte Paar uns im Hochzeitsstaat Besuch. Die ersten Tage nach der Trauung sind mithin kein Vergnügen für sie, sie müssen alle Gäste und Verwandten, auch alle, die ein Geschenk oder eine Blume gesandt haben, sofort persönlich aufsuchen und sehen dann auch aus wie Mondschein auf weißem Papier. Sind sie fertig, dann kommen alle zu ihnen. Wir sagten ihnen aber sogleich, daß wir ihnen diesen Schmerz nicht antun würden. Nimmt man gar nicht teil, so muß man die Einladung doch mit einer Gabe beantworten, die auch in barem Gelde bestehen kann. Es wirkt auch bei Fremden nicht verletzend. Als Ausländer, dessen gegensätzliche Anschauungen bekannt sind, wird man das natürlich nicht tun.

Mit Kollegen und Studenten haben wir die nähere und weitere Umgebung Pekings besser kennen gelernt, als es in bloß europäischer Begleitung möglich gewesen wäre. Der frühere kaiserliche Sommerpalast, der demnächst ganz neue Hotelbewirtschaftung erhält, wirkt ja trotz schöner Ausblicke ein wenig kahl und öde. Aber wie wirken denn am Ende die Parks am Neuen Palais in Potsdam, die Theodor Storm so abstießen, oder die von Versailles? Man erwartet oft zu viel. Weiter nach den Westbergen hin wird das Gesamtbild reicher, belebt durch mehrere chinesische Hotels. Peking selbst hat nur seinen großen Zentralpark und seinen Park am Nordsee: beide waren früher für die kaiserliche Familie bestimmt. Von Chinesen überlaufen, können sie Europäern wenig bieten. Als wir in der Bootfähre über den Nordsee zum andern Ufer fuhren, wo kleine chinesische Mädchen ein Drama aufführten, als Vögel verkleidet, da mußte ein Chinese ununterbrochen das Wasser aus dem lecken Boot schöpfen, sonst wären wir gemütlich auf den Grund gesunken. Aber sie bleiben immer ungeheuer ruhig. Das Beste für alle ist schlafen. Selbst die Hunde ziehen das Schlafen dem Bellen vor. Chinesische Hunde zu dressieren, sei unmöglich, wurde mir hier von einem deutschen Hundezüchter gesagt.

Die größte Achtung habe ich vor dem chinesischen Esel, der mit schweren Lasten scheinbar unmögliche Wege geht. Wir lernten seine Leistungsfähigkeit bei der großen chinesischen Mauer, vor allem aber in dem Gebirgsort Pa Ta Chu kennen, wo wir mehrere Sommermonate zubrachten. Wenn wir stundenlang auf den kleinen Tieren über die Berge ritten, waren wir über ihre Unermüdlichkeit, Ruhe und Besonnenheit des Lobes voll. Wer mich in Zukunft einen Esel schelten wollte, dem würde ich dankend die Hand schütteln. Sobald ein Automobil von Peking nach Pa Ta Chu kommt, dann sammeln sich sämtliche Eseltreiber um die Haltestelle,

Digitized by Google

um 50 Goldpfennige pro Stunde zu verdienen. Oder man mietet einen Tragsessel mit vier Trägern. Das Gehen auf den Felsen und Steinen ist sehr mühsam. Gingen wir aber auf der Zugangsstraße des Dorfes spazieren, dann strömten von allen Seiten die oft von meiner Frau mit Kleinigkeiten beschenkten chinesischen Kinder herbei, um mit Jauchzen und Trampeln ihre liebe „Taitai" zu begrüßen, und mit den Kleinsten beluden sich schleunigst die Mütter und Großväter. Die reine via triumphalis!

Wir waren auch in Chinas berühmtestem Seebade Pei Tai Ho, nördlich von Tientsin, ungefähr da, wo die große Mauer das Gelbe Meer erreicht. Alle Gesandtschaften einschließlich der deutschen haben dort ihre Sommervilla. Da wird eifrig Sport getrieben, Wettkämpfe werden veranstaltet — kurz, es herrscht viel Leben. An der Spitze marschiert da wieder Amerika. Der Strand ist sehr schön, und wer ein komfortables Landhaus besitzt, wird sich auch längere Zeit dort wohl fühlen, zumal wenn er badet. Für andere wird der Aufenthalt an der See wie im Gebirge durch die chinesischen Hotels erschwert, einmal wegen unmanierlicher Eigentümlichkeiten der meisten chinesischen Gäste und sodann wegen der Verpflegung. Zehn Gänge nützen dem europäischen Gast gar nichts, wenn ihm nicht einer mundet und zuträglich ist.

Das Essen ist ja so billig in China, daß es für die Kasse des Europäers im Vergleich mit andern Ausgaben, besonders für Wäsche und Kleider, überhaupt keine Rolle spielt, auch wenn man täglich Geflügel u. dgl. ißt. Bei jedem Hoteless̈en besteht mindestens ein Gang aus Huhn. Aber die Zubereitung! Eine Flasche Bier oder zwei Flaschen Selterswasser sind teurer als ein ganzes Huhn. Könnte man das letztere nur immer essen.

Das mag an der Arbeitsteilung liegen. Das Waggons-Lits-Hotel soll 60 Köche haben, und zwei verderben doch eigentlich schon den Brei. So ist es ja hier mit allem. Ein Diener ist fürs Stiefelputzen da, der andere fürs Kleiderbürsten. Aber sie können auch nicht viel leisten. Ein gutes deutsches Dienstmädchen, das frisch vom Lande kommt — ob es das wohl noch gibt? — fegt ein Dutzend chinesischer Boys aus der Küche hinaus.

Anders ist es bei der Landwirtschaft. Der chinesische Bauer ist fleißig, er arbeitet den ganzen Tag und grüßt alle Fremden trotzdem freundlich. Abends setzt er sich dann zu seiner Familie auf die Gartenmauer, wo er mit den Stäbchen sein Reisessen aus seiner Schale herausholt, während alle andern, groß und klein, ehrfurchtsvoll um ihr Oberhaupt herumstehen, bevor sie ihren Anteil von der Mutter bekommen, zufrieden und glücklich. Zwischen ihren nackten Beinen grunzen die schwarzen Ferkel herum, wird ein junges Hündchen von der Hündin genährt, an der Seite frißt der kleine Esel aus dem Korb — alles auf derselben Stelle; denn viel Platz ist nicht da, Stühle und Tische gibt es nicht. Ursprünglich war ja das Sitzen mit gekreuzten Beinen, auf das die Empfangszimmer der Hotels noch heute mit entsprechenden Möbeln und Polstern Rücksicht nehmen, auch für China typisch. Jetzt ist es zurückgetreten.

Vieles ist an dem heutigen China zu tadeln, vieles zu rühmen. Ich staune eigentlich am meisten immer wieder über die Schnelligkeit, mit der Chinesen ihre so unglaublich verschnörkelte Schrift aufs Papier werfen. Der kleine schwarze Pinsel fliegt nur so über das Blatt, und nach einer Minute sieht es aus, als seien 1000 zierliche Insektenbeine darüber gelaufen.

Es ist ein merkwürdiges Land, dieses alte, ehrwürdige China, wohl wert, daß man eine gute Weile in ihm lebe.

Wenn nicht — — —

Wenn nachts der Wind vor meinem Fenster
Nicht immerzu, immerzu
Mit den kleinen, welken Blättern raschelte und erzählte,
Der alte Sünder,
Daß sie sich an ihren gelben Röckchen fassen
Und hüpfen und tanzen
Und leise kichern. — Wenn nicht unaufhörlich
Dieses heimliche
Knistern und Rauschen nachts vor meinem Fenster wär',
Daß ich denke,
Die Erde hockt draußen in ihrem dünnen, seidigen Kleid
Und friert und zittert.
„Sonne, liebe, goldene Sonne, komm' doch wieder!"
Wenn das nicht wär',
Schlafen würde ich jetzt — — schlafen —

Ida Oßke.

Digitized by Google

Tanzpause * Von Vicki Baum

Susanna Senius stand vor dem Spiegel und schaute ihrem Lächeln zu. Es begann bei den Nasenflügeln, die dünn und stark gerundet waren, dann stieg es aufwärts in die Augen, in das rechte graue, und in das linke, das einen kleinen goldenen Sprenkel hatte. Der Mund kam zuletzt und weil er eine kleine resignierte Senkung in den Winkeln zeigte und blaß war, nahm Susanna nochmals den Stift und zeichnete ein wenig Rot hinein. Dann, bevor sie die Lampen abdrehte, schaute sie noch einmal über ihre Schulter zurück in den Wandspiegel. Sie kam sich aus dem ovalen Rahmen entgegen wie ein zartes und höchst erfreuliches Bild, und nun war sie zufrieden. Sie nahm die lange Schärpe ihres weißen Chiffonkleides hoch und wanderte auf ihren dünnsohligen, seidenen Tanzschuhen hinüber in das Zimmer ihres Mannes.

Doktor Senius war noch nicht da, denn er kam immer zu spät, wenn es sich um ein Vergnügen handelte. Susanna schnupperte ein wenig in dem kalten Zigarrengeruch des Raumes herum, dann tippte sie verdrießlich auf den Aktenstapel, der auf dem Schreibtisch lag und ein so hoffnungslos trockenes, juristisches Ansehen zeigte. Sie hatte das Tanzfieber prickelnd in allen Gliedern, es war acht Uhr, im Klubhaus begann das Fest und sie saß hier und wartete auf ihren Mann, der irgendwo über Akten verweilte und Geld verdiente. Sie ging durch die Wohnung und drehte alle Lichter auf, und nachher begann sie zu summen, und wo sich zwischen all den Teppichen ein paar leere Parkettstellen fanden, versuchte sie sogar einige Tanzschritte. Sie spürte sich dabei schlank und hingedehnt und sehr jung und voll Erwartung.

Vor ihrem Porträt, das im Salon hing, machte sie halt; sie legte die Hände auf den Rücken und runzelte die Brauen und stellte sich hin, um diese gemalte Susanna genau ins Auge zu fassen. Die gemalte Susanna war siebzehn Jahre alt, sie hatte schweres Haar um den kleinen Kopf gewunden, und sie lächelte ganz ohne Resignation und ohne Rotstift. Die beiden Susannen sahen einander in die Augen, aber während die gemalte, siebzehnjährige, ihr schwebendes, unwissendes und sehnsüchtiges Lächeln festhielt, veränderte sich die lebendige, fünfundzwanzigjährige, und ein ungelöster und ermüdeter Ausdruck ergriff ihr Gesicht, ohne daß sie es wußte. ‚Ach, Nino —' dachte sie, und: ‚jetzt bin ich verheiratet. Damals war es schön. Ach, du — aber es geht mir so gut. Warum nur ist nichts geblieben — und: Ich habe doch zwei Kinder — —'

Und bei diesem Gedanken schloß sie ihre gelösten und bittenden Hände wieder auf dem Rücken und wanderte hinüber ins Kinderzimmer.

Erst stand sie im Dunkeln und horchte auf die Atemzüge, die so sacht kamen und gingen, sie selbst atmete tief und genoß den Kinderduft nach Milch und Aprikosen und guter Seife, der hier schwebte. Sie drehte das Licht an und schaute. Der Bub schlief mit seinem Bären im Arm, er hatte einen Trotzmund, und die kleine Faust auf der Decke träumte und bewegte sich. Das kleine Mädchen hatte die Hand unter die rote Wange geschoben und lutschte an einem Deckenzipfel; das nackte Armchen hatte zwei drollige kleine Rillen in seiner Rundheit. Susanna beugte sich über das Bettchen und drückte in jede dieser warmen, weichen Rillen einen Kuß und schlich davon.

Aber als sie wieder durchs Ankleidezimmer kam, war Doktor Senius eingetroffen und zeigte sich heftig damit bemüht, seine Lackstiefel an die Füße zu bringen. Zuerst sah Susanna nur seinen angestrengten, gebeugten und dicken Rücken, dann war die Sache mit den Stiefeln geordnet und der gerötete Kopf kam hoch und lachte halb schuldbewußt und halb ärgerlich: „Büschen spät geworden, nich?" sagte er salopp und holte sein Rasierzeug vor. Susanna wollte gerne Vorwürfe machen, aber sie überlegte sich das, um den glatten Ablauf der Ankleidezeremonien nicht zu stören; sie setzte sich sogar mit geduldigem Gesicht in einen Korbstuhl und nach einer Weile sagte sie: „Ich war nochmals bei den Kindern drinnen; sie schlafen; schade, man darf sie nicht wecken. Sie sind so lieb, wie zwei kleine Puppen."

Doktor Senius öffnete den Mund und schloß ihn wieder über einem ungesagten Satz. „Selber kleine Puppe," sagte er nur, ohne das Rasieren zu unterbrechen. Susanna betrachtete ihre gekreuzten Fesseln in den weißen Seidenstrümpfen, sie streichelte sogar verstohlen ein wenig ihre Seidenbeine, die ihr wohlgefielen, und hörte zu, wie das Rasiermesser schabte. „Womit hat's denn wieder so lange gedauert?" fragte sie nun doch.

„Handelsvertrag aufgesetzt für die neue Brennstoff A. G., große Sache; aber das verstehst du nicht," sagte Doktor Senius. Susanna stand auf und ging vor den Spiegel

Digitized by Google

und schaute über ihre Schulter. Das Chiffonkleid war mit Silber durchwirkt und fiel sehr glatt und fließend an ihr herab, das schwarze Haar schimmerte matt nach Kupfer. „Wie sehe ich aus?“ fragte sie erwartungsvoll. — „Gut,“ sagte Doktor Senius, der sich mit Toilette-Essig abrieb und mit allen Gedanken an dem Handelsvertrag hängen geblieben war, ohne hinzusehen. Er kam, als er fertig war, auf sie zu und griff ihr unter das Kinn und fügte hinterher: „Ich bin abgearbeitet, weißt du? Sei nicht beleidigt, Fräulein Cicibee.“

Wenn ein dicker Mann seine Hosenträger löst und eine graue Hose aus englischem Stoff verläßt, um in eine Frackhose hineinzusteigen, so ist dies zumeist ein Anblick von tiefster Fragwürdigkeit. Susanna drehte sich um und ging aus dem Ankleidezimmer fort. Als sie im dunklen Salon stand, überkam sie ein Gefühl, das ihr vertraut war, seit sie geheiratet hatte. Es war ein ziehender und dunkler Wunsch, die Augen zu schließen, ein wenig schwindlig zu sein und sich nach rückwärts zu beugen. Dann war jemand da, der auch geschlossene Augen hatte und sich über sie neigte, und Lippen kamen und atmeten, und dann ließ sie sich fallen, ließ sich nur sehr langsam, sehr süß hinsinken in etwas Ungekanntes . . .

Aber während sie dieses Gefühl des Sinkenlassens hatte, stand sie sehr steil und gerade dort im dunklen Salon und öffnete weit die Augen, als suche sie in der Finsternis den Ungekannten, nach dem sie sich sehnte. ‚Nino‘ — dachte sie dumpf, ganz tief in sich und wußte es nicht. Sie drehte nur das Licht an und stand wieder vor dem Porträt, das er gemalt hatte, und schaute die unwissende siebzehnjährige Susanna im Goldrahmen an.

„Jetzt kann's losgehen,“ sagte Doktor Senius, der mit korrekter Frackbrust und glattem Haar im Salon erschien. „Hast du deine Siebensachen? Nichts vergessen, was eine hübsche Frau braucht? Handschuhe, Puder, Stifte, Spiegel — ist das ganze Arsenal da drinnen?“ Er hob eine winzige Silbertasche vom Flügel und roch belustigt daran. Susanna zögerte noch vor dem Bild. „Deine erste Liebe ist übrigens auch dort,“ sagte Doktor Senius und wies mit dem Kinn nach dem Porträt. „Wer —?“ fragte sie. „Nun, dein Maler, Mayolf, heißt er nicht Mayolf?“ antwortete Senius, der schon im Flur war und seinen Mantel anzog.

Susanna stand einen Augenblick ganz still an der Schwelle und atmete nicht. Dann war es wieder vorbei. „So — Mayolf,“ sagte sie nur und hielt ihrem Mann den Nacken hin, um den er den Umhang legte. „Wieso denn?“ fragte sie später, als sie schon im Auto saßen.

„Was denn, wieso denn?“ fragte Senius, der eine dicke Zigarre im Mundwinkel hatte und seinen Handelsvertrag nicht loswerden konnte.

„Wieso dieser, — der Mayolf zu eurem Klubfest kommt,“ fragte sie und schaute von ihm fort.

„Hat so Sachen hingemalt, im Saal und im Wintergarten, Jahreszeiten oder so was. Sehr hübsch und sehr dekolletiert.“

„So,“ sagte sie etwas später; ihre Augen hatten einen wunderlichen, sanften und versonnenen Ausdruck angenommen, während sie tat, als schaue sie durch die angelaufenen Scheiben auf die Straße. „Ich habe ihn lange nicht gesehen —“ sagte sie noch leise.

Dann wurde geschwiegen.

Susanna dachte an Nino. Sie wollte sein Gesicht in das dunkle Auto zaubern, aber es ließ sich nicht herrufen, es blieb vergessen bei den andern süßen, ahnungsvollen, vergessenen Dingen der Mädchenzeit. Nino: das war nicht mehr, als ein Duft nach Erinnerung. Nino — das war etwas mit großen, saugenden und grausam sehenden Augen, mit einer sanften Stimme, mit starken, greifenden Händen. Nino, das war ein Windstoß in einem Blumenbeet, ein Erschrecken in einem behüteten bürgerlichen Mädchendasein. Es war nicht mehr als ein Gespräch von besonderem Klang, ein Kuß hinter Hecken, und wieder ein Kuß im dämmernden Teewinkel des Ateliers. Ein Brief voll Leidenschaft und Forderung und einer, der ganz verzweifelt klang, ein Abschied auf einer Dampferbrücke, im Sonntagstrubel, zwischen fremden Menschen. Und dann vielleicht noch ein dumpfes Nichtvergessenkönnen, manchmal ein Traum, manchmal eine Sehnsucht, manchmal eine kleine, lockende Qual in all dem angenehmen Leben . . .

Man hatte das neue Klubhaus an den Rand der Stadt gebaut, dorthin, wo der Fluß eine Biegung machte. Dahinter dehnten sich sanft die Wiesen zum Golfspiel, die Tennisplätze waren weiße, adrette Flecke im Abend, die Terrasse ragte auf Steinpfeilern in den Fluß hinaus und unten hockte klein und breit der Bootsschuppen. Kies knirschte sommerlich unter den Sohlen, als Susanna dem Auto entstieg und die Anfahrt überquerte; doch war es noch kühl und roch herb und bitter nach Vorfrühling. Susanna zog ihren schwarzen Seidenumhang noch einmal fest um die Schultern, bevor sie ihn dem Diener übergab; sie fror vor Erregung; selbst ihre Kopfhaut fror und zog sich zusammen.

Digitized by Google

Aus den inneren Räumen kam schon Lärm und Lustigkeit und Musik. Susanna zelebrierte vor dem hohen Garderobenspiegel noch die letzten Handgriffe an Frisur und Toilette, eine Türe wurde vor ihr aufgetan, zwei Frackbrüste machten tiefe Verbeugungen, sie spürte einen Bewunderungsblick in ihrem Nacken, sie hatte alle Nerven gespannt, ihr Mann stolperte über ihre Chiffonschärpe, er verdarb ihr Entree, wie er das immer tat. Ein Komiteeherr streckte weiße Handschuhhände und seinen schwarzen, glänzenden Frackarm hin, im Vorraum rieselte noch ein sanfter, beleuchteter Springbrunnen, und dann war Susanna schon mitten drinnen in Festlichkeit und Vergnügen. Susanna Senius, diese verwöhnte, kindliche, leicht hinlebende kleine Frau, liebte derartige Veranstaltungen aufs höchste und hatte guten Grund dazu. Ihr Wesen machte sie leicht zum Mittelpunkt derartiger Feste, und eine besondere Art von mondänem Ehrgeiz, von Fieber, von Leidenschaft trieb sie oft in solchen Wirbel. Heute aber war dieses Fieber stärker, von anderem Reiz, es brannte, es war Hoffnung darin und Furcht und das Gefühl von einer Erwartung, die zur Hälfte Gefahr war.

Übrigens änderte das nichts an ihrer vollendeten Haltung einer Ballkönigin, an ihrem Lächeln oder an ihrem angenehm federnden, nicht eben vielsagenden Gespräch. Vielleicht daß ihre Farben an diesem Abend in stärkerer Leuchtkraft blühten, vielleicht, daß ihre Nackenhaut ein zartes Beben hatte, und daß ihre Augen heimlich suchten . . .

Man zeigte ihr zunächst die Räume des neuen Hauses, den Tanzsaal, der durch zwei Stockwerke ging, den Speisesaal in Weiß und Gold, das Teezimmer im sanften Schein japanischer Laternen; im Spielzimmer war man schon an der Arbeit, und im Lesezimmer, wo noch der Kamin geheizt war, fand Doktor Senius Unterkunft bei einigen vernünftigen Herren, die nicht tanzten. Im Wintergarten, welcher besonders hübsch ausgestattet war, zeigte der Komiteeherr neben der Kakteensammlung die Wandfresken, die ein gewisser Hans Mayolf, ein geschickter Kerl, gemalt hatte. Susanna sah sie kaum; sie suchte nur ihn selbst, Nino, aber er blieb unsichtbar. Im Tanzsaal stürzte man sich auf sie und bald trieb ihre leichte, hingegebene Gestalt im Tanz davon. Sie tanzte gerne, und es war ihr gleichgültig, mit wem sie tanzte. Doch an diesem Abend wurde es ihr befremdlicherweise bald unangenehm, diese vielen erhitzten fremden Hände auf ihrem Rücken, nahe ihrer Haut, zu spüren, und sie wurde rasch müde. Sie entglitt den Tänzern und fand sich in dem stilleren Vorraum, wo nur der Springbrunnen rieselte und die Klubdiener an den Türen lehnten. Auf einem Postament stand eine kleine Marmorstatue, ein Mädchen, das eine Kugel über seine sehr schlanken Arme rollen ließ. Susanna schaute gedankenleer hin und dachte: ‚Kann man denn eine rollende Kugel aufhalten —?' Aber dieser Gedanke geschah nur nebenher. Im Tiefsten hatte eine große Enttäuschung sich ihrer bemächtigt. Hans Mayolf war nicht da. Der Abend blieb harmlos und ungefährlich wie hundert andere derartige Abende. Und somit hätte diese launenhafte Susanna nun Lust gehabt, ihren schwarzen Umhang aus der Garderobe zu holen und heimzufahren. Aber das würde Aufsehen machen, und es war klar, daß eine Dame wie Susanna Senius kein Aufsehen machen konnte. Sie stand betrübt noch eine Weile vor der Kugelspielerin und nagte schnell an ihrer Oberlippe, die kindlich emporgeworfen war, und als sie sich abwandte, lächelte sie dem Marmormädchen vertraulich zu, als hätte sie ihr in diesen Minuten ein Geheimnis erzählt.

Im Wintergarten, den sie durchquerte, saßen auf Korbstühlen zwei Herren, ein alter Herr und ein junger Herr. Der alte Herr war schwerhörig und der junge Herr sprach sehr laut. Sie sprachen über das Wandbild, das die Breitseite des Raumes füllte.

„Gut, sehr gut in der Flächenaufteilung, aber hart in der Farbe, noch härter, als selbst ein Fresko sein muß," sagte der alte Herr. Der junge Herr schrie: „Ich weiß nicht, ich mag diese modernen Maler nicht!"

Der alte Herr sagte: „Seine früheren Bilder waren ganz anders: von einer Weichheit, einer Süßigkeit — hart am Kitschigen vorbei. Er muß durch eine große Krise gegangen sein, um diese Härte zu gewinnen."

Der junge Herr schrie: „Er kommt jetzt sehr in Mode."

Der alte Herr schaute durch die offene Türe in den Tanzsaal hinein und sagte: „Das ist beinahe schade. Sehen Sie einmal, was der Bursche für einen guten Kopf hat — einen einsamen Kopf, möchte ich beinahe sagen."

Darauf schrie der junge Herr wieder eine törichte Antwort; aber die hörte Susanna nicht mehr. Sie hatte sich auf eine breite gelbe Tonschale gestützt, in der eine große Kakteenpflanze mit blutigen roten Blüten wucherte, und starrte zum Saal hin.

Da war nun Nino.

Er sah ganz anders aus, ach, ganz anders als das verschwimmende Bild ihrer Erinne-

Digitized by Google

rung. Er war viel kleiner, gerade mittelgroß und überraschend mager. Sehr braun, sehr blaß, sehr ernsthaft stand er an der Wand, seine Wangenknochen traten hervor und warfen Schatten, auch die Schläfen waren eingebuchtet und voll Schatten. Er war nicht jung, die Stirne war hoch und dünnes Haar wuchs eckig aus ihr empor. Dies rührte Susanna: daß er nun alterte und dünnes Haar bekommen hatte.

Das war nun Nino. Das war nun Nino, den sie einmal lieb gehabt und dann vergessen hatte; Nino, der manchmal im Traum zu ihr kam mit unverständlichen Worten und seinem fremden Mund und seiner fremden Umarmung.

Sie hätte gerne seine Hände gesehen, aber er hatte sie in die Taschen gesteckt und stand vereinsamt und ablehnend da. Er sah streng aus, fand Susanna und hierbei begann sie zu lächeln, ach, er hatte ja immer schon diese strengen Augen gehabt, wußte sie jetzt wieder.

Der junge Herr im Korbstuhl schrie: „Er soll einen Haufen Geld für die Wandbilder gekriegt haben."

Der alte, schwerhörige Herr sagte: „Es gibt ein Altersbild von Goethe, da sind auch solche Augen drauf, so große, so schauende Augen —"

Susanna nahm ihre Hände von der Kakteenschale fort; sie waren beschmutzt, voll trockener, sandiger Erde; sie wischte sie einfach in ihre silberne Chiffonschärpe ab, ohne es zu wissen, und dabei starrte sie dem alten Herrn mit einem fragenden und unwissenden Ausdruck auf seinen klugen Faltenmund. Der junge Herr erhob sich sofort und bot ihr den Arm. „Gnädige Frau wollen in den Tanzsaal?" vermutete er.

„Ja," sagte Susanna nur.

Zuerst schob sie sich von der Seite bis in Mayolfs Nähe, bis sie ganz dicht bei ihm war, und in der Wärme dieser vielen Menschen seine Wärme spüren konnte. Sie streifte an seinem mageren Rücken vorbei, das war ein Spiel voll Schauer und Gefahr. Aber er drehte sich nicht um, er erkannte keineswegs ihr Parfüm und er spürte auch nicht den Strom, den sie so deutlich, so ziehend stark in allen Nerven fühlte. Sie manövrierte mit dem törichten jungen Herrn die Saallänge entlang, überquerte den Saal unterhalb der kleinen Estrade, auf welcher die unermüdliche Musik aufgebaut war, und kehrte an der andern Längswand zurück. Nun stand sie Nino gegenüber, durch den Wirbel der Tanzenden von ihm getrennt. Sie schaute jetzt mit einem zielenden und gespannten Blick zu ihm hinüber und verlangte mit aller Willenskraft: „Du sollst hersehen." Und wirklich wurde Nino dort drüben unruhig, er wendete den Kopf, er bekam eine kurze steile Falte über der Nase und dann schickte er sich an, seinen Platz zu verlassen. Ein Offizier und eine hellgelbe Dame schoben sich tanzend dazwischen. Und nun, kein Zweifel, hatte Mayolf Susanna erkannt. Seine Augen veränderten sich ein wenig, nicht sehr, sie wurden noch etwas strenger, schien es, und sahen Susanna stark entgegen.

Im gleichen Augenblick begann Susanna zu lächeln, freundlich und maskiert, wie eine Dame einem alten Bekannten zulächelt, den sie lange nicht gesehen hat. Aber Mayolf blieb ernst, er schaute sie stark, beinahe fordernd an, und er verbeugte sich nicht. Da entfloh Susanna.

Sie schob den Mund vor, halb trotzig und halb kummervoll, und wanderte aus dem Tanzsaal fort ins Lesezimmer, wo die vernünftigen Herren saßen. Die Herren in diesem Zimmer sahen einander alle ähnlich und so fand Susanna ihren Mann nicht gleich. Er saß im Kaminwinkel, hatte ein Glas Ananasbowle vor sich und sprach eben über die nationale Forderung. Susanna glitt hinter seinen Stuhl, etwas in ihr suchte Hilfe und Beruhigung. Doktor Senius beendete seinen gut pointierten Satz und dann zog er die Hände seiner Frau über seine Schultern her vor seinen Mund und küßte jede Hand einmal. „Na, was macht mein Mädelchen? Amüsiert es sich? Tanzt es viel? Und ist es brav?" fragte er. Susanna gab keine Antwort. Sie hatte den Kopf ihres Mannes so nah, so deutlich vor sich. Über dem Frackkragen kam der Hals in einer kleinen fetten Wölbung zutage, es war ein vollblütiger Hals, der, wie sie wußte, geneigt war, des öfteren Furunkeln zu bilden. Die Haare waren rückwärts auf dem runden Kopf kurzgeschnitten, über der Stirne lang und dicht und wohl traktiert mit Brillantine. Susanna kannte diesen Pomadengeruch nach Veilchen so gut, er langweilte sie, es gab Momente in ihrer Ehe, wo er sie weinen machte. Er war es, der sie in diesem Augenblick veranlaßte, sich abzuwenden und fortzugehen. Hier war doch keine Hilfe und Beruhigung zu holen, so schien es ihr.

„Jetzt will ich aber tanzen!" sagte sie schwebend. Und bei dem betonten Jetzt war ein kleines, böses Schimmern in ihrem Gesicht.

Susanna also kehrte in den Saal zurück und stürzte sich in den Tanz. Eine Stunde lang tat sie nichts als tanzen, sie dachte

Digitized by Google

nichts und spürte nichts als diesen feinen Rausch, der aus dem Rhythmus der Musik und aus der Bewegung ihres Körpers kam. Langsam verschwamm der ganze Saal ihr, zerschmolz in Licht und wehende Kreise. Nur Nino blieb da, unbewegt und sehr allein auf seinem Platz. So oft sie an ihm vorbeiglitt, sah sie ihn an und er sah sie an. Sie fühlte sich selbst fremd und aufgelockert und einem unbekannten Ziel entgegengetrieben, und als aus der Vorhalle ein tiefes Gongdröhnen die Pause anzeigte, erwachte sie erschreckt.

„Darf ich gnädige Frau in den Speisesaal führen oder zum Herrn Gemahl?" fragte der junge Herr aus dem Wintergarten, mit dem sie zuletzt getanzt hatte.

„Noch einen Augenblick; jetzt wird es hier leer und kühl — das ist gut —" sagte sie stark atmend und schaute zu Nino hin, immer zu Nino hin —

Wirklich hatte man Fenster geöffnet und ein kühler, bitterer Lufthauch kam von den Golfwiesen in den Saal. Durch alle Türen strömten Paare zum Souper. Vor der Musikestrade verweilten andere Paare und winkten hinauf und baten um noch einen Tanz, noch einen einzigen Boston vor der Pause. Ganz am andern Ende des Saales stand Nino und wartete noch und schaute herauf. Und siehe da, im geleerten Saal begann die Musik noch einmal zu spielen, in schläfrig lockendem Rhythmus.

In diesem Augenblick geschah das, was Susanna den ganzen Abend ersehnt und gefürchtet hatte.

Hans Mayolf dort unten am Saalende löste sich von seinem Platz und kam zu ihr. Sie sah es seinen Augen an, daß er jetzt zu ihr kam. Sie schaute ihm entgegen, wie er sich langsam, zögernd, wie gezogen zwischen den letzten tanzenden Paaren durch den ganzen Saal zu ihr hinschob. Es war sonderbar und sie wußte es nicht, daß sie in diesem Augenblick die Handschuhe abstreifte und ihm ihre nackte Hand entgegenstreckte, als er noch weit von ihr entfernt war. Plötzlich dachte sie: ‚Mein Gott — was wird jetzt geschehen? Es wird etwas geschehen!' Plötzlich war es ihr, als käme eine große Entscheidung auf sie zu. Plötzlich überfiel sie ein Schwindligsein.

Erst sah sie noch den Saal, den Nino durchquerte, dann war da eine Finsternis, sie sank in Dunkles, Weiches ein. Es summte tief, es kam ein großes, schwarzes Brausen, dann kamen Wellen, kamen Wellen, — Ringe, — Kreise, — dann wußte sie nichts mehr und spülte fort — —

— — — — — — — — — —

„Wollen Sie mir diesen Tanz schenken, gnädige Frau?"

„Gerne, Herr Mayolf —"

Ist es denn wahr, daß sie mit Nino tanzt? Ist es wirklich, daß seine Hand auf ihrem Rücken liegt und Rausch in sie überströmt, daß sein Atem manchmal im Tanz sanft über sie hinweht, daß ihre Hüfte sich seinem Schenkel entgegenbiegt und darin glücklich ist, wie ein selbständiges Wesen? Wie, oder ist dieser Rausch, diese Seligkeit, diese Erfüllung auch nur geträumt, wie so vieles geträumt war in all den Jahren? Sie hat die Augen geschlossen und sieht ihn doch, ihre Handfläche trinkt und saugt an der seinen, auch ihr Mund ist offen und durstig und sieht aus, als tränke er. Ist Nino auch so glücklich? Lächelt er jetzt vielleicht? Ach nein, er sieht ernsthaft aus und nun beginnt er zu sprechen: „Merkwürdig, wie wenig Sie sich verändert haben, gnädige Frau. Sie tanzen noch eben so leicht wie früher, und auch ebenso gerne, nicht wahr? Ich habe Ihnen zugesehen —"

„Sie aber tanzen viel besser jetzt; ja, Sie führen gut, wissen Sie das? Sie waren früher so ungeschickt —"

„Ich habe etwas zugelernt, drüben in den Südstaaten."

„Waren Sie fort? In Amerika?"

„Amerika, ja, und sonst noch in allerhand Gegenden."

„O — erzählen Sie mir davon —"

„Nicht viel zu erzählen. Die Welt ist komisch und armselig von einem Ende bis zum andern. In Indien ist die Erde rot und in Afrika gibt es Schatten, so blau — nun das kann man nicht sagen. Blau, sehen Sie, das muß man eben malen —"

„Sie sind berühmt geworden, Herr Mayolf —"

„Ach, du lieber Gott —"

Pause. Boston. Seligkeit.

„Und Sie haben indessen Kinder bekommen, Monna Susanna, obwohl Sie gar nicht wie eine Mutter aussehen?"

„Ja. Zwei süße Kinder. Erfährt man das sogar in Afrika, daß ich Kinder habe?"

„Ja, man erfährt es. Sehen die Kinder Ihnen ähnlich?"

„Nein, sie geraten beide meinem Mann nach, aber sie sind wirklich hübsch —"

Pause.

„Merken Sie, wie kühl es jetzt im Saal wird? Man kann atmen —"

„Müssen wir denn sprechen, Susanna?"

„Nein. Nicht sprechen. Nur tanzen."

„Wie leer es schon ist. Gleich wird die Musik zu Ende sein —"

Digitized by Google

„Nein. Nicht aufhören. Nino — nicht aufhören —“

„Susanna! Nennst du mich Nino — du — du —“

„Nicht, Nino, nicht. So darfst du mich vor den Menschen nicht ansehen —“

⁂ ⁂ ⁂

Im Vorraum, wo es kühl ist und wo die Diener mit gefüllten Tabletts und aufgezogenen Weinflaschen vorbeischweben. Sie stehen beide vor dem Springbrunnen und schauen in seinen sanften Schein; sie haben die Ellbogen an sich gezogen wie in Abwehr und stehen nebeneinander und lassen einen leeren Raum dazwischen, obwohl es sie aneinander zieht und drängt. Sie sprechen in das Rieseln hin und halten unbeteiligte, starre Gesichter vor sich hin wie Masken.

„So hast du auch an mich gedacht?“

„Oft, Nino, immer hab' ich an dich gedacht. (Ist denn das wahr? fragt eine Stimme innen.) Ja, immer an dich gedacht. Von dir geträumt, oh, wie oft, Nino —“

„Ja, kennst du es auch, Su? Wenn morgens das Herz so müde ist und die Hände, als wären sie krank, und die Augen, als hätten sie geweint? Damals hast du es nicht verstanden, was Sehnsucht ist. Weißt du es jetzt denn auch, kleine Su?“

„Ich hab' mich so gesehnt, Nino. Jetzt weiß ich es, was es ist. Ich habe dir geschrieben —“

„Wann —“

„Oft, Nino. Manchmal wirklich und manchmal nur in Gedanken. Aber abgeschickt hab' ich keinen von diesen Briefen; immer hat zu viel drinnen gestanden. Und du warst ganz verschwunden —“

„Mich hat es in der Welt herumgehaut. Weißt du, es gibt so ein hartes Wort im alten deutschen Recht: friedlos sein. Wer das nicht ausgespürt hat — —! und dann kommen die Bilder und sind ganz anders als vorher und man wird nie mehr, wie man war. So einsam; und immer fährt man mit schwarzen Segeln. Damals, wie ich von dir fortging, auf der Dampferbrücke, du hast es nicht vergessen? damals — ach, ich will dir einmal meine Tagebücher geben, aber du darfst nicht erschrecken.“

„Warum erschrecken, du?“

„Sie sind so — sie schreien vor Schmerz. Sie sind wie lauter offene Wunden. Ich habe viel gelitten, Sulein —“

„Ich auch, Nino, ich doch auch.“

„Ach du! Flaumfeder, Wölkchen, Schneeflocke — was weißt du vom Leiden.“

„Jetzt lächelst du endlich, Nino. Du bist so ernst, sieh nur, ich kann dich da unten im Wasserspiegel lächeln sehen. Jetzt habe ich keine Angst mehr.“

„Hast du denn Angst vor mir?“

„Vor deinen Augen, ja. Und so schmal und hart ist dein Gesicht geworden.“

„Ich bin nicht sehr gesund, weißt du.“

„Armer Nino. Sieh, jetzt streichle ich dein Bild im Wasser unten. Dich selbst darf ich ja nicht streicheln —“

„Tu es doch, Su, bitte, tu es doch —“

„Die Diener schauen schon her. Und drinnen fehle ich beim Souper. Es wird Aufsehen geben —“

„Aufsehen! Bitte, ich halte Sie nicht, Frau Doktor Senius; gehen Sie zum Souper.“

„Nicht, Nino, nicht. Ich streichle dich, sieh, jetzt nehme ich deine Hand und küsse sie —“

⁂ ⁂ ⁂

Später im Wintergarten. Sie sitzen hinter einer riesigen Palme, ihre Korbstühle sind eng aneinandergerückt und sie glauben, daß niemand sie dort sehen kann. Die Hyazinthen duften schwer und werden schon müde in der warmen Luft.

„Erzähl' mir von deinem Leben, Su.“

„Da kann ich nichts erzählen. Wenn ich es jetzt anschaue, dann ist nichts zu erzählen. Ich lebe eben; ich bin nicht sehr traurig und nicht sehr froh (ist das wahr? fragt die Stimme innen), ein Tag schmeckt wie der andere. Das Leben kommt so an mich heran, ich weiß nicht, wie das geschieht. Ich habe einen guten Mann, mein Mann ist gut, Nino, das mußt du glauben. Und die Kinder sind da, ich habe sie sehr lieb, die Kinder. Vielleicht ist es nicht ganz richtig, wie ich sie lieb habe. Ich war noch so jung, wie die Kinder kamen, und die Ehe, und all das — ich habe es vielleicht nicht ganz verstanden. Sieh, jetzt: ich sehe deine Augen, da muß ich lachen, tief innen. Ich höre dich sprechen, da bin ich glücklich. Da — ich spüre deine Hand, da spüre ich, daß ich lebe. Ich habe die ganzen Jahre mich nicht leben gespürt, glaube ich. Jetzt lebe ich, Nino, heute, diesen ganzen Abend —“

„Und morgen?“

„Morgen war es nur geträumt. Morgen stehe ich auf und bade und der Friseur kommt, dann gehe ich mit den Kindern spazieren; nachmittags haben die Ferienkolonien eine Wohltätigkeitssitzung und abends sind wir eingeladen; ich werde ein neues Kleid anziehen und die hübscheste Frau dorten sein — morgen —“

„Du weinst ja, kleine Sulein. Du sollst nicht weinen . . .“

Digitized by Google

„Nino, ist denn das noch möglich, daß morgen alles vorbei ist? Haben wir beide denn unser ganzes Leben verdorben?“

„Warum hast du mich damals fortgeschickt?“

„Warum bist du gegangen? Ich war ja dumm; ich habe ja nichts verstanden. Du warst zwischen uns allen wie aus einem fremden Land. Oft habe ich Angst vor dir gehabt —“

„Und jetzt? Verstehst du mich jetzt? Verstehst du alles? Und hast du keine Angst mehr?“

„Noch immer Angst, große Angst, Nino. Du hast so strenge Augen —“

„Ich bin kein Page mehr, Monna Sanna, der mit dir spielt und dir die Schleppe trägt. Sag' eines: hast du mich lieb? Nein, du brauchst es nicht zu sagen, ich spüre es ja, oh, wie ich dich spüre, du. Hast du mich über alles lieb?“

„Über alles, Nino.“

„Lieber als deinen Mann und deinen Reichtum und dein behütetes Leben und dein Haus und all das, all das, in dem du steckst?“

„Lieber als alles, Nino.“

„Lieber als deine Kinder?“

„So darfst du nicht fragen, Nino. So darfst du mich nicht anschauen. Nein, nicht lieber als die Kinder, gewiß nicht. Nur heute abend habe ich dich lieber, nur jetzt, wo du meine Hand hältst und ich so glücklich bin, so glücklich — — Ja, lieber als die Kinder habe ich dich sogar —“

„Ich habe dich noch nicht geküßt, Susanna. Komm fort von den Menschen hier. Jetzt werde ich dich küssen . . .“

⊠ ⊠ ⊠

Das Souper ist vorbei. Frau Doktor Senius hat gefehlt und das war ein klein wenig peinlich. Jetzt tanzt man schon wieder im Saal. Aber Frau Senius ist nicht bei den Tanzenden und das ist schade. Von Zeit zu Zeit irrt Doktor Senius durch die Räume und hält Ausblick nach seiner Gattin, aber er findet sie nicht. Dann kehrt er betrübt, aber nicht gerade beunruhigt in das Lesezimmer zu den vernünftigen Herren zurück, die jetzt gute Witze erzählen.

Susanna Senius steht draußen auf der dunklen Terrasse, die über den Fluß hinausgebaut ist, sie steht in ihrem dünnen, silberweißen Chiffonkleid da und brennt mitten in der kalten Vorfrühlingsnacht. Es ist sehr finster, kein Mond, kein Stern, nur drüben überm Fluß ein paar gespiegelte Laternenlichter, und ein Schein aus dem Tanzsaal und ein Schimmer von ferner Musik. Sie steht da, hart an der Terrassenbrüstung, und läßt sich unersättlich küssen und spürt zum erstenmal ihren Körper und daß ihre Lippen aufwachen und daß sie eine Frau ist. Von Hans Mayolf ist nichts zu sehen in der Dunkelheit, sie spürt nur seine schmalen Schultern in ihren Armen zittern und hört ihn atmen und hört einen wunderlichen, schluchzenden Laut, als er sich von ihr löst.

„Weinst du denn, Nino?“ fragt sie in die Dunkelheit hin. „Weinen denn Männer auch?“

„Ich weine ja nicht. Es ist nur — es zerbricht mich beinahe, daß ich dich jetzt im Arm halte, Su, wunderbare, schöne Su — Su —“

„Wie dunkel es ist. Wie allein wir sind. Hörst du den Fluß unten? Das ist schön, so kühl, so still. Man möchte hineingehen, einfach immer tiefer in das Wasser gehen —“

„Möchtest du das?“

„Nein. Jetzt friere ich. Eben war mir noch so heiß. Komm, wir müssen zurückgehen.“

„Müssen wir das wirklich? Können wir das? Kann man denn zurückgehen, Su? Komm hierher in den Schein, ich möchte dich sehen.“

„Jetzt wirst du ganz still, Nino?“

„Ja. Jetzt werde ich still. Wie schön du bist, wie schön. Und so anders als vor einer Stunde siehst du aus. Komm, küß mich noch einmal. Sieh, jetzt nehmen wir schon wieder Abschied und jeder geht seinen Weg . . . Willst du jetzt in den Saal zurück, Susanna?“

„Nicht. Noch nicht.“

„Du mußt nicht zittern. Wenn du jetzt hineingehst, ist alles vorbei und du hast ein kleines Ballabenteuer gehabt. Willst du es so, Susanna?“

„Nein. Ich kann ja nicht. Du quälst mich —“

„Quäle ich dich? Ich bin so schwer, du armes Flaumfederchen; ich kann so schlecht spielen und Spielzeug sein. Soll ich morgen an der Ecke lauern, wenn du ausgehst, und dich im Haustorwinkel küssen? Und heimliche Briefe schicken und dich in mein Atelier betteln und du kommst voll Lüge und Angst und verschleiert, und es wird das Gewöhnliche und der ganze Schmutz der Stadt klebt an uns? Soll es das sein, Susanna?“

„Nein. Nein. Nicht. Nino —“

„Was hast du? Du siehst so schwindlig aus. Quäle ich dich so?“

„Es ist gleich vorbei; es kreist so um mich und schwimmt mir vorbei und macht mich so benommen, — es ist nichts weiter, Nino. O, ich möchte gerne bewußtlos werden —“

„Komm, gib mir die Hand. So. Geht

Digitized by Google

es vorbei? Die liebe Hand, wie verkauft sie aussieht —"

Er hob die Hand bis an sein Gesicht und es war ein wunderliches Lächeln, mit dem er sagte: „Brillanten, ein Rubin, ein Smaragd! So viele Ringe? Einen zur Verlobung, einen zum ersten Hochzeitstag, einen für jedes Kind, nicht wahr?"

„Ja," murmelte Susanna schwach. Er ließ ihre Hand fallen. „Ich mag Ringe nicht," sagte er. „Und wenn ich nun verlangte, daß du sie in den Fluß wirfst: tust du es?"

„Ja," sagte Susanna zornig. Er stand und lächelte noch immer, beinahe spöttisch, schaute ihren Händen zu und horchte.

„Hörst du?" sagte er dann; „nicht anders, als ob Kieselsteinchen in den Fluß gefallen wären. Du armes Kind! Wie willst du jetzt zu deinem Mann zurückgehen mit deiner Hand ohne Ringe und mit deinen zerküßten Lippen?"

Sie schwieg und bewegte ihre bewußtlose, nackte Hand in der kalten Nachtluft. Plötzlich stand er ganz dicht bei ihr und sein Gesicht war herrisch und voll von einem harten, drohenden Ernst. „Susanna —" sagte er, „wenn ich dich nun fortnehme von all dem und dich hineinreiße in mein friedloses Leben: Willst du bei mir sein? Willst du mitgehen? Hast du den Mut, den du damals nicht gehabt hast?"

„Ja," sagte sie. Wie unwissend ihr Mund dabei war —

„Susanna, höre mich an: ich bin kein Verführer und kein Bettler. Ich verlange nichts von dir. Du selbst mußt dich entscheiden. Dein Mann ist reich und gut. Das bin ich nicht. Ich bin böse, Susanna, und grausam manchmal. Wenn ich dir mein Leben erzähle, wirst du erschrecken. Als Kind schon — ich habe eine Katze an den Hinterbeinen genommen und getötet; ich habe mich zu einem gefallenen Pferd gesetzt und ihm zugeschaut, wie es litt. Nein, mehr, hör' mich an. Als Heizer bin ich nach Amerika gefahren, habe neben einem Neger gearbeitet und mit ihm in einer Matte geschlafen. Immer sind es die dunklen Dinge des Lebens, die mich umgeben, die mich anziehen. Heute führe ich dich im Auto fort und morgen wirst du hungern bei mir. Heute bist du mir alles, aber wenn es mich packt, wenn ich male, dann bist du mir nichts. Noch eines, Susanna: ich bin krank. Ich habe mit einem Mädchen gelebt, mit einem verlorenen Geschöpf aus einer Hafenkneipe, die hat mir ihre kranke Lunge vererbt, bevor sie gestorben ist. Sie hatte einen schönen Körper, ich habe ihn wohl hundertmal gezeichnet, ich habe ihn gezeichnet, bevor ich ihr das Totenhemd anzog. Ich bin neugierig, Susanna, auf eine furchtbare und unheimliche Art neugierig. Auch auf dich bin ich neugierig, Susanna. Wenn du mit mir gehst, gibt es nichts Halbes. Wer die Höhe will, muß auch die Tiefe wollen; wer das ganze Glück hat, der hat auch die ganze Qual. Wenn du mit mir gehst, Susanna, ist es auf Leben und Sterben. Du hast die Entscheidung zu treffen."

Susanna hatte ihm fragend und aufmerksam auf den Mund geschaut, während er sprach, aber sie hatte nicht alles verstanden. Sie spürte sich nur schwindlig fortgerissen, hingetrieben von etwas Unüberwindlichem. Sie schaute seine Augen an und ihr Mund zitterte schwach wie bei einem traurigen Kind. Sie wartete, bis ihre Stimme sich festigte.

„Ich habe noch nicht gelebt. Ich möchte leben. Ich möchte bei dir sein," sagte sie demütig.

⁂ ⁂ ⁂

Wie kommt es nur, daß Susanna Senius ihren schwarzen Umhang überwirft und einfach fortgeht, fort von dem Fest, fort vom luxuriösen Klubhaus, von ihrem Mann, von ihrer bisherigen Existenz, von ihrem Haus, von ihren Kindern, fort von ihrem eigenen, verwöhnten, leichten Ich? Verläßt ihre Seele wirklich die glatten Wege der Zufriedenen und Satten und will ihr Schicksal haben und mit den Ruhelosen und Hungrigen gehen? Ist es wahr, daß sie schon auf der Flucht ist? Ist sie selbst es noch, die hübsche Susanna Senius, die nun in einem Eisenbahnabteil sitzt und den Zug stampfend in die Nacht hineinrasen spürt? Kann man denn in einem silberdurchwirkten Chiffonkleid in der Eisenbahn fahren, mit bloßem Kopf, mit einer verwelkten Silberschärpe, deren Saum rußig und zerrissen ist, mit kleinen, dünnsohligen, seidenen Tanzschuhen?

Sie zittert sehr. Sie kriecht tief in ihren schwarzen Umhang hinein und versteckt sich vor dem Schaffner. Aber Nino ist ja bei ihr. Nino dreht das Licht ab und zieht die Vorhänge zu. Kein Fremder steigt mehr ein. Ninos Hand kommt unter ihren Mantel und sucht ihre kalte, zitternde Hand, die keine Ringe mehr trägt. Nino ist nicht mehr streng. Seine Augen sind so zärtlich, seine Stimme so sanft, sein Kuß in ihr Haar so zart und fern und anbetend. Nino ist kein Mann, kein Liebhaber, er ist ein großer Bruder, der sie an seine Schulter nimmt und einwiegt wie ein krankes Kind. Die Augen fallen ihr zu.

„Hast du mich lieb, Nino?"

Digitized by Google

„Ich hab' dich lieb."

„Bist du jetzt glücklich, Nino?"

„Du tust mir so leid —" flüstert er kaum hörbar, da schläft sie schon ...

Am Morgen, beim Erwachen, waren sie schon weit. Schneegipfel wuchsen vor den Fenstern, sie standen schon in der Helle, während die Täler noch voll von Nebel und Dämmerung lagen. Ein Kirchturm, eine Burg, ein Fluß aus Braun und Tiefblau und ein wenig Silber, wo er im Fall unter die rundbogige Brücke schoß. Der Zug hielt, sie hörten Glocken läuten. Der Zug stampfte weiter. Sie sahen schwarze, ernsthafte Bauersfrauen paarweise durch die Felder wandeln, zur Messe im kleinen Dorf. Die Erde lag braun an Weinhügeln, die noch kein Grün hatten. Ein fleißiger Bauer schritt sein kleines Feldfleckchen bergan und säete, ging und säete, ging und säete. „Sieh hin," sagte Nino. Da sah sie alles zum ersten Male.

Sie schaute glücklich in seine schauenden Augen. Der Zug stampfte. Über den Himmel kam ein Vogelschwarm ihnen entgegen und verschwand nordwärts. Auch die Wolken wanderten nach Norden, der Himmel wurde blau und hoch und am Bahndamm wuchsen schon kleine Blumen.

„Wohin fahren wir, Nino?"

„Ins Niemandsland. Fort aus der Wirklichkeit."

„Ganz fort?"

„Ganz fort. Bis ans Ende. Bis dorthin, wo die Welt keinen Namen mehr hat."

„Ja, Nino," sagte sie gehorsam.

Seltsam, wie schwebend die Dinge dieser Flucht waren. So leicht, so selbstverständlich, so ohne Zusammenhang, nur wie geträumt. Irgendwo stiegen sie aus, gingen die Dorfstraße entlang an niedrigen Erkern, kamen vor ein Haus mit geschmiedetem Posthorn vor dem gewölbten Tor und einem großen, bunten Sankt Georg über die ganze Hauswand gemalt. In einer kleinen Stube wurde Susanna allein gelassen. Nino kam und küßte sie scheu und behutsam und legte ihr Kleider hin, Rock und Jacke aus grobem Loden, und braune Schuhe. Dann ging er wieder, unten war seine Stimme zu hören, auch sein Schritt, den sie nun schon kannte. ‚Er soll kommen und mich küssen wie gestern,' dachte sie und erschrak heiß, als sein Schritt treppaufwärts klopfte. Aber er sah ernsthaft und gesammelt aus. „Wir fahren mit der Post weiter," sagte er. „Wir kommen so besser über die Grenze."

Ach, da war er wieder, dieser süße Geschmack von Flucht und Abenteuer, nach dem sie hungrig war ...

In einem blauen, uralten Postwagen, zwischen Bauern mit roten Westen bergauf. Gespräche über Wein und Wetter, Ninos Hand, Ninos Augen, Ninos Stimme. Ein gefährlicher Rausch im Blut, der mit dem sinkenden Abend wächst. Die Fremde, mit anderen Bäumen, anderen Felsen, anderer Luft. Eine Ziegenherde seitab, der Hirt nur wie ein Schatten am Wegrand. Ein Lied, das traurig ist und in einer fremden Sprache geht. Eine kleine dünne Glocke im Abend. Plötzlich ein schneidender Gedanke: Ob die Kinder jetzt schon schlafen? Vorbei. Nichts. Alles vergessen. Nur Nino gibt es noch auf der Welt. Und weiter die Fahrt bergan. Man hält in einem winzigen Ort, die Pferde trinken aus steinernem Brunnentrog. Jemand zündet die Wagenlaternen an, jemand hält Papiere prüfend in das Blinzellicht. Ein drittes Pferd wird vorgespannt, dann geht es weiter. „Das war die Grenze," sagt Nino. Auf der Paßhöhe oben ist noch ein wenig Helle, der Blick geht weit in die dunkle Ebene, schräg gegen den Horizont, wie eine Metallscheibe ist die Fläche eines großen Sees zu ahnen. Bergab knirscht die Bremse. Die Bauern sind still geworden, die Fahrt geht schnell und schweigsam. ‚Ich träume nur,' denkt Susanna; ‚das alles ist ja nur geträumt ...'

Dann kam ihre Nacht, Ninos und Susannas hohe Nacht.

Die Nacht war tief und dunkel und voll von geheimnisvollen, rauschenden, singenden Stimmen. Das Zimmer war groß und hoch, beinahe ein Saal, der Boden kühl und steinern unter den nackten Sohlen, die Decke oben erfüllt mit wimmelnden, gemalten Gestalten, die im Kerzenschein lebendig wurden. Das Bett war breit und niedrig, mit hohen Säulen und steifen, faltigen, uralten Vorhängen. Nino verlöschte das Licht und in der Finsternis legte er noch die Hand über seine wachen, neugierigen Augen, die schon so viel gesehen hatten. Aus dem Dunkel schlug eine Uhr ihnen die Stunden ihrer Nacht ...

Als Susanna aus halbem Schlaf erwachte, lag schon eine Ahnung des Tages in der Luft. Vor dem Fenster wurde eine kleine Vogelstimme wach, versuchte einen Ton, entschlief wieder. Zweige rauschten draußen auf und verstummten. Sie glitt zum Fenster hin, betrat den kleinen Balkon und schaute ergriffen hinaus. Es war kühl, die Luft kam von den Gipfeln, die jenseits des Sees an den Himmelsrand grenzten. Der See schwarz da unten, mit immer gleichem Geräusch ans Ufer schlagend. Den Hügelhang und bis ans Haus herauf unübersehbar

Digitized by Google

die Wipfel blühender Obstbäume. Sie blühten blau im blauen Licht der Dämmerung und standen so reglos da, wie verzaubert und gebannt in den fremden, stummen Morgen. Der Vogel sang wieder. Die Uhr schlug vier.

Als die Uhr zu schlagen begann, richtete sich Nino da rückwärts in dem großen Bett auf, die Vorhänge bauschten sich, und Susanna sah ihn mit seinen großen Augen, die noch voll von Träumen waren, im ungewissen Licht nach der Uhr starren. Als die Uhr den letzten Schlag getan hatte, kam noch ein Rasseln hinterher, das ihren ganzen schmalen, hohen Bau zum Zittern brachte. Dann sprang eine Türe über dem Zifferblatt auf und schaurig und grotesk schritt ein Männlein hervor, ein Gerippe, ein Skelett aus dünnem, knochenweißem Holz, das marionettensteif eine Sense schwang, mit dem Finger drohte, sich verbeugte und verschwand. „Guten Morgen, meine liebe Seele . . .“ sagte Nino dort rückwärts mit seiner verhängten Stimme.

„Nino — was war das? Ich bin sehr erschrocken, Nino —“

„Armes Kind! Armes Kind!“ sagte er und es klang beinahe spöttisch. „Hat das Knochenmännlein dir seine Reverenz gemacht? Erschreckt dich das? Du wirst dich mit ihm anfreunden, es ist ein so hübsches Spielzeug. Ich kenne die Uhr in diesem verzauberten Albergo schon lange. Wir sind gute Freunde, die Uhr und ich —“

„O Nino,“ sagte Susanna und flüchtete an seine Schulter, die sich heiß und mager in ihre Hände legte. „Hat diese Uhr geschlagen, *diese* Uhr in *dieser* Nacht —? Das bedeutet etwas —“

„Kennst du denn nicht den schönen Spruch auf alten Sonnenuhren? ‚In einer dieser Stunden wirst du sterben.‘ Ist das nicht schön? Denk doch, Su, Liebstes, wie diese Nacht war — und denk dazu: In einer *dieser* Stunden wirst du sterben.“ Er griff nach ihr und bettete seinen Kopf an ihr Herz, das schlug. Susanna legte ihre Hände in sein glattes, dünnes Haar und begann zu lächeln. „Ich will ja leben —“ sagte sie schwebend.

Doch Nino, in ihrem Schoß, sagte hart: „Du wirst dich an die Uhr gewöhnen müssen. Ich werde sie kaufen.“

⁂ ⁂ ⁂

In der siebenten Nacht nach ihrer Flucht träumte Susanna zum erstenmal den Traum von ihren Kindern, der sie fortan nicht mehr verließ. Sie träumte, daß die Kinder über eine Brücke ohne Ende und ohne Anfang gingen; sie gingen hart am Rand, der ohne Geländer war und sie gingen sicher und unbefangen, sie konnte ihre kleinen Gesichter nah und deutlich sehen. Aber am Ende stürzten sie doch hinab und man fand sie nicht mehr.

Als sie erwachte, hatte sie den Traum vergessen, nur eine dumpfe Bedrückung, ein Ring um Stirne und Schläfen blieb ihr aus dieser Nacht. Aber in der nächsten Nacht, als der Traum wieder kam, erkannte sie ihn gleich und wußte auch angstvoll schon das Ende. Dann gewöhnte sie sich an diesen Traum, der immer wiederkam, an diesen Tropfen Qual in einem Meer von Glück.

Sie wohnten jetzt unten hart am See, in einem alten, verkommenen Schloß, das ihnen ein ebenso alter, verkommener Kastellan vermietet hatte. Im Dorf, zu dem westlich eine Straße zwischen dünnen Ölwäldern am Seerand hinführte, schien man Nino gut zu kennen, doch nicht zu lieben. Es gab alte, abergläubische Fischer, die das Zeichen gegen den bösen Blick in die Luft tasteten, wenn er vorbeiging. Susanna lachte befangen. Sie lebte in einer Luft, die alles wahrscheinlich und alles unwahrscheinlich machte. Sie schaute manchmal Nino an und dachte: ‚Wohin geht es mit uns?‘ aber sie fragte es nie laut. Sie lebte in steinernen Sälen, wo der Kalk mit den Fresken von den Wänden fiel, sie dehnte die Tage auf der Loggia hin, über deren Brüstung Eidechsen liefen. Nachts glitten die hohen, gelben Segel der stummen Schmugglerschiffe vorbei, der See schlug an die Mauern, immer gleich, immer gleich. Und die Uhr hatten sie mitgebracht, in jeder Stunde sprang der Tod hervor und schwang seine kleine Marionettensense . . .

War Susanna glücklich in dieser Zeit? Ja, sie war glücklich: aber die Sehnsucht nach dem Glück war stärker gewesen als das Glück selbst. Sie lebte: aber die Sehnsucht nach dem Leben war stärker gewesen, als das Leben selbst.

Und Nino . . .?

⁂ ⁂ ⁂

„Bist du glücklich, Nino?“ fragte Susanna hundertmal. Nachts in seiner Umarmung, wenn sie in weißen Flammen brannten, in der süßen Müdigkeit des Erwachens am Morgen; am Strand des Sees unten, wenn sie mit geschlossenen Augen die Sonne tranken. Immer, zu jeder Stunde des Tages die eine alte Frage: „Bist du glücklich, Nino?“

„So glücklich ich sein kann,“ sagte Nino leise. Sie saßen auf ihrer Loggia, der Abend war schon gekommen, sie schauten über den schwarzen See hinaus, in dessen Tiefe die ersten Sterne heranzogen. Nino spielte mit einer Apfelsine, er hatte seine Hände um die Frucht gelegt wie zur Kühlung.

Digitized by Google

„Nino, sag' mir es nochmals: Ganz glücklich?"

„Du darfst das Glück nicht wegfragen, Su. Ja, ganz glücklich —"

„Du sagst es nicht richtig, Nino. Sag' — ist keine Enttäuschung dabei, kein Tropfen, gar keine —?"

Er ließ die Apfelsine fallen und legte beide Hände um ihr Gesicht und hob es zu sich hin. „Noch nicht," sagte er. „Noch nicht, Susanna —" Es war ein Klang wie Angst und Drohung zugleich. Dann schwiegen sie.

„Sieh, Su, da kommen unsere beiden Sterne gewandert," sagte Nino nachher und deutete in den See hinunter, der leise an die Mauern schlug. Mond tropfte in das Kielwasser eines unsichtbaren Bootes, das war wie ein silberner Schnitt; Züge von Sternen und immer neue Sterne zogen im Spiegel daher.

Susanna lachte leise. „Wie tapfer sie durch den See kommen. Nino mit seinem grünen Flackerlicht immer voraus. Und Su immer hinterher, so treu, und bei jedem Wellchen schaukelt sie ein bißchen. Und jetzt sind beide fort. Der böse Seekönig hat sie gefressen —"

„Ein Segelboot fährt drüber hin —" sagte Nino und streichelte ihr Haar. „Ich liebe diesen See so stark —" sagte er nachher; „es zieht mich immer wieder zu ihm. Und daß ich ihn jetzt mit dir zusammen sehen kann —! Weißt du es noch, wie ich dir zuerst von ihm erzählt habe? Das ist so viele Jahre her. Als junger Mensch kam ich hier vorbei, auf meiner ersten Romreise, und dann noch oft. Auch damals — wie wir Abschied genommen haben, bin ich zuerst hieher —"

„Nicht mehr die alten Dinge —" flüsterte Susanna. Und zugleich, sie konnte es nicht wehren, sah sie den Doktor Senius, sah den Bären, der im Bettchen ihres Buben schlafen durfte, sah ihr neues Teekleid im Schrank — sie griff nach Nino.

„Immer hast du heißere Hände als andere Menschen," sagte sie zärtlich.

„Ja, abends kommt meist etwas Fieber," erwiderte er gleichgültig.

„O, Nino —"

„Laß, Sulein. Ich bin gerne krank. Man hat dann seinen Weg so hübsch vor sich. Ich bin ja satt; jetzt, seit diesen Wochen bin ich gesättigt worden. Manchmal ist mir, als hätte ich alles gesehen, was man sehen kann, und alles gemalt, was man malen kann. Und sonst: wir sind am Gipfel, Su. Was nachher kommt, wird Abstieg sein. Ich wünschte —"

Er brach ab. Er griff wieder nach der kühlen Apfelsine und preßte sie gegen seine Schläfen. Er zog Susannas Hände vor sein Gesicht und bettete seine Stirne hinein. Er atmete stark und als er sein Gesicht wieder aufhob, war es angefüllt mit tiefen Schatten, wie eine strenge Maske.

„Es ist ein alter Wunsch, Susanna, o, ein so alter, so süßer Wunsch! Müde sein. Alles erlebt haben. Und dann hinuntergehen an meinen See, im Boot hinaus, weit, — es müßte Abend sein; so ein sanfter Abend wie heute. Und dann nichts tun, als sich gleiten lassen, nur gleiten und sinken lassen und dann kommt das große Brausen, und das Nichtwissen, und dann ist alles vorbei —"

Stille. Nur der See unten. Nur im Haus die Uhr, die eine Stunde schlägt.

„Würdest du bei mir im Boot sein —?" flüsterte dann Nino, wie aus dem Schlaf.

Susanna gab keine Antwort. Über ihrer Nase bildete sich eine kleine, tiefe, angestrengte Falte und löste sich später wieder.

„Ja . . . ?" sagte sie und das war keine Antwort, sondern eine Frage.

An diesem Abend war es, daß Nino begann, den feinen, süßen, giftigen Rausch der Todessehnsucht in sie zu senken.

⁂ ⁂ ⁂

An einem Sommertag kam Susanna mit einem Arm voll Rosen in den Saal und trat hinter Nino, der in einem Winkel saß und die Hände schlaff vor sich hinabhängen ließ.

„Heute sieht der See dir ähnlich," sagte sie.

„Wie denn, mir?"

„Ich weiß nicht. So — unberechenbar; bißchen unheimlich, bißchen fremd. Als hätte er überhaupt keinen Grund. Vor einer halben Stunde war er hellblau. Später, wie ich in den Garten ging, richtig schwefelgelb, mit bißchen was Rotem am Ufer. Jetzt ist er kohlschwarz mitten am Tag —"

Nino stand auf und trat auf die Loggia. Er atmete angestrengt in die kochende, undurchsichtige Luft. Das Ufer da drüben war fort.

„Die Rosen welken einem in der Hand —" sagte Susanna mißmutig. Nino kam in den Saal und schloß die Türe zur Loggia hinter sich.

„Enrico könnte die Fensterläden festmachen und die Lampe füllen," sagte er; „es gibt schlimmes Gewitter."

„Oh!" sagte Susanna erschrocken. Sie fürchtete Gewitter aufs höchste. Sie drängte sich an Ninos Schulter, aber er war zerstreut und lachte sie aus. Enrico, der Kastellan, hatte sich unsichtbar gemacht, er kam auf keinen Ruf; Nino schloß die Fensterläden, während schon die ersten Stöße von

Digitized by Google

heißer Luft an das Haus prasselten. Susanna suchte in der dunklen, steinernen Küche die Lampe und fand sie nicht. Es wurde schnell dunkler. Der See sah schwarz und klein aus. Am andern Ufer waren die Berge verschwunden, aber statt ihrer kamen zackige Gipfel aus grauschwarzen Wolken hoch. Ein Stückchen Blau war wie ein tiefes Loch noch zu sehen und wurde schuppig überwachsen. Weit südwärts überm See war streifiger Regen, hinter dem noch eine unheimliche Sonne schien. Im Norden kam es gelb vom Horizont. Als der Saal ganz dunkel war, zackte der erste Blitz, wischte blau über Wände und verstümmelte Fresken der Decke. Sturm schluckte den Donner, der nachrollte. Der See rüttelte am Haus. Er sah aus wie eine Schar von schwarzen eisernen Reitern, die weiße zerfetzte Fahnen schwangen. Er wuchs mit Wellen, die bis an die Loggia sprangen. Im Kamin jammerte es wie von Kindern und Tieren. Nino sagte etwas, das im Lärm des Sturmes unhörbar wurde. Susanna sah ihn nur wild lachen, als ein Blitz sein Gesicht streifte. Sie verkroch sich ins Bett, zog sich zusammen, stopfte die Vorhänge über ihr Gesicht. Sie betete sogar ein halbes Vaterunser, die zweite Hälfte hatte sie vergessen. Nino kam zu ihr, er zündete die Kerze an und streichelte gleichmäßig über ihren zitternden Rücken. So, halb weinend, halb sanft geborgen schlief sie ein, mitten im Getöse, wie ein Kind.

Sie erwachte von Stimmen, die im Zimmer waren, und vom Schlag der Uhr. Die Kerze war klein geworden und sah verweint aus. Das Knochenmännlein war eben dabei, seine Reverenz zu machen und zu verschwinden. Es blitzte noch. Es donnerte noch. Die Mauern bebten noch von Sturm und Stoß. Auf der Treppe klopften schnelle, laute Schritte. Unten schlug es von Türen. Nino stand im schwarzen Loch der Türe und rief ins Haus: „Ich komme sofort." Er war im Mantel mit aufgeschlagener Kapuze.

„Ich gehe —" sagte er nur, als er Susannas erwachte Augen gewahrte. „Schlafe, mein Su. Ich muß ins Dorf. Ein Boot ist draußen. Jetzt bringen sie es herein."

„Du kannst mich doch nicht allein lassen?" sagte Susanna zutraulich, er hörte sie kaum. Er sah kaum hin. „Schlafe nur, brauchst keine Angst zu haben. Ich schließe das Tor —"

„Du kannst mich doch nicht allein lassen?" sagte sie nochmals, ganz ohne zu begreifen. „Ich fürchte mich doch so. Ich sterbe allein vor Angst —"

Er lächelte flüchtig und nicht ohne Spott. „Du nicht, Sulein, du hier nicht. Aber die draußen in ihrem Boot: die machen Ernst." Er nickte ihr zu wie einem Kind, mitten im Lächeln waren seine Augen hart und ohne Mitleid, dann war er schon fort, verschluckt vom Schwarz der Treppe.

Es ist wohl nur ein schlechter Traum, daß Susanna, diese kleine, hübsche, kindische, verwöhnte Susanna Senius alleingelassen wird, daß sie allein ist, tief in der Fremde, an einem bösen, toll gewordenen See, allein in einem wankenden, verzauberten Haus, von dessen Wänden bemalter Kalk sich löst, durch dessen Fensterläden die Blitze schneiden, über dessen Dach Zypressenwipfel sausen und zersplittert werden. Kann man so etwas erleben, solche Stunden, solche Angst, solchen Irrsinn der Verlassenheit? Die Kerze geht schlafen — liebe, kleine Kerze, bleib noch, bettelt Susanna, — aber die Kerze ist müde und sinkt in sich und verlischt. Im Dunkel sind böse Stimmen da, vertraute Stimmen, weinende Stimmen, anklagende Stimmen; und in der tobenden, ganz wirren Finsternis kein Wesen zum Trost und zur Gesellschaft, als die Uhr, die ihre Stunden ansagt, und der unheimliche kleine Freund, der unsichtbar mit der Sense winkt und sich verbeugt . . .

Es war Nacht, als Nino wiederkam. Er sah verwüstet aus, Nässe rann kalt von ihm, seine Augen waren sonderbar, sie waren wie die Augen eines Trunkenen. Sein Wesen war flackernd, mit starker Sammlung nur zusammengehalten. Er schaute Susanna flüchtig an, aber er sah sie nicht. Er sah nicht, was sie inzwischen erlebt hatte. Er hatte eine neue Kerze entzündet und andere Kerzen steckte er in die Taschen des nassen, schleifenden Mantels. Susanna saß stumm am Bettrand, sie hatte die Hände um die Knie geschlungen, es war etwas Verzweifeltes um diese Hände, und sie schaute mit einem grübelnden und angestrengten Ausdruck zu Nino hin, der im Wandschrank kramte und suchte und mit unbekannten Gegenständen klapperte.

Als er sich umwendete und quer durch das Zimmer ging zur Türe, traf er auf Susanna. „Schlafe nur wieder," sagte er abwesend. „Ich muß noch einmal fort. Das Wetter ist vorbei —"

„Was gibt es noch?" fragte sie erstickt.

„Sie sind tot. Alle drei. Ich muß noch ins Dorf —"

„Ich gehe mit," sagte plötzlich Susanna, ohne ihn anzusehen. Nino, schon an der Treppe, drehte sich zu ihr, es war ein Schimmer von Staunen oder Zufriedenheit in seinem Gesicht. „Ja, komme. Das ist gut. Nimm einen Mantel. Das ist gut, Susanna."

Unten am Treppenfuß stand Enrico und

Digitized by Google

reichte eine angezündete Laterne hin; er deckte mit einer wunderlichen Bewegung die Hand über sein altes Gesicht, als Nino vorbeiging. Nino lächelte böse.

Draußen war die Luft erstaunlich warm nach all dem Aufruhr. In der schwarzen Nacht kochte der See noch weißen Schaum aus seiner Fläche und sauste fremd. Der Laternenschein glitt rund über die fremde Erde. Zypressen traten an den Weg wie verhüllte Männer und traten wieder ins Dunkel zurück. Nino schwieg. ‚Wohin geht es mit uns?' dachte Susanna dumpf, aber sie fragte nicht. Im Dorf waren hinter winzigen Fenstern ein paar Lichter wach und schauten rot zum kleinen Hafen hin. Die Piazza, zum See hin offen, sah wie eine Bühne aus, unwahrscheinlich und übertrieben mit ihren Laternenlichtern, ihren flachen Häusern, ihrer murmelnden, schwarzen Menschenmauer unter den jagenden Wolken des tiefen Himmels. Ein Priester in langer, völlig durchnäßter Soutane schwang lange Arme ins Licht und sprach. In einem Haus wurde eintönig gebetet. Nino trat an ein Tor und öffnete es. Man wich vor ihm zur Seite, man wehrte ihm nicht, denn er hatte geholfen, aber man wendete sich weg. Drinnen war es friedlich, ein Brunnen rauschte mit kleiner Stimme, eine kindliche Madonna krönte ihn und hielt ihr Kind über das rote ewige Licht. Die Arkaden des kleinen Hofes verschwammen schwarz in der Dunkelheit. Auf dem Kiel eines umgedrehten Bootes, gerade unter der lächelnden, unwissenden Madonna lag etwas, das mit einem Tuch bedeckt war. Eine Frau kniete an dem Brunnen und betete und war selbst ganz steinern in ihrem Schmerz. Sonst war niemand da.

Nino ergriff Susannens Hand und führte sie bis in die Hofmitte. Er stellte seine Laterne auf den Brunnentrog und setzte sich selbst daneben. Er holte Block und Bleistift hervor und legte sie neben sich. Als er die Hand nach dem schwarzen Tuch ausstreckte, begann Susanna unaufhaltsam zu zittern.

„Nino — ich habe noch nie einen Toten gesehen —" flüsterte sie angstvoll.

„Nicht fürchten," sagte er zart und fest. Er schlug das Tuch zurück.

Susanna legte die Hände vor ihre Augen. Er zog die Hände zu sich, er zog sie ganz zu sich herunter, bis sie kniete, und dann hob er die Laterne über die Toten.

„Schau' sie doch an. Sie sind schön," sagte er mit einer Sanftheit, die sie noch nicht kannte.

Sie schaute hin, erst war es ihr eine Qual und dann wurde es still in ihr. Nino hob die Laterne hoch und leuchtete über die drei gestorbenen Köpfe. „Sieh nur hin —" sagte er nochmals zart. Susannens Blick wanderte über die erloschenen Gesichter; der alte Fischer war schön und schlief nur. Der Jüngste hatte das Kinn auf die Brust gedrückt, aus seinem langen Knabenhaar tropfte mit dünnem Ton und stetig das Wasser. Zwischen Vater und Sohn lag ein Mann mit bläulichroter Wunde auf der Stirne und einem erstaunten, beinahe fröhlichen Gesicht. Von den Toten fort wanderte Susannens Blick empor, über Ninos lange, hinweisende Hand, zu seinem starken, verhaltenen Mund, zu seiner hohen, alten Stirne, zuletzt zu seinen Augen, die voll von Sanftmut und etwas Verschattetem, Nachdenklichem waren.

„Was tun wir hier . . . ?" flüsterte sie.

Nino griff ohne Antwort zum Bleistift, sein Blick wurde zielend, suchend, wissend, und er begann vorgeneigt und in sich gewendet zu zeichnen.

„Darf man denn Tote zeichnen —?" flüsterte Susanna später.

„Man muß es. So wahre Züge findet man bei den Lebendigen nicht. Ich habe viele Tote gezeichnet und gemalt. Früher — ich war oft in der Anatomie und habe gezeichnet. Und in der Totenhalle, wo sie die Selbstmörder hinbringen. Wieviel Wahrheit sieht man da, Susanna. Die Toten wissen viel — und wer sie gut kennt, der weiß auch. Manche von ihnen lachen über uns und manche, die immer schlecht waren, sind gut und rein, wenn sie gestorben sind, und haben Mitleid mit uns Lebenden. Und manche sind ganz groß und still — so wie der Alte da. Soll ich dir erzählen, wie diese drei gestorben sind? Ich sehe es ihren Gesichtern an, es ist so laut, als sprächen sie. Der Alte ganz gefaßt, betend und leicht; und dem da, dem Giorgio, ging der Mast über den Kopf, er war bewußtlos, noch bevor er sank, sieh, wie er sich wundert, daß er nicht mehr lebt. Aber der Kleine ist schwer gestorben; der hat sich gewehrt, ist hochgekommen, geschwommen, wieder weggesunken, der hat gekämpft um sein bißchen, armseliges Fischerleben, der hat geatmet, so lang er konnte, und seine Augen waren weit offen, als er starb. Ich habe sie ihm geschlossen. Er heißt Nino wie ich, der Kleine —"

Und mit einer wunderlich zarten, brüderlichen Bewegung strich Nino noch einmal über die verlöschten Augenlider und das nasse Haar, und zeichnete verstummend weiter.

Susanna kauerte sich zu Füßen der Madonna hin und wartete. Die Nacht ging hin,

Digitized by Google

die Luft wurde dünn, die Laterne erblaßte, sie kauerte dorten und schaute Nino an und schaute die Toten an. Es war eine große Fremdheit von ihr zu Nino, aber sie liebte ihn sehr. Es kam ihr eine ferne Ahnung davon, daß er ein Künstler war, ein ewig unbegreiflicher Mensch; voll Mitleid und auch erbarmungslos. Eisig und verbrennend zugleich. Hart und sanft zugleich. Gütig und grausam. Wissend und neugierig. Übersättigt und voll Sehnsucht.

Als sie im Morgengrauen den Hof verließen, standen Männer vor dem Tor des Hofes und warteten. Sie deckten die Hände vor ihre Gesichter, als Nino vorüberging, und ein böses Wort flog ihnen nach wie ein Steinwurf, als sie um die Ecke bogen. Nino lächelte bitter.. „Was rufen sie?" fragte Susanna.

„Nichts. Sie glauben, daß ich den bösen Blick habe. Ich sprach gestern mittag mit den Fischern, die ertrunken sind — nun glauben sie, daß ich Unglück bringe —"

Susanna wendete ihm ihren schweren, überwachten und fragenden Blick zu, aber sie sagte nichts. Sie fror. Er schlug den Mantel fester um sie, den schwarzen Seidenmantel aus einer fernen Abenteuernacht. „Was ist das: Unglück? Ist Sterben denn Unglück —" sagte er später ziellos. Sie gingen in den Morgen hinein zu ihrem Haus, der Nebel stieg, der Himmel wurde klar, der See schlief unschuldig über seiner Tiefe. Nino blieb stehen und griff stark nach Susannas Schulter; er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und hob es seinen Augen entgegen.

„Susanna: Man hat uns gefunden. Gestern kam der erste Brief von — dort. Es fängt an, Susanna, es kommt auf uns zu — bist du bei mir, Susanna?" fragte er.

„Ich bin bei dir. Immer," sagte Susanna mit abgewendetem Blick.

⁂ ⁂ ⁂

So fing der Abstieg an. So ging er zu Ende.

Die Uhr schlug. Susanna erwachte und öffnete die Augen. Nino hatte es nicht bemerkt. Er saß am Bettrand mit einem Blatt Papier vor sich und zeichnete. Er saß vorgebeugt, seine Hand beschrieb leichte nervöse Kurven, und seine Augen hatten einen spähenden, beinahe gierigen, aber kalten Ausdruck.

„Ich lebe ja noch —" sagte Susanna; es war ihr zum Weinen traurig, aber sie lächelte dabei. Nino hob flüchtig die Augen und zeichnete weiter. „Was meinst du, Susanna?" fragte er dann.

„Ach — nichts. Ich bin nur — ich kam mir so gestorben vor — ich war noch nicht ganz aufgewacht, glaube ich. Du hast mir einmal von einem Mädchen erzählt, von — einer Geliebten, die du im Totenhemd gezeichnet hast. So war mir, als wäre ich dieses Mädchen —"

Nino antwortete nicht. Er zeichnete noch ein wenig, dann legte er das Blatt fort. „Es wird nichts," sagte er. Susanna streckte ihm schmeichelnd ihre Hand hin und er legte seine heißen und fahrigen Finger in ihre, aber er blieb zerstreut. „Zeig' mir das Bild," bat Susanna.

Sie sah es an und erschrak; die Kehle wurde ihr eng und bitter. Sie sah einen Frauenkopf, nicht schön, nicht jung, mit einer schwarzen Falte auf der Stirne, mit einem ermüdeten Schatten vom Ohr zu den Lippen hin, mit armen, gesenkten Mundwinkeln, sehr fremd, sehr zerquält, sehr bemitleidenswert.

„Sehe ich denn wirklich so aus?" fragte sie gepreßt.

„Wirklich: Ja. Bei Schlafenden sieht man ihr Wirkliches so stark. Aber was hinter der Wirklichkeit steckt? Wenn man das sehen könnte und fangen, wenn das für unsre Augen wäre —" antwortete er und brach nachdenklich ab.

Als Susanna den Morgenrock anzog, fragte sie ihn — und es war ein Rest ihrer leichten, damenhaften Anmut darinnen —: „Und hat mich Nino denn noch lieb — trotzdem? Kann Nino eine so häßliche, alte, traurige Frau lieb haben?"

„Ich habe dich lieb," sagte er schwer.

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern, er saß noch immer am Bettrand und hatte so schlaffe Hände. Sie schaute ihn an, und langsam wich ihr Lächeln und erschrak tiefer als zuvor. Sie sah, wie Nino sich verändert hatte in diesen Monaten. Sie sah zum erstenmal, wie krank er war. Sie sah die Haut so dünn und gespannt, die Schläfen so ausgebuchtet, die Augen voll Fieber, die Lippen trocken und hart über die Kontur der Kiefer gelegt.

„Ach Nino —" sagte sie zerbrochen und erstickte die aufsteigenden Tränen in einem Kuß. „Was ist —?" fragte er. Sie lächelte schon wieder. „Nichts. Deine Augen sind ansteckend. Ich fange an zu sehen, glaube ich . . ." Sie trat an den Balkon und schaute über den See, der unter Nebeln kochte. „Grau . . ." sagte sie. „Und: ist wieder Post gekommen, Nino?"

„Ja," sagte er und hob die schlaffen Hände nicht auf.

„Und — was?" fragte sie geängstigt.

„Nicht lesen, Su. Nicht. Immer dasselbe. Die Welt kommt so schmutzig und nah an

Digitized by Google

Brandung. Gemälde von Paul Hans Ohmert

Digitized by Google

OF THE

Digitized by Google

uns, seit sie uns gefunden hat. Unser schönes Niemandsland haben sie ganz verwüstet und verdreckt. Man möchte davon und kann nicht — und ich bin so müde —" setzte er nach einem Atemzug hinzu. Susanna kroch tiefer in ihren Morgenrock, sie las ein Zeitungsblatt, einen Brief, noch einen und ließ dann alles achtlos hinunterfallen. „Die Morgen sind schon kalt," sagte sie; „Enrico könnte Holz in den Kamin legen."

„Enrico streikt ja." Nino lächelte böse. Er nahm seine müden Fieberhände aus dem Schoß und ging zur Türe. Susanna schaute ihm zu, wie er wiederkam, wie er vor dem Kamin hinkniete und dickes Holz zerschlug und in den Kamin steckte. Bald darauf trieb mit den Windstößen grauer Rauch ins Zimmer und Nino wendete sich ab und hustete. Susanna trat auf die Loggia hinaus und streckte das Kinn zum Himmel.

„Wie dunkel es um uns geworden ist ..." flüsterte sie klagend. Nino rückwärts am Kamin krampfte seine mageren Schultern einwärts und verbarg seinen Husten vor ihr. Über den Himmel, dem Susanna ihr sehnsüchtiges Gesicht entgegenstreckte, kam es dunkel und flatternd, Züge von Vögeln, die südwärts flogen. Susanna preßte die Hände vor ihr Gesicht und flehte: Ich möchte heim zu meinen Kindern, Nino, ich möchte zu meinen Kindern ...

Aber sie bat es lautlos nur tief innen, dort, wo es unerträglich weh tat, und Nino hörte nichts davon ...

An diesem Herbsttag war es, daß Herr Mönkeberg auftauchte, Herr Mönkeberg vom Institut Helios. Herr Mönkeberg mit Mantel, Reisemütze, braunen Stiefeln, mit weltmännischem Gehaben, einem Schmiß überm Kinn — denn er hatte einmal Jus studiert, — mit einem Kneifer vor seinen zudringlichen Augen, und mit einer Vollmacht des Gatten, Herrn Rechtsanwalt Dr. Fritz Senius.

Herr Mönkeberg tauchte auf, stellte sich vor, setzte sich auf der Terrasse hin, ohne aufgefordert zu sein, legte ein dickes Bein in Wickelgamaschen über das andere und entwickelte seine Ansichten.

„Es wird Ihnen, Herr Mayolf, gewiß der Name unseres Institutes Helios nicht unbekannt sein," so sagte er etwa „Es ist das renommierteste Institut auf diesem Gebiet und vor allem in der diskreten Abwickelung von vertraulichen Aufträgen stehen wir an erster Stelle, wie Ihnen viele erstklassige Referenzen bezeugen können. Diskretion scheint mir und meinem Auftraggeber, Herrn Rechtsanwalt Doktor Senius, auch in diesem Fall das erste Erfordernis zu sein, weshalb ich mich veranlaßt sehe, persönlich die Herrschaften aufzusuchen. Auch haben Sie, Frau Senius, bisher die diversen Schreiben Ihres Mannes ebenso wie seines juristischen Vertreters absolut unbeantwortet gelassen, absolut unbeantwortet —" (ist so etwas möglich? fragten seine Kneiferaugen), „ich muß Sie also nochmals auf alle darin erwähnten Punkte hinweisen. Ist mir vielleicht eine Zigarre gestattet? Die Luft hier ist ja so ausgezeichnet —"

Und nachdem Herr Mönkeberg eine Zigarre in den Mundwinkel gehängt hatte, wies er auf alle Punkte hin. Doktor Senius hatte, trotz juristisch klar zutage liegender Tatsache der böswilligen Verlassung, keine Scheidungsklage eingereicht und war auch nicht willens, eine solche einzureichen. Auch Frau Senius hatte überraschenderweise noch nicht den Wunsch nach Scheidung ausgesprochen. Was nun die Diskretion betraf, so hatten die Blätter sowohl als die Gesellschaft es leider, leider daran fehlen lassen, und Tratschartikel, üble Witze und anonyme Schmähungen waren vorgefallen und wohl auch zu Ohren der Frau Senius gedrungen?

„Nein," log Susanna und schluckte Tränen.

„Trotzdem," so fuhr Herr Mönkeberg fort, „ist unser Auftraggeber nach wie vor der Ansicht, daß der Skandal, der unzweifelhaft vorliegt, nicht unüberbrückbar wäre. Eine längere Reise ins Ausland, schlimmstenfalls sogar ein Wechsel des Domizils, Übersiedlung in eine andere Stadt, würde schließlich Gras über die Sache wachsen lassen. Unser Auftraggeber seinerseits scheint jedenfalls zu jedem Opfer bereit, wenn Sie, Frau Senius, gutwillig zu ihm zurückkehren. Als sein Bevollmächtigter fordere ich Sie daher hiermit auf, sich den gesetzlichen Pflichten als Ehefrau zu fügen."

Susanna schaute ihm erstaunt und ohne Verständnis auf den Mund, dann zu Nino, der dort saß und Weinblätter zwischen den Fingern zerrieb und möglicherweise gar nicht zuhörte.

„Das Institut ‚Helios' hat sich um die Gründe seiner Klienten nicht zu kümmern, es ist nicht seine Sache, zu ermitteln, welche sogenannten Gefühle oder Sentimentalitäten oder wie man es ausdrücken mag, die Entscheidung unserer Auftraggeber beeinflussen," fuhr Herr Mönkeberg fort. „Jedoch vollziehe ich einen Auftrag des Herrn Doktor Senius, wenn ich Ihnen, Frau Senius, mitteile, daß vor allem die Rücksicht auf die vorhandenen Kinder ihn veranlaßt, auf der

Digitized by Google

Fortdauer des Ehebandes zu bestehen und eine Scheidung auf jeden Fall zu verweigern, falls eine solche von Ihrer Seite beantragt würde —?"

Da auf diese halbe Frage nichts erfolgte, warf er seine Zigarre weg, bohrte sie mit dem Absatz in die Gartenerde, nahm den Kneifer ab und sagte noch: „Dies wäre der erste Teil meines Auftrages. Als Privatmann möchte ich mir vielleicht erlauben zu bemerken, daß ich Herrn Rechtsanwalt Senius für einen durchaus edlen und kulanten Charakter halte."

Herr Mönkeberg setzte den Kneifer wieder auf. „Ich komme," sagte er mit nachdrücklicher und erhobener Stimme, „nunmehr zu meinem Auftrag an Sie, Herr Mayolf. Unser Klient setzt Ihnen eine Frist von acht Tagen; wenn innerhalb dieser Frist Frau Senius nicht zu ihrem rechtmäßigen Gatten zurückgekehrt ist, wird gegen Sie Klage wegen Entführung erhoben. Überdies ist es bekannt, daß Sie die Grenze mit gefälschten Papieren überschritten haben und sich unter falschem Namen hier aufhalten. Desfalls wird unnachsichtlich die Anzeige gemacht werden. Da wir Ihre äußerst bedrängte finanzielle Lage ermittelt haben, ist unser Klient bereit, Ihnen eine gewisse Summe zu überweisen, welche Sie in den Stand setzen würde, für einige Zeit aus dem Gesichtskreis unseres Klienten zu verschwinden. Ich teile Ihnen dieses hochherzige Angebot ausdrücklich mit. Sie dürften selbst wissen, daß Ihre Lage unhaltbar ist. Wie mir im Dorf unten, wo ich wohne, gesagt wurde, ist mit Ende des Monates Ihr Mietrecht an dieses Haus erloschen, und bei der Erbitterung, die aus vielen Gründen gegen Sie herrscht, ist an einen neuen Mietkontrakt nicht zu denken. Wohin werden Sie dann gehen —?"

Nino begann plötzlich zu lächeln. „Ja, wohin —?" sagte er versunken, gar nicht zu Herrn Mönkeberg, der aus dem Konzept gekommen war. Er erhob sich, stellte sich auf die Gamaschenfüße und endigte: „Ich habe mich hiermit zunächst meines Auftrages entledigt. Ich ziehe mich zurück und ersuche die Herrschaften, ihre Entschlüsse zu fassen. Ich wohne im Dorf unten im Albergo — scheußliches Lokal übrigens — und erwarte dort Ihre Entscheidung. In drei Tagen werde ich mir erlauben, vorzufragen. Ich habe Ihnen, Frau Senius, noch zu sagen, daß Herr Doktor Senius sich in Torbole befindet und sofort bereit ist, Sie hier mit dem Auto abzuholen, beziehungsweise Sie dort zu erwarten."

„So nah? Sind die Kinder auch dort?" fragte Susanna schnell und biß nachher die Zähne zusammen.

„Letzteres ist mir leider nicht bekannt," erwiderte Herr Mönkeberg. Er nahm den Kneifer ab und wurde wieder ein Privatmann. Als solcher sagte er milde: „Ich würde Ihnen, Herr Mayolf, in Ihrem eigenen Interesse und in dem einer ehrenwerten Familie dringend empfehlen, die Entschlüsse der gnädigen Frau nicht ungünstig zu beeinflussen . . .!"

Nino schaute ihn gar nicht an, er blickte ziellos zum See hin, über den immer neue Scharen von Vögeln südwärts flogen.

„Ich halte Susanna nicht. Sie entscheidet allein über sich —" sagte er achtlos.

Hierauf verstummte Herr Mönkeberg vom Institut Helios. Er machte eine Verbeugung vor Susanna, eine zweite vor Hans Mayolf, er setzte seine karierte Mütze auf und entfernte sich, kam unterhalb der Terrasse nochmals zum Vorschein und entschwand endgültig in dem Zypressengehölz, das zum Dorf hinführte. Nino schaute ihm nach.

„Er zieht ein Bein etwas nach, das tun selbstbewußte Leute oft, wenn sie innerlich unsicher sind —" sagte er leichthin. Aber als er Susannens entsetzten und ratlosen Blick traf, beugte er sich jäh zu ihr und nahm sie in seine Arme, barg sie ganz stark an seiner Brust und flüsterte: „Das war die Welt. Laß sie nicht zu uns, Susanna, laß sie nicht über uns kommen —"

Sie fragte: „Ist wirklich alles so verbaut, Nino —?"

„Ja. Verbaut ist vieles. Das Institut Helios ist nicht schlecht informiert," sagte er und lachte; es tat ihr weh, wie er lachte. Er legte seinen Mund auf den ihren, ganz innig und versunken, da löste sich alles in ihr, so blieben sie lange.

Am Abend, als der Himmel sich geklärt hatte und die ersten Sterne heraufzogen, trat er vor sie hin und sagte: „Jetzt essen wir die letzten Trauben, Su." Er hielt ihr eine schwere, schwarze Traubendolde hin und seine Hand bebte ein wenig. Als sie aufschaute, erkannte sie in seinem Gesicht die seltsame Trunkenheit jener Gewitternacht wieder, die flackernde, dunkle, süße und aufzehrende Todestrunkenheit. Da erschrak sie tief, ihr müdes und leergeweintes Herz setzte aus und begann dann still und stark zu schlagen, als er fragte: „Willst du mit mir hinausfahren, Susanna?"

„Ja," sagte sie gehorsam. Sie nahm den schwarzen Seidenumhang und folgte ihm zum Boot. Sie selbst spürte es so, als gingen sie wie zwei Schatten durch den abend-

Digitized by Google

lichen Perlmutterglanz des Ufers hin; auch das Segel war nur ein Schatten, hart und schwarz gegen den See, der noch den Widerschein des Himmels trug. Sie glitten sanft hinaus. Eine Wolke, die erst noch gelb gewesen war, folgte tief unten ihrem Kiel und wurde rot, dann grün, dann sank sie aufgelöst in die Tiefe. Der See war leer. Die letzten Segel zogen verschlafen zur kleinen Bucht. Die Ufer verschwanden im Abend, ein Wasservogel hoch über dem See schrie hell und stieß herab, dann wurde die Stille noch tiefer. Nino lehnte sich zurück und ließ das Boot treiben.

„Wohin, Nino . . .?"

„Wohin willst du?"

„Wenn ich es wüßte. Fort. Fort. Weiter —"

„Zurück, mein Su? Dorthin?"

O Kinder, Kinder, Qual und Sehnsucht. Behütetes, leichtes Leben du, gutes, helles Leben, Musik und Tanz und eine silberne Schärpe, wehend — so fern —

„Ich weiß es nicht. Ich weiß es ja nicht, Nino —. Zurück kann ich nicht mehr. Wie ich war, werde ich nie mehr —"

„War es schön, Su, das mit uns —?"

„Ja, Nino, schön."

„Soll es häßlich enden, Susanna —?"

„Soll es denn enden, Nino?"

Seine Augen kamen zu ihr, groß und inbrünstig, still und voll einer unermeßlichen Zärtlichkeit.

„Soll es heute geschehen, Susanna?" fragte er unhörbar.

Aber sie verstand ihn doch.

Sie schob sich zu ihm und schloß die Augen. Da war alles noch einmal. Er forderte und sie gab. Erst einen Tanz, dann einen Kuß; dann warf sie die Ringe in den Fluß. Dann floh sie mit ihm. Nun war sie bei ihm; nun forderte er das letzte.

Sie schob sich noch dichter an ihn, an seine Wärme, an seinen geliebten Körper, sie legte seine Hände um ihre Schultern und barg sich ganz in ihm. Er hatte kein Fieber. Seine Hände waren kalt, auch seine Lippen, auch seine Augenlider, die er sinken ließ und die sie küßte.

Das Segel legte sich wie eine atmende Brust in den Wind. Den Himmel oben sah Susanna noch, als sie sich zurücklegte, er war so groß, so voll von Sternen, so unermeßlich still und sehr nah. Das Boot schwankte. Ninos Umarmung wurde stärker, herrischer, das Boot neigte sich tief, die erste kühle Welle ging über sie hin. Sie atmete noch einmal, die Lippen stark auf seine Lippen gepreßt. Erst sah sie noch den Himmel, dann war da eine Finsternis, sie sank in Dunkles, Weiches ein. Es summte tief, es kam ein großes, schwarzes Brausen, dann kamen Wellen, kamen Wellen, — Ringe, — Kreise, — dann wußte sie nichts mehr und spülte fort . . .

⁂ ⁂ ⁂

„Was ist Ihnen, gnädige Frau? Sind Sie schwindlig?" fragte jemand.

„Ja. Nur jetzt. Einen Augenblick. Es ist gleich gut," antwortete Susanna Senius.

Sie öffnete mit Anstrengung die Augen. Der Saal war noch da, mit seinen Lüstern, Wandgemälden, Menschen. Die Musik spielte noch. Man tanzte noch den letzten Boston vor dem Souper. Der junge Herr mit dem törichten Gesicht war noch da und starrte Susanna betrübt ins Gesicht. Sie lächelte ihm zu. „Ich glaube, ich habe mich übertanzt —" sagte sie zu ihm. „War ich sehr schwindlig? Ich weiß gar nicht —"

Jetzt erst schaute sie gesammelt in den Saal, durch den Hans Mayolf auf sie zuschritt. Er hatte die Saalmitte schon überholt, sie sah sein Gesicht jetzt deutlich, es war sehr mager, sehr braun, sehr erblaßt. Es sah fiebrig aus, Ninos Gesicht, und war von einer äußersten Anspannung zur Ruhe gezwungen. Seine Augen kamen auf sie zu, voll von schmerzlichem Ernst, voll Entscheidung und Schicksal. Auch sie erblaßte jetzt, sie spürte, wie ihr Blut ihr aus den Lippen und vom Herzen fortrann.

Und dann zog sie langsam, ganz ohne Gedanken, den Handschuh wieder über ihre ausgestreckte Hand . . .

„Wollen Sie mir diesen Tanz schenken?" fragte Hans Mayolf, als er vor ihr stand.

Es dauerte noch eine Sekunde, bevor sie ihm antwortete. „Ich danke, Herr Mayolf," sagte sie. „Ich tanze nicht mehr."

Er nahm seinen Blick von ihren Augen fort und verbeugte sich tief.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau —" sagte er leise und drehte sich um. Sein magerer Rücken entfernte sich, verlor sich im Gedränge des Ausganges. Er war fort. Er war erledigt. Man konnte heimgehen in sein hübsches Haus und schlafen —

Susanna Senius stand noch einen Augenblick und horchte vor sich hin; aber die Musik hatte eben aufgehört zu spielen. Es kam ein wenig Kühle vom Fluß und von den Golfwiesen in den Saal, und man fing an, die Lichter abzudrehen. Die Pause begann nun wirklich.

Susanna Senius nahm ihre silberne Chiffonschärpe auf und legte ihren leichten, behandschuhten Arm in den Arm des jungen Herrn.

„Bitte, führen Sie mich zu meinem Mann," sagte sie.

Digitized by Google

Der „Malflugfranz"

Bilder und Plaudereien vom Maler Ernst Vollbehr

„Sie, als Maler, müssen die Wolken studieren wie einen Menschen, den Sie porträtieren wollen!" sagte mir mein Meister, als er mir über meine in Griechenland gemalten Bilder Korrektur gab.

Diese Worte haben einen großen Eindruck auf mich gemacht. Beim Malen der hochaufgetürmten, gigantischen Wolkenmassen über den feuchtschwangeren, flußreichen Urwäldern Brasiliens und Afrikas habe ich stets an diese Belehrung denken müssen. Ich vertiefte mich so sehr in das Studium der Luft und der Wolken, daß meine nächtlichen Träume mich oft in die höchsten Himmelsregionen hinwegnahmen. Es waren für mich erdenbefreiende, selige Träume. —

Erst als Kriegsmaler sollte ich meine luftigen Modelle von nahem sehen, denn neben meiner Aufgabe, die einzelnen Phasen wichtiger Gefechte festzuhalten, wünschte man, daß ich auch von der Luft, von der Höhe des Flugzeuges oder Fesselballons die gesamte Westfront in zusammenhängenden Bildern festhielt. — Wie gerne denke ich an meinen ersten Flug! — Wir schraubten uns immer höher hinauf, kamen einige Zeit in dichten Nebel und waren dann über das Wolkenmeer geraten. Über uns der grünlichblaue, kristallklare Himmel, unter uns grünlichweiße Kumuluswolken, wie Gletschereis mit Neuschnee. An einigen Stellen wagten es Wolkenfetzen in grotesken Formen sich zu erheben, um leichten Regen herabzusenden. Der Wind erhaschte sie aber bald und ordnete sie der ungeheuren Wolkenfläche wieder ein. Ein eigenartiges Gefühl der Weltabgeschiedenheit umfing mich dort in den Urregionen.

Der ernsteste Kriegsflug war der, den ich am ersten Offensivtag über der gewaltigen Verdunschlacht unternehmen mußte. — Über das mörderische Trommelfeuer, über die blutigen Gefechte, die brennenden Städte, will ich nicht nachdenken. Mit 42 Maschinengewehrtreffern landete das Flugzeug abends. Ich hatte viele Farbenskizzen und viele wertvolle Randzeichnungen mit heimgebracht, die mir zur Ausarbeitung meiner Aufgabe, Darstellung der Gefechte und des Terrains, dienlich waren. —

Inzwischen ist der Krieg und die Revolution vorbei, das Versailler Schanddiktat wurde unterschrieben und damit auch das Schicksal der deutschen Kriegsflugzeuge besiegelt. Der deutsche Geist aber lebt, und neue Typs friedlicher Flugzeuge sind erfunden und erbaut worden. Ich selbst bin für meine Kriegskameraden, die Führer vieler meiner Kriegsflüge, immer noch der „Malflugfranz" geblieben.

Letzte Weihnachten besuchten mich mehrere dieser Kameraden, die noch mit Leib und Seele Flieger sind. Ich mußte viele der im Banktresor verstaubten Kriegsskizzen in mein Atelier holen. Viele ernste und erhebende Erinnerungen an die gewaltige Zeit, da wir viereinhalb Jahre gegen die ganze Welt kämpften, traten beim Anschauen der bildlichen Dokumente vor unsere Augen. — Doch mit einem Ruck verscheuchten wir alle traurigen Gedanken, denn es gilt ja nun Deutschlands Wiederaufbau.

Die prophetische Weissagung eines dieser Freunde klang an mein Ohr: „Über Europa brodeln und zischen noch immer die unheilvollen Gewitterwolken. Das friedliche Passagierflugzeug ist bestimmt, sich darüber hinweg in den reinen Äther zu schwingen, um der bald aufgehenden Sonne entgegenzufliegen. Grenzen, Zölle, Menschenrassen, Freunde und Feinde wird es friedlich überbrücken."

Mein Freund wollte mich bei meiner Ehre packen, indem er mir sagte: „Vollbehr, du, der du im Krieg das schnelle, sichere Malen vom Flugzeug aus lerntest, hilf diese Idee durch deine Kunst populär zu machen, fliege wieder, zeige durch deine Bilder, welch ungeahntes Neuland für die Kunst, für den ästhetischen Genuß — und für die schnellen Reiseverbindungen im Flugzeug liegt!"

Fliege und male!

Ich habe es gerne versprochen, bin viel in Passagierflugzeugen geflogen und habe zahlreiche Bilder aus der Luft gemalt, vorerst von der malerischen Umgebung Münchens. Viele meiner Atelierbesucher habe ich durch meine Bilder begeistern und zu Luftreisen bestimmen können, und aus ihren Erzählungen klang die hellste Begeisterung über all das Göttliche, was sie über den Vorbergen, über den schneeigen Alpenriesen geschaut hatten. Konnten sie vorher doch nicht ahnen, daß ein Flug so viele Reize birgt — und dabei so völlig gefahrlos ist.

Ich, der ich nun schon so oft geflogen bin und der ich hoffentlich noch viel Gelegenheit

Digitized by Google

Blick auf das Wettersteingebirge und den Starnberger-See von einem Junckersflugzeug aus in etwa 1000 Meter gemalt

Digitized by Google

hiezu haben werde, bin in der Rückerinnerung an einen Abendflug zur Zugspitze noch ganz berauscht. Es war bereits eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Mit zwei lieben Freunden bestieg ich das Flugzeug, um von der viersitzigen Kabine aus zu malen. Ich hatte es so eingerichtet, daß die beiden rückwärtigen Klubsessel für mich frei waren. Auf jedem stand ein Skizzenblock. Ich kniete auf einem Kissen vor den Sesseln, um nach rückwärts von den Fenstern aus malen zu können. Das Flugzeug erhob sich, mit uns der Horizont und die Sonne, die, je höher wir stiegen, gleißender in unser Kupee schien. Der ganze Himmel und die Erde, auf der nur der Ammer- und der Starnberger See als gelblich weiße Fläche sichtbar waren, waren ätherisch überstrahlt. Allmählich ging die Sonne tiefer, und die Erde war plötzlich in tiefe Schatten getaucht. Das Loisach- und Isartal traten aber dennoch klar sichtbar aus den herrlichen, violettbraunen Tönen der Wälder und noch winterlichen Felder heraus. Die Vorberge waren violett mit blauen Schneeflächen und die ganze, zackige, schneebedeckte Alpenkette war in ein glänzendes, rötliches Feuer getaucht. Die dritte Skizze war fertig.

Vor uns, alles überragend, lag die Zugspitze im Abendsonnenschein. Der Absturz zu den rosa-getönten, dunstigen Allgäuer Alpen war scharf beleuchtet. Die Gletscherwelt des Schneeferners und des Höllentalferners, als große Kratertrichter erscheinend, lag in grün-blauen Schatten, dagegen waren die der Sonne zugekehrten Gletscherwände scharf beleuchtet. Wieder erklang da eine neue Farbensymphonie!

Wir kamen immer näher zur Zugspitze, konnten einen tiefen Einblick in die Gletscherwelt von oben herab tun. Nun machte das Flugzeug eine Wendung. Wir flogen an der Gebirgskette entlang. Nur noch der Großglockner und der Großvenediger thronten im Lichtglanz über der bereits beschatteten Erde. Dann erloschen auch diese gigantischen Lichtfackeln. Der Heimweg wurde angetreten. Eine linealgerade, wagrechte, dunkelviolette Nebelschwade lag über der bayrischen Hochebene. Der Himmel, trotzdem die Sonne längst untergegangen, war von einer tropischen Farbigkeit, die sich trotz des Erdennebels im Ammersee und im Pilsensee spiegelte, während der Starnberger See, über dessen Ostufer wir entlang flogen, viel dunkler

Der Bodensee bei Konstanz mit dem Rhein aus etwa 1500 Meter Höhe gemalt

Digitized by Google

Zürich mit Züricher-See aus 1000 Meter Höhe von einem offenen Schweizer Militärflugzeug aus gemalt

als der Himmel erschien. Auf der Erde wurde dann immer mehr Nacht, hier oben herrschte noch Helligkeit. Durch den Dunst schienen bald darauf die vielen Perlschnüre der Münchener Straßenlampen. Wir gingen in großen Spiralen aus der Höhe von 3000 Meter herunter, flogen dicht über München hinweg nach Schleißheim zur Flughalle. Wir waren alle ganz benommen von dem göttlich Schönen, das wir mit Hilfe des Flugzeuges haben genießen dürfen.

Nun möchte ich von einem Flug München—Genf erzählen. Eisenbahnfahrtzeit: D-Zug München—Genf 21 Stunden. Flugzeit dieselbe Strecke: 3½ Stunden. Hier im rauchigen Abteil auf der Erde entlangkriechend, dort in luftiger, sonniger Höhe über Seen und Gebirge hinwegschwebend. Hier in München noch Nässe und Kälte und dort in Genf

Über dem Wolkenmeer. Gemalt vom Kampfflugzeug aus. In 2000 Meter Höhe oberhalb der Maas

Digitized by Google

Der Genfer-See, Dent du midi, Mont Blanc aus etwa 1500 Meter Höhe von einem Junckersflugzeug aus gesehen

fast subtropische Wärme, Farben, Bäume und Menschen. Hier das liebe Weiß-blau, dort blauweißrot und rote Fahnen mit weißem Kreuz. Das erste Frühstück noch in München, das zweite bereits in einem französischen Restaurant. Hier in München werden die Neuesten Nachrichten, dort das „Petit Journal" ausgerufen — und zwischen all diesen verschiedenen Bildern nur drei Stunden Flugzeit!

Ich konnte glückstrahlend mal wieder losfliegen. Ich fühlte mich mal wieder so recht als Sonntagskind. Das Wetter sah zwar an dem Morgen gerade nicht sehr einladend aus, es war nebelig und naßkalt. Der Flugplatzleiter auf Oberwiesenfeld war aber anderer Meinung, denn er empfing mich mit den Worten: „Gratuliere, tadellose Wetterberichte, bald wird klare Sicht sein." —

Ich breitete auf den beiden rückwärtigen Lederklubsesseln wieder meine Malsachen aus, kniete nieder und fing, als wir das nördliche Ufer des Ammersees überflogen, gleich an zu malen. — Alles grau in grau, vom Gebirge keine Spur. Himmel und Erde gingen in eins über, nur die Wasserflächen des Ammer-, Pilsen- und Wörthsees schauten als hellere Flächen unter uns aus dem Grau heraus. Dann war die Sicht völlig weg, und wir sausten gegen den Wind durch zerrissene Wolkenfetzen, nur 100 Meter über dem Erdboden dahin. Es schneite und regnete und es war für mich eine neue aber keine kleine Aufgabe, diese Wolkenkämpfe aus nächster Nähe zu malen.

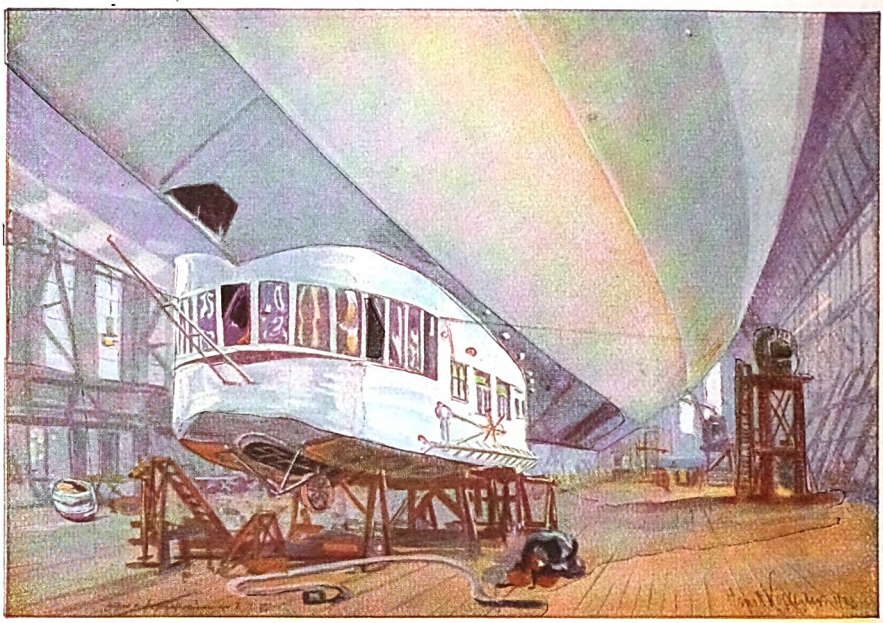
Jetzt wurde es aber doch um uns herum etwas heller. Die grauen Wolken wurden von weißen verjagt, und darüber wurden sogar Gutwetterboten sichtbar, aufgeballte Kumuluswolken, die von einem entgegengesetzten Wind getrieben wurden. Wir stiegen sofort 1000 Meter hoch und hatten plötzlich Rückenwind. Der Sturm fegte die unter uns liegenden zerfetzten Sturmwolken dem armen Bayernlande zu, sie waren dann plötzlich ganz verschwunden und wir genossen einen bezaubernden Blick auf den in märchenhafter Farbe unter uns liegenden Bodensee. Hochaufgeballte, feststehende, weiß konturierte Kumuluswolken standen über dem Gebirgsrand. Dann, von Meersburg kommend, überflogen wir den ganzen See bis Konstanz. Schnell sauste wieder die Hand mit dem Pinsel über die Papierfläche, um dieses neue

Digitized by Google

Blick vom „Z. L. 126“ auf den Säntis, die Rheinmündungen und Bregenz nach Sonnenuntergang

Märchen zu bannen. Vor uns das alte Konstanz mit dem Konzilhaus und dem schönen Klostergebäude, dem Inselhotel. Unter uns der Austritt des Rheins aus dem Schwäbischen Meer. Links die Insel Mainau, rechts Reichenau, und dann lag Konstanz wieder hinter uns und wir überschauten zum letztenmal den Bodensee in seiner ganzen Länge bis nach Lindau. Dann waren wir über der Schweizer Grenze, durchflogen die Kumuluswolkenwand, kamen über die Stadt Frauenfeld, sahen zwischen den Bergen Winterthur und St. Gallen. Wir landeten auf dem Schweizer Militärflugplatz Dübendorf bei Zürich. Schweizer Fliegeroffiziere kontrollierten unsere Pässe und baten mich freundlich, ihnen meine soeben entstandenen Luftskizzen zu zeigen. Da ich gerne gleich weiterfliegen wollte und die bequeme Junckersmaschine zu meinem großen Bedauern dortbleiben mußte, wurde mir, dem früheren deutschen Kriegsmaler, von den Schweizer Offizieren zum Weiterflug nach Genf bereitwillig ein offenes Militärflugzeug zur Verfügung gestellt. Ohne irgendwelchen Windschutz saß, resp. kauerte ich darin und mußte beim Malen mit der linken Hand und den Knien nicht nur eine wacklige Kiste, die mir als Staffelei diente, sondern auch den Skizzenblock und die große Blechpalette festhalten und mit der rechten Hand nicht nur malen, sondern auch die Fliegerkappe, die vom Luftzug mir stets über die Augen rutschte, hochschieben. — Die Sonne knallte auf den Skizzenblock, die Farben trockneten bei dieser Hitze und bei dem enormen Luftzug rasend schnell, was beim Temperamalen recht unangenehm sein könnte, wenn man diese Technik nicht in jeder Situation beherrschte. Tief unter mir das liebliche Schweizerland mit seinen vielen Wäldern und seinen zwischen grünen Wiesen verstreut liegenden, schindelbedeckten Bauernhäusern und Dörfern. Wir überflogen den langgestreckten Züricher See mit dem ausgedehnten Stadtpanorama. In den blaßgrünbläulichen Himmel ragten gelblich geballte Kumuluswolken. Unter uns Burgdorf. Bern blieb links liegen, ebenfalls der Bieler See und der von Norden nach Süden langgestreckte Neuchateller See, der zu Füßen des französischen Jura sich entlang zieht. Wir überquerten den Murtensee und sahen ihm bis auf den tiefsten Grund. Dann Freiburg. Über Lausanne erreichten wir die Perle aller

Digitized by Google



„Z. L. 126“ fahrbereit in der Friedrichshafener Riesenhalle. Im Vordergrunde Führer- und Passagiergondel

Seen: den Genfer See. Ich hatte längere Zeit senkrecht nach unten schauend gemalt. Als ich nun hier den Blick erhob, erschrak ich fast über die aus dem Duft des Hintergrundes hervortretende, in Schnee und Eis gehüllte Welt dieser Alpenriesen.

Über die Seefläche huschten, vom leichten Winde getrieben, lila Töne hinweg. Die Ränder des Sees waren hell smaragdgrün. Unter uns, in der dunkelblauesten Stelle, fuhr ein weißer Dampfer, der ein langes, spitzes, spinnenartiges Wellendreieck hinter sich ließ. — Die Augen gingen von unten hinweg wieder nach oben zu der Pracht der Gebirgswelt, zu den Alpenriesen, zur Dent du Midi und zum Montblanc, die in eisiger, erhabener Pracht aus dem weichen Duft herausleuchteten. — Plötzlich Gleitflug. — Die Berge wurden niedriger, das gewaltige Panorama der Bergriesen verschwand immer mehr, der See kam immer näher und wurde immer farbiger. — Genf lag unter uns. — Über hohe Bäume hinweg war der Startplatz erreicht. Der Vorhang fiel. — Die Räder berührten den Boden. — Die Maschine rollte in den Schuppen. — Menschen redeten uns französisch an. — Wir waren in Genf.

Wir waren nur 3½ Stunden in der Luft gewesen, die schnelle Anhäufung von enormen Eindrücken, das fieberhaft schnelle Malen von 14 Skizzen hatte alles Zeitmaß verwischt. Mir war, als ob es Tage wären, die mich von München trennten. Ich bin glücklich, daß ich als Medium der großen Natur, die mir die Hand führt, solche Erinnerungsblätter heimbringen kann.

Das Bekanntwerden meiner Fluggemälde hatte mir die schöne Aufgabe eingetragen, als einziger Maler bei Bau- und Probefahrten des im Oktober nach Amerika überführten Zeppelin-Luftschiffes die künstlerischen Abschlußdokumente dieses fünfundzwanzigjährigen Kulturwerkes zu schaffen.

Da die deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit die Vollendung und die Probefahrten dieser einzig dastehenden deutschen Geistesarbeit notwendigerweise verlängerten, habe ich während dieser Wartezeiten nicht nur das gewaltige, 200 Meter lange Luftschiff in der Halle von innen und außen gemalt, sondern mir auch bei dem bekannten Seeflieger Truckenbrodt, mit dem ich Freundschaft schloß, auf seinen Bodenseerundflügen in seinem Dornier-Delphin ein Dauerplätzchen als Malflugfranz erobert.

Wenn ich nun Antwort geben soll auf die Frage: „Malt man vom Flugzeug oder vom Luftschiff angenehmer?“ so muß ich sagen, daß mir die Beantwortung schwer fällt. — Aus einem weit über 1000 Meter hoch fliegenden Flugzeug ist es ein leichteres Malen, da der von mir ins Auge gefaßte Gegenstand auf der Erde länger in meinem Gesichtsfeld bleibt, als von dem oft nur 200 bis 300 Meter hoch fliegenden Zeppelin, unter dem die Ortschaften schnell entschwin-

Digitized by Google

Die Zugspitze bei Sonnenuntergang aus etwa 3000 Meter Höhe von einem Junckersflugzeug aus gemalt

Digitized by Google

Blick vom Passagierraum eines Dornierflugzeuges in den Führerraum

den. Im Flugzeug male ich kniend nach rückwärts und mache alle Bewegungen desselben mit, ohne daß sie mich beim Malen stören. Der Zeppelin ist stabiler und daher bequemer; ich kann sogar an der Staffelei am Fenster stehen und malen. Im offenen Flugzeug ist freiere Sicht nach allen Seiten und man hat das erdenbefreiende, glückselige Gefühl des Fliegens. In der Zeppelin-Passagiergondel hat man beschränktere Sicht, wenn man hier auch von einem Fenster zum andern gehen kann. Im Flugzeug hat man höchstens ein oder zwei Zuschauer, im Zeppelin 20, ja 30, und man wird in den unglaublichsten Malstellungen gekiebtopt, was bei der Arbeit stört. Das Weltabgeschiedensein, das „Überallemschweben“ fällt im Zeppelin völlig weg, zumal die Probeflüge, natürlich nur bildlich gesagt, ein Gerausche zwischen der deutschen und der ausländischen Presse und den Kinovertretern hervorriefen, wobei Amerika stets in allem siegte. Das stolze deutsche Wunderwerk des Grafen Zeppelin wirkt gewaltiger von außen, als inmitten der meist fremdländischen Passagiere, die oft nur der Nervenkitzel veranlaßte, an der Jagd nach der Fahrterlaubnis und an der Fahrt selbst teilzunehmen: Sie sahen nicht mit Maleraugen die Gotteswunder, die die Natur uns vom Zeppelin herab offenbarte.

Eine technische Leistung war bei der Zeppelin-Probefahrt, als wir uns über dem Arlberg befanden und dem Führer telephonisch die Aufgabe gestellt wurde, die Fenster der Führergondel zu verhängen, nur durch Peilapparat sich telefunkisch leiten zu lassen und geraden Kurs auf das Postamt von Konstanz zu nehmen. Das Luftschiff drehte sich sofort nordwest und der Apparat, deutsche Geisteserfindung, führte es mit 130 bis 150 Kilometer Geschwindigkeit über Schweizer Gebiet und den Bodensee über die Antenne der Konstanzer Post, wo es stoppte. — Bei all den Versuchen und Fahrten war man ja so stolz, daß man ein Deutscher ist, daß man dem Volk angehört, das solche Wunderwerke der Technik bauen kann.

Start eines Dorniermetallflugzeuges in Friedrichshafen am Bodensee

Digitized by Google

Die Baronin von Krüdener

Ein Lebensbild von Tony Kellen

Wenn eine berühmte Frau sogar hundert Jahre nach ihrem Tode noch so verschieden beurteilt wird wie Frau von Krüdener, so kann das nicht ausschließlich dem Standpunkt zuzuschreiben sein, den die Kritik ihr gegenüber einnimmt. Offenbar haben sich schon zu ihren Lebzeiten feststehende Urteile gebildet, die im Verein mit allerlei Irrtümern seither immer wieder gedankenlos wiederholt worden sind. Von den Zeitgenossen haben einzelne wie der Freiherr vom Stein, Achim von Arnim u. a. sie bewundert; manche hielten sie für eine Gottgesandte, während andere wie Ernst Moritz Arndt sie sehr scharf beurteilten oder sie gar als eine Abenteurerin und Schwindlerin bezeichneten. Sogar manche, die in neuerer Zeit über sie schrieben, haben es nicht für nötig gehalten, sich eingehend über sie zu unterrichten. Freilich ist es nicht leicht, die so vielfach widersprechenden Urteile der Zeitgenossen kritisch zu prüfen und sich durch das von späteren Forschern zusammengebrachte Material hindurchzuarbeiten, und doch kann man nicht daran vorbeikommen, wenn man sich ein richtiges Bild dieser seltsam schillernden Frau machen will. Ihr Leben zerfällt in zwei ganz verschiedene Teile: in ihrer Jugend ist sie eine kokette Schöne, eine Weltdame, die in allerlei Liebesabenteuer gerät, ganz eine Gestalt des 18. Jahrhunderts, dann eine Salondame, die aus Eitelkeit auch Schriftstellerin wird, wie andere berühmte Frauen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, und endlich eine Frömmlerin, die sich immer mehr in den Pietismus vertieft, aber hierbei auf die sonderbarsten Abwege gerät, als Bußpredigerin, Prophetin und Wundertäterin die Länder durchzieht, auch vielen anderen Menschen die Köpfe verwirrt, sogar einen starken Einfluß auf den Zaren Alexander I. gewinnt, und zuletzt einsam und vergessen in der Krim stirbt.

Nahe an der Ruhr, bei dem früheren Dorfe Rellinghausen, das jetzt zu Essen gehört, erhebt sich das alte Schloß Schellenberg, das 1452 an Johann von dem Vietinghof, genannt Scheele, überging. Aus der Familie der Vietinghof waren zwei Großmeister des Deutschherrenordens hervorgegangen: Arnold (1361—1365) und Konrad (1400—1413); beide zeichneten sich in dem Kriege ihres Ordens gegen die Erzbischöfe von Riga aus. Während der eine Stamm an der Ruhr blieb, wanderte ein Zweig nach den baltischen Provinzen ein anderer nach Preußen aus.

Die Adligen in den baltischen Provinzen hatten sich zwar von ausländischen Architekten prächtige Edelhöfe erbauen lassen, und sie führten darin ein Leben wie kleine Fürsten, aber die unabsehbaren Landstrecken ringsum waren von einem rohen Bauernvolk bewohnt. So war es denn begreiflich, daß sie von Zeit zu Zeit sich in den Reisewagen setzten und nach Paris fuhren, das ja damals allein als Sitz der Eleganz galt. Dort genossen sie das gesellschaftliche Leben in vollen Zügen, um die Einöde des Nordens wieder eine Zeitlang ertragen zu können. Julianens Vater besaß ungeheure Güter in Livland, die er teils ererbt, teils erworben hatte: Marienburg, Lubahn, Großjungfernhof, Kroppenhof, Wiebensholm, Kortenhof und Kosse bei Werro. Auf diesen Gütern wuchs aber nur Getreide, und bei dem Mangel an Verkehrsmitteln war es schwer, dieses zu verwerten. Deshalb benutzte der Baron von Vietinghof das dem livländischen Adel gewährte Recht, indem er zahlreiche Brennereien errichten ließ. Da der Staat das Branntweinmonopol hatte, verkaufte er die Erzeugnisse seiner Brennereien dem Fiskus, und auf diese Weise wurde er einer der reichsten Männer in Rußland.

Zur Zeit der Geburt Julianens war er livländischer Staatsrat. Als vornehmer Aristokrat hat er viel für die feinere gesellschaftliche Bildung in Riga getan. Er hatte dort ein Haus erbauen lassen, das im Erdgeschoß ein Theater und im ersten Stock Gesellschaftsräume für den Verein „Die Muße" enthielt.

Seine Gattin war eine tüchtige Hausfrau, die sich um alles kümmerte, um die Erziehung der Kinder, wie um den Absatz der Erzeugnisse ihrer Ländereien, aber abends war die Frau Baronin in großer Toilette ganz der Gesellschaft gewidmet. Mehr als 30 Jahre lang war ihr Gatte gleichsam der König von Riga. An Kindern fehlte es ihnen nicht, aber der älteste Sohn fiel in einem Duell, der zweite Sohn wurde nur drei Jahre alt, eine erste Tochter kam taubstumm zur Welt und ein vierter Sohn starb alsbald nach der Geburt. Nur der dritte Sohn und die beiden weiteren Töchter blieben am Leben.

Die kleine Juliane lernte deutsch und französisch, wurde aber zu ernstlichen Studien nicht angehalten. Ihr Vater reiste gern und er nahm frühzeitig seine Tochter mit.

Der Baron war ein Weltmann des 18. Jahrhunderts, lebenslustig und freidenkend, aber kein Religionsspötter. Daß er an seiner Tochter mystische Neigungen bemerkt haben will, darf man bezweifeln, denn sie war so ausgelassen, daß selbst die am wenigsten skrupulösen Damen der Gesellschaft über sie erschraken. Im übrigen war sie nach Aussage der Zeitgenossen von einem ganz selten verführerischen Wesen, voll Phantasie und voll Grazie.

Als die Eltern 1777 eine Reise nach Spa, Paris und England unternahmen, fiel es ihnen ein, daß sie etwas mehr für die Erziehung ihrer Tochter tun müßten, und so ließen sie sie in Paris unterrichten, und zwar

Digitized by Google

von — dem berühmten Tänzer Vestris und einer Gouvernante, aber Juliane erzählte später selbst, sie habe nichts weiter gelernt als französische Rechtschreibung, Körperhaltung und Häkelarbeiten.

Man darf Juliane wohl als ein frühreifes Mädchen betrachten, denn als die Eltern nach Riga zurückgekehrt waren, wollte man die Sechzehnjährige mit dem benachbarten Baron von P. verheiraten. Dieser sagte Juliane aber nicht zu; sie wurde krank, und im Fieber sprach sie derartige Sachen, daß der Baron selbst seine Bewerbung zurückzog.

Zwei Jahre später gelang es der Generalin von Meyendorf, Julianens Hand für ihren Bruder, den Baron von Krüdener, zu erhalten. Dieser war 34 Jahre alt, Juliane 18.

Burckhard Alexis von Krüdener hatte in Leipzig unter Gellert studiert und in Paris J. J. Rousseau kennen gelernt. Er war Botschaftsattaché in Spanien und Legationsrat in Warschau gewesen und dann als bevollmächtigter Gesandter für Kurland nach Mitau gekommen. Ein nüchterner, systematischer, verschlossener Mensch, der für Frauen nichts Verführerisches hatte, war er schon zweimal verheiratet und zweimal geschieden. Aus seiner ersten Ehe mit einer Engländerin hatte er eine neunjährige Tochter Sophie. Die geschiedene Frau lebte anscheinend in Paris und hatte vor 1770 ein Verhältnis mit dem damals bekannten Schriftsteller Suard.

Die Hochzeit wurde am 29. September 1782 im Schlosse Ramkane bei Mitau, in dem die Präsidentin von Budberg, die Mutter des Bräutigams, wohnte, gefeiert. Anderthalb Jahre später wurde Baron von Krüdener zum russischen Botschafter in Venedig ernannt, nachdem ihm am 31. Januar 1784 ein Sohn geboren worden war, bei dem der Großfürst, der spätere Zar Paul I., Patenstelle vertreten hatte. Auf der Reise nach Italien hielt das Ehepaar sich einige Zeit in St. Petersburg auf. Hier wurde Frau von Krüdener Katharina der Großen vorgestellt, und hier sah sie auch zuerst den jungen Alexander, der bei seiner Großmutter erzogen wurde.

Den Winter 1784/85 brachte man in Venedig zu, und im Frühjahr bezog man das hübsche Landhaus Mira in der Nähe der Stadt. Als Schüler Rousseaus versuchte der Baron seine junge Frau zu erziehen. Er las ihr Romane vor, führte sie fleißig ins Theater und suchte sie für Musik und Tanz zu interessieren. Juliane war aber von Natur etwas nervös und sie hielt diese Erziehungsversuche nicht aus. Es kam zu Auseinandersetzungen, bei denen der Gatte von eisiger Ruhe blieb. Schon hier soll ein junger Gesandtschaftssekretär ihres Gatten, Alex von Stakief, sich in sie verliebt haben, doch selbst ihr ausgewichen sein, eine Standhaftigkeit, die damals nicht gerade häufig war. Dieser Verehrer hat ihr später als Modell zu ihrem Helden des Romans „Valérie“ gedient.

Als Baron von Krüdener 1786 zum Botschafter in Kopenhagen ernannt wurde, besuchte er mit seiner Frau noch Modena, Florenz, Neapel und Rom. In der ewigen Stadt malte Angelika Kauffmann die junge Baronin und ihren Sohn als „Venus, die Amor entwaffnet“. Die Malerin, die von allen vornehmen Besuchern Roms aufgesucht wurde, liebte es, die Personen, die sie malte, in irgendeiner allegorischen Verhüllung darzustellen. Da sie das Anmutige und Empfindsame bevorzugte, nannte man sie in Rom „die Malerin der Grazien“. Frau von Krüdener sitzt auf einem Felsen am Fuße eines Baumes, den Kopf nach vorn gebeugt, mit einem verschwommenen Ausdruck. Der linke Arm hängt herunter, in der Hand zwei Pfeile. Der rechte Arm ist von einem schwarzen Schal bedeckt. Um die Taille ein roter Gürtel mit Goldschmuck. Das weiße Kleid ist seit 1786 ziemlich gelb geworden und die blonden Haare sind nachgedunkelt. Das Kind, barfuß, in einem langen Kleidchen, spielt mit einem kleinen Bogen. Das Bild kam 1860 in den Louvre und wurde mit der falschen Bezeichnung einer Mutter und Tochter versehen.

Juliane hatte reiches blondes Haar, blaue Augen und schöne Hände, die Fülle und zierliche Form zeigten. Sie war kaum mittelgroß, aber wegen ihrer Schlankheit erschien sie größer als sie war; in Paris betrachtete man sie sogar als groß. Ihr Gang war sehr lebhaft. In den Salons liebte sie es, sich an eine Kaminsäule oder ein Möbel zu lehnen, um eine anmutige Haltung anzunehmen.

Der frühere russische Botschafter in Kopenhagen, Graf Sawronsky, hatte dort einen fürstlichen Luxus entfaltet, und so glaubte der Baron von Krüdener diesem Beispiel folgen zu müssen. Er gab große Empfänge, Feste und Theateraufführungen. Frau von Krüdener, die von Hause aus an ein luxuriöses Leben gewohnt war, machte sich wegen der Ausgaben keine Sorgen. Von Natur leichtfertig und eitel amüsierte sie sich gern und ließ sich von den Offizieren den Hof machen. Auch der Gesandtschaftssekretär Alex von Stakief tauchte hier wieder auf, doch soll er ihr wieder ausgewichen sein und ihrem Gatten sogar den Grund seiner auffallenden Flucht mitgeteilt haben. Ihr nüchterner Gatte kam ihr immer kühler vor, und sie versuchte seine Eifersucht zu erregen. Da ihr das nicht gelang, hatte sie nervöse Krisen. Die Geburt einer Tochter Juliette (1787) verschlimmerte noch das Übel, und so sollte sie eine Reise nach dem Süden antreten. Sie reiste mit ihren Kindern, ihrer Stieftochter Sophie, einer Gouvernante und einem Privatsekretär des Barons. Dieser Sekretär hatte die Kasse, und bei der Ankunft in Paris verschwand er damit, ohne daß es gelang, ihn ausfindig zu machen. So mußte die Baronin in Paris vorerst von geliehenem Gelde leben. Es war im Mai 1789, als sich gerade die Generalstände versammelten, die den Anfang der Revolution bedeuteten. Bernardin de St. Pierre, der berühmte Verfasser von „Paul und Virginie“, ein ruheloser Geist, verwirrte die Ba-

Digitized by Google

Baronin von Krüdener mit ihrem Sohn. Gemälde von Angelika Kauffmann

ronin mit seiner Vorliebe für die Revolution, doch machte er sie immerhin etwas mit der französischen Literatur bekannt. Es gefiel ihr in den Salons des liberalen Adels, und wenn ihr Gatte gehofft hatte, während ihrer Abwesenheit Ersparnisse machen zu können, so hatte er sich eben geirrt, denn in den drei Monaten ihres Pariser Aufenthalts machte sie bei Frl. Bertin, der berühmten Modekünstlerin der Königin Marie-Antoinette, für 20 000 Franken Schulden.

Als der Winter kam, mußte sie sich endlich entschließen, zu ihrer Kur nach dem Süden aufzubrechen, und zwar ging sie nach dem Bad Barèges in den Pyrenäen. Auf der Hinreise geriet sie aber in Montpellier in eine lustige Gesellschaft, und sie kehrte denn auch bald wieder dorthin zurück. Hier lernte sie den Marquis Charles Louis de Frégeville, einen Dragonerhauptmann, der ein Jahr jünger war als sie, kennen. Dieser hatte das südliche Feuer, das ihrem Gatten so ganz und gar fehlte, und so waren beide bald in leidenschaftlicher Liebe entbrannt. Die Baronin war damals so glücklich wie noch nie in ihrem Leben, aber da drängte ihr Gatte auf die Rückkehr nach Kopenhagen. Da de Frégeville sie nicht verlassen wollte, verkleidete er sich

Digitized by Google

als Lakai, um sie zu begleiten. Ihrem Gatten hatte sie geschrieben, sie habe einen in jeder Beziehung passenden „Beschützer" als Begleiter gefunden, aber der Baron traute der Sache nicht, und er forderte sie auf, sich in Hamburg dieses Begleiters zu entledigen. Die Liebenden vermochten sich jedoch nicht zu trennen, und als sie in Kopenhagen ankamen, erklärte die Baronin ihrem Gatten ganz einfach, sie gehöre Herrn de Frégeville und wolle auch nur mehr ihm zugehören! Der Baron wollte aber von einer Scheidung nichts wissen und willigte zuletzt nur darin ein, daß sie zu ihrer Mutter nach Riga gehen sollte. Sie reiste nun dorthin und de Frégeville mit ihr, aber unterwegs in Königsberg erhielt dieser einen Brief von seinem Bruder, dem General Henri de Frégeville, der ihn wegen der Ereignisse in Frankreich dringend zurückrief. So hatte diese Liebesepisode plötzlich ein Ende.

Juliane weilte eine Zeitlang in Riga und in St. Petersburg, wo ihr Vater kurz nach ihrer Ankunft starb. Gelegentlich sah sie auch ihren Gatten wieder, mit dem sie noch geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen hatte. Sie reiste in Deutschland umher, war in Berlin, in Leipzig, wo sie französische Emigrierte antraf, in Würzburg usw. Ihre Krankheit war jedesmal verschwunden, wenn sie eine lustige Gesellschaft fand. Bei ihrer Mutter in Riga machte sie sich unmöglich; dort hielt man sie reif fürs Irrenhaus. Deshalb zog sie sich auf das von ihrem Vater ererbte Gut Kosse zurück. Sie machte zwar allerlei Pläne zur Verbesserung des Landes, verschwand aber bald wieder, um sich in Lausanne zu amüsieren. Von dort ging es nach München, wo sie ihren Gatten auf der Durchreise traf, und dann nach Teplitz.

Als der Baron 1798 zum Botschafter in Berlin ernannt wurde, folgte sie ihm dorthin, wahrscheinlich weil sie dachte, in der dortigen Gesellschaft eine glänzende Rolle spielen zu können. Aber der nüchterne Berliner Hof gefiel ihr nicht, so wie sie selbst auch dem König Friedrich Wilhelm und der Königin Luise nicht gefiel. Als Paul I. starb und die Stellung des Barons von Krüdener bedroht war, zudem der Prinz Radziwill und der Dichter Jean Paul, die der Baronin die Zeit vertrieben hatten, Berlin verließen, ging sie wieder nach Teplitz, wo sie eine vergnügte Gesellschaft antraf. Nach Berlin mochte sie nicht zurückkehren, und sie kündigte daher ihrem Gatten einfach an, sie reise in die Schweiz (1801). Hier besuchte sie die berühmte Frau von Staël. Auch sie hatte den Ehrgeiz, sich literarisch zu betätigen. In Genf schrieb sie den ersten Entwurf ihres Romans „Valérie" nieder. Dann fuhr sie nach Paris, um vor allem dem berühmten Vicomte de Chateaubriand ihr Manuskript zu unterbreiten. Im Salon der Madame Récamier erschien sie in griechischem Kostüm, die Arme und der Busen entblößt.

Inzwischen hatte sich der Gesundheitszustand des Herrn von Krüdener immer mehr verschlimmert, und obschon ihr Sohn Paul sie dringend um ihre Rückkehr bat, schob sie die Abreise immer wieder auf. Sie war damals in den bekannten Volksliedersänger Garat verliebt. So starb der Baron von Krüdener am 14. Juni 1802, ohne seine Frau wiedergesehen zu haben. Sie hielt es überhaupt nicht für nötig, aus diesem Anlaß in ihre Heimat zurückzukehren. Vielmehr blieb sie noch zwei Monate in Paris und reiste dann wieder nach Genf. Achim von Arnim, der damals mit seinem Bruder dort weilte, schrieb am 18. November 1802: „Ich lebe hier sehr angenehm. Eine Frau von Krüdener und ihre Tochter sehe ich täglich, sie sind meine hiesigen Kunstfreunde; sie schreibt sehr gut französisch und arbeitet an einem Roman ‚Valérie', der gut wird." Achim von Arnim hatte sich etwas verblüffen lassen, denn mit dem guten Französisch stimmte es nicht. Die Baronin ließ vielmehr ihren Roman von verschiedenen Personen verbessern, und die Kritik hatte vielleicht nicht ganz unrecht, als sie später noch die Spuren dieser Überarbeitung erkannte.

Von Genf wanderte die Baronin nach Lyon weiter, wo sich eine Heiratsaussicht für ihre Tochter Juliette zu eröffnen schien. Aber die Mutter selbst hatte die Lust zu Eroberungen noch nicht aufgegeben. Ja gerade damals suchte sie mit ihrem Schal-Tanz noch Eindruck zu machen. Dieser Tanz war von einer Kurtisane, Emma Lyon, die es bis zur Botschafterin und zur Herzogin von Hamilton brachte, erfunden worden. In einem Brief vom 1. März 1803 berichtet die Baronin, wie sie in der Gesellschaft gefeiert wird: sie hatte acht Nächte hintereinander Bälle mitgemacht!

Als sie auf die Dauer merkte, daß ihre Verführungskunst nicht mehr so groß war wie früher, wollte sie sich vorwiegend auf geistige Triumphe verlegen. Um die Herausgabe ihres Romans sorgfältig vorzubereiten und die Journalisten zu bearbeiten, reiste sie wieder nach Paris. Ihr Roman erschien im Dezember 1803 (mit der Jahreszahl 1804), aber ohne den Namen der Verfasserin unter dem Titel: „Valérie ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G—" (2 Bände). Daß der Inhalt aus ihrem eigenen Leben geschöpft ist, wurde schon angedeutet. Gustav ist ein gefühlszarter, etwas weichlicher Jüngling, der sich in einer unglücklichen Liebe zu der Frau eines Vorgesetzten verzehrt. Diese junge schöne Frau Valérie ist natürlich die Verfasserin selbst. Gustav verbirgt aber seine Empfindungen sorgfältig, so daß sie das Geheimnis erst von ihrem Gatten erfährt, als der Jüngling auf dem Sterbebette lag, auf das ihn sein Herzensleid hingeworfen hatte.

Der Zweck des Romans war, wie die Verfasserin in der Vorrede sagte, zu zeigen, daß diejenigen Gemüter, die sich am meisten von einer heftigen Leidenschaft hinreißen lassen, auch die meisten Mittel besitzen, sie zu bekämpfen und daß das eigentliche Geheimnis

Digitized by Google

ist, diese Mittel zur rechten Zeit anzuwenden. Nun hat aber auch ihr Held Gustav diese Mittel nicht rechtzeitig angewandt, denn sonst wäre er doch nicht vor Liebeskummer gestorben. Man hat den Roman mit Werther, aber auch mit der Neuen Héloïse verglichen. Gewiß hat er Züge von beiden, und doch ist er wesentlich von ihnen verschieden. Es ist ein ästhetisch schildernder Roman, wie ihn Frau von Staël in Delphine und Corinne zu höherer Vollendung brachte: der Held oder die Heldin wird auf Reisen geschickt, um an den äußeren Erscheinungen der Welt Betrachtungen über eigene und fremde Seelenzustände anzuknüpfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verfasserin viele eigene Erlebnisse und Eindrücke verwertet und romantisch aufgeputzt hat. Einzelne Stellen des Romans verraten eine dunkelglühende Mystik. Die Verfasserin lebte eben in der Zeit des Überganges von ihrer ersten zur zweiten Periode. „Valérie" war wenigstens eine Zeitlang ein Modebuch, das man gelesen haben mußte. Im Ausland fand der Roman vielleicht noch nachhaltigeren Anklang als in Paris und in Frankreich. So erschienen schon gleich im ersten Jahre zwei deutsche Übersetzungen, und noch 1850 schrieb O. L. B. Wolff in seiner Allgemeinen Geschichte des Romans, „Valérie" sei mit außerordentlicher Zartheit und Innigkeit geschrieben.

Ende Januar 1804 kehrte Juliane von Krüdener endlich nach Livland zurück. Der Beifall, den ihr Roman gefunden hatte, hatte sie nicht befriedigt: sie hatte einen viel lärmenderen, sensationelleren Erfolg erwartet. Sie sah, daß sie mit Frau von Staël nicht konkurrieren könne. Vielleicht eher mit der sanfteren, frommen Frau de Genlis?

In ihrem früheren Leben hatte sie wohl zuweilen über religiöse Dinge nachgedacht und gegrübelt, aber das ging stets schnell vorüber. Nun ließ sie während ihres Pariser Aufenthaltes merkwürdige religiöse Ansichten erkennen. Ihr Glaube ward so überspannt, daß sie nie ein längeres Gespräch führen konnte, ohne auf irgendein frommes Thema zu kommen und daran lange Ermahnungen zu evangelischer Barmherzigkeit zu knüpfen.

Nun sollte auch sie ihren Tag von Damaskus erleben. Eines Tages — es war 1805 — schaute sie zum Fenster hinaus. Ein Edelmann, der vorbeiging, wollte sie grüßen, als er vom Schlage gerührt ward und sterbend zu Boden sank. Dieses Ereignis machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie jetzt anfing fromm zu werden. Sie schloß sich ein und wollte keinen Menschen mehr sehen. Aber wie sollte sie das anfangen? Als sie wieder ausgehen wollte und neue Schuhe brauchte, ließ man einen Schuster zu ihr kommen. Sie verhüllte sich das Gesicht. Als nun der biedere Meister eine Frage an sie richtete und sehr vergnügt schien, fragte sie ihn: „Mein Freund, sind Sie glücklich?" Er antwortete: „Gewiß, da ich ja von Christus erlöst bin." Diese Antwort machte die Baronin stutzig, und sie ging noch am selben Tage zum Schuster, um sich sie erklären zu lassen. Er gehörte zu den mährischen Brüdern, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Niederlassung in Riga hatten. So kam Juliane mit der Herrenhuter Gemeinde in Verbindung; sie las die Schriften des Grafen Zinzendorf und die Lieder Tersteegens und geriet allmählich ganz in den Bann des Mystizismus.

Damit begann ihre zweite Periode, die in ihrer Art noch viel unruhiger und aufregender war als die erste. Man hat Frau von Krüdener oft als eine abenteuernde Frömmlerin bezeichnet, deren Frömmigkeit nicht echt gewesen sei. Es liegt aber kein Grund vor, wenigstens für den ersten Teil dieser Periode, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Allerdings empfand sie das Bedürfnis, die Welt von sich reden zu machen, so wie sie sie früher durch ihre Extravaganzen beschäftigt hatte. Aber eben weil sie das Leben in vollen Zügen gekostet hatte, mochte sie von der Nichtigkeit des Irdischen überzeugt sein. Johannes Scherr sagt von ihr, daß sie „zweideutig genug zwischen einer Russin und einer Pariserin, zwischen einer Buhlerin und einer Büßerin, zwischen einer politischen Ränkespinnerin und einer religiösen Schwärmerin schillerte, von unstillbarer Unruhe und einem rastlos hastenden Ehrgeiz verzehrt". Pater Augustin Rösler macht dagegen für ihre Verirrungen mehr ihre Zeit als sie selbst verantwortlich, denn sie sei ein „Bild und eine Anklägerin ihrer Zeit". „Was hätte aus der hochbegabten und religiös gestimmten Frau unter gesunder Führung werden können." Gewiß, unter gesunder Führung. Aber daran fehlte es ihr eben. Sie suchte zwar überall nach Führern, aber in Wirklichkeit wollte sie keine Führung, denn sie wollte selbst Führerin sein. Vermutlich von Hause aus erblich belastet (vergleiche ihre taubstumme Schwester und ihre früh verstorbenen Geschwister), ohne festen Halt, ohne gründliches Wissen, nur mit der zwar glänzenden, aber oberflächlichen Bildung der vornehmen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts versehen, fiel sie nicht bloß dem Pietismus anheim, sondern auch dem krassesten Aberglauben mystischer Schwindler und Gauklerinnen.

Frau von Krüdener begab sich nach dem Norden Deutschlands, wo sie im Februar 1807 nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau viel in der Fürsorge für die Verwundeten tat. In Königsberg traf sie 1807 mit der tiefgebeugten Königin Luise zusammen. Diese hatte früher Frau von Krüdener keine Sympathie bewiesen, aber jetzt fanden sich die beiden Frauen in ihrem Schmerz und betätigten sich im Dienste der Caritas.

Auch mit ihren weltlichen Verehrern wollte sie jetzt brechen, denn in Leipzig, wo sie eine Unterredung mit Professor Krug hatte, versuchte sie einen ihrer Freunde, der ihr dorthin gefolgt war, zu überreden, sich

Digitized by Google

ebenfalls zu bekehren. Sie erhielt aber eine Absage und war darüber so niedergeschlagen, daß sie mehrere Tage krank in Leipzig daniederlag und dann die Stadt fluchtartig verließ, weil sie fürchtete, dem Einfluß des Freundes doch zu unterliegen.

In Teplitz, wohin sie sich wieder begeben hatte, erreichte sie ein Brief von ihrem früheren Verführer de Frégeville, der Mutter und Tochter auf sein Schloß in Languedoc einlud. Sie widerstand aber dieser neuen Versuchung. Inzwischen war sie ganz zu den Chiliasten übergetreten, nachdem sie sich mehrere Stunden mit ihrem Vertreter, dem Bauer Adam Müller, unterhalten hatte, der als Prophet zum König Friedrich Wilhelm gezogen war.

Einige Wochen weilte sie in den Ansiedlungen der mährischen Brüder in Schlesien. Dann ging sie über Dresden nach Karlsruhe zu dem berühmten Jung-Stilling und lernte bei ihm den Verkehr mit der Geisterwelt. Jung-Stilling, der in Swedenborgs Ideen schwelgte, hielt Napoleon zwar nicht für den Antichristen selbst, wohl aber für dessen Vorläufer. Seine Anhänger dagegen bezeichneten ihn geradezu als den Apollyon der Apokalypse, während sie im Zaren Alexander den Erretter sahen.

Als Frau von Krüdener von dem alten Geisterseher nichts Neues mehr erfahren konnte, hörte sie von einem Pastor Fontaines in Markirch im Elsaß, der Wunder wirkte und prophezeite. Also auf nach Markirch mit ihrer Stieftochter Sophie und ihrer eigenen Tochter Juliette, sowie ihrer ganzen Begleitung! Unterwegs besuchte sie noch den berühmten Oberlin im Steintal, wo es damals von Seherinnen wimmelte. Am 5. Juni 1808 erschien die Baronin in einem weißblauen Kostüm in Markirch und logierte sich mit all ihren Angehörigen im Pfarrhause ein. Das größte Zimmer im Erdgeschoß diente zu den frommen Versammlungen der deutsch-reformierten Gemeinde. Die Baronin machte täglich Spaziergänge, schrieb einige Seiten, betete viel, und abends las der Pastor ein Kapitel aus der Bibel vor, das er nach seiner Art erklärte. Dieser Pastor Johann Friedrich Fontaines hatte aber sein Amt erschlichen, denn er war weder Geistlicher noch hieß er Fontaines, sondern war der Sohn eines Karlsruher Perückenmachers, der sich schwindelnd umhertrieb. Er hatte sich inzwischen in Markirch verdächtig gemacht und hielt nach einer andern Pfarre Umschau. Es trug auch nicht gerade zu seinem Ansehen bei, daß seine ledige Schwester in gesegneten Umständen war, die sich nicht länger verbergen ließen. Aber das kann ja in den „besten Familien" vorkommen: am 15. August 1808 gebar Sophie, die Stieftochter der Baronin, im Pfarrhause zu Markirch ein Kind, das aber gleich starb. Fontaines nahm die Sache nicht so genau und trug das Kind als ehelich in das Pfarregister ein. Der Vater war ein spanischer Offizier, der durch die Kriegsereignisse von seiner Braut getrennt worden war. Er fand sich später wieder bei ihr ein und heiratete sie. Dieser Fall war damit erledigt. Schlimmer lag die Sache mit der berüchtigten Maria Gottliebin Kummer, die eine Hauptrolle in Markirch spielte. Diese war 1756 in Neu-Cleebronn (Württemberg) als Tochter eines Winzers geboren, der sich als Pietist in seiner Heimat hervortat. Nach dem Tode ihres Vaters trat das arbeitsscheue Weib als Prophetin und Wundertäterin auf und verdrehte nicht bloß dem Schwindler Fontaines, sondern auch der Baronin von Krüdener den Kopf. Daß sie bereits ein uneheliches Kind von dem Pfarrer Hittler in Meimsheim hatte, schadete ihr dabei weiter nicht, da dieses Kind als die Frucht einer geistigen Verbindung angesehen wurde.

Diese Gottliebin Kummer war ein so raffiniertes Frauenzimmer, daß sie die Baronin überredete, in Württemberg eine christliche Kolonie auf dem Gute Catharinenpläsier bei Neu-Cleebronn, der ehemaligen Besitzung des Grafen Martinengo, zu gründen. Die Baronin pachtete das Gut vorläufig auf ein Jahr, und nun siedelte die ganze Markircher Pietistengesellschaft dorthin und nach dem nahen Schloß Bönnigheim über.

In Catharinenpläsier predigte nicht bloß Fontaines, sondern auch die Baronin von Krüdener (wirkungsvoll in weiß und blau gekleidet) und nicht zuletzt auch die Kummer (in einen langen Schleier gehüllt). Man predigte soviel, daß die Behörde schließlich Argwohn schöpfte. König Friedrich I. hatte schon viel Scherereien mit den Pietisten in seinem Lande gehabt, wo von jeher das Sektenwesen blühte, und als er erfuhr, daß man ihn in bezug auf die Personalien getäuscht hatte, ließ er am 1. Mai 1809 die ganze Besitzung von Gendarmen umstellen, die Gottliebin Kummer als abgefeimte Betrügerin und Landstreicherin nach dem Armeninstitut beim Zuchthaus in Ludwigsburg führen, Frau von Krüdener aber mit ihrer übrigen Gesellschaft ausweisen.

Sie wandte sich nun nach Lichtental bei Baden. Hier hätte sie angeblich Gelegenheit gehabt, einen ungeheuer reichen Prinzen zu heiraten, aber sie zog es vor, eine der damals bei den Pietisten beliebten „mystischen Ehen" einzugehen, die von Swedenborg erfunden und durch einen Roman von Jung-Stilling populär geworden waren. Ihr mystischer Gatte war kein anderer als der fünf Jahre jüngere Pseudo-Fontaines, der übrigens seine Frau bei sich hatte. Diese schlug schließlich Lärm, da man die Baronin als die Mätresse Fontaines' bezeichnete.

In den nächsten Jahren entfaltete Frau von Krüdener eine rege Tätigkeit in den Versammlungen der Erweckten und Frommen in Baden, im Elsaß und in der Schweiz, doch würde es zu weit führen, ihr auf ihren einzelnen Zügen zu folgen.

Manchmal war sie ohne Geld und geriet in die größte Verlegenheit. Das ist ja auch begreiflich, wenn man sich in aller Welt um-

Digitized by Google

hertreibt, statt sich um seine Besitzungen zu kümmern, mit vollen Händen das Geld ausgibt und eine ganze Schar Schmarotzer, Gauner und Schwindler hinter sich herzieht. Sorglos wie sie immer war, verließ sie sich auf den lieben Gott, aber gelegentlich war es ein Jude, der ihr beispringen mußte, damit sie überhaupt weiterreisen konnte. Nach dem Tode ihrer Mutter blieb sie eine Zeitlang in Riga und kehrte dann nach Karlsruhe zurück. 1812 ging sie auch mehrmals nach Straßburg und suchte den französischen Präfekten Adrien de Lezay-Marnesia, mit dem sie sich einst in Montpellier so gut amüsiert hatte, für ihren Pietismus zu gewinnen und fuhr mit ihm zu Oberlin. Inzwischen war die Gottliebin Kummer aus dem Gefängnis entlassen worden und schloß sich alsbald der Baronin wieder an.

1813 tauchte diese in Genf und in Basel auf, wo sie überall pietistische Propaganda trieb. In Genf verkehrte sie mit protestantischen Theologen, die ihre eigenen Wege gingen. Dort lernte sie unter ihnen Henri Louis Empeytaz kennen, einen schwärmerischen feurigen Jüngling von 22 Jahren, der ihr Verehrer und Geliebter wurde und gleichzeitig ihr geistlicher Freund und Missionargehilfe. Seither suchte sie sich von Fontaines zu befreien, der dann auch schließlich als Vikar nach Sulzfeld ging, wo er sich aber auch bald unmöglich machte.

Zu jener Zeit hatte Ernst Moritz Arndt Gelegenheit, sie in der Nähe zu sehen. „Sie hatte," schreibt er, „die ganze Unruhe und geschäftige Zudringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die noch nicht zur Ruhe gekommen ist und das eine Auge immer noch für die Lust des irdischen Lebens offen zu haben scheint, während das andere nach dem Frieden der überirdischen Welt schmachtet. Diese Frau machte nicht den Eindruck einer Gauklerin und Betrügerin, sondern einer Schwärmerin; sie hatte den sehnsüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeisterten, welche sie wirklich war; denn sie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem Eifer den Armen wie den Reichen, dem Kaiser wie dem Bettler. Besonders war ihr Lieblingsthema, „die Erschütterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgesucht wird, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche sie mit unruhigen Trieben umherjaqten und die den Frieden und das Glück da, wo allein ihr Wohnsitz ist, nicht suchen ließen". Arndt meint, das sei zwar eine unleugbare Wahrheit, nur hätte Frau von Krüdener nicht unten beim Volk anfangen sollen, sondern zunächst bei der hohen und vornehmen Welt.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig folgte sie den russischen Heeren, die das Dankfest in der Ebene von Chalons feierten, und gab eine Beschreibung dieses Festes heraus: „Le camp de Vertus". Darin pries sie den Zaren Alexander als den vom Himmel gesandten Fürsten, der das Reich Gottes auf Erden wiederherstellen soll.

Die Baronin hatte im Namen des Schweizers Balthasar Wepfer den zwei Kilometer von Weinsberg entfernten Rappenhof gekauft, wo der unvermeidliche Fontaines sich niederließ. Sie selbst wohnte in Schluchtern, einem badischen Dorfe, das als Enklave in Württemberg liegt. Zwischen Schluchtern und Rappenhof liegt die Stadt Heilbronn und hier erfolgte der Durchzug der verbündeten Heere nach Frankreich. Am 4. Juni 1815 traf der Zar in Heilbronn ein, und hier ließ die Baronin von Krüdener sich kühn bei ihm anmelden und war so zudringlich, bis Alexander sie zu sich ließ.

Der Zar war ein Mann der Ideale. In dem weich empfindenden Herrscher hatte sein Erzieher, der Schweizer Laharpe, den Idealismus geweckt. Um die Zeit des französischen Einfalls hatte Alexander sich einer mystischen Religiosität zugewandt, und so war es Frau von Krüdener leicht, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Bei der dreistündigen Unterredung, die sie in Heilbronn mit ihm hatte, hielt sie ihm die Notwendigkeit der Reue und der Buße vor, und sie redete so kühn auf ihn ein, daß er ganz zerknirscht war. Sie selbst bezeichnete sich als eine ehemalige große Sünderin, die aber am Fuße des Kreuzes Vergebung erlangt habe. Der Zar schrieb später über diese Unterredung: „Als hätte sie in meiner Seele gelesen, richtete sie Worte an mich, die meinem damaligen Seelenzustande ganz angemessen waren, die mich straften und trösteten und zugleich den Wirrwarr lösten, in dem ich mich seit längerer Zeit befand."

Die Baronin folgte dem Zaren dann mit ihrer Tochter und mit Empeytaz nach Heidelberg, wo sie am 9. Juni eintraf und in der Nacht mit ihm auf dem Schlosse gebetet haben will. Jeden zweiten Tag kam er zu ihr in ihre Wohnung, um mit ihr in der Bibel zu lesen. Auch der Freiherr vom Stein, den der Zar an sich gezogen hatte, der Freiheitsdichter Max von Schenkendorf u. a. wohnten diesen frommen Übungen bei.

Auch nach Paris folgte die Baronin dem Zaren. Sie bestärkte ihn in seiner schwächlichen Friedenspolitik und beeinflußte ihn bei der Errichtung der Heiligen Allianz.

Diese Allianz hatte zwar die Form eines Vertrages zwischen Rußland, Preußen und Österreich, aber er war in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, daß er praktisch keinen Wert hatte und auch nie zur Anwendung gelangte. Er war lediglich eine Kundgebung des Zaren zugunsten der Religion, und der Kaiser von Österreich und der König von Preußen haben nur widerstrebend dem Zaren den Gefallen erwiesen, ihn zu unterzeichnen.

Es scheint, als ob der Mesmerianer Bergasse den ersten Entwurf der Heiligen Allianz auf dem Schreibtisch der Frau von Krüdener verfaßt hat und als ob er von Nesselrode ins Politische umgearbeitet wurde. Wesentliche Stellen wurden auch von österreichischer und preußischer Seite verändert, bis der ganze

Digitized by Google

Vertrag völlig harmlos war. Frau von Krüdener sagte zwar einmal, sie habe dem Zaren die Idee der Heiligen Allianz beigebracht, aber ihr Anteil scheint mehr indirekt gewesen zu sein, insofern als sie die religiöse Stimmung des Zaren beeinflußt und ihn in seiner Absicht bestärkt hat.

Der Zar verabschiedete sich am 27. September von der Baronin und verließ am folgenden Tage Paris. Sie selbst ging mit ihrer Begleitung in die deutsche Schweiz, wo sie zwei Jahre lang das Evangelium verkündete und den unter der Hungersnot leidenden Armen zu helfen suchte. Im Oktober 1815 begründete sie in Basel mit Spittler die Baseler Traktatgesellschaft. Sie wurde aber von dort ausgewiesen und wanderte nun in anderen Kantonen der Schweiz und in Baden umher. Sie hielt Versammlungen und Betstunden in Wirtshäusern wie im Freien ab, wo sie nur Menschen zusammentraf, und daran fehlte es nicht: außer Neugierigen und pietistischen Anhängern folgte ihr ein Menge Bettelvolk, denn sobald sie Geld hatte, verteilte sie es wahllos unter die Armen. Außer ihren eigenen Einkünften verteilte sie auch die Gelder, die sie von betörten Leuten erhielt, ja, sie verkaufte sogar ihre Diamanten für 30 000 Franken.

Es kamen auch viele Menschen zu ihr, um ihr eine förmliche Beichte abzulegen und von ihr Trost und Zuspruch zu empfangen. Man glaubte so sehr an die Macht ihres Gebetes, daß man ihr sogar wunderbare Heilungen zuschrieb. Sie selbst hielt sich schließlich für das Sonnenweib, das in der Offenbarung Johannis verkündet ist. In dieser Meinung hatte sie ein Westfale, J. G. Kellner, bestärkt, der sich ihr in der Schweiz anschloß und dem es sogar gelang, den unverschämten Fontaines und Empeytaz zu verdrängen. Dieser Kellner war früher Oberpostdirektor in Braunschweig gewesen und hatte sich im Gefängnis (man weiß nicht recht, weshalb er darin saß) vom Freigeist zum Pietisten entwickelt. Er machte der Baronin klar, daß sie eine neue Mutter Gottes sei, eine Prophetin, ein Sonnenweib, die „Frau Herrgöttin", von der ein neues Zeitalter ausgehe. Die Frau von Krüdener war denn auch überzeugt, daß sie durch ihr Gebet sogar den Teufel bekehren könne, und sie behauptete, sie habe einmal 1300 Personen mit neun Broten sattgespeist.

Schließlich wies man sie aus der Schweiz aus (August 1817). Langsam reiste sie nun durch das Elsaß und durch Deutschland nach Livland zurück. Von Polizeikommissaren und Gendarmen begleitet, wanderte sie hin und her. Kein deutscher Staat wollte sie mehr aufnehmen; überall, wo sie hinkam, standen die Hüter des Gesetzes mit einem Ausweisungsbefehle in der Hand. Ihre Begleitung war stark zusammengeschmolzen, doch hielt Kellner es noch bei ihr aus. Als die Gesellschaft mit ihren drei Wagen wie Jahrmarktsfahrer in Frankfurt a. Oder ankam, waren es nur noch sechs Personen. — Auch auf ihrer Besitzung, dem Gut Kosse in Livland, wo sie mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, dem Baron von Berkheim lebte, fand sie noch keine Ruhe. Auch dort mußte sie noch predigen.

Als 1818 Professor Krug in einer Schrift die Frau von Krüdener nach ihren eigenen Angaben als Urheberin der Heiligen Allianz darstellte, wurde der Zar darüber so ärgerlich, daß er die Baronin ersuchte, in Zukunft diskreter zu sein. Der Zar stand jetzt nicht mehr unter dem Einfluß seiner pietistischen Anwandlungen, und der Vertrag der Heiligen Allianz erschien ihm jetzt in einem ganz andern Licht als früher. Da war es ihm offenbar unbequem, daß die Frau von Krüdener, die sich immer mehr als „alte Betschwester" lächerlich machte, mit ihm in Beziehung gebracht wurde.

Kellner, auf den sie soviel gehalten hatte, starb 1823. Da sie ihn als einen der beiden apokalyptischen Zeugen betrachtete, behielt sie den Leichnam angeblich sechs Wochen lang im Hause. Da er aber nicht auferstand, mußte sie ihn schließlich beerdigen lassen.

Als der Aufstand der Griechen ausbrach, hielt sie den Zeitpunkt für gekommen, einen Kreuzzug der Fürsten der Heiligen Allianz gegen die Türken zu predigen. Sie ging nach St. Petersburg, bekam den Zaren aber nicht mehr zu sehen. Als er vom Laibacher Kongreß zurückkehrte und die Einmischung der Baronin von Krüdener in die Politik erfuhr, sandte er Alexander Iwanowitsch Turgenjeff zu ihr, um ihr einen acht Seiten langen Brief vorzulesen, den er aber wieder mitbringen mußte. Die Baronin hörte die Vorlesung stillschweigend an, küßte das kaiserliche Schreiben und reiste sofort aus St. Petersburg ab. Der Zar hatte sie höflich, aber entschieden aufgefordert, die Hauptstadt zu verlassen.

Um diese Zeit hatte die Fürstin Golyzin in der Krim eine pietistische Kolonie bei der alten tatarischen Stadt Karasu-Bazar angelegt. Da die Baronin von Krüdener an einer unheilbaren Krankheit litt, riet ihr die Fürstin, sich nach dem Süden in ihre Kolonie zu begeben. Ihre Tochter und ihr Schwiegersohn begleiteten sie dorthin. Hier wurde sie auch noch von einem dort herrschenden Fieber befallen, und so starb sie am 13./25. Dezember 1824 in Karasu-Bazar. Sie war lebensmüde und verstand die Zeit nicht mehr, wie die Zeit auch sie schon längst nicht mehr verstanden hatte. Ihre sterblichen Überreste wurden in der Tatarenstadt beigesetzt. Als aber die griechisch-katholische Kirche in Theodosia erbaut wurde, brachte man sie dorthin.

Erst am 29. Juni des folgenden Jahres schrieb der Kanzler Friedrich von Müller in sein Tagebuch über Goethe kurz und bündig. „Nekrolog der Frau von Krüdener. So ein Leben ist wie Hobelspäne; kaum ein Häufchen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden. Doch riet er mir, ‚Valérie' zu lesen."

Digitized by Google

Teestunde. Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutsche Soldatenroman

Von Fedor v. Zobeltitz

Mit der Auflösung des alten deutschen Heeres ist ein ehemals sehr beliebter Literaturzweig in die Bodenkammer geschoben worden: der Soldatenroman mit seinen Nebenfrüchten, dem Leutnantsstück und der Militärhumoreske. G. E. Lessings „Minna" war ja schon ein Soldatenstück, aber zugleich auch ein bürgerliches Drama. Bei Moser, Schönthan, Kadelburg und Genossen kam der Bürger zu kurz wie der Offizier. Der Major von Tellheim konnte noch sagen: „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird" — der Lustspiel-Leutnant des neunzehnten Jahrhunderts war lediglich der liebenswürdige Schwerenöter, der „Veilchenfresser", der nach „Goldfischen" angelt. Es ging ihm in der dramatischen Literatur wie in der Zeichnung. Die besten unserer Karikaturisten haben ihn verewigt, aber eben immer nur mit Linien der Verzerrung. Und griff einmal ein Dichter tiefer in das Charakteristische seine Wesenheit hinein, wie gelegentlich Hartleben, Sudermann, Beyerlein: dem Bild haftete immer eine einseitige Färbung an. Der Leutnant war nicht wie der Major bei Lessing. Das lag in der Strömung der Zeit. Der letzte Kaiser ließ das „Husarenfieber" von Kadelburg und Skowronnek in sein Schauspielhaus übernehmen um sich zu erheitern. Die „Minna" wurde in Berlin auf „hohes Begehren" aufgeführt, weil Prinz Heinrich in diesem Lustspielgewebe ein Muster vaterländischer Dichtung sah.

Es ist bezeichnend, daß das einzige, wahrhaft lebendig gebliebene Werk aus dem großen Wust der Unterhaltungsliteratur des siebzehnten Jahrhunderts ein Soldatenroman ist: Grimmelshausens unsterblicher „Simplicissimus" mit seinem weiblichen Gegenstück der „Landstörzerin Courage". Die unverhohlene Derbheit dieser Erzählungen hat man nachzuahmen versucht, vor allem in der Sintflut der deutschen Robinsonaden, aber an die schlagfertige Volkstümlichkeit des Vorbilds reichte keiner der Beutejäger heran. Die erzählende Literatur der kommenden Zeit suchte sich auch stofflich andere Geleise als das Zuständliche des Soldatenlebens. Sie entwickelte sich nach fremden Mustern, vor allem unter französischen und englischen Einflüssen: der idyllische Schäfer-, Brief- und Erziehungsroman kam in Mode und schließlich im Vormärz der reine Unterhaltungsroman in allen Abstufungen, meist mit geschichtlichem oder kulturhistorischem Hintergrund. Die Lieblinge jener Tage, von Clauren bis zu Julius von Voß, wählten zwar ihre immer schönen Helden zuweilen aus den Offizierskreisen, wie Heinrich Smidt die seinen aus der Marinewelt, aber einen wahrhaften Soldatenroman schuf doch erst Willibald Alexis in seinem „Cabanis", der zugleich der erste glückliche Versuch war, die Gestalt Friedrichs des Großen in den Mittelpunkt einer Dichtung zu stellen.

Ende der dreißiger Jahre machte ein junger Schriftsteller, Friedrich Wilhelm Hackländer, sich durch seine flotten kleinen Humoresken aus dem Soldatenleben bemerkbar, die in süddeutschen Blättern veröffentlicht wurden und seit 1840 auch in Buchform erschienen. Hackländer sollte Kaufmann werden, doch aus Neigung für den Militärstand trat er in die Artillerie ein, in der Hoffnung, zum Offizier befördert zu werden. Das gelang ihm freilich nicht, es scheiterte an seiner mangelhaften Vorbildung — dafür entdeckte er aber in seiner Dienstzeit sein schriftstellerisches Talent. Seine „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" und „Wachtstubenabenteuer" weckten im großen Publikum die Vorliebe für harmlos lustige Schilderungen aus dem militärischen Dasein und waren die Vorläufer zu seinem vierbändigen Soldatenroman „Der letzte Bombardier". In seiner hübsch illustrierten Ausgabe greift der anspruchslosere Leser wohl heute noch gern nach dieser, mit munterer Laune erzählten bunten Geschichte, in die der Verfasser auch die übliche Zigeunerromantik hineingewurstelt hat, ohne die selbst ernsthaftere Arbeiter wie Freytag, Spielhagen und Brachvogel nicht auskommen konnten.

„Der letzte Bombardier" erschien erst 1870. Schon vorher hatte ein früherer deutscher Offizier, Adolf von Winterfeld, einen fröhlichen kleinen Soldatenroman unter dem Titel „Der Leutnant Falstaff" veröffentlicht (1863). Am 9. Dezember 1924 hätte Winterfeld seinen hundertsten Geburtstag feiern können. Aber da hat man wohl kaum seiner gedacht, die Literaturgeschichten erwähnen ihn überhaupt nicht, und doch hat er Hunderte von Bänden zusammengeschrieben und sich dermaleinst durch seinen drastischen Humor einen weiten Leserkreis schaffen können. Als junger Mensch habe ich ihn noch persönlich kennen gelernt — da hatte er es war in den achtziger Jahren, in der Rehmelschen Weinstube am Gendarmenmarkt in Berlin seinen Stammplatz und pflegte dort den sauersten Mosel mit sorgenvollster Miene zu trinken. Er war wortkarg wie die meisten Humoristen, erst auf dem Papier tobte seine unverwüstliche Laune sich aus. Sein Verleger, Costenoble in Jena, hatte mich einmal gebeten, eine Gesamtausgabe seiner besten Romane einzuleiten. Aus der Sache wurde schließlich nichts, mir gab sie aber Gelegenheit, mich durch seine Schriften durchzuarbeiten. Dabei habe ich denn oft von Herzen lachen müssen — das Ausmalen drol-

Digitized by Google

liger Situationen verstand er ausgezeichnet, nur litt er unter seiner unheimlichen Fruchtbarkeit und wiederholte sich oft. Er hat übrigens auch Besseres leisten können. Für seine vortreffliche Verdeutschung der bis dahin für unübersetzbar gehaltenen Lieder des schwedischen Volksdichters Bellman erhielt er von der Stockholmer Akademie die Große Goldene Medaille, und in seiner Geschichte des Johanniterordens betätigte er sich auch als Historiker.

Winterfeld ist der Schöpfer des derbkomischen Garnisonromans. Detlev von Liliencron, der in seiner Kritik freilich gern in Übertreibungen schwelgte, nannte ihn einmal den „ersten deutschen Realisten". Beachtenswerter dünkt mich schon ein Urteil Karl Frenzels, der gelegentlich gleichfalls seine realistische Begabung rühmte, wenn auch mit der Einschränkung, daß ihr die literarische Feilung fehle. In den meisten seiner umfangreichen Soldatengeschichten, die fast alle in den dreißiger Jahren in seiner alten Garnison Pasewalk spielen, kehren bestimmte Typen unter verschiedenen Namen immer wieder, so der ewig zerstreute Graf Düsel, der dicke Padderow und sein Neckfreund, der Leutnant von Nasewitz. Lebendige Originale haben ihm dabei als Vorbilder gedient — wie er mir selbst einmal erzählte, war der „alte Graf" einem Grafen Schwerin, der ritterliche Padderower einem Herrn von Stumpfeld, der Nasewitzer einem Herrn von Enckevort nachgebildet. Um diese Hauptheldeu gruppierte sich dann das Milieu der kleinen Kavalleriegarnison, das er in seiner kläglichen Stumpfsinnigkeit in allerkräftigster Holzschnittmanier oft ganz famos zur Anschauung zu bringen wußte. Der ehemalige Radetzky-Husar Karl von Bayer, der unter dem Decknamen Robert Byr schrieb, hat in seinen Erstlingswerken „Kantonierungsbilder" und „Österreichische Garnisonen" (1863) das Offiziersleben im alten Österreich nicht minder interessant, freilich mit geringem Humor, zu schildern versucht.

Österreichischer Offizier, ehe er mecklenburgischer Dragoner und schließlich sogar Chasseur d'Afrique in französischen Diensten wurde, war auch ein anderer Vergessener auf dem Gebiet des Soldatenromans: Julius von Wickede. Mit lebhafter Darstellungskraft griff er am liebsten in die friedericianische Zeit zurück und entrollte auf diesem Hintergrund oft recht farbige Reiterbilder. In gewissem Sinne kann man auch Fontanes „Schach von Wuthenow", vom Verfasser selbst als eine „Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes" bezeichnet, den Soldatenromanen zurechnen, wenngleich die Farbengebung mehr das Gesellschaftliche des Berlins vor Jena überstrahlt. Ein ähnlich unruhiger Kopf wie Wickede war Stanislaus Graf Grabowski, 1846 noch Leutnant bei den siebenten Husaren, dann schuldenhalber zum 22. rheinischen Regiment versetzt, endlich Offizier im englischen First Rifle-Corps, das aus den Resten des schleswig-holsteinischen Heeres 1855 in Helgoland zusammengestellt wurde. In Helgoland verliebte sich der Graf in eine hübsche Gastwirtstochter, heiratete sie auf der Stelle, mußte sich aber gleich wieder von ihr trennen, weil man im Krimkrieg keine Damen brauchen konnte. Doch ehe man nach der Krim kam, war der Krieg schon zu Ende, und als es Grabowski nach mancherlei Schwierigkeiten gelungen war, seinen Vertrag mit England zu lösen, zog er mit seiner jungen Frau nach Berlin und versuchte es hier mit der Schriftstellerei. Er besaß ein frisches Erzählertalent, etwa in der Art Hackländers, und manche seiner Soldatengeschichten wirken noch immer lebendig. Leider hatte er ewig mit mißlichen Verhältnissen zu kämpfen und warf sich endlich auf den Kolportageroman, und da versiegte sein Talent — ganz so wie bei seinem Kameraden E. H. von Dedenroth, einem alten Franzer, dessen erzählerische Begabung völlig in seinen Hintertreppengeschichten erstickte.

Es ist erklärlich, daß ehemalige Offiziere, die das Schwert mit der Feder vertauschten, ihre neue Laufbahn zunächst mit Soldatengeschichten begannen und damit aus eigenen Erlebnissen schöpften. Das tat auch der Rittmeister Hermann Ferschke, dessen flotter Schilderungen sich ältere Leser des „Daheim" entsinnen werden. Ich lernte ihn als Bürgermeister von Buttstedt kennen, und seine heiteren Erinnerungen aus der Soldatenzeit schrieb er am liebsten in seinem Amtslokal nieder, in dem sonst die Arbeit sich nicht häufte. Zu meinen persönlichen Bekannten gehörte auch der lange Oberst August Kühne, der nach dem siebziger Kriege seinen Abschied nahm und als Johannes van Dewall eine erstaunliche schriftstellerische Produktivität entfaltete. Ich entsinne mich noch gut, wie eifrig gerade seine, nun wohl selbst aus den Leihbüchereien verschwundenen Soldatenromane „Der Ulan", „Der Kommandant", „An der Grenze" u. a. gelesen wurden. Es war die Zeit, da der Militärroman wenigstens äußerlich zu Ansehen zu kommen schien. Selbst berühmte Strategen wie Albert von Boguslawski und Colmar von der Goltz verschmähten es nicht, in Unterbrechung ihrer kriegswissenschaftlichen Studien auch einmal die Phantasie zu Wort kommen zu lassen; jener unter dem Pseudonym Friedrich Wernau in einem Sechsbänder „Die Kinder des Vaterlands", Goltz als W. von Dünheim in einem Roman, dessen Titel mir entfallen ist. Eine Verwandte des Feldmarschalls, eine Baronin Goltz, die unter dem Namen Emil Erhard ein paar flotte Adelsgeschichten schrieb, versuchte sich gleichfalls in einem, ausschließlich in Offizierskreisen spielenden Roman „Gräfin Ruth". Bei den Herren der Berliner Garde-Kürassiere war er seinerzeit besonders beliebt. In die Kreise der althannoverischen „Garde du Corps" führte Gregor Samarow-Meding.

Digitized by Google

Die meisten dieser Erzählungen waren schnell vergängliche Erscheinungen, strengerer literarischer Kritik hielten sie nicht stand. Sie befriedigten die Leserseele, die sich dem militärischen Milieu von jeher geneigt zeigte. Sie begnügten sich auch fast ausnahmslos mit einer oft sehr hübschen und pläsierlichen Skizzierung von reinen Äußerlichkeiten und gingen der Pflichttreue und Tüchtigkeit des deutschen Offiziers aus dem Wege. Schlimmer freilich wurde es, wenn sie tendenziöse Lichterchen aufsetzten, wie der Freiherr von Schlicht (Graf Baudissin) in einigen seiner Romane oder Franz Adam Beyerlein in „Jena oder Sedan", dessen großer Erfolg in der Hauptsache seiner schwarzmalenden Tendenz zuzuschreiben war. Dahin gehört auch „Die Waffen nieder" der Baronin von Suttner, der erste pazifistische Roman, der der Verfasserin den Nobel-Preis eintrug.

Immerhin, Beyerlein wie Frau von Suttner zählen schon zu den Könnern, zu denen, die den Soldatenroman aus der üblich gewordenen Schablone herauszuheben suchten. Das war auch dem Baron Alexander Roberts in seiner „Schönen Helena", dem Freiherrn Torresani in seinem Buche „Aus der schönen wilden Leutnantszeit", Rudolf Stratz in seinem Kasernenroman „Dienst" und anderen geglückt. Karl Bleibtreus aufgeregte Schlachtgemälde, mit „Dies irae" anhebend, zeigten neben starkem Talent eine ungeheure Kraft des Wollens, Liliencrons so wundervolle Genrebilder aus dem Kriegsleben in ihrer „stillen heroischen Begeisterung" überragten sie allerdings wolkenhoch. Doch erst Georg von Ompteda schuf in seinem Leutnantsroman „Sylvester von Geyer" das Erziehungsbuch des deutschen Offiziers, ein Werk ernstester Lebensgestaltung und voll sittlichen Empfindens — leider mit einem unkünstlerischen Abschluß: der junge Held geht an dem Zufall einer akuten Erkrankung zugrunde, die in keinem Zusammenhang mit den erzählten Geschehnissen steht. Omptedas Reiterbild „Unser Regiment" ist kein Roman, sondern nur die schlichte, dabei aber doch auf hoher Erzählungskunst stehende Schilderung des Lebens in einem kavalleristischen Gemeinwesen.

Auch an utopistischen Kriegsromanen hat es nicht gefehlt, an phantasievollen Abhandlungen über kommende Schrecken bei einer gegenseitigen Zerfleischung der Völker unsrer Welt. Man kann diese meist sehr wilden, gewaltsam mit Möglichkeiten umspringenden Geschichten aber ebensowenig den Soldatenromanen anreihen wie die zahlreichen Erzählungen aus unsern alten Kolonien, soweit sie nicht auf militärische Expeditionen zurückgreifen, wie beispielsweise Hans Grimms „Esssucher von Duala". Als man sich 1895 bis 1896 der deutschen Heldenkämpfe vor 25 Jahren wieder erinnerte, tauchten auch neue Kriegsromane aus jenen Tagen auf — ich nenne nur die von Walter Bloem und meinem Bruder Hanns, denen in künstlerischer Verarbeitung bestimmte Regimentsgeschichten zugrunde lagen. Unheimlich aber schwoll die Flut der Kriegsromane bei Beginn des letzten großen Völkerringens an, obgleich schon damals die Warnung laut wurde, erst Abstand zu nehmen von den Dingen und Leidenschaften. Der Rückschlag trat denn auch bald ein. Selbst ein verlorener Krieg kann den Glanz von Heldentaten, von Opfermut, Treue und Durchhalten nicht erblinden lassen. Diesmal indes kam es so, daß gegen den Patriotismus in der Dichtung sich mehr und mehr ein heftiger Widerstand zu regen begann, der schließlich im Roman wie im Drama zu einer Anklage gegen Krieg und Militarismus wurde. Militärische Anklageromane fanden wir schon bei Schlicht und Beyerlein, aber unter der Propaganda der sich häufenden sogenannten Friedensligen mehrte sich der Abwehrstoff. Typisch für diese Anti-Kriegsromane ist Leonhard Franks „Der Mensch ist gut".

Überblickt man das Gebiet des deutschen Soldatenromans, so ist es nicht ganz leicht, ein Gefühl der Enttäuschung los zu werden. Kampf und Sieg sind das Beherrschende in der deutschen Heldensage. Auf Kampf und Sieg war auch das alte Söldnerheer eingestellt. Da ist es immerhin merkwürdig, daß seit dem „Simplicius Simplicissimus" fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe sich neue Schilderer des Soldatenlebens fanden, und als sie dann die Federn rührten, geschah es wohl mit Witz und Laune, aber nicht mit dem tiefen Ernst, der der allgemein gewordenen Wehrpflicht und dem in Krieg und Frieden durch selbstlose Pflichterfüllung erworbenen Ansehen unsres Heeres entsprach. Erst nach Siebzig trat ein Umschwung ein, man erfaßte vor allem das Offiziersproblem tiefer, die Berufserziehung um der Ehre willen, auch in der Überspannung des Ehrbegriffs. Aber Romane, die auf diesem Grunde in straffem Bau ein eigentümliches Menschenschicksal vor uns aufsteigen lassen, gehören doch zu den Ausnahmen. Kein Soldatenroman reifte zu einem vollendeten Kunstwerk. Und kein Kriegsroman reicht an das eine kleine Kapitel heran, in dem Gustav Frenssen mit größter, im Gegensatz zu der sonstigen Schattenhaftigkeit des „Jörn Uhl" staunenswerter Meisterschaft die Schlacht bei Gravelotte schildert. Diese Episode wird bleiben, wenn die ganze übrige Kriegs- und Soldatenliteratur unsrer Zeit unter Staubwirbeln versinkt.

Schon fällt der Staub, man wird bald an Ausgrabungen denken können. Mit Hartlebens „Rosenmontag" hat man bereits angefangen, und bei der Wiederaufführung mutete dies Leutnantsdrama fast schon historisch an. Wer heute der Gegenwart dichterisch beikommen will, sei's im Bühnenstück, sei's im Roman, wird die dramatischen Antriebe, die bisher das Soldatenleben bot, ausschalten müssen. Mit den Werten von

Digitized by Google

gestern, mit Opfersinn, Ehre, Treue, Blut, ist nichts mehr anzufangen, auch der alte Soldatenhumor ist in die Brüche gegangen. Die neue Reichswehr mag in ihrer Art sich glänzend entwickeln, aber sie ist ein ganz anderes Gebilde als die Armee der Kaiserzeit, die dem Schilderer in Ernst und Scherz so viele lockende Ansätze eröffnete. Die letzte deutsche Weltwende hat auch den vaterländischen Gedanken verschoben, der aufblühende Pazifismus will sogar von einer bewaffneten Verteidigung der Heimat im Angriffsfalle nichts wissen und möchte die hunderttausend Mann Reichswehr am liebsten in eine verkleinerte Polizeitruppe umwandeln. Das Schlagwort „Nie wieder Krieg" bedeutet den Tod des Soldatenromans, dessen Kunstwert nicht überschätzt zu werden braucht, der aber in seinem Zusammenhang mit dem Volksleben auch nicht übergangen werden darf.

Das schlimme Prinzesschen

*

„Der Park träumt heiss im Mittagschein,
Um drei Uhr ist schon die Trauung ...
Jetzt werden sie wohl beim Schlossamtmann sein —
Dann Gäste-Empfang und -Beschauung —
Und gleich wird das liebe, lustige Ding
Dem Alten getraut, der den Schmetterling fing — —
Der Zug muss hier durch den Laubengang gehn!"
Er möchte sie noch ein einzigmal sehn,
Sein heissgeliebtes Prinzesschen ...
Knarrt nicht dort drüben, am Pavillon,
Wie sonst um Mittag, die Klinke?
An verschnittnen Hecken drückt er sich schon,
Gelockt vom verheissenden Winke:
Ins Dunkel schlüpft er, von Sonne blind,
Und sieht nicht, was es für Arme sind,
Die ihn leidenschaftlich umranken —
Doch hat er nur einen Gedanken:
Sein heissgeliebtes Prinzesschen!
Küsse ... Küsse in reicher Zahl,
Mit loderndem Feuer gegeben ...
„Mein braver Bär! Zum letztenmal!
Zum letztenmal im Leben!
Dann kehrst du auf deinen Herrensitz,
Und baust getrost deinen Acker, Heinz?
Doch denke: welch grausiges Schicksal ist meins,
Mit dem alten, langweiligen Knacker!
Ich armes, verkauftes Prinzesschen!
Indessen — das quält dich alles nicht — nein!
Du könntest mich heut noch entführen:
Doch du bleibst der Junker, ehrlich und fein,
Du wirst kein Glied dazu rühren!
Aber ich sag' dir — es währt nicht lang,
Dann spreng' ich die Ketten und breche den Zwang,
Und schlüpfe so schnell und so glatt wie ein Lurch — —
Und brenne dem alten Knasterbart durch ...
Dein heissgeliebtes Prinzesschen."

Alice Freiin von Gaudy

Digitized by Google

Die Bossin · Von Paul Vetterli

Die war die Frau des Herrn Voß, des Sohnes des Herrn von Reineke, Enkel des Freiherrn von Rotrock, urgroßmütterlicher- und urgroßväterlicherseits verwandt mit denen von und zu Malepartus, achtes Glied der berühmten Nachkommenschaft des berüchtigten Khan von der Felsenburg. Kurzum, Frau Voß hatte einen Gatten, der auf einen Stammbaum zurückblicken konnte. Da es aber unter diesem roten Geschlecht Sitte ist, nur standesgemäß zu heiraten, morganatische Ehen so gut wie gar nicht vorkommen, so muß von vornherein angenommen werden, daß die Gemahlin einer solchen Berühmtheit ihre eigenen Windeln auch nicht in irgendeiner proletischen Mägdekammer genäßt und vom Überfluß an Lebensmittelmangel ihr Dasein gefristet hat. Im Gegenteil, wollte man die Geschlechtsregister der beiden Ehegatten gegeneinander ausspielen, man könnte reichlich einen halben Tag hin und her debattieren und wortkämpfen und wäre noch immer nicht klug darüber, welchem Stammbaum hinsichtlich seiner Berühmtheit der Vorzug zu geben sei. Wohl pflegte Herr Voß, der zugunsten seiner Ahnen gewisse Vorrechte geltend machte und eben doch der berühmtere sein wollte, darauf hinzuweisen, daß sein Vater, den er allerdings nur vom Hörensagen kannte und von dem böse Zungen behaupten, daß er ein musterhaft liederliches Ehe- und Familienleben geführt habe, einmal eigenhändig einen Köter abgewürgt, an ein und demselben Nachmittag zwei Katzen gerissen hat und in der darauffolgenden Nacht, unter Zurücklassung des kleineren Teiles seines Vorderlaufes, aus einem Eisen entwischen konnte. Das sind Ruhmestaten, die einen Reineke kleiden.

Aber auch Frau Voß hätte mit gleichem Recht auf dieses und jenes Bravourstück ihrer Ahnen hinweisen können. So war z. B. ihr Großvater mütterlicherseits lange Zeit der Schrecken der ganzen Umgebung. Seine Un- und Schandtaten gingen von Mund zu Mund, wurden am Biertisch, in Altjungfernkränzchen, in der Gemeinderatssitzung, im Konsum, bei Meyers und Müllers und im „Lokalanzeiger" aufs lebhafteste diskutiert und schließlich mit allerhand Schauergeschichten bereichert.

Am meisten trug wohl zu dieser Legendenbildung die sonderbare Tatsache bei, daß der Fuchs, obschon von allen Seiten, von Jägern, von Bauern, Knechten, von Tagelöhnern und vielen anderen Menschen nach ihm gejagt, gefahndet, mit Knütteln und Steinen geworfen, aus Militär- und Jagdgewehren geschossen wurde, stets zu entkommen wußte und scheinbar unverletzt blieb, ausgenommen, daß ein Bleihagel seine Lunte um die Hälfte kürzer machte und ein vorderer wie auch ein Hinterlauf sowie etliche andere Stellen unter seinem roten Balg, in denen nicht gerade das Leben saß, insgesamt nahezu ein Dutzend Schrotkörner aller Kaliber aufzuweisen hatten. Letzteres hat natürlich nur der Fuchs selber gewußt, und weil er nun hinsichtlich der Wirkung der Schrote nicht mehr ganz im unklaren war, so gab er sich auch mit zunehmender Erfahrung und Bereicherung seines Wissens allen erdenklichen Fleiß, jedwede Situation zu meiden, die zu so peinlich berührenden Vorkommnissen Anlaß geben konnte. Eines Tages hat ein Knecht aus Welschland, von dem es hieß, daß er an den lieben Gott nicht glaube und den Teufel nicht fürchte, den alten Fuchs im Hühnerhof mit einem Stock auf die Nase geschlagen, und die Folge davon war, daß der, der den Leibhaftigen unter seinem roten Flaus beherbergt haben soll, an Ort und Stelle seine Räuber- und Mörderseele aushauchte. Damit hatte seine rühmliche Laufbahn ein unrühmliches Ende genommen. Aber bei manchen Leuten blieb er doch der, der er war und der er sein wird, solange noch die buckligen Weiblein und gichtbrüchigen Greise jenes Dorfes leben: — ein Teufel von Fuchs!

Was Wunder, wenn etwas vom Blute dieses berühmten Ahnen auch in den Adern der Bossin pulsierte! Gerissen, gerieben, verschlagen, frech, listig und hinterlistig, kühn in ihren Anschlägen, rasch in deren Ausführung, berechnend wie ein Börsengaukler, vorsichtig wie einer, der nicht scharf genug vor sich, neben sich und hinter sich sehen kann, immer Herr der Situation sein, das waren die Eigenschaften, die Frau Voß noch mit vielen andern, die ihr alle sehr nützlich und heilbringend waren, unter ihrem roten Balg vereinigte und zum guten Teil als Wiegengeschenk ihrer berüchtigten Eltern, Großeltern, Ahnen und Urahnen, aber auch als ein Stück selbstanerzogenen geistigen Besitztums betrachten konnte. Und auf das, was sie an Wissen und Weltanschauung sich selber, eigenhändig erstritten hatte, war sie ganz besonders stolz. Zu den selbsterrungenen Kenntnissen gehörte vor allem das für einen Fuchs nicht ganz unwichtige Vermögen, den Menschen ganz genau und rein nur nach dem zu beurteilen, ob und wie gefährlich er für das leibliche Wohlergehen eines Fuchses ist. Zweimal in ihrem Leben hatte sie Gelegenheit, die nötige Erfahrung zu dieser einzigartigen Vervollkommnung ihrer Lebensweisheit zu machen. Es war einmal im Winter, als sie nach Noten hungrig war und darob ganz gefährliche Magenkrämpfe bekam, als sie urplötzlich von irgendwoher die jämmerlichen Klagerufe eines Hasen vernahm. Selbstverständlich ließ sie sich da nicht lange bitten und machte sich ohne weiteres auf die Läufe, um ganz gehörig nachzusehen, was da eigentlich passiere. Der Weg war ein bißchen weit, aber da klagte ja der arme Lampe schon wieder, und diesmal

Digitized by Google

war sein Jammergeschrei so, daß man ordentlich hätte gerührt sein können, würde einen der Hunger nicht geplagt haben. Nun war die Vossin schon ziemlich nah am vermeintlichen Hasenbraten, da äugte sie plötzlich an einem Baumstamm eine verdächtig rasche Bewegung, ein Umstand, der sie wie auf Kommando kehrtmachen ließ, und während es zweimal ganz gefährlich laut hinter ihr herdonnerte und im Rottannenjungwuchs, in dem sie eben verschwand, ein doppeltes Hagelwetter einschlug, wobei einzelne Körner unheimlich nah an ihrem Kopfe vorbeiflitzten, suchte sie voll Todesschreckensangst das Weite. Erst drei Kilometer vom Ort ihres Unglücks entfernt, tat sie sich mit lautem Herzgepolter nieder und dachte in ausgiebiger Weise über diese höchst merkwürdige und gänzlich unbegreifliche Folge der Dinge nach. Die Lehre, die sie aus dem Erlebnis zog, war die: wenn dich die bösen Jäger mit der Hasenquäke locken, dann folge ihnen nie!

Etliche Zeit später hat sie dann 'rausbekommen, wiederum auf Grund eines ähnlichen Erlebnisses, wobei es ihr gelang, noch in der letzten Viertelsekunde ihren Balg vor einer radikalen Durchsiebung zu retten, daß es überhaupt bei jedwedem Angstgekreische, Klageruf und Mäuschenpfiff angemessen sei, vorerst mittels der Nase genau Wind zu holen, ehe man sich den Braten oder eventuell die Schrote aneignet. Die praktische Anwendung dieser Theorie hat die Vossin mehrfach von der Nützlichkeit dieses Vorgehens überzeugen und so vor allerhand Schaden bewahren können. Dabei hatte sie gleichzeitig die Wahrnehmung gemacht, daß vor allem jenes zweibeinige Zeug, das im grünen Rock und mit dem Donnerstock an der Schulter in Wald und Feld herumbummelt, heimlich tut, womöglich noch einen Köter bei sich hat, am allergefährlichsten und darum nach Möglichkeit zu meiden ist.

Auch diese Tatsache ist der Vossin mit der Zeit klar geworden, daß zur Zeit, da es im Walde laut hergeht, die Hunde einem mit ihrem Gekläff und Gewäff und Gejaul und Geheul um das bißchen Ruhe bringen und die Jäger einen mit ihrem Geschieße ganz nervös machen, ein Fuchs am besten tut, wenn er sich etliche Fuß tief unter die Erdoberfläche verzieht und dort über die Grausamkeit der Menschen im allgemeinen und über das traurige Los der Füchse im besonderen so lange und so ausgiebig nachgrübelt, bis der Mond ist aufgegangen und die goldnen Sternlein prangen und die Jägermeute friedlich in der Dorfpinte sitzt, Würste köpft und nach Noten darüber Krach schlägt, daß nicht einmal ein Fuchs im Trieb gewesen ist.

Eine weitere Eigentümlichkeit von Frau Voß ist die, daß sie grundsätzlich in kein Eisen geht. Ob die konsequente Innehaltung dieses Grundsatzes durch allerhand Zufälligkeiten, günstige Fügungen von seiten des Fuchs-Schutzpatrons oder durch der Vossin Vorsicht, wenn nicht etwa durch menschliche Ungeschicklichkeit bedingt ist, läßt sich natürlich nicht so genau feststellen.

Wie dem aber auch sein mag, in der Hecke-zeit, da das meiste Raubwild oberhalb und unterhalb der Erdoberfläche darauf ausgeht, mit peinlichster Genauigkeit und höchstem Pflichtbewußtsein dafür Sorge zu tragen, daß die Art nicht ausstirbt, buddelte sich Frau Voß irgendwo in einem alten Bau ein und schenkte dort fünf strammen Welpen das Leben. Um dieses Ereignis auf ihre Art „verschwellen" zu können, ging sie hin, biß einem Italienerhuhn in der Nachbarschaft den Hals ab, erwürgte auf dem Einlauf einen Eichkater, eine Rötelmaus und dann noch zwei Mäuse. Als sie zu guter Letzt noch auf das Gescheide eines gefrevelten Bockes kam, grinste sie über die ganze Länge und Breite ihres Spitzbubengesichtes und konnte nicht umhin, in der Tiefe ihres Herzens zu solchem „Weidmannsheil" sich herzlichst zu gratulieren. Dummerweise wurde eine Krähe ganz eklig neidisch auf die Vossin und machte einen Mords- und Riesenkrach, rief immerzu „Gewaalt, Gewaalt, Mord, Moord, Jääger, Jäägäär, komm, kooomm här," und weil schließlich immer mehr dieser schwarzen Gespenster herumflatterten, und der Jäger vielleicht doch noch kommen könnte, so packte die Vossin den ganzen Kram zusammen und schleppte das wohlriechende Zeug zu Bau, schimpfte aber vorher ausgiebig auf den Neid der besitzlosen Klasse. Die Rabenkrähe, die ihr bis zum Bau folgte, konnte weiter nichts konstatieren als die Tatsache, daß da nichts mehr zu machen sei. Während nun aber gewöhnliche Sterbliche durch die Erkenntnis ihrer eigenen Hilflosigkeit und Ohnmacht bescheiden und still werden, so fing der Schwarzfrack im Gegenteil an zu fuchteln, zu schimpfen und zu zetermordionen, daß der Herr, der eben mit seinem Hund den Waldsaum entlang ging, auf das Gekrächz aufmerksam wurde. Und weil er irgendwo einmal gelesen hatte, daß dies immer etwas zu bedeuten habe — der Herr ist nämlich ein Jäger, der noch etwas mehr versteht als bloß das Abdrücken eines Schießgewehres —, so machte er sich schleunigst auf die Socken, pirschte in das kleine Gehölz hinein, entdeckte den Fuchsbau, betrachtete ihn mit der Miene des Kenners, ließ seinen „Filax" eine Nase voll fuchselnder Witterung aus dem Einfahrtsrohre nehmen und grinste dann ebenso befriedigt vor sich hin, wie der Fuchs beim Gescheide des Bockes. Hinter seiner Denkerstirne heckte er einen gewaltigen Plan aus, verließ dann schleunigst die für ihn so wichtige Stätte, ließ nach der Arbeit Familie Familie sein, radelte mit einer fabelhaften Geschwindigkeit zum Jagdaufseher, klärte diesen Mann in kurzen, sachlichen Worten über die Situation auf, entwickelte einen gräßlichen Plan, der in seiner praktischen Ausführung zum allermindesten auf Elternmord und Kinderentführung hinzielte, und drückte sich schließlich, als er dem Jagdaufseher noch die nötigen Instruktionen über alles weitere

Digitized by Google

Vorgehen erteilt hatte, höchst befriedigt nach Hause. Dort war er allerbester Laune, redete von Fähenabschuß, auf deutsch Muttermord, von Fanggrübchen, d. h. von einer Vorrichtung, wobei in ähnlicher Weise wie in Afrika die Elefanten und Büffel, die kleinen Füchslein, die Welpen, in eine Grube stürzen und dann lebendig gefangengenommen werden, also Kinderaub im verwegensten Sinne des Wortes, ging dann zu Bette und träumte eine gewaltige Sache aus: er sah seinen nagelneuen maikäferfarbigen Teckel ein halbes Dutzend Jungfüchse Stück für Stück abwürgen! Darauf liebelte er seinen Allerweltsteckeldackel in einer Art und Weise ab, daß ihn seine Frau in die Seite stieß und bat, doch keine solch albernen Gespräche zu führen und so dumme Gesten zu machen, da sie sonst die ganze Nacht kein Auge zudrücken könne.

Am Morgen wurde unverzüglich der Fuchsbau nachgesehen. Ganz frisch spürte sich die Fähe heraus. ‚Na,' dachte Mister Meyer, ‚das Ding kann gut werden.'

Während Herr Meyer in den schönsten Hoffnungen sich erging und seine jagdliche Seele von einem Bad weidmännischer Perspektiven ins andere taumelte, schnürte die Vossin eben etwas verspätet ihrem Baue zu, aber beileibe nicht etwa jenem Baue, vor dessen Einfahrtsrohr Herr Meyer eben ein Dankgebet zu Diana und eine innige Bitte an seinen Patron, den heiligen Hubertus, stammelte. Nein, nein, diese Wohnung ging sie rein gar nichts mehr an. Mit ihrem Gehecke hatte sie diese in der Nacht gründlich verlassen; denn Hundewitterung und Menschengestank in der Nähe ihres Domizils, nein, das paßte ihr ganz und gar nicht. Also fort mit Schaden! Rechtschaffene Leute kommen auch anderswo noch unter. Und jetzt wohnte Frau Voß genau tausend Meter von Herrn Meyer entfernt in einem Bau, der allerdings nicht so komfortabel war wie der vorige, aber ihren Ansprüchen, die ja mehr auf Ruhe und Ungestörtsein als auf Bequemlichkeit und Luxus hinzielten, vollständig genügte.

So vergingen nun etliche Tage und Nächte, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete, sofern man wenigstens die Großzügigkeit, über einen Hühnermord hinwegzusehen, aufbringt. Das war so ziemlich das einzige Vergehen, womit die Vossin bei einem bestimmten Teile der Bevölkerung einen nicht ganz unbedeutenden Anstoß erregte. Immerhin fand man es für gut, den Herrn Meyer über den Sachverhalt aufzuklären. Der fing gleich an zu schimpfen auf den Jagdnachbar, der in seinem Revier alle Füchse aufkommen lasse, grunzte etwas vor sich hin, als von Schadenvergütung geredet wurde, schwor bei seinem sprossenden Bart, daß es dem Fuchs auf der Stelle an den Kragen gehen müsse, und versprach noch dieses und jenes, und damit war der Handel erledigt.

Aber Herr Meyer war ganz und gar nicht geneigt, schon jetzt etwas zu unternehmen. Bewahre, die Jungfüchse müssen noch eine ganz andere Taille und ordentliche Fänge haben, bevor am Bau etwas gemacht werden darf, so dachte der Jägersmann, und er hatte ganz recht.

Eines schönen Tages aber kam der Jagdaufseher angewackelt. Offenbar hatte er eine höchst wichtige Meldung zu machen, denn er kaute ganz nervös an den Rudimenten eines erloschenen Stumpens umher.

„Na, was ist denn los, Sämi?" fragte Herr Meyer und klopfte dem Graubart auf die Schulter.

Der räusperte sich, spuckte ganz gefährlich in den Kies und hub dann an: „Ja, Herr Meyer, ich weiß nicht, aber ich meine, es ist da etwas gegangen, alles ist da nicht mehr in Ordnung. Die Füchse sind weg!" Fast getraute er sich nicht, den Schlußsatz auszusprechen. Aber nun war's glücklich draußen.

Die Wirkung der Worte war allerdings eine gewaltige. Herr Meyer mußte sich ordentlich fassen, um nicht ganz fassungslos zu erscheinen.

„Was, die Füchse sind weg?"

„Ja, ja."

„Da muß ich aber doch gleich selber hingehen und die Sache nachsehen. Hol's der Kuckuck! So was, das ist doch zu dumm! Ich kann das nicht begreifen! Da muß irgendein Kerl, ein Tagedieb, ein Herumlungerer, einer von den Hagelsknechten vom Christenhanshof mit einem Köter dabei gewesen sein! Jetzt ist alles futsch! Die Füchse sind flöten. Die haben wir jetzt gesehen! Daß einem so 'was passieren muß!"

Herr Meyer hätte offenbar noch dieses und jenes beigefügt, wenn seine Frau, durch das erregte Gespräch herbeigerufen und fürchtend, es hätte einen Streit gegeben, ihn nicht unterbrochen hätte. Auch auf ihrem Antlitz waren allerhand Zeichnungen von Bestürzung zu sehen, als sie in die Katastrophe eingeweiht wurde. Im Grunde genommen war ihr aber mit all ihren „Ach, wie dumm," „das ist jetzt aber auch schade," „wie ist das möglich" gar nicht so ernst. Im Gegenteil, sie freute sich in den Abgründen ihrer Seele ganz mächtig, daß die Sache schlumpte und schief ging. Sie beglückwünschte sich von Herzen, daß sie nun doch wenigstens keine Raubtiere zu füttern und dieses Stinkerzeug von Füchsen nicht in der Nähe des Hauses zu haben brauchte, ganz abgesehen davon, daß sie neben ihrer Arbeit im Haushalt ohnehin keine Zeit hätte, noch einem zoologischen Garten vorzustehen. Überhaupt war ihr die ganze Fuchserei schon eklig verleidet. Bei Tag redete ihr Mann nur von Fähenabschuß, Fanggrübchen, vom Arbeiten der Teckel am Fuchs und nachts quaselte er immerzu: „Schießt sie, schlagt sie auf die Nase — — — so, nun haben wir die Jungfüchse, steckt sie in den Sack, — — — so brav, Waldine, so ist's schön, faß ihn doch, den Stinker, so brav!" Selbstverständlich hält auch eine Frau mit guten Nerven so etwas auf die Dauer nicht aus. Darum kann man es Frau Meyer in keinem Fall verargen,

Digitized by Google

daß sie diesmal, allerdings nur hinter ihrer Bluse, ihrem Manne gegenüber eine gegensätzliche Stellung einnahm. Im übrigen mochte sie ja ihrem Gatten die jagdlichen Freuden von Herzen gönnen, auch wenn schon ihre eigenen Ansprüche, Rechte und Bedürfnisse durch das unverfrorene Dazwischentreten ihrer Nebenbuhlerin, Dianas, oft, vorzüglich zur Zeit des Schnepfenstrichs, der Bockpirsch und im Herbst, arg beschnitten wurden.

Das Antlitz voll Sorgenfalten und -fältchen, das Herz voll Unruh, den Schädel dick gefüllt mit schweren und schwarzen Gedanken, schuhbeinte der Jäger und Revierpächter Meyer zur Stätte seiner Hoffnungen, d. h. zum Ort, wo es, wenn der Jagdaufseher wirklich recht behielt, nichts mehr zu hoffen gab. Der Gedanke war erschütternd und gräßlich zugleich, aber er war nicht wegzudenken, und an Ort und Stelle angekommen, wurde er leider durch die Wirklichkeit, die grausame, nur zu sehr bestätigt. Ein Blick noch nach der Stätte seiner Wünsche, und Herr Meyer schnürte auf dem gleichen Wege wieder nach Hause — und dachte nach, überlegte beim Abendessen, wälzte Gedanken beim Zubettgehen, quälte sein Gehirn bis Mitternacht, rechnete im Dämmerzustand und klügelte im Halbschlaf noch allerhand aus. So gegen Glocke dreie entledigte er sich seines Bewußtseins und träumte bis morgens sechs Uhr, also genau bis zu dem Augenblick, da ihm seine Frau, in Ermangelung einer Weckeruhr, den gewohnten Morgengruß in Form eines zärtlich-zaghaften Rippenstoßes verabfolgte, von einem Fuchsbau im kleinen Feldgehölz, der nach der Kunst und Schwierigkeit befahren war.

Arbeit hin, Tagwerk her, zuerst ging, nein, töfftöffte Herr Meyer mittels eines Kastens, der automatisch fahren kann, zu jenem fraglichen Bau. Und wirklich, Hubertus sei gelobt, der Traum war Tatsache, nicht wegzuleugnende, sinnenfällige Tatsache — der Bau im kleinen Feldgehölz war befahren, die Vossin hatte ihn angenommen. Alle guten Geister seien gepriesen, am allermeisten Diana. — Herr Meyer war außer sich vor Freude; Tränen schimmerten aus seinen Augen, wie er mit Kennerblick feststellte, daß die Welpen, die Jungfüchse, bereits soweit gediehen waren, daß sie ans Tageslicht herauskrabbeln konnten. Nun war seine Stimmung wiederum tüchtig über Null, und als er seinen Benzinklappmatismus aufsuchte, da jodelte er über Täler und Höhen und Kartoffeläcker hinweg, daß es einem ordentlich zu Herzen ging.

Die Vossin jedoch, die eben mit einem gerissenen Huhn durch die Wiesen und Getreidefelder schnürte, machte sich aus dem Gejodel nichts, schimpfte dafür ausgiebig, daß sich wiederum so ein zweibeiniger Kerl in der Nähe ihrer Wohnung zu schaffen gemacht hatte, kekerte etwas wie „Na, Kinder, kommt 'raus" in den Bau hinein, worauf eins nach dem andern anrutschte, bis schließlich alle Jungfüchslein draußen waren. Zuversichtlich zausten sie tüchtig an der Alten herum, um sich plötzlich voll Gier auf den entdeckten Fraß zu werfen und zu bearbeiten, bis nur noch Federn und Flügel und halbzerfleischte Ständer herumlagen. Letztere führte Frau Voß sich noch zu Gemüte und spielte dabei mit ihrem lustigen Geheck ein fröhliches, putziges Spiel. Und weil ihr die Sonne gerade so warm auf den Balg schien, so blieb sie noch eine Weile beim Bau, freute sich an ihren Jungen und betrachtete mit mütterlichem Stolz ihr ausgelassenes Tun und Treiben und dachte gar nicht daran, daß es so grausame Menschen geben könnte, die imstande wären, solches Mutterglück mit den brutalsten Mitteln, die Menschenwitz ersinnen mag, zu zerstören.

In dieser Zeit hatte Herr Meyer seinen Mordplan zu Ende gedacht. Er ging ans Telephon, klingelte den berüchtigten Bodenjäger D. an, teilte ihm die Lage der Dinge mit und bat ihn, sofort herzukommen, um die Fähe abzuschießen und ein Fanggrübchen zu graben. ‚Denn besser ist besser,' dachte Herr Meyer, ‚der Herr D. ist ein Kerl, ein Jehu, der etwas kann; kommt der, dann kann die Sache auf keinen Fall schief gehen.'

Gesagt, getan. Anderntags machte sich Herr D. in Begleitung eines Weidgenossen auf und fuhr nach M. Dort wurde unverzüglich Meyers Auto bestiegen, und der Kasten raste nach dem Richtplatz hinaus, wo sogleich, unter Oberanführung des berüchtigten Oberbodenjägers die ersten Schritte zur ruchlosen Vernichtung eines glücklichen Familienlebens getan wurden.

Der Fuchsbau befand sich in einem kleinen lichten Feldgehölz, und so war es kein Kunststück, die verschiedenen Röhren festzustellen. Es dauerte auch gar nicht lange, da waren die einzelnen Röhren verstopft; vor dem einen offengelassenen Ausfahrtsrohr wurde ein Grübchen gegraben, oben mit Zweigen verblendet, und sowohl das Rohr wie auch die Fanggrube wurden schließlich noch mit Brettern und die wiederum mit Sand zugedeckt, damit ja kein Lichtstrahl sich in das Ausfahrtsrohr verirren und den Jungfüchsen die Gefährlichkeit ihrer Lage verraten könnte.

Aus der ganzen Tätigkeit, dem sicheren, planmäßigen Vorgehen des Herrn D., war auch für den Laien ersichtlich, daß der Oberbodenjäger mit aller Berechtigung auf diesen Titel Anspruch erheben konnte. Und auch das Gemüt des Zweiflers mußte schließlich einen handfesten Glauben an das Gelingen des Unternehmens aufbringen können.

Zuletzt wurden die Röhren noch tüchtig verblendet, und dann konnten Anführer wie Helfershelfer mit Befriedigung auf ihrer Hände Werk herabblicken.

„Wissen Sie, Herr Meyer," meinte Herr D. im Vollbewußtsein der Gewichtigkeit seiner Äußerung, „so einer Fähe ist nicht zu trauen, die bringt alles fertig, besonders wenn die Mutterliebe sie treibt, da fürchtet sie gar

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Walter Petersen

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

nichts. Glauben Sie mir, ich habe darin schon allerlei Erfahrungen gemacht. Sie würden vielleicht sagen, das sei Jägerlatein, aber die Sache ist doch wahr. Hm, ja, so eine Fähe. Es ist ihr nicht zu trauen, bis sie gestreift an dieser Tanne hängt."

Selbstverständlich nickten die beiden Begleiter Beifall, und jeder gebärdete sich so, wie wenn er schon wer weiß nicht was für außergewöhnliche Erfahrungen gemacht hätte. Aber immerhin waren sich alle drei, an der Spitze der überglückliche Herr Meyer, darin einig, daß die Sache mit dem Kinderraub wohl kaum bachab gehen werde.

Nun wurde hin und her beratschlagt, wo man sich ansetzen wolle, um die Fähe auf ihrem Einlauf, also auf der Rückkehr zum Bau, abschießen und so gründlich unschädlich machen zu können.

„Es müßte einer der Herren hier am Baue warten, ein Zweiter, vielleicht Sie, Herr Meyer, müßten auf jenen schiefen Apfelbaum klettern, um von dort aus die Wiesen bestreichen zu können, und ich würde mich dann zu jenen Haselstauden begeben." Das ungefähr war der Mordanschlag, den Herr D. in seinem grausamen Gehirn ausheckte.

„Halt," meinte der dritte Helfershelfer, „mir kommt ein Gedanke. Ich glaube nämlich ziemlich bestimmt annehmen zu dürfen, daß der Fuchs gar nicht so weit vom Bau sich herumtreibt. Wollen eins gegen hundert wetten, der Kerl steckt dort drüben im Roggen drin."

Diese Meinung wurde zwar von den beiden andern nicht ganz geteilt, aber man konnte ja ruhig 'mal nachsehen, besonders da Herr Meyer seinen Hund bei sich hatte, und der würde den Fuchs schon aus dem Getreidedickicht herausbringen. Daß der Hund etwa an Junghasen geraten könnte, war hier in unmittelbarer Nähe des Fuchsbaues wohl kaum zu erwarten, und Rehe gab's da auch keine. Behutsam wurden diejenigen beiden Stellen, an denen man nach fachmännischem Ermessen den Rotrock erwarten durfte, vom Oberbodenjäger und seinem Begleiter besetzt, während Herr Meyer, den Wind im Nacken, mit seinem Hunde den Roggenschlag durchdrückte. Wie er ungefähr in der Mitte des Ackers war, blieb er stehen, gab den beiden Schützen mit der erhobenen Hand ein Zeichen, marschierte wieder ein bißchen weiter, hetzte den Hund, der in wilden Sprüngen im Roggen umhersprang und offenbar hinter einem Tier jagte. Was ist's? Fuchs oder Hase oder Katze? Die beiden Schützen harren gespannt. Ihre Augen eilen hin und her. Fester fassen sie Laufschiene und Kolbenhals.

Da, plötzlich flitzt etwas Rotes, Längliches, aus dem Roggen heraus, verhofft aber augenblicklich und äugt nach dem Schützen vor ihm, äugt auch den tapferen Herrn Meyer, der mutig mit seiner Flinte in Anschlag geht und dem armen Reineke ziemlich sicher das Leben aus dem roten Balg herausgeblasen haben würde, sofern er die ganz niegelnagelneue Flinte, mit Nummer „Fuchstod" geladen, entsichert gehabt hätte. Alles krampfhafte, fast bis zur Verzweiflung gesteigerte Ziehen und Zerren am Abzug bleibt umsonst, kein Schuß löst die Spannung, und die Vossin ist im Nu wiederum im Roggen verschwunden.

Noch gab man den Kampf nicht auf. An allen Fronten wurde tapfer, mit Einsetzung aller moralischen und physischen Kräfte, aber leider trotzdem erfolglos weitergekämpft, aber nicht lange, dann konnte Herr D., der die ganze Länge des Ackers überschaute, den beiden übrigen Nimroden das Signal zum Gefechtsanbruch geben, da der Fuchs „oben 'raus sei".

Am Versammlungsort gab's lange und längere Gesichter. Man guckte sich einen Moment mitleidig an, grunzte etwas vor sich hin, war erstaunt, daß der Rotrock also doch im Roggen drin war, und während der eine seinen Ärger mit Nikotin betäubte, der andere seinen gerechten Zorn über die nicht entsicherte Flinte hervorgeiferte, redete der dritte etwas von Hitze, Kehlbrand und einem Haufen Durst. — Schließlich sah man die drei einträchtiglich und guten Mutes nach dem nahen Dorfe bummeln, woselbst sie dann beim Bierverdrängen den seltsamen Verlauf der Dinge, mit den entsprechenden humoristischen Beigaben gewürzt, noch einmal mit einer Gründlichkeit, die jedem Wissenschaftler Ehre gemacht hätte durchsprachen.

„Wissen Sie, Herr Meyer, einem Fuchs ist nicht zu trauen. Glauben Sie mir, diese roten Brüder sind gerissen, am allermeisten aber die Fähen in der Heckezeit." — „Ja, ja, geradeso beim Drücken, da heißt's für den Schützen aufpassen. Stillstehen muß er können wie ein gichtbrüchiger Bleisoldat, will er Erfolg haben. Nur die Augen dürfen sich bewegen; die aber müssen immer hin- und hergehen, ungefähr wie eine frisch gefangene Maus in der Falle." — „Aber viel Spaß machen die Reinekes dem Jäger! Wenn einer das Quäken, den Vogelangstruf und das Mäuseln, unter Umständen auch noch das Keckern des Räkels versteht, dann kann solch ein Grünrock doch so manche Freude an der Sippederer von und zu Malepartus erleben." — „Es ist wahr, man sollte den Füchsen doch nicht allzusehr auf den Balg rücken. Schließlich ist der jagdliche Schaden auch nicht so groß, wie dies von den Durchschnittsjägern vielfach behauptet wird. Und interessant ist es doch, wenn man auf der Treibjagd nicht immer nur auf dieses graue Hasenproletariat funken muß, sondern auch 'mal so einen roten Schleicher vor die Flinte bekommt. Wie hübsch sieht doch eine Strecke aus, die neben den Hasen und wieder Hasen zwei oder drei Füchse aufweist! Überhaupt Fuchs, das ist doch noch ein anständiges Wild! Die Hasen, die sind grad recht für Leute, die immerzu und möglichst mühelos kanonieren wollen, die allerbestens etwas von der Treib- und einige Kleinkinderschulkenntnisse von der Anstandsjagd, aber gar rein nichts von

Digitized by Google

anständigem Jagen wissen. Die Schießer und Profitjäger, die müssen ja Hasen und immer wieder Hasen und dann noch einmal dasselbe und dann erst noch mehrere Rehe auf ihrer Strecke liegen haben, bevor ihre Mitrailleusenleidenschaft bzw. ihre schmutzige Mammonsgesinnung befriedigt ist. Oder ist's etwa nicht wahr, Herr Meyer?" — „Selbstverständlich, natürlich, ohne Zweifel. Ich versichere Sie, ich wäre der erste, der das ganze Geheck im Feldgehölz unten am Leben ließe, wenn ich für meine Hunde nicht ganz dringend Jungfüchse benötigen würde." —

Während die drei ihren schwarzen Durst löschten und in ausführlicher Weise sich gegenseitig anschwindelten, schnürte die Vossin in gedrücktester Stimmung in einem andern Getreidefeld umher. Es war ihr quellwasserklar, daß etwas ganz Schlimmes für sie und ihre edle Nachkommenschaft im Anzug war. Denn das Schaufeln, Hacken, Schneiden und das gefährliche Reden an ihrem Bau war ihren aufmerksamen Gehören nicht entgangen. Und als dann schließlich noch der meuchelmörderische Anschlag auf ihr eigenes Leben in Szene gesetzt wurde, da war sie vollends jedes Zweifels über die furchtbare Richtigkeit ihrer entsetzlichen Vorstellungen enthoben. Nun, ihre Seele hatte sie ja glücklich den Fallstricken, bzw. Schußvorrichtungen ihrer Verfolger entzogen; aber das war schließlich noch das allerwenigste, überhaupt gar nichts gegenüber der Gefahr, in der die hoffnungsvollen Enkel ihres Großvaters mütterlicherseits lebten. Und dieses edle Blut, die Nachkommen des berühmten Khan von der Felsenburg, ihre eigenen Kinder, ihr eigen Fleisch und Blut, das sollte unter Umständen umkommen, in die blutrünstigen Hände grausamster Menschen fallen! Nein, und abermals und noch einmal nein, das darf nicht sein; die Kleinen müssen sofort weggetragen werden, und koste es das eigene Leben.

Vorsichtig schnürte die Vossin von einem Getreideacker zum andern. Auf der Wiese äugte sie einen Kerl; weil der aber hemdsärmlig war und aus seinem Dasein kein Hehl machte, im Gegenteil laut pfeifend seines Weges schritt, so dachte sie an nichts Böses, drückte sich ins Gras, bis der Mensch vorüber war und setzte dann ihren Weg fort. Auch die Kinder, die sich an den Haselstauden zu schaffen machten, beirrten sie nicht, und nun war sie schon wieder beim Roggenacker, aus dem sie der eklige Köter vertrieben hatte. Weil sie nun aber doch ein gewisses Vorurteil gegenüber diesem Getreideschlag nicht unterdrücken konnte, so umging sie ihn in großem Bogen, um von der andern Seite an ihren Bau heranzukommen. Es war dieses Vorgehen auch durch die Richtung des Windes geboten. Denn wenn man einmal einen solchen Balg voll Erfahrungen gesammelt hat, wie dies bei Frau Voß der Fall war, dann pirscht man sich an Orte und Gegenstände, die nicht so ganz ohne jeden Anstrich von Unsicherheit und Gefahr sind, nie anders als mit dem Wind im Gesichte heran. Schließlich konnte ja auch irgendein Unmensch am Bau geblieben sein. Also galt es, die äußerste Vorsicht anzuwenden. Langsam, durch scharfes Umheräugen und Sichern hie und da unterbrochen, setzte die Vossin Lauf vor Lauf und schnürte direkt auf ihren Bau zu. Plötzlich verhofft sie. Menschelnde Witterung fängt ihre Nase auf. Ihr Herz pocht. Tief drückt sie sich ins Gras. Soll sie umkehren, blitzschnell ins Ried hinunter flüchten? Dort wäre sie sicher. Aber ihre Kleinen? Angst, Todesangst, Furcht, entsetzliche Furcht vor ihm, der allein zu fürchten ist, dem Menschen, schüttelt und schreckt und foltert ihr Herz. Aber was ist schließlich all die Angst gegenüber der Mutterliebe, die sie quält und martert und diese Qualen von Augenblick zu Augenblick steigert. Angst, Wut, Verzweiflung, entfesselte Naturtriebe kämpfen mit der Wucht menschlichen Empfindens miteinander. Und doch ist es ja nur ein Fuchs, eine Fähe, ein Tier, das all diese Qualen leidet —

Um fünf Schritte hat sich die Vossin näher an den Bau herangepirscht, fünf Gänge der Todesfurcht, der marternden Angst um das Geheck, um ihre Kleinen, sind es gewesen. Wären es nicht die Jungfüchse im Bau, die sie festhielten, längstens befände sie sich im Wald oder im Ried. Aber sie kann nicht fort, trotzdem der Wind ihr eine ganz eklige Menge Menschenwitterung zuführt. Ihre Seher eilen hin und her. Wo ist die Gefahr, der Schrecken, der Mensch? Alles ist still, nur ihr Herz pocht laut. Doch jetzt raschelt etwas. Es war nur eine wurmende Amsel, aber dem Fuchs jagte sie mit ihrem geringfügigen Geräusch das Zittern in die Knochen.

Eben wollte die Fähe ihre Läufe wieder in Bewegung setzen, da ertönten vom Wege, der ins Feldgehölz führt, Schritte und Flüsterworte. „Vielleicht sind die Jungfüchse schon im Grübchen." — „Nein, nein, das ist so ziemlich ausgeschlossen; aber das wäre möglich, daß die Fähe über kurz oder lang zu Bau fahren will. Wir wollen uns gleich noch ein wenig ansetzen."

Während die drei Jägersmänner sich auf diese Weise unterhielten, den Bau revidierten und ihre Ansitzstellen bezogen, trollte die Vossin in wildester Verzweiflung im Riede herum. Sie achtete auf die raschelnde Maus so wenig wie auf den Jungshasen. Die Enten, die im Riedbache schnatterten, die Erpel, die miteinander um die Wette bliesen, waren für sie gar nicht da. Ihr ganzes Wesen war nur noch ein einziger, alle andern Instinkte ausschaltender Naturtrieb — Mutterliebe! In großen Bogen das Feldgehölz umkreisend, schnürte und trollte sie von den Wiesen in die Äcker und von den Feldern ins Ried. Ein paarmal tat sie das, dann setzte sie sich auf die Keulen und fing laut an zu bellen.

„Wäff, wäuh, wäff, wäff — wäuh!" tönte es vom Riede zu den Jägern hinauf.

Digitized by Google

„Die Fähe!“ meldeten alle drei wie aus einem Mund. „Sie hat uns geäugt oder Wind von uns bekommen. Jetzt ist wenig mit ihr zu machen. In nächster Zeit rückt sie wohl kaum zu Bau.“

Die drei beratschlagten hin und her und her und hin und schauten indessen immer nach dem Fuchs, der außer Schußweite, hie und da wild und anhaltend bellend, das Ried durchquerte. „Das arme Tier kann einem leid tun, aber es geht nun einmal nicht anders!“

„Wenn wir bloß Zeit hätten, dann würden wir uns die ganze Nacht hier ansetzen, und es müßte schon ganz sonderbar zugehen, wenn der Rotrock am Morgen seinen Flaus noch hätte; aber in der nächsten Viertelstunde müssen wir nach dem Bahnhof zurück. Dagegen möchte ich Ihnen sehr anraten, Herr Meyer, am Bau zu bleiben, oder wenn Sie nicht Zeit haben sollten, doch wenigstens einen Mann zu beordern, der von Zeit zu Zeit, aber in möglichst kurzen Zwischenräumen, den Bau aufsucht, hier tüchtig herumgeht, um auf diese Weise die Fähe zu vergrämen, wenigstens davon abzuhalten, daß sie die Jungfüchse ausgräbt; denn es ist leicht möglich, daß, wenn die Tierchen einmal im Grübchen sind, zu klagen anfangen, und dann ist die ‚Alte‘ zu allem fähig, also aufgepaßt! Zudem würde ich Ihnen, falls Sie der Fähe auch habhaft werden wollen, anraten, in der Morgenfrühe, so um drei Uhr, auf irgendeinen dieser Bäume hier zu klettern, und Sie können versichert sein, daß Sie auf den Fuchs zu Schuß kommen.“

„Einverstanden! Ich werde gleich zum Nachtwächter gehen, der ja ohnehin die halbe Nacht bei den Torfschuppen im Moor zubringen muß, und ihn beauftragen, mindestens je nach Verlauf einer Stunde den Bau aufzusuchen, und um drei Uhr bin ich selber wieder hier und werde dann die Fähe abschießen.“

„Na, so wird die Sache schon gehen. Um der Fähe den Ort recht gehörig zu verekeln, wollen wir auf den verschiedenen Ein- und Ausfahrtsröhren Papierfetzen anbringen, und dann wäre es sehr wünschenswert, noch eine brennende Laterne an einem Baume aufzuhängen. Solch ein Irrlicht mitten in der Nacht schafft Respekt, selbst bei einer Fähe.“ —

Der helle Mond stand am Himmel, als der beauftragte Herr Nachtwächter seinen ersten Gang zum Fuchsbau unter seine Füße nahm. Schon lange war ihm nicht mehr ein derartig wichtiges Amt anvertraut worden. Na, an ihm sollte es nicht fehlen. Er wolle den Herren schon zeigen, was er sei und was er könne, daß man nicht umsonst solches Vertrauen in seine Person setze. Im übrigen soll sich die „Alte“ nur nicht an den Bau heranwagen, sonst könnte es etwas absetzen. Eine gefährliche Fuchtelei mit seinem groben Nachtwächterknüttel begleitete seine Gedanken.

Der Fuchsbau war leicht zu finden. Der Mond schien helle, und schon von weitem war das gespenstische Licht der aufgehängten Laterne wahrzunehmen.

Aus dem Ried war das Bellen der Fähe zu hören. Bald war es fern, bald nah. Aber ihr Kläffen tönte nicht mehr so laut; sie hatte sich heiser gebellt. Unheimlich hörte sich ihr wildes „Wäff, wäuh“ an.

„Komm nur, du Kerl, du Halunke, du roter Teufel, du lausiger Spitzbube, du Hühnermörder, ich geb' dir's schon, dir hau' ich auf die Nase, daß du nicht mehr aufstehst, du, du, Elender, du.“

Am Bau war noch alles in Ordnung. Einen kurzen Augenblick bummelte der Nachtwächter noch um das Feldgehölz herum, fast ununterbrochen angekläfft von der unsichtbar im Riede herumgeisternden Fähe, dann bummelte er zu den Torfschuppen hinunter.

Nach Verlauf einer Stunde war er wieder beim Bau. Weil er diesmal ziemlich geräuschlos über die Wiesen gekommen war, so konnte er eben noch die „Alte“ sehen, die sich offenbar ziemlich an den Bau herangedrückt hatte, bei seinem Erscheinen aber sofort flüchtig wurde.

„Paß auf, du roter Spitzbube, du bekommst doch noch eins vor mir.“ Wieder fuchtelte er mit seinem Totschlägerknüttel in der Atmosphäre herum.

„Ach so, darum ist die ‚Alte‘ gekommen! Die Jungen sind ja schon im Grübchen. Das ist aber Glück! Wie wird sich der Herr Meyer freuen, wenn ich ihm das mitteilen kann.“ — Deutlich ist das Wimmern und Kratzen und Strampeln der im Grübchen gefangenen Rotröcke zu hören. „Na, das wird einen Spaß geben, die Lausbuben da aus dem Loch zu heben. Wenn ihr nur gehörig auf eure frechen Mäuler bekommt, wenn sie euch nur den Kopf umdrehen, ihr traurigen Hühnermörder ihr. Ihr seid kein Haar besser als die ‚Alte‘, es geschieht euch ganz recht, ich mag's euch von Herzen gönnen, daß ihr da unten seid. Ihr habt mein Huhn gefressen, das ist der Lohn dafür!“ — Bis in die Kehle hinauf mit innerer Genugtuung erfüllt, schnürte der Nachtwächter zu den Torfschuppen hinunter. „Ja, ja, belle und heule nur, roter Gauner, Obermörder, deine Teufelsbrut ist verkauft, gänzlich verkauft, mit der ist's bald aus, und du, du kommst auch noch dran!“

Während der Nachtwächter es sich auf einer Bank gemütlich machte, eine Nikotinspargel, so eine Art länglicher Fuchslosung, bzw. einen Stumpen unter seinem verwegenen Schnurrbart so ziemlich bis zur Hälfte verschwinden ließ und kurz darauf eine doppelte Rauchwolke ins Weltall hinausblies, schnürte vom Ried her etwas Rotes, Längliches, dem Feldgehölz zu — die Vossin!

Bald da, bald dort verhofft sie, sichert nach allen Seiten und äugt scharf nach dem Bau und seiner nächsten Umgebung. Eine im

Digitized by Google

Fallaub raschelnde Maus erschreckt sie. Jedes kleinste Geräusch steigert ihre Todesangst, aber keines drängt sie zurück, auch das Flackerlicht der Laterne, die ekelhafte Witterung, die Papierfetzen, — nichts kann sie zur Umkehr bewegen! Eine gewaltige Macht, ein elementarer Instinkt treibt sie; denn vom Bau her hört sie ein Wimmern und Klagen. Tief geduckt, schlangengleich, pirscht sie über das offene Wiesland, nimmt Deckung hinter dem Haselbusch, erschrickt, wie die Sumpfohreule über sie hinweggeistert, zittert beim Rascheln des Großwiesels, fährt zusammen, wie im Dorfe drüben ein Hund bellt; aber schon ist sie zehn, nein zwanzig, dreißig Gänge weiter. Lautlos überfällt sie den Graben. Immer deutlicher wird das Wimmern der Jungfüchse vernehmbar. Die Rufe schneiden der Fähe ins Herz und drängen alle Vorsicht, alle Furcht, alle Todesangst zurück. — Blitzschnell wirft sich die Fähe herum, aber nach zwanzig Fluchten verhofft sie, denn nicht ihr Todfeind, ihr grausamster Verfolger, sondern der Waldkauz war es, der beim Aufhaken ein Geräusch machte.

Vorsichtig Lauf vor Lauf setzend, schleicht sie den Rand des Feldgehölzes entlang. Ihre Seher bohren sich in jedes Gebüsch hinein, überall eine verdächtige Bewegung suchend. Die Gehöre nehmen jeden Laut auf, indessen die Nase den Wind prüft. Es menschelt überall! Aber nirgend verrät ein Geräusch oder eine Bewegung den Menschen. Und doch kann es schon im nächsten Moment knallen und blitzen und zischen. Klagerufe ertönen aus dem Fanggrübchen, — Marterrufe sind es für die Alte. Sie ängstigen, quälen und foltern mehr, viel mehr als das unheimliche Ding am Baum, als die weißen Papierfetzen, als das Rischeln und Rascheln der Mäuse im Altlaub. Hinter dem Schneeballbusch taucht der Fang, der Kopf, der Hals, die ganze längliche Gestalt des Fuchses auf. Zehn Schritte sind's von dort bis zum Bau, zehn Gänge gräßlichster Angst!

Tief geduckt, immer das Strauchwerk entlang schleichend, schnürt die Fähe nach der Stelle, wo das Wimmern der „Kleinen" zu hören ist. Über Vorsicht, Furcht und Todesangst siegt ein unüberwindlicher, urgewaltiger Naturtrieb, — die Mutterliebe. —

In jener Stunde träumte Herr Meyer einen jagdlichen Traum, einen Traum, wie ihn der Jäger und Hundesportler nicht schöner wünschen mag. Von der Prima-Arbeit seiner Teckeldackel träumte er, vom Abwürgen der Jungfüchse und vom Abschuß der Fähe. —

Dem Nachtwächter wurde es bei den Torfschuppen langweilig. Darum machte er sich auf, um nach den sieben Sachen beim Fuchsbau zu sehen. Ganz geräuschlos trippelte er durchs Gras. Wenn möglich, wollte er jetzt die „Alte" überraschen und ihr eins „hinter die Ohren" hauen.

Urplötzlich erstarrt der Mann und stiert vor sich hin. Sein Gesicht wird lang und länger, seine Miene bang und bänger. Mit Müh' und Not erwürgt er einen Schrei. In den Knien wird ihm anders, er stützt sich behufs Aufrechtbleibens auf seinen Meuchelmörderstock, sinkt dafür aber innerlich total in sich zusammen, möchte handeln und kann nicht, ist wie gelähmt, kann rein nichts tun als das Maul türangelweit aufreißen, denn das, was da vor ihm durch das Riedgras geistert, das sind — o, Weidmannsgeheul! — keine Gespenster, keine Kobolde, sondern leibhaftige, ganz natürliche, richtige Jungfüchse, und an ihrer Spitze trollt, stolz darüber, daß sie im Kampfe gegen menschliche Arglist, Gewalt und Grausamkeit siegte, — die Vossin!

Widmungen an Anna

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

1.

Was du nicht hörst, das kann ich nicht verstehen,
Was du nicht sahest, hab' ich nicht gesehen,
Was du nicht achtetest, hab' ich verachtet,
Was du beachtetest, hab' ich ertrachtet,
Was je du richtetest, hab' ich vernichtet,
Was du berichtetest, hab' ich gedichtet!

2.

Jung oder alt –
Du gabst Gestaltung und Gestalt!
Alt oder jung –
Du warest Trieb und Bändigung,
Drum allezeit
Ist mein Werk unsre Jugendzeit!

3.

Erst mit ungewissen Ruten
Zögernd muten,
Dann den Schacht
Tapfer nieder bis zum Quell gebracht,
Hacke, Spaten, Schweiß und klopfend Herz –
Und dann sprudelt's sonnenwärts!

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Das Dramatische Theater, in dem man neue (allerdings zumeist miserable) Stücke ausgezeichnet darstellte, ist unter viel Lärm verkracht. Das zahlende Publikum fehlte. Die Große Volksoper, die künstlerische Leistungen aufwies, vorbildlich für die Arbeit an vielen deutschen Bühnen — Mussorgski, Händels Barockopern! —, liegt in den letzten Zügen. Das zahlende Publikum fehlt auch hier. Da wird's den Sittenpredigern so leicht gemacht, eine mächtige Anklage gegen die leichtlebigen Berliner anzustimmen: Ja, aber zu gleicher Zeit gibt's an der Spree vier große, prunkvolle Ausstattungsrevuen! Nun, verschiedene Prozesse der jüngsten Zeit haben es dargetan: das zahlende Publikum befindet sich auch dort in der Minderheit. Der Berliner des Mittelstandes deckt seinen Theaterbedarf fast ausschließlich durch die Vereinsvorstellungen, die ihm von Tageszeitungen, von Teppichgeschäften und losen Abonnementsunternehmungen geboten werden. Da bekommt er als billiges Volksküchengericht all das aufgewärmt, was durch teure Opfer an Propaganda und Klaque den Appetit der vermögenderen Gäste gereizt hat. Ein Schlager ist Lebensfrage für Hunderte, Tausende kleinbürgerlicher Elemente. Die Kusine der Theaterfriseuse weiß das so gut wie der Gläubiger des Souffleurs. Nur ganz gerissene Handelsleute — gleichviel ob in der Zitronenbranche, im Film, in der Konfektion oder im Büstettgewerbe herangereift — kennen die mühsamen, krummen Wege, die zu einem andauernden Bühnenerfolg führen. Auf die Güte des Stücks selbst kommt es dabei gar nicht an, lediglich auf die Höhe der Hilfsmittel, die zu Gebote stehen.

Und da taucht nun in der Staatsoper ein 24jähriger Dichterkomponist auf, der mit einem ernsten, spröden, abseitigen Werk, einer szenischen Kantate, eine mächtige Wirkung ausübt. Freilich nur auf eine ganz kleine Schar, denn man könnte Ernst Kreneks „Zwingburg" nicht zum Zugstück machen, auch wenn sämtliche Theaterbörsengewaltigen von Berlin ihre unheimliche Macht vereinigen wollten, um es durchzusetzen.

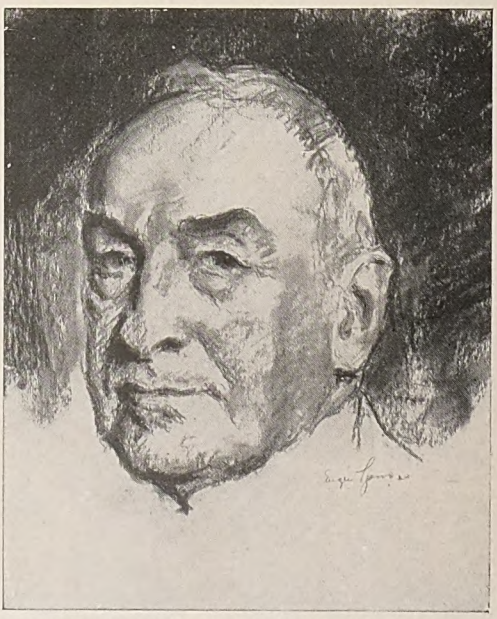
Kein Musiker, der die kontrapunktische Arbeit im reinen Satz erlernt hat, wird der neuen Musik, die Krenek bietet, ohne inneren Widerstand folgen. Gewiß, da sind geistreiche Themen, charakteristische Rhythmen, gewaltige Aufbauten, mitfortreißende Steigerungen, aber es ist immer, als irrten diese aus-

Bühnenbild von Prof. Emil Pirchan für Ernst Kreneks ‚Zwingburg'. Im Opernhaus des Staatstheaters (Zeichnung von Ernst Klausz)

Digitized by Google

Das Narrengericht. Bühnenbild von Oskar Schlemmer-Weimar zum ‚Armen Konrad'. Tragödie von Friedrich Wolf. Volksbühne am Bülowplatz

drucksvoll und logisch geführten Stimmen ganz für sich in der Partitur umher, als hätte der Komponist sich den Teufel darum geschert, wie sie zusammenklingen. Es gibt einzelne wilde Partien, in denen man sich ganz verzweifelt die Ohren zuhalten möchte. Kakophonien solcher Art würden auch lediglich mit Wind- und Donnermaschinen, verstimmten Jahrmarkttrompeten und gemischten Konservatoriumsgeräuschen zu erzielen sein. Aber allmählich gewöhnt sich das Ohr, den Stimmen nebeneinander zu folgen, sie zerlegt zu erfassen, jede horizontal für sich, ohne auf den Vertikaldurchschnitt zu achten, — und schließlich findet sich ja immer alles leidlich wieder zusammen. Es gibt bei diesen Neutönern keine Tonart mehr, vielmehr nur die zwölftönige einer Oktave. Die alten Gesetze, die noch für den Himmelsstürmer Wagner und seine Nachfolger galten, sind aufgehoben. Man spielt mit Parallelquinten wie mit Terzen oder Sexten, man beachtet keine Querstände, Dissonanzen setzen ohne die geringste Vorbereitung ein.



Arthur Kraußneck feiert sein 50jähriges Bühnenjubiläum. Zeichnung von Eugen Spiro

Früher hatten die akademischen Lehrmeister noch immer ein letztes Mittel zu tonaler Erziehung. „Das singt Ihnen kein Mensch!" sagten sie zu ihrem Schüler, wenn er sich allzu chromatisch verstieg. Aber dieser Einwand hat alle Geltung ver-

Digitized by Google

Bühnenbild von Hermann Krehan zum ‚Diener zweier Herren' von Carlo Goldoni in Max Reinhardts neuem Theater ‚Die Komödie'. (Zeichnung von Ernst Klausz)

loren. In der Staatsoper haben Friedrich Schorr, Fritz Soot, Frida Leider, haben Talén, Witting, Hecke und Habich und der ganze, große, gewaltige Opernchor unter der Lei-

Festmahl in Schillers ‚Piccolomini'. Bühnenbilder von Prof. César Klein. Im Schauspielhaus des Staatstheaters. (Zeichnung von Ernst Klausz)

Digitized by Google

tung von Erich Kleiber das musikalisch schwierige Werk in mustergültiger Weise gesungen, fast ohne Tonschwanken, und erstaunt fragte man sich oft: besitzen sie denn alle das absolute Tonbewußtsein, daß sie diese isoliert stehenden Einsätze erwischen können? Oder liegt in diesen, von der Theorie noch nicht erschlossenen Geheimnissen doch eine innere Gesetzmäßigkeit?

Auch die Dichtung stammt von dem jungen Komponisten, einem Schüler von Franz Schreker, der längst dabei war, die akademischen Zöpfe abzuschneiden. Keine Einzelschicksale werden in dieser szenischen Kantate behandelt, es ist alles Symbol. Die Zwingburg kann eine antike Festung oder ein riesiges Fabrikgebäude sein. Der Leiermann dreht den Takt der Arbeit für die fluchbeladene Menschheit, aus deren Chor der selbstschöpferische Mann, die liebende Frau, der Ausgezehrte, der Trinker, der Bergarbeiter hervortreten. Die Kantate schildert einen Feiertag der fronenden Untertanen des Zwingherrn, die sich im Rausch der Freude an der Freiheit auflehnen wollen. „Auf den Berg, auf die Burg, auf das Tor!“ Die blutrote Fahne flattert. Aber

Hermann Thimig in Goldonis ‚Diener zweier Herren‘. (Die Komödie) Zeichnung von M. Wetzel-Schubert

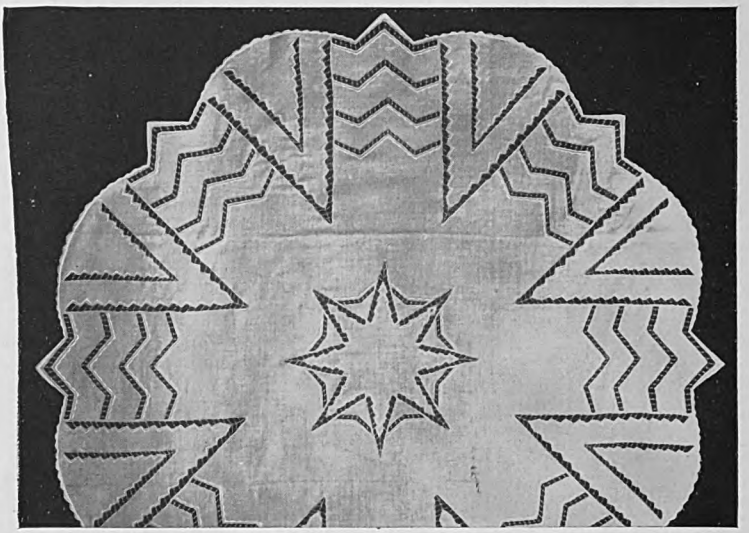
Die Wolfsschluchtszene aus Webers ‚Freischütz‘. Bühnenbild von Prof. Emil Pirchan im Opernhaus des Staatstheaters. (Zeichnung von Ernst Klausz)

die Zwingburg bleibt Sieger: „Erstarrt sind Glieder und Gesicht, im Nacken hackt, die Glieder packt, im Kreis peitscht uns der alte Takt!“ Nur eines bleibt dem in die Fron Geschmiedeten: in sich zu lauschen. „Ein fernstes Klingen in der Herzenstiefe, ein Rieseln wie von Sterngewässern, hört ihr's? Es ist Verkündigung!“

Die Bilder der drohenden Burg, der müde sich schleppenden Werkleute, des Aufruhrs und des Zusammenbruchs erhalten Farbe und Rhythmus nicht nur durch die Musik, sondern auch durch eine geniale Auswirkung von bisher nie gewagten Beleuchtungsmitteln. Emil Pirchan zeichnet für die Gesamtausstattung, Georg Linnebach für die technische Leitung. Plötzliches Aufhellen der nachtdunklen Szene zum

Digitized by Google

Digitized by Google



Runde Decke in Weißstickerei auf Leinenbatist von Josefine Vieler-Saarbrücken

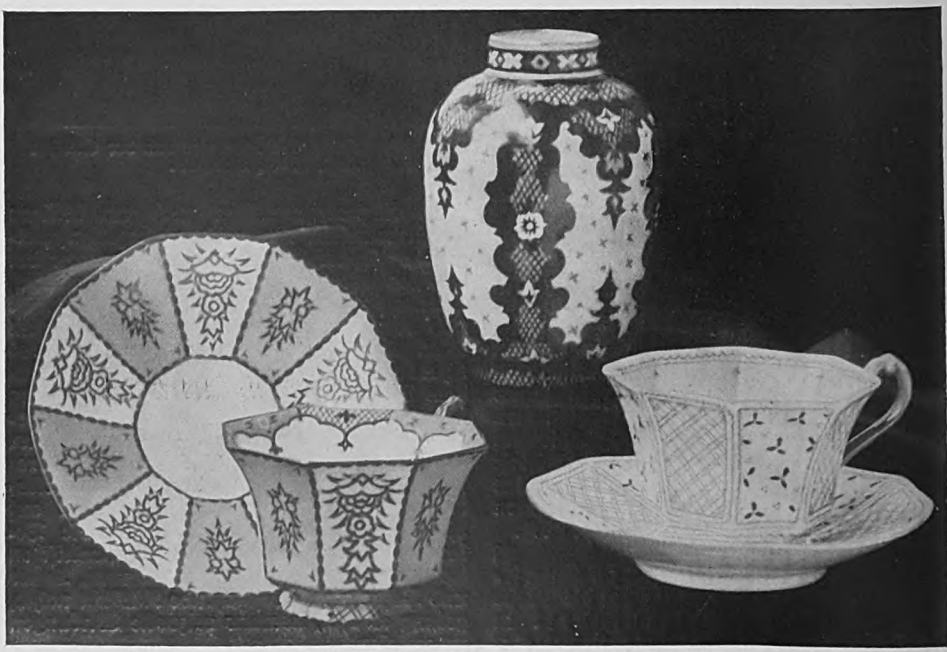
meter große Decke. Deren ganze Wirkung beruht auf verfeinerter, ins Spitzenhafte übertragener Weißstickerei. Wickelstäbchen vermitteln den Zusammenhang zwischen den kordonnierten Kanten, die in einzelnen Ornamenten von Pikots reizvoll unterbrochen werden. Ein wenig Flachstich begleitet die lichten Linien in angenehmem Kontrast. Als Grundstoff dient feiner Leinenbatist, die

Ausführung verlangt eine sehr sichere, geübte Hand.

Josef Bató zeigt Wandmalereien von feiner Wirkung. Sie befinden sich in einem Züricher Privathaus in einer Loggia, die von dem Künstler zu einem Wintergarten umgebaut und eingerichtet wurde. Der Grundton der Wände ist gelblich-grau, die Malerei bunt, jedoch in ganz hellen, zarten Farben gehalten. Die Holzbekleidung und die Möbel sind apfelgrüner Schleiflack, die Schnitzereien sind mit Gold und Silber überwischt. Die Decke ist grau und

Allerliebst paßt in das Schlafzimmer einer verwöhnten jungen Frau der Wäschepuff aus fliederfarbenem Band, der den Abschluß unseres kunstgewerblichen Gabenaufbaus bildet.

Die letzte Seite unserer Rundschau bringt die Wiedergabe einer Federzeichnung des



Porzellan nach Entwurf von Prof. Walter Buhe, Leipzig. Aus der Porzellanfabrik von Sontag & Söhne, Geiersthal

Digitized by Google

Wandmalereien von Josef Bató-Berlin

römischen Goethe von Tischbein, die vom Goethe-Nationalmuseum erworben worden ist. Sie war weiteren Kreisen vordem unbekannt; aber an Tischbeins Urheberschaft kann ein Zweifel nicht bestehen: sein rascher Strich, die etwas summarische Art, durch Schattenschraffierung in größter Schnelligkeit Plastik anzudeuten, zeigt seine Hand, auch die Papierprobe bestand das Blatt, und zu guter Letzt war die Herkunft aus Tischbeins Nachlaß gesichert. — —

Zu unsern Novellen sei diesmal nur bemerkt, daß Paul Vetterli, der sich besonders im Herzen des Weidmanns mit seiner ungeschminkten, humorigen Darstellung der Vossin und ihrer Listen einnisten wird, ein Schweizer ist. Über Vicky Baums starke Schöpfergabe, der wir die phantasievolle „Tanzpause" verdanken, spricht ein paar Blätter weiter Karl Strecker anläßlich ihres jüngsten, bedeutsamen Buches „Ulla der Zwerg". Eine völkerpsychologische Studie im Gewand der Novelle bietet der junge süddeutsche Dichter Eduard Reinacher. Wer den Muschik „draußen" kennen gelernt hat, wird überrascht sein von der Wahrhaftigkeit und Lebenskraft, mit der des Dichters Hand ihn da mit wenigen Worten vor uns hingestellt hat, mitten in einen heißen Sommertag hinein, mit Fleisch und Blut...

Wäschepuff aus fliederfarbenem Band, auf dem Deckel Früchte und Knöpfe aus schattierter lila Seide

Zum erstenmal erscheint der Bildhauer August Wilhelm Goebel mit einem Bildwerk in unseren Kunstbeilagen. Er zählt heute vierzig Jahre, ist Sohn eines Wiesbadener Holz-

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Die Insel der großen Mutter (Berlin 1924) — Jakob Wassermann: Faber oder Die verlorenen Jahre (Berlin 1924) — Derselbe: Deutsche Charaktere und Begebenheiten (Wien 1924) — Vicki Baum: Ulla der Zwerg (Stuttgart 1924) — Hedwig Storm: Wie mein Vater Immensee erlebte (Wien 1924) — Ernst Weiß: Hodin (Stuttgart 1924) — Fritz Philipp: Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten (Leipzig 1924)

Siebenunddreißig Jahre sind vergangen, seit Gerhart Hauptmann seine erste Erzählung schrieb — und von dieser Zeitspanne hat er zwei Drittel als Epiker geschwiegen. Das Drama war bei Hauptmann immer der große Hecht im Karpfenteich — und doch hätte er, bei folgerechter Entwicklung und sorgfältiger Pflege wohl auch als Erzähler Anwartschaft auf den ersten Platz in der deutschen Dichtung seiner Zeit gehabt. Das bezeugen schon sein Emanuel Quint und sein Ketzer von Soana, obwohl, oder richtiger gesagt, weil beide nach Inhalt und Form so verschieden voneinander sind wie nur möglich. Sein vorletzter Roman „Phantom", ein sogenannter Unterhaltungsroman mit seelischer Vertiefung, — reichte nicht an seine besten Erzählungen hinan, dafür bedeutet der vorliegende Roman, der auch das Format seiner Gattung hat, wieder einen erfreulichen Aufstieg. Hauptmann gibt ihm einen etwas weitläufigen Namen: „Die Insel der großen Mutter oder: Das Wunder von Ile des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus."

Man ahnt nach diesem mitteilsamen Titel schon, daß es sich um eine Robinsonade handelt. Aber sie ist nicht so einfach wie die Daniel Defoes. Mehrere Rettungsboote eines untergegangenen Dampfers, die nur Frauen, moderne Frauen und einen Jungen von 15 Jahren beherbergen, landen an einer unbewohnten Insel im südlichen Teil des Stillen Weltmeeres. Und sogleich wird ein Frauenstaat auf demokratischer Grundlage gegründet. Mit feinem Humor schildert der Dichter die Verknüpfungen und Hemmnisse, die eine Organisation von weiblichen Wesen, verschieden in Herkunft, Anschauung, Willen und Charakter notwendig zeitigen muß, wo sie nun plötzlich losgelöst sind von ihrer bisherigen Umwelt, ihren bisherigen Hilfskräften und Ratgebern. Da heißt es wirklich Hic Rhodus! Und sie tanzen in ihrer Art nicht übel. Sie suchen sich nach besten Kräften einzurichten, stellen ihr Zusammenwirken auf eine feste Organisation, um die Lebensmöglichkeiten, die das tropische Eiland bietet, zu nutzen und zu verteilen. Hic Rhodus! heißt es auch für die höher Gearteten, die so oft ihre europäische Zivilisation in Grund und Boden kritisiert, sich aus den verkünstelten, verschraubten und doch vielfach so unsäglich verplatteten Zuständen in die reine, unverdorbene Natur zurückgewünscht haben. Der Staat im kleinen, den sie so organisieren und verwalten, hat freilich nicht mit sozialen, politischen oder anderen Schwierigkeiten sonderlich zu kämpfen, da die Fruchtbarkeit und Abgeschiedenheit der Insel ein nahezu paradiesisches Leben ermöglichen. Aber dieser Frauenstaat, den sie „Ile des Dames" nennen, hat nur den einen Fehler, den schon sein Name ausdrückt — inmitten der üppigen Vegetation, des ewigen Neuwerdens und Frühlingswehens fehlt es gerade den vorgeschrittensten Lebewesen, den Menschen, an Fortpflanzung. Gewiß, der Knabe Phaon kann, ein paar Jahre älter geworden, zum Stammvater eines neuen Inselvolkes werden, aber das dauert den Frauen — und ihrem Dichter — zu lange. So hilft sich Hauptmann mit einem sehr kühnen aber durchaus dichterischen Ausweg: die Inselbewohnerinnen erleben das Wunder einer geheimnisvollen Befruchtung, es ist das Wunder „der großen Mutter", der Natur, die niemals verlegen ist, wenn es sich um Fortpflanzung des Lebens handelt. Inmitten der hemmungslosen Fruchtbarkeit dieser Tropeninsel werden auch diese Frauen von der ewigen Mutter hineinbezogen in den Reigen üppig keimenden und wachsenden Überschwangs.

So belebt die Insel auf einmal eine Kinderschar, deren männlicher Teil naturgemäß den ganzen schönen Frauenstaat in absehbarer Zeit zu zertrümmern droht. Zwar suchen die Regierenden diesem Ende zu wehren, oder doch, es hinauszuschieben, indem sie die Knaben in einem abgelegenen Teil der Insel dem Phaon zur Erziehung übergeben. Aber Mann-Land und Weib-Land lassen sich nur bis zu einer gewissen Altersgrenze voneinander trennen. Sobald die Insassen der beiden Pferche ihre natürliche Bestimmung erkennen, ist es auch aus mit der Trennung, sie brechen hervor und vereinen sich unter Entwicklung eines beträchtlichen Getöses.

Der „Knabe" Phaon vertritt jetzt das Recht der Alten. „Seit wann, mein lieber Sohn," fragt er den Anführer der männlichen Empörer, einen kaum siebzehnjährigen Brausekopf, „besteht denn die Welt?" „Seit ich zum Bewußtsein meiner selbst geboren

Digitized by Google

bin," erwidert der mit der unlogischen Logik der Jugend. „Nicht länger? so weißt du nur wenig von der Welt," erwidert Phaon nachdenklich. „Ich weiß nur von einer, von meiner," ruft der andre und meint nicht anders, als daß vor ihr, vor seiner Zeit, alle Welt von geistiger Nacht, verkehrtem Wollen und bösem Vollbringen erfüllt gewesen sei.

Somit ist der neu gegründete Staat, dessen Leiter sich schon wunderweit fortgeschritten vorkommen, durch das einfache natürliche Gefühl der Knaben und Mädchen wieder an den Anfang aller menschlichen Urfragen gestellt, nachdem wir den ganzen Kreis unserer Kultur noch einmal durchlaufen und an die Grundwurzeln des Mythos, der Religion, der Erziehung, der sozialen Gliederung gerührt haben. Nie hatten Empörer leichteres Spiel, als diese zur sexuellen Reife erwachsenen Kinder beiderlei Geschlechts. Die Jünglinge werden von mänadisch begeisterten Mädchen mit offenen Armen empfangen, und der neue Bund, der alles Bisherige umwirft, ist geschlossen.

Phaon fühlt, daß hier nicht mehr seines Bleibens ist. Er verläßt mit einer Freundin, um deren Wesen der Dichter blumige Geheimnisse webt, auf einem Segelschiff die Insel, nachdem er stillen aber beseelten Abschied von dem kleinen Paradies genommen. Dieser Abschied gehört zum Schönsten der Dichtung. Phaon trägt das Gefühl letzten Scheidens mit aller Süße und Schwere in sich. Ungesehen will er noch einmal das Leben belauschen, das er geschaffen hat. Und während er heimlich im Mondschatten der tropischen Vegetation dahinschleicht, meint er von den Palmen und Eukalyptushainen herab den Ruf eines Muschelhorns zu vernehmen. Es ist sein Atem, welcher der Muschel den Ton abgelockt hatte. Er hört das Lachen einer männlichen Stimme und meint, sein eigenes Lachen zu hören, das sich von seinem dereinstigen Lachen losgerissen hatte, um ein eigenes Leben zu führen. So lebt das Wirken des Menschen, meint der Dichter, ohne es auszusprechen, an den Stätten fort, wo er gelebt hat, und nichts vergeht in dem ewigen Wandel. So kann Phaon beruhigt in sein Schiff steigen. Dem Trennungsschmerz gesellt sich eine stille Freude, beide untrennbar in seiner Brust vereinigt.

Die Insel der großen Mutter ist ein Werk geheimster Sehnsucht, buntester Dichterträume. Und in dieser Hinsicht gehört der Roman zu den eigenartigsten und anziehendsten Schöpfungen Gerhart Hauptmanns. Um eine allerliebste Grundidee schlingt er die tropischen Ranken seiner heißen Liebe zu den Menschen und zur Natur mit allen ihren ewig wunderbaren und schönen Erscheinungen, aber eine leise Skepsis, eine seltsame Art verträumter Ironie halten der beseelten Erregung des gestaltenden Künstlers die Wage. Die Sprache, hie und da sichtlich an die Vorbilder großer Meister gelehnt, ist etwas ungleich, das bunte und oft vieldeutige Geschehen von Betrachtung und Symbol belastet, aber das Ganze hat die Gestalt einer epischen Dichtung von hohem Rang gewonnen. Und wenn der Leser sich auch hie und da, wie durch die verschlungenen Zweige und üppigen Ranken jener Südseeinsel, durch manche seltsamen Partien der Erzählung nicht ohne zeitweiliges Stocken hindurcharbeiten muß — er findet sich auch hier belohnt durch neue An- und Ausblicke, durch unerwartete Schönheiten, und immer fühlt er die leise Hand eines sehnsüchtigen Dichters, die ihn führt. Wie die Jahresringe im Querschnitt eines Baumes, sind in diesem Werk die verschiedenen Schichten, Wandlungen und inneren Erlebnisse Gerhart Hauptmanns zu erkennen von „Vor Sonnenaufgang" bis zum „Ketzer von Soana". Ihm darin nachzuspüren, verbieten hier Zeit und Raum — es liegt im Bereiche des Literarhistorikers und Hauptmannforschers.

In fesselndem Gegensatz zu dieser, wie mit üppigem Rankenwerk der Tropenwelt umsponnenen, von südlichen Farben und Düften, von schwerblütigen Betrachtungen erfüllten Erzählung — steht die nüchterne Bestimmtheit und der — trotz psychologischer Vertiefung — beinahe reinsachliche Bericht Jakob Wassermanns in seinem neuen Roman Faber oder Die verlorenen Jahre. Der Architekt Eugen Faber kommt nach fünfeinhalbjähriger Gefangenschaft mit dem Abendzug in seiner Vaterstadt an. Er hat — in einer seltsamen Furcht — die Seinen nicht benachrichtigt, ist in einem kleinen Gasthause abgestiegen und besucht, obwohl es schon spät in der Nacht ist, seinen alten Freund und Erzieher Dr. Flemming. Hier erfährt er das Schicksal seiner Familie, soweit er nicht schon aus Briefen davon weiß, er empfängt den letzten Gruß seines inzwischen verstorbenen Vaters und dessen Prophezeiung: er werde bei seiner Rückkehr Mühe haben, mit den verrosteten Schlüsseln alle die verrosteten Schlösser aufzusperren. Nach einigem Zögern sucht Faber seine Mutter, eine resolute Frauenrechtlerin, die aber in der Verwirklichung ihrer erzieherischen und sozialen Reformtheorien recht absonderliche Wege wandelt, auf; so erfährt auch seine Frau Martina von seiner Heimkehr, eilt zu ihm und begrüßt ihn aufs herzlichste. Und doch hat sein geheimes Bangen Faber nicht betrogen. Martina, von jeher ein besonderer Mensch, hatte ihr Ideal in einer werktätigen Kinderhilfe gefunden, sie war Sekretärin „der Fürstin", des Hauptes dieser Bewegung, geworden und ging ganz in ihrem Dienst auf. Faber findet so nicht mehr die Gattin wieder, wie er es gehofft, sie hat neben ihm noch ein anderes Interesse und er fühlt sich fremd und vereinsamt. In dieser Stimmung tritt ihm ein junges Mädchen, Fides, nahe. Er schwankt innerlich zwischen ihr und Martina und weiß schließlich keinen anderen Ausweg, als vorläufig fortzugehen, zu fliehen, um sich dann sein Weib neu zu erobern.

Digitized by Google

Ein problematischer Roman. Man liest ihn, obwohl er mit der alten Darstellungskunst Wassermanns geschrieben ist, doch nicht ohne einige Mühe bis zu Ende. Die seelischen Probleme sind, wenn auch glaubwürdig, doch nicht zwingend, und der rechte Aufschluß über die Verknüpfung der Symptome, die nach Meinung des Dichters die Rätsel des europäischen Niederganges erkennen lassen und lösen, springt nicht scharf genug heraus. Aber der Meister verleugnet sich nicht in der Art, wie er die einzelnen Vorgänge staffelt und, ohne Überdeutlichkeit, zum Symbol erhebt, wie er dunkle Seelenvorgänge darzustellen und zu erläutern vermag. Der Roman gehört zu der Sammlung zeitlicher Erzählungen, die Wassermann unter dem Namen „Der Wendekreis" zusammenfaßt und in denen er das deutsche Schicksal der letzten fünfzig Jahre zu deuten versucht.

Gleichsam als Gegenstück dieses großen Zeitwerks legt Jakob Wassermann eine zweite Reihe und damit den Abschluß seiner Deutschen Charaktere und Begebenheiten vor. Der erste Band erschien 1916 und wurde hier besprochen. Vom zweiten sagt der Dichter in einem sehr feinen Begleitwort, daß dessen einzelne Stücke schon bei Herausgabe jenes ersten Teils gesammelt und fertig waren und er die Auswahl der beiden Sammlungen unter Berücksichtigung der Zeitstimmungen getroffen hat. Mit anderen Worten: er war in jenem ersten Bande objektiver, schonender gegenüber politischen Meinungen und Leidenschaften. Immerhin kann man von einer Tendenz auch in diesem Bande nicht gut sprechen. Wer sie herauslesen will, mag es tun, er wird sich dadurch den Genuß an der Merkwürdigkeit der einzelnen Stücke wie an dem meisterhaften historischen Stil der Darstellung verkümmern. Die Kraft des Worts, die Geschmeidigkeit des Satzes, die Kunst des pragmatischen Aufbaues und die Sicherheit des rechten Abschlusses sind gleichermaßen bewundernswert. Die meisten der Geschichten spielen an den Fürstenhöfen oder in Kreisen des hohen Adels; aber wir sind auch Zeuge, wie Justinus Kerner einen Tobsüchtigen beruhigt, wir erleben die Schicksale und alchimistischen Wunder des Adepten Sehfeld, die Verbrechen der berüchtigten Schweizerin Klara Wendel und seltsame Hexengeschichten. Der Wert dieser Auswahl liegt darin, daß merkwürdige Charaktere und Vorgänge aus den großen geschichtlichen Aktionen losgelöst sind und so als kulturhistorische Anekdoten, die bezeichnend für deutsches Wesen sind, ihr Eigenleben erhalten.

Einen regelrechten Roman, wohl ihren bisher besten, hat die junge Österreicherin Vicki Baum geschrieben. Der Stoff ähnelt ein wenig dem des letzten Höckerschen Romanes Thaddäus. Auch hier ist ein Krüppel die Hauptgestalt der Erzählung: Ulla der Zwerg. Aufgewachsen in der üblen Umwelt einer Armengasse, ohne Gespielen und ohne rechte Kindheit überhaupt, wird Ulla ein verschlossener, grübelnder Knabe. Je mißgestalteter äußerlich, um so reicher und stärker entwickelt er sich im Innern. Diese inneren Erlebnisse des Knaben, zu denen die äußeren anfangs nur den Anstoß geben, sind mit großer Liebe und tiefem Sicheinfühlen von der Dichterin geschildert. Das Leben tritt eigentlich erst an den Einsamen und Verwahrlosten in dem Augenblicke heran, als er in einen Wanderzirkus gerät und zu Lionella dem Löwenmädchen, Jan dem Ausrufer, dem Riesenkrokodil und anderen seltsamen Wesen aus der Welt der fahrenden Leute Beziehungen gewinnt. Hier kommt Ulla seine absonderliche Gestalt, seine entwickelte Körper- und Geistesgewandtheit zustatten, er macht „Karriere" und wird ein berühmter Zirkusclown. Aber sein Ehrgeiz weist ihm noch höhere Wege: als Freund eines Dichters wird er Stimulans, Vorbild und Darsteller in dessen neuem Drama; Ulla ist über Nacht ein berühmter Mann geworden. Aber er, der schlimmster Not und Einsamkeit des Lebens gewachsen war, ist nicht für das Glück geschaffen. Größenwahn, Genußrausch, Eitelkeit verstricken ihn, er wird ein „Gent", treibt Sport, knüpft Liebschaften an, bis der Fluch der Lächerlichkeit ihn in seine Schranken zurückweist und er schließlich in seiner Heimatstadt so arm und einsam stirbt, wie er in seiner Jugend gelebt. Der Roman ist meisterhaft gebaut, die Vorgänge, so bunt und abenteuerlich sie manchmal anmuten, stehen auf dem festen Boden der Seelenkunde und der Logik. Das Problem hat sinnbildliche Bedeutung, ohne daß diese lehrhaft hervorgehoben würde, die Darstellung ist flott und anziehend, die Schilderung plastisch — kurz, wir haben hier einen in jeder Hinsicht guten Roman, der seinen Weg machen wird.

Allen Stormfreunden und nicht nur diesen beschert Gertrud Storm, die pietätvolle Tochter des Dichters, ein literarisches Geschenk in dem Büchlein Wie mein Vater Immensee erlebte. Bekanntlich ist Immensee Storms dritte Prosadichtung und gehörte nicht zu seinen gelungensten, obwohl er den ursprünglichen Schluß, den seine Tochter hier mitteilt, selber gestrichen hat. In dieser Novelle suchte sich der Dichter von der ersten großen Enttäuschung seines Lebens zu erlösen. Wie diese Enttäuschung mit der Novelle selbst zusammenhängt — es ist die unglückliche Liebe zu Berta v. Buchau — erzählt Gertrud Storm in der stillen, anheimelnden Art, die sie als Dolmetsch, wie als Hüterin und Verwalterin des väterlichen Nachlasses auszeichnet. Der Hauptwert des Büchleins liegt aber in der mit feinen Linien gezeichneten Lebensbeschreibung des Vaters, die sicherlich zuverlässiger und getreuer ist, als eine fremde Hand es vermöchte. Auch die Novelle Immensee nimmt man gern wieder einmal in die Hand, um ein Stücklein mit dem jungen Dichter zu wandern, der hier

Digitized by Google

noch nicht auf der novellistischen Falkenjagd ist.

Einen richtigen Falken hat dagegen Ernst Weiß in seiner Erzählung Hodin eingefangen, die dafür auch der Falkensammlung einverleibt ist, einen richtigen Stößer mit scharfen Krallen und blutdürstigem Schnabel. Hodin ist ein Gewohnheitsmörder, nicht mehr und nicht weniger. Er liebt die Tiere, aber er erdrosselt die Menschen mit seinen furchtbaren Händen, aus deren eisernem Griff es kein Entrinnen gibt. Doch! — ein Mittel gibt es dagegen und instinktiv hat ein kleiner Privatmann es gefunden. Während die anderen Opfer sich den würgenden Händen durch ihre Gegenwehr, durch Schreien, Strampeln, Emporbäumen oder durch Fluchtversuche vergebens zu entziehen suchten, hat dieser kleine Privatmann seinen schmalen, glatten Kopf einfach ganz tief in den offenen Halskragen versenkt und sein hakenförmiges Kinn mit aller Kraft an das Brustbein gedrückt. Als der kleine Privatmann, nebenbei ein Kornwucherer, nun gar, mit dem Kopf immer tiefer in den Schlitz seines Hemdes versinkend, in ein Lachen und kicherndes Schreien ausbricht, da ist es um die Fassung des Mörders geschehen. Seine furchtbaren Hände haben sich über dem entglittenen Opfer so ineinandergekrampft, daß sie nicht voneinander zu lösen sind und der Gefängnisarzt — denn Hodin ist bei dieser Tat verhaftet worden — sie nur mit Gewalt aus ihrer Verklammerung brechen kann, wobei ein kleiner Finger in die Brüche geht. Was es nun mit diesem seltsamen Mörder auf sich hat, mag der Leser selber in dem Buch nachsuchen, es ist zu kompliziert, um hier in wenigen Zeilen entwickelt zu werden. Nur soviel, daß Hodin sein Mordgewerbe lediglich treibt, um der Welt und dem Tode überlegen zu sein, daß seine Hände wie selbständige Mordgesellen arbeiten, denen er, abgestoßen von sich selbst bis zur äußersten Entfremdung, zusieht. Und er ahnt, daß die Stunde kommt, wo er selber diesen beiden furchtbaren Händen nicht mehr entrinnen kann, und seine arme Seele „einem blutig geschuppten Fische gleich, das Gefängnis ihres Lebens zwischen zwei Kapuzinern verläßt". Diese zwei Kapuziner können freilich auch Geistliche des Schafotts sein . . .

Weiß ist Arzt. Als Schriftsteller seziert er die Seelen. Besonders ziehen diesen Anatomen Unregelmäßigkeiten, Auswüchse, krankhafte Veranlagungen, geistige Abszesse und Mißgeburten an; er weiß an seinem Seziertisch die blitzenden Instrumente des Wortes geschickt zu handhaben, er hat die Energie zur letzten Feststellung und Folgerung. Er sucht aber die Eigenart seiner Patienten und seiner Stoffe nicht wie gewisse Roman-Fabrikanten und -Konfektionäre, um durch grelle Farben, schreiende Plakate zu locken, sondern um menschliche Dokumente und Konfessionen zu sammeln. Er liebt das Seltsame, aber er läßt sich nicht von ihm überrumpeln, noch macht er ein Geschäft daraus, er schreibt auch nicht wie der Durchschnittmediziner mit Vorliebe Rezepte, noch gibt er gar moralische Traktätchen und Arzneien in Löffeldosen — es genügt ihm, das ewige Wunder in Mensch und Tier zu betrachten und, soweit es in seiner Macht steht, zu deuten. Die Straffheit seiner Sprache, die Architektur seines Aufbaus, die Gründlichkeit seiner Untersuchung und die heiße Willenskraft: bis dorthin vorzudringen, wo ewige Wände ein gebieterisches „Halt!" rufen — alle diese Eigenschaften heben Ernst Weiß über den Durchschnitt der gegenwärtigen Erzähler.

Viel gesunder Humor steckt in der Erzählung Fritz Philippis: Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten. Mit launiger Frische und Ursprünglichkeit erzählt Philippi, wie der Stadtmensch Mathias Hirsekorn in das abgelegene Dörflein Wildendorn verschlagen wird und nun seine Mühe hat, mit den dicken Bauernschädeln und knorrigen Charakteren zurechtzukommen. Anfangs geht es recht gut, schon weil sein Vorgänger es nicht verstanden hatte, die Zuneigung der Wildendorner zu erwerben. Aber die Freundschaft findet ein jähes Ende, als ein Buch des Pfarrers auch zu diesen weltfremden Autochthonen kommt, in dem er die Wildendorner Bauern naturgetreu, d. h. wenig günstig schildert. Da gibt es einige Empörung und dem Pastor fliegt ein Spottlied zu, von einem Hirsekorn, das dem Teufel aus dem Ranzen gefallen, in Wildendorn als Unkraut sich auf die Kanzel gepflanzt habe. Einen Augenblick steigt in der Erzählung, die zugleich scharfumrissene Bilder von Land und Leuten des Westerwalds gibt, eine bedrohliche, tragische Wolke empor — aber sie verzieht sich bald wieder, und wenn die Folge jenes Umstandes, daß der Herr Pfarrer die Tinte nicht halten konnte, auch zum Abschiednehmen nach siebenjährigem Jakobdienst führt, so liegt doch ein freundlicher Abendstrahl über dem letzten Gruß und ein alter Wildendorner meint: „Er war der schlechteste nicht." Es gibt wenige Erzähler, die so anspruchslos und doch mit solcher stillen Liebe zu Mensch und Natur, mit solcher Herzensgüte und verinnerlichten Fröhlichkeit aus dem Alltagsleben zu schöpfen wissen, wie Fritz Philippi.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 8 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Februar 1925 / 6. Heft

Die Söhne · Roman von E. von Bonin

Hinter dem langen Sarg, der schwer und ungeheuerlich, ein dunkles Schiff, über den Köpfen der Männer schwankte, gingen Christoph und Swantus. Sie mußten ab und zu anhalten, damit der Zug wieder in Ordnung kam; dann stieß der große Herr mit dem goldenen Helm, der zwischen ihnen ging, sie vorsichtig an. Es war ein Verwandter ihres toten Vaters, und er trug ein seidenes Kissen, auf dem die Orden lagen. Sie hielten beide die Augen zu Boden, und nur wenn angehalten wurde, sahen sie einander an, damit sie wüßten, wann es weiterginge. Sie blieben mit dem großen Herrn hinter dem Sarge stehn, während der Pastor redete, und als der Sarg in der tiefen Höhlung verschwand unter Erde und Blumen, hatten sie auf einmal keinen Leitstern mehr und standen verwirrt unter den vielen Leuten.

Alle gingen vorbei und gaben der Mama die Hand und schließlich schob irgend jemand Swantus, der seinen Bruder im Gedränge verloren hatte, vor sich her nach Hause, wo den ganzen Tag Lärm war, und gegessen wurde und Telegramme kamen, wie bei einem Fest. Ab und zu fiel jemand über sie her, sagte: ‚Die armen Kinder,' oder: ‚Nun werdet ihr eurer Mutter Trost und Freude sein'. Dann nickte Christel ruhig und selbstverständlich, und Swantus tat das gleiche.

Aber der kleine Swante war gar nicht ruhig. Fliegend und verwirrt schlug sein Herz schon den ganzen Tag bis in die Gurgel hinauf, und weil er es vermied zu weinen, wurde ihm die Brust so eng, als sollte er ersticken. Seine Mutter — ganz schwarz und schön — sah so feierlich aus, daß er kaum wagte, sie anzusehn.

Als es spät abends war, kam Christel auf Swante zu und sagte: „Komm, wir wollen zu Bett gehn." Der Hauslehrer nahm ihn bei der Hand, und oben vor dem Schlafzimmer war eine Verwandte von seinem Papa, die tat den Arm um ihn und brachte ihn zu Bett, so wie ganz früher, und als er warm und sicher in seinen Kissen lag, küßte sie ihn und sagte: „Schlaf gut, du Michaels kleiner Bub." Dann ging sie leise hinaus. Swante sah dem Lichtschein nach, bis die Türe den hellen Spalt zudeckte. Dann sagte er leise vor sich hin: „Michael, Michael —"

Konnte man das vergessen — den Sarg, das Geläut und vor allem das stille weiße Gesicht, zu dem Swante so oft und dann ein letztes Mal aufgeblickt? Ach nein, man dachte daran im Garten, im Wald, in der Schulstube. Eine geheimnisvolle Erscheinung wurde daraus, die man ganz für sich hatte. Ihre Abbilder sah man in den Sternen der Nacht, und fühlte ihre Beziehungen, wenn irgendwo sanfte und großartige Worte gesprochen wurden.

Der Vater war selten zu Hause gewesen zuletzt. Er sprach nicht viel. Manchmal hatte er, wenn Swantus ihm gute Nacht sagte, seinen Kopf in die Hände genommen und ihn ernst angesehen. Er hatte — einmal, schon lange her, Swantus nach Hause getragen, als er vom Laufen müde war; getragen, den ganzen langen Weg. Ach und damals, als Swantus der Kopf schrecklich weh tat, wer saß bei ihm in der Nacht —

Gewiß, eigentlich pflegte ihn seine Mama, wenn er krank war. Sie war es, die man anging, wenn einem etwas weh tat; die, wenn man fieberte, plötzlich am Bett stand, um einen zu streicheln, zu beruhigen, zu trösten. Aber sein Vater war dann doch gekommen, wenn es ganz schlimm wurde, und

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

damals — als sie alle beide Scharlach hatten, und die Mama am Fenster stand und zu weinen anfing, hatte sein Vater den Arm um sie gelegt und gesagt: „Du behältst sie ja, Maria, ich weiß es.“ Und die Mama war ihm um den Hals gefallen und hatte gesagt: „Du — du ...“

Sein Vater würde nicht mehr kommen, wenn irgend etwas Schlimmes geschah und man nicht weiter wußte, wie damals, als die Gardinen in Flammen standen, oder als der Bulle ausgebrochen war, und die Mägde auf dem Wirtschaftshof kreischend herumliefen. Er würde nie wieder in Ramin mit Swantus unter den zwei großen Linden stehen und sagen: ‚Das sind unsere Wächter.‘

Wie gerne möchte Swantus zuweilen von seinem Vater sprechen. Er versucht es in der Nacht, ruft Christel an, der nur widerwillig Antwort gibt, weil er immer so schnell einschläft; und wenn endlich die Unterhaltung im Gange ist, will auf einmal Christel von den Pferden anfangen, lacht laut heraus, weil ihm einfällt, daß es so komisch aussah, als der dicke Pony sich mit dem Hengst biß —

Wie wäre es, wenn sein Vater lebte? Würde er sich nicht schrecklich freuen, daß Christel schon so verständig ist und nie mehr weint? Und daß er schon genau weiß, wie er alles anfangen will, und daß er sogar zu den Pyramiden reisen will? Und würde er nicht wie der Hauslehrer Swantus schelten, daß manchmal doch noch das dumme Zucken in sein Gesicht kommt, das dem Weinen vorangeht? — Nein, er würde nicht schelten. Er würde seine Hand ihm auf den Kopf legen, so tat er immer, so daß man das Gesicht heben und ihm in die Augen sehen mußte, und würde sagen: ‚Sei ruhig, mein Herzenskind —‘

Ach Gott, was für ein Jammerkerl war im Grunde dieser Hauslehrer! Immerzu sprach er von Männlichkeit und deutschem Wesen. Aber Christel sagte: „Das zieht er nur im Munde herum, um der Mama zu gefallen.“ Er nannte die Mama: ‚Die gnädigste Frau Gräfin‘, und vom Papa sagte er: ‚Euer hochseliger Herr Vater‘. Wenn er mit ihnen allein aß, bestellte er die süße Speise ab; aber die Mamsell stellte vollgehäufte Teller davon beiseite, und der Jäger gab ihnen Tabak, und die Kutscher brachten Christel alles was er wollte, aus der Stadt mit. Wer hätte ihm nicht den Willen getan, ihm gehörte doch Wustermark eigentlich schon und alle Glashütten und Fabriken und Bergwerke, die die Mama zuweilen mit ihm in den Ferien besuchte.

Wenn sie zurückgekehrt waren, erzählte Christel davon; er machte die Beamten nach, wie sie gespreizt und würdevoll auf die Mama zutraten, um dann freudig überrascht auch ihn zu begrüßen: „Ah, unser junger Herr Graf —“ Er beschrieb das starre, mokante Lächeln der Mama, wenn sie einander zu Lobsprüchen aufmunterten: „Ein fabelhaftes Verständnis, nicht wahr, lieber Müller?“ — „Ohne Zweifel, Herr Direktor.“ Christel wußte über die Gehälter, Vorteile und Tantiemen Bescheid, die sie je nach Rang und Würden bezogen, und des langen und breiten, während Swantus ehrfürchtig zuhörte, setzte sein Bruder ihm auseinander, wie er und warum er, sobald er groß wäre, Änderungen vorzunehmen beabsichtige.

‚Wenn ich groß bin,‘ jawohl, das sagte Christel alle Tage ein paarmal. Bergfach würde er studieren und Forstwirtschaft. Er würde auch mit den Gesetzen Bescheid wissen und mit kaufmännischen Angelegenheiten. Ihn haute man schon nicht übers Ohr. Manchmal sogar, wenn sein Bruder besonders guter Dinge war, erzählte er Swantus genau, wie alles werden würde, wenn auch er groß wäre, und säße als Nachbar in Ramin. Freilich, ja, Swantus würde nur gerade zu leben haben, denn Ramin brächte nichts ein, aber er solle sich weiter keine Sorgen machen; wozu hatte man einen reichen Bruder, nicht wahr? Er, Christel, würde ihn schon mal mitnehmen auf eine der großen Reisen, die er bestimmt vorhabe ...

So viel redete Christel von seinen Reichtümern und seinen Plänen, daß ein großer Streit daraus wurde; denn die Mama hatte davon gehört und machte ihm Vorwürfe, und Christel wurde frech und stampfte richtig mit den Füßen auf und sagte, es gehöre ihm nun einmal alles und er könne tun, was er wolle —

Aber da stand die Mama auf, trat gerade vor Christel hin, der erschrocken zurückwich, faßte ihn am Handgelenk und sagte: „Meinen Wünschen wirst du folgen. Ich habe Mittel, dich dazu zu zwingen“; und ging hinaus. Christel, bis in die Lippen blaß, sagte kein Wort, und Swantes Herz machte eine gräßliche, atemlose Pause, schlug dann zweimal dröhnend wie ein Hammer und kam erst allmählich wieder zurecht. Sein Bruder ging langsam hinaus, und Swantus sah, daß er die Fäuste geballt hatte.

Das alles war schrecklich. Es machte verzweifelt, zu denken, daß die Mama Christel zwingen wollte. Wie und wozu? — Mitten in der Nacht fuhr Christel auf und begann Reden zu halten, von denen Swantus zuerst immer nicht wußte, war es Schlaf oder Wachen. Er schrie an gegen die Mama, von der er sich nichts vormachen lasse, Gott be-

Digitized by Google

wahre! Sei er etwa nicht seines Großvaters Erbe? Genau wie der Papa? Trüge er nicht seinen Namen? Wollte die Mama einen Gerichtsprozeß mit ihm? Gut. Er wäre dabei. Er würde schon alles lernen, wovon sie nichts verstünde, da könne sie sicher sein. Und wenn sein Bruder Swantus sich etwa einbilde, er könne im Trüben fischen und ihm die Erbschaft abschleichen, so sei er im Irrtum ...

Ach, mit Entsetzen hörte Swantus diese Ausbrüche an. Er konnte kein Auge mehr zutun, wenn Christel endlich fertig war und schwieg. Er zog ganz hoch die Decke über den Kopf, wenn seines Bruders Reden zu schrecklich wurden, und flüsterte viele Male vor sich hin: „Michael, Michael . . ."

Eines Tages war Christel fort. Er kam nicht zu Tisch. Er hatte Swante kein Wort davon gesagt. Nur abends fand Swante, als er sehr schweren Herzens zu Bett ging, unter seinem Kopfkissen einen knisternden Zettel, da stand: ‚Ich gehe nach Berlin zu Westpfahl. Verrate nichts. Ich will doch sehen, womit sie mich zwingen kann.'

Swantus las sich die Worte mehrmals laut vor, bis er mit Schrecken begriff, daß mit dem ‚Sie' die Mama gemeint war. Er preßte die Faust über dem ungeheuerlichen Papier und schlief ein, fest entschlossen, daß bei seiner Ehre und Treue niemand ihm den Zettel nehmen würde ...

— Ehre und Treue ... In der Nacht ging die Tür auf, und die Mama kam herein. Sie trug einen schwarzen Mantel von Seide und war sehr blaß. Kaum hatte sie das Licht neben Swantus hingestellt, so fiel sie vor seinem Bett auf die Knie und schluchzte und weinte so, wie es Swantus noch niemals gesehn hatte, ach, viel mehr als bei dem Begräbnis. Sie sagte kein Wort. Swantus konnte sich nicht damit entschuldigen, daß sie ihn bedrängt, in die Enge getrieben, ausgefragt hätte. Aber — da — lag seine Mutter, das Einzige, das Beste, Schönste, Treuste, die sein Vater geliebt hatte, und er — der Sohn — er? „Weine nicht, süße Mama," sagte er. „Er ist in Berlin bei Westpfahl."

„Wer?" sagte die Mama und sah ihn verwirrt an. „Christel?" — Da öffnete Swantus die Hand ...

Früh am Morgen fuhr die Mama nach Berlin und kam abends mit Christel zurück. Swantus wagte nicht seinen Bruder anzusehn; wer etwas verriet, dem sah man das am Gesicht an; der trug es auf der Stirn ...

Eine Woche fast gingen sie stumm aneinander vorbei. Endlich am Sonntag trug Christel seinem Bruder an, mit ihm angeln zu gehn. Und am Abend, als sie schon eine ganze Weile in den Betten lagen, fing Christel an zu erzählen: Mit der Polizei war die Mama gekommen, und nun wußte er es, wußte ganz genau, womit sie ihn bedroht hatte, denn — und was nun kam, schrie Christel seinem Bruder laut in die Ohren, als ob Leben und Tod davon abhinge. Nämlich es war keineswegs festgesetzt, es unterlag der freien Entscheidung ihrer Mutter, wer einmal in Wustermark der Herr sein würde, der Ältere oder der Jüngere! „Aber, daß du es weißt," schrie Christel, „wer Großvaters Erbe wird, der hat das ganze Geld, und der andere ist bloß ein Bettler dagegen, und kann sich bedanken, wenn er ab und zu einen Bissen abbekommt."

„Aber ich will Großvaters Erbe gar nicht," sagt Swantus. Sein Bruder schweigt eine Weile. Aber ehe er einschläft, sagt er: „Gut, daß du nicht darauf aus bist. Ich möchte es dir auch nicht geraten haben." Swantus antwortet nicht.

Am anderen Morgen steht er früh auf, stellt sich vor Christels Bett, der eben aufwacht, und sagt: „Ich will's nicht haben, weil du der Ältere bist. Aber ob du mir drohst, das ist mir ganz einerlei." Er hat sich das in der Nacht zurechtgelegt, und er hat gedacht, Christel würde wütend auf ihn losfahren. Aber sein Bruder sieht verlegen zur Seite ...

— Christel ist nicht mehr zu Haus; seit Ostern ist er in Brandenburg auf Schule und kommt nur des Sonntags. Swantus ist allein. Manchmal ruft die Mama ihn unerwartet zu sich herunter, wenn sie an kalten oder regnerischen Tagen im Wohnzimmer sitzt und an den bunten Stickereien arbeitet; es sind gelbe Vögel darauf, Blumen, Weintrauben. Swantus sitzt neben ihr, sieht zu, sucht die Farben aus, die sie gerade braucht. Er probiert etwas zu reden; aber je mehr er sich den Kopf zerbricht, um so weniger fällt ihm ein ...

„Fühlst du dich einsam ohne deinen Bruder?" fragt die Mama. „Möchtest du auch nach Brandenburg?" Swantus schüttelt schnell den Kopf: „Nein." Er weiß selber nicht recht, ob das Nein für beide Fragen gilt. Die Mama fragt allerhand anderes. Swantus ärgert sich über seine dummen, einsilbigen Antworten, da die Mama doch ganz offenbar eine richtige Unterhaltung in Gang bringen wollte. Er möchte etwas erzählen, wie Christel das so oft tut, damit die Mama lachen soll. Aber er bringt durchaus nichts heraus ... „Kannst du dich gut an deinen Vater erinnern?" fragt die Mama. Swantus erschrickt; er denkt: die Glocken, der Blu-

Digitized by Google

mengeruch — wie der Sarg versank, einen Augenblick noch über der Grube stand, von Blumen bedeckt, und versank ...

„Du warst noch sehr klein," sagt seine Mutter.

Sie will ihm davon erzählen, er begreift es nun, da sie ein anderes Mal von neuem die Frage stellt. Sie erzählt ihm. Sie zeigt ihm Bilder, auf denen sein Vater als Student war, als Offizier. Es gab auch eins, auf dem er ein kleiner Junge war wie Swante selbst.

Die Erzählung von der kleinen Stadt, in der er gewohnt hatte, und von dem Fluß und dem Haus und Garten ging sanft über Swantes Herz hin. Aber was sagte die Mama da? — Swantus griff nach der Lehne ihres Sessels, fragte: „Eine Frau?" — Und er hörte die Mama langsam noch einmal sagen: „Ja, er hatte eine Frau, sie starb nach kurzer Zeit." Swantus verstand es nun: Eine Frau, und die starb ... Er verstand, aber sein Herz blieb verwirrt. Er sah die Mama an, die nicht mehr stickte, sie war blaß und sah zum Fenster hinaus. War er denn so dumm und blind, daß er noch danach fragte? — Swantus fühlte, daß er die Mama trösten mußte. Was sollte sie denken von ihrem Sohn, wenn er so dasaß, als ginge es ihn alles nichts an? Er saß still; rührte er sich, so würde sie glauben, er wolle reden, und sie würde ihn ansehn.

Seine Mutter strich ein paarmal über die Tischdecke, dann hob sie schnell den Kopf auf und sagte: „Was hast du lieber, Wustermark oder Ramin?" — Swantus erschrak, dachte: ‚Jetzt kommt es darauf an.' Er überlegte. Er sagte schließlich: „Christel hat Wustermark lieber, aber ich Ramin." Seine Mutter lächelte ...

Es war gut vom Vater zu hören, aber lieber von anderen ... Der Förster sprach von ihm in einer bewundernden Art, ein bißchen entfernt, weil der Papa sein Herr gewesen war. Der Papa war mit ihm pirschen gegangen. Swante hörte die Jagdgeschichten an von Anfang bis zu Ende und manche doppelt. Aber es konnte ihn nicht langweilen, weil dies alles in einer unbegreiflichen Weise ihn zu verbinden schien mit seinem Vater, von dem er so wenig wußte. Manchmal erzählte der Förster allerhand, was sein Vater gesagt haben sollte. Er brachte es umständlich heraus in einem gewählten Hochdeutsch. „Die Hauptsache ist, daß Kinder da sind, Erben." Das hatte der Herr Graf gesagt. „Ja, nun müssen die jungen Herren bald heiraten und eine Gutsherrin ins Haus bringen." — Swantus denkt: ‚Da ist doch die Mama ...' „Es ist nicht gut," sagt der Jäger, „wenn alles nur auf zwei Augen steht." — ‚Was für ein wunderlicher Ausdruck,' denkt Swantus: ‚Zwei Augen?' — Sie gehen. Erst nach einer ganzen Weile findet er mit Erstaunen heraus: ‚Er meint meine Augen ...'

An den Sonntagen kam Christel und brachte seinen Freund mit. Der sagte gleich das erstemal: „So, nun wollen wir Leben in die Bude bringen." Er fragte nach allen Leuten, die da waren, und erfuhr, daß der Pastor zum Nachmittag käme. „Da ließe sich sicher was machen," sagte Arnim, der Freund. „Ißt er viel?" — „Ja, ja, furchtbar viel," schrie Swantus und trampelte vor Vergnügen. „Darum lädt die Mama ihn ja ein, er mag so gern Schokolade, und seine Frau kocht sie nie." — „Du, dem geben wir ein Mittel ins Getränk. Das wirkt kolossal bei gefräßigen Leuten," sagte der Arnim. „Aber Christoph darf es nicht wissen, der ist immer so vorsichtig." Und dann machte Arnim alle Grimassen vor, die der Pastor ziehn würde — Swantus lachte, daß ihm der Magen wehtat. Den ganzen Tag bis zum Nachmittag, als Swantus dem Ahnungslosen seine Tasse vollschenkte, wirbelte ihm das Blut in den Schläfen. Es fühlte sich an wie ein gräßliches Verbrechen, das man vorhatte, eine böse, gefährliche Geschichte, die bestimmt nicht gut abging. Hier geschah nie etwas, der Arnim hatte ganz recht!

Swantus sah starr auf den Pastor, als müßte der umfallen. Gleich würde er schrecklich bleich werden und einen Schrei tun ...

Aber nichts dergleichen geschah. Der Pastor schwätzte und schlürfte an seiner Schokolade — „Eine neue Qualität, nicht wahr?" sagte er plötzlich, und sah die Mama an. Die Mama antwortete, daß es noch die gleiche wäre wie immer. „Ein etwas öliger Geschmack," sagte der Pastor, und verzog den Mund. Swantus stand das Herz still — die Mama nahm die Kanne, schenkte sich ein — Swantus wollte sie hindern, aber seine Arme hingen schlaff an ihm herunter. — Er sprang auf, als die Mama die Tasse an die Lippen heben wollte, tat einen gräßlichen Schrei und fiel ...

Die Erinnerung kam ihm wieder, als er im Bett lag und Flüstern neben sich hörte. Jemand sagte: „Gehn Sie doch zu Bett." — Eine ganz traurige Stimme, die seiner Mutter, gab zurück: „Ich kann nicht, ich bin so unruhig." Dann sagte der andere: „Lassen wir ihn ausschlafen; es wird morgen alles gut sein, er hat kein Fieber." — „Sein Puls ist immer noch schnell," antwortete seine Mutter.

Ach, er liebte sie; sie sorgte sich um ihn.

Digitized by Google

Er würde keinen Ton von sich geben. Nie, niemals durfte sie erfahren, was geschehn war.

„Sie brauchen sich nicht zu sorgen," sagte der andere, der Doktor aus der Stadt war es, jetzt wußte es Swantus. „Gehn Sie, bitte." Dann waren sie beide eine ganze Weile still.

„Was kann es nur gewesen sein?" fragte die Mama. Der Doktor antwortete etwas Unverständliches, dann trat er, so schien es, vom Bett weg, ging zu der Mama, die immer noch beim Fenster stand, und sagte in einem sehr zärtlichen Ton: „Es ist gar kein Grund zur Sorge. Aber ich bleibe hier bis morgen früh. Wenn Sie nur schlafen wollten, Maria" ... Ja, so sagte er: ‚Maria' ... Die Mama ging.

Swantus schlief wieder ein. Einmal erwachte er, öffnete vorsichtig die Augen und sah den Doktor neben sich sitzen. Er starrte die Türe an, aus der vorhin die Mama gegangen war ...

Ach, es war nicht lustig, immerzu allein zu sein. Wenn er gewollt hätte, er wäre schon längst in Brandenburg wie Christel, gewiß. Aber er wollte gar nicht. Den ganzen Tag saßen sie in den abscheulichen Sälen, die weißgekalkte Wände hatten wie Gefängnisse. Immer zwanzig zusammen gingen sie hinaus und hinein, sie machten fürchterlichen Lärm. Und sie prahlten gewiß alle so wie Arnim. Und sie dachten sich widerliche Witze aus, deren man sich eigentlich schämen mußte ...

Aber würde er nicht viel vergnügter werden unter ihnen? Sichrer, klüger? Sie wurden gewiß nicht mehr traurig, wenn ein Leierkasten dudelte; sie würden keineswegs die ganze Nacht weinen, wenn ihr Hund starb ...

Nur die Lehrer sah er tagaus, tagein, von denen nun schon drei jede Woche angefahren kamen zum Unterricht. Manchmal fuhr auch Swantus zu ihnen in die Stadt oder nach Berlin, wenn es solche waren, die wenig Zeit hatten, und die wichtig waren für die Prüfungen. Wenn er zum Professor des Griechischen kam, empfing ihn die Frau Professor. Sie drehte sich immer verlegen zwischen ihren Möbeln herum in der kleinen, überheizten Stube, wo ein Sofa mit dem gräßlichen Umbau stand und ein Büfett mit Glasschalen, die häßliche, neusilberne Füße hatten. In der Mitte war ein Schränkchen, aus dem der Lehrer zuweilen eine Flasche nahm, von der Swantus „kosten" mußte. Eine ölige, süße Flüssigkeit war darin, die in seiner Gurgel sich unangenehm mischte mit dem Geruch der Küche. Über seinem Kopf spielte einer Klavier ...

Nein, es war nicht schön, in solchen Häusern zu wohnen. Vielleicht merkten sie es nicht so. Wenn man über den Flur ging, unterschied man deutlich den Geruch aus dem Badezimmer, wo sie die Wäsche aufhängten, von dem der Küche. Sein Mantel roch danach, wenn er ihn anzog, um das Haus wieder zu verlassen. — Er ist ganz beschämt, wenn die Frau Professor ihm freundlich irgend etwas anbietet, ganz betreten, weil sie so nach Gemüse riecht und gar nichts dafür kann, und bestürzt denkt er an seine Mama, mit der man sie unmöglich vergleichen könnte, und die immer schön angezogen ist und um die ein süßer, wunderlicher Geruch ist, wenn sie hereintritt.

Einmal klopfte es, während der Stunde. Es kam eine junge Dame herein, die blond war und weiß angezogen. Sie sagte: „Pardon, das ist wohl der junge Graf?" und stand in der Tür und lachte zu Swantus hin. „Wir haben Stunde; später bitte," sagte der Professor giftig.

Auf der Straße, als er gerade aus dem Hause trat, traf Swantus die Dame wieder. Sie lachte immer noch und kam auf ihn zu. „Ich habe wohl gestört?" fragte sie. „Ist die Stunde nicht sehr langweilig?" Swantus schüttelte erschrocken den Kopf. „Ach nein," sagte er; es war doch sicher die Tochter vom Professor. Sie fragte, wohin er gehe, und sie ginge auch in der Richtung. Sie redete die ganze Zeit ohne Pause, brachte ihn zum Lachen, zeigte auf komische Leute, die vorbeigingen, und ganz unerwartet zog sie ihn in eine Konditorei hinein und bestellte Torte und Schokolade. „Ich glaube, mein Zug geht eigentlich," sagte Swante. Die Dame, die Jenny hieß, wurde ganz aufgeregt. „Ach wo," sagte sie, und legte ihre Hand auf seine; „es gehn alle halbe Stunde Züge. Sie haben eben den vorigen versäumt, basta!" — Jenny aß sehr viel Torte und auch noch die, die er stehn ließ. Sie sah ihn immerfort listig an, als ob sie beide etwas ungeheuer Spaßiges vorhätten, und wenn er nicht aufpaßte, guckte sie vorsichtig um die Ecke.

Sie saßen schon mindestens eine halbe Stunde, und eigentlich wäre Swantus lieber weggegangen. — „Worüber sinnieren Sie denn, junger Graf?" fragte Jenny. Swantus fand sie albern und affig; er wollte ganz entschieden fort, und sagte, daß er nun gehn müsse. Aber Jenny rutschte auf einmal über einen Stuhl, der zwischen ihnen stand, weg auf das Sofa, wo er saß, tat die Arme um seinen Hals und gab ihm Küsse mitten ins Gesicht. Er stieß die Fäuste nach vorn, um sie loszuwerden, aber sie klammerte die Arme zusammen und da — wirklich, sie biß ihn auch noch in den Hals. „Infames Biest,"

Digitized by Google

schrie Swantus, sprang hoch und stieß dabei ungeschickt an den Tisch. Tassen und Teller flogen mitsamt der Jenny hinunter. Swantus sah sich nicht mehr um. Er lief zum Büfett, meldete das Unheil, bezahlte und rannte hinaus. Der Kellner dienerte verblüfft hinter ihm drein. Er lief, so schnell er konnte, durch die Straßen zum Bahnhof; er rannte die Leute um; sein Gesicht brannte ...

Er würde gewiß nie wieder in das Haus gehn. Aber der Hauslehrer, der ihn nach dem Befehl der Mama eigentlich begleiten sollte, durfte das natürlich nicht merken.

Berlin ist schrecklich groß, wenn man gar nicht weiß, was man anfangen soll zwei Stunden lang. Er geht kreuz und quer. Er hat Lust, etwas zu sehn. Da sind große Plakate vor einem Kino: ‚Des Leidens Erdenwallen,' steht darauf. Es ist sehr gräßlich und rührend, aber in so einer schleimigen Art, die einem übel macht. Der Mann ist immer betrunken und geht mit einer anderen Frau und gibt das Geld aus. Zum Schluß erscheint eine Schrift: ‚Du liebst eine andere, ich gehe in den Tod.' Eine Frau neben Swantus schluchzt ...

Als er zur Bahn geht, ist er noch ganz wirr. Er sagt sich leise vor: „Es ist Quatsch, geschmackloses Zeug," aber sein Herz bleibt unruhig. An der Bahn steht der Hauslehrer. „Hast du alles gewußt?" fragt er. Swantus nickt. Er hat das Kinoprogramm in der Hand. Aber der Hauslehrer lächelt vor sich hin, schnippt ein helles Fädchen von seinem Rock und steckt sich eine Zigarette an; er bemerkt nichts.

Aber gerade heute abend bei Tisch muß die Mama fragen, ob er glaube, daß er bei dem Professor gut fort käme, ob die Fahrt lohne. Swantus sagt erschrocken: „Ja." Die Mama kommt nachher auf ihn zu; er wäre so heiß, worüber er sich aufgeregt hätte? — Das war im blauen Zimmer, wo sie jeden Abend vor dem Zubettgehn mit ihm allein zusammensaß.

Swantus antwortete nicht. Aber die Mama ließ nicht ab. Sie sprach lange auf ihn ein. Sie sagte: „Ich verlange, daß du mir vertraust, Swante. Du weißt, ich würde leben und sterben um meiner Söhne willen. Und es ist ärmlich von dir, wenn du mir so begegnest." Swante wurde weich — ach, er redete sich alles so gern vom Herzen. Es ging fast von allein weiter, als er die ersten Worte gesagt hatte, von der Jenny und von den Küssen, und daß sie ihn gebissen hat — das Biest. Und wie er ängstlich zur Mama aufsieht, da macht ihr Mund ganz schnell eine sonderbare Bewegung, denn sie hatte die Mundwinkel hinunter gezogen, so wie, wenn man sich ekelt; und nun, als sie ihn angesehn hat, lächelt ihr Mund — „Ja, das ist wirklich ein Biest," sagt sie.

Swantus redet weiter von der versäumten Stunde, vom Kino, von der Rührgeschichte. Die Mama zieht ihn an sich: „Wie du mich angelogen hast mit der Stunde!" Swantus nickt.

Die Mama will ein Versprechen von ihm: Daß er niemals mit fremden Leuten geht, weder in Lokale noch in Theater noch sonstwo. Und: „Versprich, daß niemand dich anrühren wird," sagt die Mama und sieht ihm groß in die Augen. Swante sagt: „Ja" — er wundert sich, weil die Mama es so fürchterlich tragisch nimmt.

Im Winter war die Mama mit Swantus in Berlin. Es war seinetwegen. Sie wohnten nah vom Gymnasium. Swantus konnte seine Freunde einladen. Die Mama fuhr nachmittags mit ihm in den Wald; Sonntags nach Wustermark. Die Mama war gut zu Swante. Aber zuweilen klagte sie, daß es nicht schön wäre in der Stadt, und dann fiel es ihm schwer auf die Seele, daß es für ihn geschah, und daß er das hinnahm wie ein Hund das Futter. Er sprach davon, daß es nicht nötig wäre, in Berlin zu wohnen, daß er hinfahren könnte. „Ich kann dich nicht soviel allein lassen," antwortete die Mama. „Aber was soll mir denn passieren?" sagte Swantus. Die Mama sah ihn an, ruhig und zärtlich. Er fühlte, daß sein Gesicht heiß wurde. Er wußte nun, was die Mama meinte. Sah man nicht diese angemalten Frauen herumlaufen mit ekelhaft hellem Haar und großen Hüten darauf. Sie lachten einen frech an; eine hatte ihn angerufen: „Na, Kleiner." Aber er hatte es ihr gegeben: „Dumme Gans!" Die hatte sich wütend umgesehn ...

Sein großer Bruder wird ihm immer fremder. Er ist ganz wie ein erwachsener Herr. Er ist es leid, ein Junge zu sein. Sie nennen ihn zu Hause längst nicht mehr beim Vornamen. Er wurde Ostern Student.

Die Mama spricht sehr viel mit Christel, wenn er da ist, und wenig mit dem Jüngeren. Sie sitzen bis in die Nacht zusammen und sprechen über Christels Pläne. Swantus liegt im Bett ohne zu schlafen; er ist neidisch und unruhig. Aber es mußte wohl so sein. Christel war der Erste von ihnen. Gewiß würde es ihm überall besser gehn. Es wurde einem vorgeredet, man hätte sein Leben in eigener Hand; aber wahrscheinlich war es nicht so ... Ach, Unsinn, es würde schon alles kommen, auch zu ihm —

Man konnte bemerken, wie sehr sich die

Digitized by Google

Mama freute, daß Christel jetzt richtig erwachsen war. Wie sie ihn ansah, froh und sicher, als hätte er etwas Schwieriges vollbracht. Es hatte keinen Sinn, neidisch zu sein. Ewig lang noch würde es dauern, bis endlich das Leben anfing; aber sie redeten davon und freuten sich darauf. Vielleicht war er noch zu jung und ohne Erfahrungen, um verstehen zu können, was sie eigentlich erwarteten.

Aber auch sein Vater hatte gar keine Freude daran gehabt; wie wäre er sonst freiwillig gestorben ... Denn so war es. Er wußte es.

Indessen, wie sehr er auch nach der Erscheinung dieses Vaters verlangte, um durch sein Auge und sein Herz einzugehen in die Welt ... Es konnte niemals sein. Er war noch ein Kind gewesen. Sein Herz war leer von seinem Vater.

Nun lief der große Bruder, der zu Hause, wenn sie in den Betten lagen, immer sehnsüchtig gesagt hatte: ‚Wenn ich erst' ... lief in der kleinen Stadt, wo er studierte, herum mit der hohen weißen Mütze und buntem Band. Freundlich, aber ein bißchen von oben herab, behandelte er Swantus, der noch ein Junge war. Auf der Straße stieß er ihn an und zeigte auf Frauen, die ihm vertraut zulächelten, und ließ ein Wort fallen, aus dem der Jüngere sehn sollte, wie bewandert er war. — Nein, da irrte sich Christel; dies alles erschien dem kleinen Bruder jämmerlich und nichts mehr. Er wußte nun zur Genüge, worauf sie sich freuten ...

Auf der Straße begegnete ihnen eine Frau; sie sah eigentlich anders aus. Sie lächelte seinem Bruder zu. Christel grüßte sehr höflich und erfreut; er beugte sich schnell zu Swantus und sagte: „Sieh sie dir an." Swantus drehte sich zerstreut um. Die Frau drehte sich ebenfalls um; sie kam zurück. Sie reichte Christel die Hand, die er eilfertig küßte. Aber sie sah gar nicht hin; ihn sah sie an, ihn, Swantus! Swantus wurde rot, er bemerkte es zu seinem Ärger. „Schau, ist das aber ein schöner Junge," sagte sie dazu. Er sah, daß sein Bruder den Mund verzog ...

Dann ging sie mit ihnen. Während des Gehens sprach sie auf Swantus ein, neckte ihn, fragte ihn aus, wollte sein Alter wissen, und ob er schon einmal verliebt gewesen wäre. Swantus merkte ganz gut, daß es seinen Bruder ärgerte. Warum schließlich sollte er nicht auch einmal vorgezogen werden ...

War er nicht auch schon ein großer Kerl? Konnte er nicht weggehn, wenn es ihm zu dumm wurde ...

„Wenn Sie denken, meinen kleinen Bruder herumzuschleppen, Lariseé, so irren Sie sich," sagte Christel wütend. „Was für einen komischen Namen Sie haben," fuhr Swantus heraus. Sie lachte; zu Christel sagte sie: „Christel, spielen Sie nicht den Philister. Werde ich Ihren Bruder fressen? Nun also. Und Sie," — sie tippte Swantus auf den Arm, „Sie sind wirklich groß genug, um zu gehn, wohin es Ihnen beliebt. Im übrigen halte ich niemanden, der meine Gesellschaft nicht wünscht." Damit nickte sie höhnisch Christel zu, warf ihm einen kleinen Veilchenbusch, den sie in der Hand gehalten hatte, an den Kopf und ging.

Das sollte Swantus sich gefallen lassen? War er Christels Papagei! Wenn der sich zankte, was ging es ihn an? Und diese mit dem komischen Namen war gewiß sehr nett und lustig. Swantus ging ein paar Schritte neben seinem Bruder her, der wütend die Veilchenstengel von seinem Rock klopfte; dann machte er einen großen Satz und lief, so schnell er konnte, hinter Lariseé her. Sie drehte sich zu ihm um und sagte: „Na, also!" Weiter sagte sie nichts. Swantus stapfte nebenher. Er sah sie vorsichtig an. Sie hatte sehr kleine Füße, aber die trippelten nicht, sondern wurden fest und gleichmäßig aufgesetzt. Sie schlenkerte ein bißchen mit den Armen beim Gehen. Plötzlich sagte sie: „Ihr Bruder ist in mich verliebt, kleiner Swante." Sie hatte ein kühles, eitles Lächeln dabei. „Das heißt, es ist hier bei den Studenten guter Ton, mich anzubeten. Aber sie gefallen mir nicht besonders."

Swantus ärgerte sich. Wie sie groß daher redete. Er fragte: „Warum wohnen Sie denn hier?" Lariseé sah ihn erstaunt an und lachte. „Mein Mann ist hier Professor," sagte sie. — Einen Mann also hatte sie, und Professor war er ... Swantus wunderte sich so, daß er einen Augenblick den Mund weit aufsperrte. Sie sah das und blieb stehn. „Ja, wofür haben Sie mich denn gehalten?" sagte sie. Swante wurde sehr rot — greulich, wie man das fühlte, daß es einen rot übergoß. Er wandte das Gesicht ab.

„Ihr Bruder ist ein ganz netter Kerl," sagte Lariseé. „Aber er ist sehr egoistisch, und er denkt etwas zu real. Mein Gott, er muß eben eine vernünftige Frau bekommen." — „Wieso vernünftig?" fragte Swantus. Sie sagte: „Dumme Frage. Sie, Swante, können eine phantastische, verdrehte, romantische Frau heiraten, wenn sie nur zündet; aber Christel muß eine haben, die ruhig ist, an das Erreichbare denkt und keine Szenen macht. Er verträgt das nicht." Swantus lachte. „Woher wollen Sie denn das wissen?" fragte er. Lariseé wollte nicht antworten,

Digitized by Google

wie es schien. Und erst, nachdem Swantus noch ein paarmal diese Frage gestellt und gebettelt hatte, sie sollte es ihm sagen, sah sie ihm fest in die Augen und antwortete: „Ich fühle das. Ich habe schon viele Männer versucht."

Swantus dachte: ‚Viele — wie viele? —' Er wagte nicht aufzusehn und schämte sich. Lariseé sah in sein gesenktes Gesicht: „Erschrecken Sie nicht, kleiner Swante," sagte sie. „Sie haben noch so zarte Begriffe, Sie werden auch herumprobieren, bis Sie am Ziele sind. Es ist nicht gut, stecken zu bleiben in den Anfängen."

„Ich werde nicht herumprobieren, wie Sie das nennen," antwortete Swantus.

Wenn nur die Mama diesen unangenehmen Hauslehrer nicht mitgeschickt hätte. Alles Bitten hat nichts geholfen. „Wenn du dir für einen Hauslehrer zu alt bist," sagte sie, „so nenne ihn meinetwegen Hofmeister. Mit solch einem zogen früher alle vornehmen jungen Leute auf die Universität." Die Mama hat es ihm wahrscheinlich so eingeschärft, und darum hängt er einem dauernd an den Fersen. Wenn es Christel zu bunt wird, schwenkt er seinen weißen Stürmer, und ist, ehe man es sich versieht, um die Ecke. Da steht man mit dem Lehrer. — Aber Swantus hat herausgefunden, daß dieser Herr einen bestimmten Biergarten bevorzugt, wo er angeblich frühere Kommilitonen trifft; aber Swantus sagt, das Bier dort schmecke ihm nicht, und er hat es mit einiger Mühe dazu gebracht, daß sie sich schweigend trennen und ebenso wortlos nach ein paar Stunden an der gleichen Stelle wiederfinden ...

So kommt es, daß er mit Christel zum Abendschoppen gehn kann, und daß Christel, der nicht viel Wert darauf legt, wie es scheint, ihn mitnimmt zu Lariseé.

Swante denkt schon den ganzen Tag darüber nach, wie es wohl werden wird bei ihr. Es kam ihm so sonderbar, ganz unglaubwürdig kam es ihm vor, daß sie einen Mann hatte, und daß es derselbe war, den er groß, blond und von sehr kleinbürgerlichem Aussehn hatte auf dem Katheder stehn sehn; auf dem Platz, wo Swantus saß, war ein abscheuliches Bild eingekratzt mit einem gemeinen Vers darunter. Es ekelte ihn, aber da war eine widerwillige Versuchung hinzusehn; schließlich legte er sein Heft darauf.

In Lariseés Zimmer hingen wunderliche Bilder an den Wänden; vor dem einen war ein Vorhang von Brokat. Man müsse es nur ansehn, wenn man es wirklich brauche, sagte sie. Es sei nicht für Alltags. Eine schöne Schale mit Rosen stand auf dem Tisch. „Solche will ich von Ihnen haben, wenn ich gestorben bin, Swantus," sagt sie ... Der Professor tätschelt ihre Hand, in seinem Gesicht steht ein linkisches Lächeln ...

Sie raucht fortwährend, sitzt neben Swantus und steckt ihm Bonbons in den Mund. Der schwarze Herr neben Swantus spricht über ihn weg mit ihr von Geistern. Sie ziehen dann einen Tisch heran und Swantus sieht zu, wie sie mit den Fingern ein Glas darauf herumschieben, zu Buchstaben hin, die in der Runde liegen — Er lacht; aber der Ausländer sieht ihn giftig an: „Sie stören den Geist," sagt er. Swantus verschluckt mühsam sein Lachen. „Ach, wirklich?" sagt er frech. Lariseé gibt ihm einen Klaps. Sie fängt an den Geist anzureden. Irgendeiner schreibt auf, was herauskommt; Swantus achtet nicht darauf ...

Auf einmal drängen sich alle zusammen; es wird still; Swantus sieht auf: Lariseé hält ein Papier in der Hand und liest vor: „Du Narr mit dem bunten Namen, schwer ist die Erde! ..." Die meisten lachen. Lariseés Gesicht ist ohne Bewegung. „Nun, was kommt noch?" schreien die anderen. „Ach, nichts; nichts weiter," antwortet Lariseé ... Alle schweigen, der Rumäne reißt mit einer groben Bewegung das Papier an sich. „Sieh dich vor, Knabe, eine goldene Kirche zerbricht euch!" liest er ...

Alle, die im Zimmer waren, sahen Swantus an; mit einem einzigen Ruck fuhren ihre Köpfe auf ihn zu. Ein kaltes Gefühl kroch ihm den Rücken hinauf. Er sah nach Christel. Der war aufgesprungen: „So ein unsinniges Zeug," schrie er. „Ihr macht den Jungen noch ganz verrückt." Lariseé sieht böse nach ihm hinüber. „Es gibt schließlich mehr Knaben auf der Welt, als euch zwei," sagt sie.

Die Stadt lag dunkel unter ihnen, als Christel und Swantus den Berg hinab nach Hause gingen. Keiner sprach. Von hinten kamen die Stimmen der Heimkehrenden, sie verloren sich seitwärts. Dann schlug hin und wieder eine Tür ins Schloß. — Als sie am Markt vorbeikamen, sagte Christel laut und fest: „Swantus, glaub' nicht an den Unsinn!" — Swantus, der aus seinen Gedanken auffuhr, gab leise zurück: „Ach, ich glaube schon nicht daran. Aber man wird doch daran denken ..." Eine unbegreifliche Zärtlichkeit war in seinem Herzen.

Nachts saß Christel an seines Bruders Bett. Er wäre nicht müde; es säße sich viel gemütlicher so ... Das Fenster war offen, und zuweilen kam die Luft von draußen vorüber an ihren Gesichtern ...

Swantus dachte an dieselben Worte, an die auch der Bruder dachte, gewiß; aber keiner sprach davon. Man wußte vielleicht

Digitized by Google

Verfolgung. Gemälde von Rudolf Treumann
(München, Galerie Paulus)

Digitized by Google

Digitized by Google

gar nicht, daß man auf dieser Spur wanderte ... und nur ein unbegreifliches Weichwerden, das immer kommt, wenn von Schicksal, von Jugend, von Heimat die Rede ist, zeigte den Weg an.

„Ich möchte wissen, was so aus einem wird," sagte Swante. Sein Bruder lehnte sich zurück, streckte die Arme vor sich, als wäre irgend etwas da, was er ergreifen könnte — „Was soll werden," sagte er. „Männer eben, Frauenjäger oder Pedanten, Arbeitstiere oder Schwätzer, das kommt ohne Kopfzerbrechen. Weißt du, Swante, so was überlegt man sich immer, ehe es beginnt. Hat man einmal angefangen, so findet sich schon von allein die Richtung, wohin die Reise geht."

„Vielleicht bei dir, Christel. Was mich angeht — ich weiß es nicht. Zuweilen denke ich, man müßte eines Tages an eine Stelle kommen, wo es möglich wäre, mit einem schmerzlichen oder doch schweren Entschluß oder irgendeiner Tat den großen Aufschwung zu nehmen, der einen an das Ziel brächte —"

„Was für ein Ziel denn?" fragte Christel. — Swantus zögerte. Dann sagte er: „Wer kennt das Ziel . . ."

Er kann nicht einschlafen; er liegt still, mit offnen Augen, als sein Bruder schon lange das Zimmer verließ. Auf der Wand segeln, bewegt vom Mondlicht, die Schatten der Blätter vorüber ...

„Na, Swante, immer noch versonnen wegen gestern abend?" fragte Christel am anderen Morgen. Er saß am Tisch, aß und hatte ein Buch neben sich. Swantus lenkt ab. Er hat gar keine Lust davon zu reden. Er fragt, was Christel heute vorhabe? — „Weißt du das wirklich nicht?" sagt sein Bruder. Nein, Swantus hatte keine Ahnung — „Hast du mir nichts angemerkt? Ist das so schwer? Verliebt bin ich! Ich möchte die Larisee haben, weißt du. So eine wirkliche Frau ist eben etwas anderes als diese jämmerlichen Wesen, die so herumlaufen, und die jeder kriegt. Wie widerlich ist es alles; in welche Häuser laufen sie."

„Es ist scheußlich," sagt Swante. Christel wird eifriger. „Kaum sind sie im Zimmer, so beginnen sie auch schon mit der Toilette."

„Ach, sprich nicht davon," sagt Swante erregt. Sein Bruder lacht. „Na ja, mit Larisee ist das natürlich anders. Sie geht nicht darauf aus. Es würde ein Kampf sein, sie zu bekommen, oder mindestens ein schönes Spiel." Swantus fragt: „Liebst du sie?" — Sein Bruder zieht mit einem schnellen Ruck die Beine an sich und springt auf. „Weiß man das?" sagt er. „Es kommt auch gar nicht darauf an. Man kann nicht immer gleich mit der sogenannten großen Passion bei der Hand zu sein. Es genügt, daß man eine Frau haben will, und nur diese." Swantus wird heiß im Gesicht ...

Swantus will nichts mehr davon hören. Er vermeidet es, von Larisee zu sprechen; er drückt sich um den Namen herum. Und er wird diesen widerlichen Zusammenhang nicht los, den Christels Erzählung daran geknüpft hat . . . Es hilft nichts; er muß immer daran denken, daß es Frauen gibt, die man für Geld haben kann. Er preßt das Gesicht in seine Kissen und schluchzt heimlich in der Nacht. Er — er liebt Larisee! Und Gott soll ihm helfen, daß er von allem diesem nichts weiß, wenn er ihrer gedenkt ...

Gottlob sein Herz ist wieder rein. Er kommt aus dem schönen Tal zurück, das hinter der Stadt liegt. Sanfte Birken schaukeln ihr Gold über seinen Wiesen ...

Er geht die Johannisgasse hinauf — vor ihm steht das Tor mit der schönen silbernen Pappel. Er beginnt vor sich hin ein Lied zu singen beim Gehen. Er denkt wieder an Larisee ...

— Seine Mutter hat geschrieben, daß er nach Hause kommen solle; zwei Tage noch höchstens. Es würde keinen Sinn haben, zu bitten, denn man wußte zur Genüge, was das hieß, wenn die Mama schrieb: ‚Ich bin erstaunt.' Der Lehrer verfaßt ein langes Schreiben, um sich zu entschuldigen, und als er fertig ist, stürzt er in seinen Biergarten, und Christel berät mit Blum, dem Diener; ja, der wußte in der langen Zeit auch, was das hieß, wenn die Mama ‚erstaunt' war ... Blum will ein Abschiedsessen besorgen. Swantus läuft auf die Straße.

Hier stand er einen Augenblick und sah die Leute an, die von der Arbeit kamen und heimgingen, und sah in den winzigen Fischladen gegenüber. Es kam ein klebriger Salzgeruch zu ihm; von wo anders her roch es nach Fleisch. Eine plötzliche Trostlosigkeit überfiel ihn; war es nicht lächerlich, den Kopf hängen zu lassen, weil man nach Haus zurückkehren sollte von einem Besuch, der niemals für lange geplant gewesen war ...

Er ging weiter bis an den Fluß. Aber das war erst recht verkehrt; es machte keineswegs froher, in das graue Wasser zu sehn, das so eilig und zwecklos vorübermußte. — Weiter also! Vielleicht sollte er auf den Jenzig steigen, auf dem immer noch Sonne lag, wenn schon die Stadt im Nebel verschwand. Nein, so weit ging sein Ehrgeiz nicht. In den Prinzessinnengarten aber — zu dem schönen Gartenhaus, das ganz eingepackt ist in Efeu und Rosen. Er steht davor und buchstabiert den Spruch heraus: ‚Ludimus, interea celeri

Digitized by Google

nos ludimur hora' — ‚Während wir spielen, spielt die eilende Stunde mit uns.' —

Eine Stimme, die er kennt, ruft seinen Namen. Es ist Larifeé. Er geht mit ihr hinein.

In der Stube ist es noch auffällig hell, ein Widerschein der vergoldeten Himmelswolken. Larifeé zeigt ihm das Haus, das dem Fürsten gehört und das sie mit vieler Ausdauer den Behörden abgebettelt hat. In dem großen Gartensaal ist man so herrlich ungestört hinter den enzianblauen Gardinen. „Erst pilgerte die ganze Stadt hierher," sagt Larifeé. „Die Professorsgattinnen dachten ihren Kaffee hier zu nehmen. Aber ich ließ sie klopfen, bis sie genug hatten, und machte nicht auf; bösartig und verschwiegen saß ich hinter meinen Vorhängen. Nun kommt keiner mehr, außer so einem kleinen Vagabunden, der gar nicht einmal her wollte."

„Doch," sagt Swante, „ich wollte her, denn ich muß Abschied nehmen." Er erzählt, daß er reisen muß, und daß nun die Arbeiterei für das Examen losgeht, und daß er viele Monate nicht wird herkommen können. Und während er redet, sieht er plötzlich auf und bemerkt, daß Larifeé ein ganz bekümmertes Gesicht hat, und ohne Vermittlung fällt ihm ein, daß sein Bruder sie haben will ...

„Erzählen Sie weiter," sagt Larifeé. Aber er kann nicht mehr. Ja — sein Bruder will sie haben, und wird sie bekommen, wie er alles bekommt, was er will. Er wird hier sitzen hinter den blauen Vorhängen ... Als Swantus das denkt, verzieht er ohne zu wollen den Mund. „Warum machen Sie so ein verächtliches Gesicht?" fragt Larifeé.

Swante weiß keine Antwort. Einen Augenblick steckt er den Kopf in die Hände, und dann springt er auf, und will fort, und hält nur noch ganz schnell ihre Hand fest, ehe er hinausläuft ... Vor dem Gartenhaus gehn zwei Studenten hin und her.

— — — — — — — — — —

— „Graf Christel ist spät nach Haus gekommen," sagt Blum. Er steht an Swantes Bett mit dem Kaffee. Das hat Swantus gern; aber zu Hause erlaubt die Mama es nicht. Blum steht immer noch neben ihm, obwohl er längst beim Essen ist; es scheint, er hat etwas auf dem Herzen; ja, natürlich. „Ich hab' sollen den Christel bewachen, damit er gesund bleibt an Leib und Seele," sagt Blum feierlich. Swantus muß erst alles übrige mühsam herausfragen: Christel hat sich mit einem Studenten gestritten gestern nacht, und hat ihn gefordert auf Pistolen, im Galgenwald, heut nachmittag um sechs ...

Swantus erschrickt; er fühlt, wie sein Herz einen Augenblick stillsteht — sicher ist er blaß geworden vor Schreck, Blum sieht ihn so sonderbar zärtlich an. „Was sollen wir denn nur anfangen?" fragt Swante, und glücklicherweise weiß Blum Antwort. Er wird den Rektor benachrichtigen oder die Polizei. Und vorher wird er den Korpsdiener gründlich ausfragen.

Blum ist gegangen, und Swantus blieb allein, immer angefallen von dem Gedanken: ‚Wenn Christel erschossen wird' — Nein, was seine Mutter tun würde, wagte er nicht auszudenken, wenn er sich daran erinnerte, wie sie vor seinem Bett auf den Knien lag, damals, als Christel ausgerückt war. Es war unmöglich, vor sie hinzutreten, und anzugeben, daß man selber lebte, während Christel tot war. Unnütz zu überlegen. Es war nur das eine möglich, ihn zu schützen. Da war die Einwirkung eines anderen Geistes und Gefühls auf sein Herz, und diese war so stark, daß er nicht ausweichen konnte. Die einfachsten Prämissen waren beiseite geschoben. Er war nicht mehr der Junge, nicht mehr Bruder, sondern allein das große Herz, das in einem jeden von ihnen geschlagen hatte, das niemals zurückweichen durfte bis zum Tod.

Swantus lief aus dem Haus, ging zur Kneipe, fragte die ganze Begebenheit aus Kellnern und Schankmädchen heraus. So war es: Der Student Schachtschabel — was für ein alberner Name — hatte unsaubere Sachen geredet über Larifeé — Er wollte beobachtet haben — aber die Ausgefragten brachen ab und wurden verlegen, und es sei ein Fremdwort gewesen. Weil Swantus nicht nachließ, brachten sie ihn schließlich zum Wirt, der etwas Latein konnte, wie sich das gehört für einen Studentenvater, und der endlose Vorreden hielt, wie es käme, daß er das Studium hätte müssen an den Nagel hängen, und wie sein Vater gesagt hätte ... Aber Swantus fuhr dazwischen, und endlich zog er alles ans Licht: Der Student wollte gesehn haben, wie Larifeé den jungen Herrn in veneribus einführte ...

Swantus ging nach Haus. Was sollte das heißen? Nein, man brauchte weiß Gott nicht viel Latein dazu. — Und das sollte Larifeé ihm —

Aber dem Schuft wollte er an den Kragen. Es war schnell festgestellt, wo dieser sogenannte Student wohnte, ob er zu Haus war, wann und wohin er wegzugehn pflegte. Und es stimmte alles, und der Schuft war kleiner als Swante, Gott sei Dank, und so konnte man von oben prügeln; und als jemand die Peitsche wegriß, bekam Swante beide Hände frei, und griff den Kerl an den Schultern und schüttelte ihn, und stieß ihn um, so daß

Digitized by Google

sie beide im Dreck lagen; aber dann fühlte er einen gräßlichen Schlag an der Schläfe und sah viele Menschen; einer schrie: „Bravo, Kleiner!“

Als man ihn auf die Beine stellte, war da ein Schutzmann, der die Namen aufschrieb, und, Gott sei Dank, wegging, ohne einen zu verhaften, und nur fragte, ob er Swantus unter den Arm fassen sollte, aber Swantus erschrak zu Tode und wollte um keinen Preis von einem Schutzmann geführt werden. Er dankte, lachte, so gut es ging, und ging langsam fort

— — — — — — — — —

— So ist es: Man tut die Dinge, weil es von innen heraus heißt: ‚So mußt du handeln!‘ Aber wenn man fertig ist damit, hofft man doch auf irgendein Lob oder eine Billigung mindestens, und das Herz wird bitterböse, wenn sie alle über einen herfallen. Und noch mehr, man wird sehr traurig, wenn gerade der, den man schützen wollte, die Achseln zuckt über die ganze Geschichte und sagt: „Es war meine Sache, den Kerl zu züchtigen.“ — Aber plötzlich muß Swante lachen über das alberne Wort.

Mitten hinein in diese Enttäuschung klingelt es, und Larifeé kommt ins Zimmer. Sie geht auf Swante zu und küßt ihn auf den Mund und lacht und lobt, daß er den Schachtschabel tüchtig versohlt hätte. „Na, das ist doch Geschmackssache,“ sagt Christel. Aber Larifeé dreht sich zu ihm um. — „Nein, nein,“ antwortet sie. „Für so einen Verleumder gehört Prügel und nicht eine Duellkomödie. Der Rektor sagt es auch.“

Und dann erzählt Larifeé: „Der Schachtschabel soll sich unterstehn,“ sagt sie. Sie hätte ihren Mann auf die Beine gebracht. Und dem Swantus werde kein Haar gekrümmt, dafür käme sie auf. Und heute abend würde sie den Jungen feiern, wie es ihm zukäme.

Aber daraus wurde nichts, denn Swantus war ein paar Tage krank; man mußte die Heimreise verschieben, und hatte Mühe, die Begebenheit vor der Mama zu verbergen.

— — — — — — — — —

— Zuweilen, als Swantus wieder zu Haus war, fand er sich ganz lange irgendwo sitzen und nachdenken. Es nahm so überhand, daß er Arbeitsstunden und Essen vergaß, nicht auf die Glocke hörte, und das ganze Unheil erst gewahr wurde, wenn jemand nach ihm rief. Er hatte sogar die Mama einmal warten lassen — fünf Minuten lang hatte sie im Wagen gesessen, und sie hatte den ganzen Weg kein Wort gesprochen, außer diesem einen Satz: „Auf deinen Vater habe ich niemals warten müssen.“

Swantus nahm sich jeden Tag von neuem vor, pünktlich zu sein, aber, was er auch unternahm, er ließ in einem unbewachten Moment davon ab und glitt in die Gedanken hinüber. Was für Gedanken? Es gab allerhand. Durfte man der Liebhaber einer verheirateten Frau sein? War das zu tun recht? Ach, an Recht und Unrecht dachte Swantus nicht — Oder es waren auch andere Dinge, unwirkliche Phantasien . . . Feinde kamen darin vor. Fremde, bewaffnete Männer, die in die Häuser stürmten, und denen man entgegentrat an eines Hauses Schwelle.

Warum war das so schön, zu träumen, daß man treu gewesen wäre bis in den Tod . . .

Vielleicht gab es Krieg, und man könnte losgehn mit den ersten und ließe das Leben irgendwo in einer brennenden Stadt.

Nein, es war nichts zu tun übrig. Es war alles Humbug und Schwindel. Er kam wohl in die Jahre, wo die Jungen schwärmen, und wo diese Verliebtheiten anfangen und all das ekelhafte Zeug. Und die Männer vergaßen darüber Pflicht und Ehre. Warum taten sie das? Da ist irgend etwas, das lockt sie, und scheint eines schönen Tages mehr wert und köstlicher zu sein als Ehre und Pflicht.

Oh nein, Swantus würde Ehre und Pflicht nicht hintansetzen. Es war nicht einmal gut, daran zu denken. Zum Teufel damit. War es nicht wichtiger, etwas Ordentliches zu werden. Man brauchte sich nicht einmal umzusehn. Was zu tun war, stand ohne Umstände vor einem.

Wie wunderlich das: Sobald man in die Bücher hineinkroch, ohne zur Seite zu sehn, erwiesen sie sich dankbar dafür. Es gelang ihnen, einen den ganzen Tag zu beschäftigen, so daß man sogar die ersten Bälle beim Tennis nur ganz wirr herumwarf. So daß man erstaunte Blicke vom Reitlehrer einheimste, und der einen fragte: „Na, junger Herr, verliebt?“ — Da wachte man auf sozusagen und lachte, und erzählte dem Reitersmann von Elli und ihren blonden Zöpfen, und der glaubte natürlich alles, und wollte bei Elli vorbeireiten, und entpuppte sich als genau so ein Kuppler wie sie alle.

— — — — — — — — —

— Dann, eines Tages, hatte man die Schule hinter sich. Es gab ein Fest in Wustermark, und Christel kam, und der Onkel hielt seinen Toast. Abends saßen sie auf der Terrasse im Mondlicht und schwiegen, nur der Onkel sagte ab und an ein paar Worte: „Ja ja, aus Kindern werden Leute“ und so. Seine Zigarre hielt er gerade aus-

Digitized by Google

gerichtet vor sich hin. Die Mama sah über sie alle fort in die Parkbäume. Und ganz unvermittelt stand sie auf, küßte Swantus auf die Stirn — und ging langsam fort. „Ja ja," sagte der Onkel, „damals bei der Taufe war es ganz so ein Abend wie heute, nur viel wärmer." —

— — — — — — — — —

— Blum hat eine Girlande über der Tür aufgehängt zum Empfang. Larifeé hat Schokolade geschickt und eine Torte. Aber Swante will gar nichts davon wissen. Das sind Leckerbissen, und er ist kein Junge mehr. Sie sollen ihn endlich für voll nehmen; er ist Student.

Es ist ausgemacht, daß man nichts zu tun braucht die ersten Semester. Aber nun steht man da, hat die Bücher beiseite gelegt, und man weiß nichts Besseres anzufangen. Christel ist schon halb wieder fort — die kleine Stadt langweilt ihn. „Wir müssen über die Zeit hinwegkommen, wo das Gefühl sich allzusehr breit macht," sagt er. Und als Swantus ihn verwundert ansieht, lacht er: „Wir ganz besonders müssen das. Das steckt uns im Blut, weiß der Teufel woher; wahrscheinlich vom Vater." Swantus wird unsicher. Sitzt da nicht manchmal so eine Art Weltschmerz in seinem Kopf? — Dann redet er sich zu: ‚Dummes Zeug. Mir geht es doch ganz gut. Und vielleicht ist das so, wie Christel meint ...'

„Siehst du, Vater hätte auch können ganz glücklich sein und zufrieden, und es brauchte gar nicht so zu enden!"

„Wie denn enden?" fragt Swantus erschrocken, und denkt, kaum, daß es gesagt ist: ‚Hätte ich nie gefragt —' Sein Bruder sieht ihn verlegen an. Er schweigt eine Weile. Endlich sagt er: „Weißt du denn nicht, daß Vater sich erschossen hat?" —

Auf einmal ist alles wieder da, wovon das Herz voll war an dem Tage, als der Sarg versank. Swantus sieht seines Vaters große Gestalt mit den Augen, die über sie alle fort in die Ewigkeit blickten. Er fühlt die warme, zärtliche, sichere Hand, die allzu kurz über seiner Kindheit gelegen ...

Es ist, als wäre der andere sein Bruder nicht, oder doch nicht dieses Vaters Kind. Er fühlt das ganze Leid allein auf seinem Herzen.

Christel will ihm zureden, aber Swantus weiß das, ehe er anfängt, und weicht vorsichtig aus; er hätte davon gewußt, natürlich, und nur die näheren Umstände wären ihm nicht bekannt. Und gewiß wäre es nicht ganz begründet gewesen, nicht notwendig. Nein, nicht notwendig.

— — — — — — — — —

Larifeé war gut. Immer durfte Swantus zu ihr kommen. Er durfte im Gartenhaus arbeiten oder lesen. Wenn sie ruhte, saß er neben ihr auf dem langen Diwan. Er tat auch nichts, er legte ihre Hände in seine; bog die Finger hin und her, so daß sie in sanfter Rundung standen oder böse und stachlig wie Krallen. Er wagte nicht, sie an sein Gesicht zu bringen, aber sie müßten weich sein ...

Larifeé hatte geschlossene Augen. Ihre Hände überließ sie ihm ganz und gar, so als wären sie kaum noch ein Teil von ihr. Zuweilen fragte sie, ob er sich freue. Aber Swante wußte keine Antworten. Und Larifeé achtete gar nicht darauf. Ach, gewiß, sie dachte an andere Dinge, und dann fing man ganz vorsichtig und sacht davon zu reden an, von diesem Wort, das sich so zärtlich anhörte — von Frauen ...

„Es ist nicht so gut und zart, wie Sie das träumen, Swante," sagte Larifeé. „Es sieht nur so aus. In Wahrheit liebt ein jeder nur die eigene Exaltation. Er wünscht um keinen Preis gestört zu werden; er wütet, wenn unter den süßen Früchten seiner Mahlzeit einige bitter schmecken."

— „Ist das so?" fragt Swante. Dann lächelt er: „Ich glaube es nicht." Larifeé hebt den Kopf, sie sieht ihn groß und erschrocken an: „Du süßes Kind," sagt sie.

— — — — — — — — —

— Es gab viele solche Abende. Man gedachte jedes einzelnen von ihnen, und vergaß sie doch. Immer standen die Straßen sanft und vertraut um einen herum, hoben sich groß und fremd die Berge, und hing der Himmel darüber schwarz und niedrig oder ausgespannt in schimmernder Kuppel mit Mond und Sternen.

Eine Reihe von Tagen und einer an deren Ende ...

Gewiß, man ging fast jeden Tag in den großen, langeckigen Bau, um zuzuhören, und verbrachte viele Abende mit anderen Studenten auf dem Markt, wo gesungen wurde, getrunken, gegessen. Man tat mit, und geriet in Rührung bei ihren schönen, rührseligen Liedern. Und wenn es zu Ende war, ging man langsam und verträumt auf eine der matten Laternen zu und nach Haus.

So war es. Man hatte ja auch schon oft das Schachspiel vor Larifeé aufgestellt, und dabei die schön geschnitzten Figuren bewundert — besonders das Pferd mit dem zwinkernden Auge — Man hatte viele Male seinen roten Turm oder Läufer angehn lassen gegen die weiße Königin. So oft das alles. Aber als das heute geschah, als man sagte: „Gardez la reine," und Larifeé herausfor-

Digitized by Google

dernd ansah, stand sie auf und warf das Spiel um. Sie sagte: „Ich mag nicht mehr, gehn Sie fort, Swantus."

Warum war Swantus nicht böse? Warum sagte er gar nichts, sondern kroch in den Ecken herum, um die Figuren aufzulesen, die auf der Erde lagen? Gewiß, er war ganz demütig. Er war entschlossen, alles zu tun, damit Lariseé wieder gut würde. Es war schrecklich und ganz unmöglich auszudenken, daß er nicht mehr würde herkommen dürfen, und müßte die Abende allein sein. „Was habe ich Ihnen getan?" fragt er, und kommt näher und sucht nach ihrer Hand. „Ich sage, gehn Sie," antwortet Lariseé. Sie sagt das drohend und bitterböse; und also nimmt Swantus seine Bücher zusammen und geht.

Aber warum nach Hause gehn? Gerade nicht! Am Markt fällt eine Horde Studenten über ihn her — „Mitkommen!" — „Wohin wollen wir denn?" schreien sie. Swantus geht mit; er wird sich schon ohne Lariseé amüsieren, wenn sie so bös' ist. Es ist ganz lustig, und ein paar Witze haben sie immer vor, und schließlich ist man ja nicht von Zucker. Swantus erfährt, daß sie gerad' auf dem Weg sind zu der kleinen süßen Soubrette aus der Dollarprinzeß . . .

Er besinnt sich. Aber dazu ist gar nicht Zeit. Sie sind schon drinnen und einer holt süßen Wein, den Swantus sehr gern trinkt, und er wird mal probieren, was er verträgt — Holla, der kleine Bins liegt schon unten und bekommt ein Kissen unter. Sie johlen bereits alle und sind ziemlich erledigt, aber Swante sitzt noch ganz gerade da und neben ihm die Gretel, die ihm einschenkt.

Auf einmal sitzt sie gar nicht neben ihm, sondern auf seinen Knien — und ob er sie tragen könne? Na ob, das wäre noch schöner! Er hebt sie auf, und die anderen brüllen Bravo! dazu und bauen sich auf rechts und links und Swantus marschiert geradaus weiter und kommt in ein anderes Zimmer. Es wird ihm bei alledem vor den Augen etwas wirr, und dann liegt er irgendwo neben der Gretel, und die fängt an, ihn zu küssen, schnell und habgierig . . .

Aber es ekelt ihn plötzlich bis ins innerste Herz.

Dann wird sein Kopf ganz klar, er weiß: Die anderen haben das alles so eingefädelt, sie necken ihn ja schon lange: ‚Tugendbold, Weiberfeind' — Teufel — das wäre doch eine famose Gelegenheit, ihr Geschwätz los zu werden — Aber die Gretel stört ihn. Küßt und beißt — daß sie das nicht lassen können —

Swantus springt auf, schließt die Tür ab, die anderen johlen. „Laß das," sagt Swante. „Du kriegst Geld, wenn du tust, als hätt' ich dich gehabt." Die Gretel fährt hoch und wird ganz sachlich. „Also so bist du? Gut. Wieviel?" sagt sie und sieht ihm gierig in die Augen. „Sollst schon zufrieden sein," sagt Swante und lacht und küßt die Gretel am Hals. „Also denn hol' ich mir's morgen um zwei Uhr," sagt Gretel. Sie ist Feuer und Flamme und flüstert eine lange Geschichte in Swantus' Ohren hinein von einem Prinzen und ihrer besten Freundin und einer platonischen Liebe. „Ganz platonisch," sagt sie laut und feierlich. Swantus lacht —

Er kommt ganz mechanisch, rechter Fuß, linker Fuß zu Hause an. Blum wartet und nimmt ihm die Sachen ab. Als er im Bett liegt, steht Blum einen Augenblick in der Tür und betrachtet ihn mit sorgenvollem Gesicht. Swantus wirft sich auf die Seite —: „Geh nur schlafen, guter Blum; es ist alles in Ordnung."

— — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag schwänzt Swantus. Das gehört dazu, wenn man eine Geliebte hat. Er packt das Geld in ein Kuvert, aber nein, so geht es nicht, so hat er immer die Lateinlehrer bezahlt. Vielleicht in einen Blumenstrauß. Nein, das ist dumm, und außerdem kann die Gretel dann nicht nachschauen, ob es stimmt. Es muß ein Täschchen gekauft werden, wie es die Damen tragen, und da wird er es hineinstecken.

Es war zwei — pünktlich, als Gretel kam. Sie stellte sich in der Tür auf und bewunderte die Wohnung und Blum. Das Geld zog sie alles einzeln heraus, um es zu zählen, und klatschte in die Hände, und sie würde den reseda Mantel kaufen, der im Fenster hing — Swantus begleitet sie in den Laden, wo der Verkäufer eilfertig um sie herumläuft, und draußen trägt Gretel gleich die bunte Pracht zur Schau und schwätzt und drückt seine Hand vor Glück. „Ach Gott, einen Tag eine große Dame sein und in einem glänzenden Auto fahren, das ganze Kleid mit Schmuck übersät —"

Swantus wird gerührt von ihrer übermäßigen Freude; er hätte ihr gern alles eingerichtet, wenn er könnte. Am Korpshaus trennen sie sich, weil Gretel noch zu ihrer Freundin will in der neuen Pracht. Eigentlich war es lustig, eine ‚Geliebte' zu haben. Ist sie nicht ein ganz liebes kleines Ding? Es macht Spaß, ihr zu schenken. Warum sollte man immerzu Trauer blasen, und wenn Lariseé ihn fortschickte —

Ach Unsinn, das hat nichts miteinander zu tun.

— — — — — — — — —

Digitized by Google

Christel will nächstes Semester nach München. Er hat die kleinen Städte über. Wenn er etwas vorhat, so bringt er geistreiche Aussprüche an: „Entweder wächst der Kram uns über den Kopf, oder wir ihm," sagt er. „Für dich, Swante, wäre es auch an der Zeit."

Swante fährt auf: „Warum?" — „Na, die Gretel ist ja ein ganz gutes Ding, aber sie ist doch nicht gerade das Richtige," antwortet Christel. Swantus zuckt die Achseln und lacht im stillen; sogar sein Bruder glaubt an die Komödie.

Mit einem sehr drolligen Stolz trägt die Gretel ihren reseda Mantel. Auf dem Kopf — ihr Haar ist eigentlich von schöner Farbe — hat sie einen lila Hut mit Rosen. Ein bißchen bunt alles in allem. Das sagt ihr Swantus eben, aber auch, daß sie hübsch ist, und sie lacht und himmelt ihn dankbar an — da hört er harte Schritte von kleinen, aufgestampften Hackenschuhen, und sieht in Lariseés Gesicht. Kaum, daß er noch die Mütze vom Kopf reißt — Wie das Blut ihm zu Herzen fährt . . .

Als sie vorüber war, wußte er, daß sie rot gewesen war im Gesicht, als wäre sie durch Feuer gegangen.

— „Die hat dich aber böse angeguckt. Muß die sich ärgern," sagt Gretel neben ihm.

— Sind es wirklich acht Tage her, seit er bei Larisee war? Er hat kaum daran gedacht. Was haben sie nur in der Zeit angefangen? Theater; Tanz in Lichtenhain; Mensur; Einkäufe mit Gretel und schließlich der chinesische Teeabend, wo sich Blum mit Gretel angefreundet hat; der alte Schlaumeier.

Ja, ganze acht Tage. Warum hat er nicht einmal versucht, Larisee anzutreffen? Ob sie immer noch böse war? War es am Ende nur eine Laune gewesen? Ach wozu? Es war doch lustig mit Gretel, über die man ohne Umstände lachen und Spaß machen konnte. Wäre sie nur nicht so grausam verliebt.

„Du, Swante," sagt Gretel ein paarmal neben ihm. Und ob sie nicht noch ein bißchen in die Konditorei wollten vor dem Theater? — „Nein, danke," gibt Swante zurück. „Überhaupt muß ich nach Hause." Er läuft fort. Schön ist das nicht von ihm, und die Kleine steht verstört an der Ecke . . .

Er kann nichts dafür. Eine plötzliche Sehnsucht überfiel ihn . . . Vielleicht war Larisee auf dem Weg zum Gartenhaus, und wenn er hinter der Kirche durchginge, käme er wohl noch hin. Er rennt los; gottlob, daß man lange Beine hat. Beim Gartenhaus ist niemand zu sehn, aber der Schlüssel ist in seinem Versteck . . .

Es wird Abend. Ein heller Abend, der noch das sanfte Licht vom Himmel in die Stuben läßt. Swantus wartet. Sein Herz klopft.

Es ist kaum noch Licht im Raum, als die Tür aufgeht . . .

Warum hat Swante eine Woche lang an andere Dinge gedacht als an dieses Gesicht — Wie war das möglich gewesen . . . Weiß man denn niemals in seinem Herzen Bescheid?

Lariseé sieht ihn stehn, aber sie schreit nicht auf, nein, gar nichts dergleichen. Sie sagt nur: „Gehn Sie fort, Swante —" Er bittet: „Lassen Sie mich bleiben, Lariseé!"

„Nein," antwortet sie. Er verlangt den Grund zu wissen. Aber er fängt schon an, diesen Grund zu begreifen, während er fragt. Er wird nicht gehn. Es ist ausgemacht, daß er bleibt wie sonst. Oder anders wie sonst. „Was glauben Sie von mir?" sagt Lariseé. „Vielleicht denken Sie, daß Sie für Ihre kleine Freundin eine Nachfolgerin wünschen. Man hat Ihnen vielleicht mitgeteilt, daß ich sehr frei sei in meinen Anschauungen, und ihr Jungen seid sehr eilig . . ."

Hat sie so gesagt? Eine Nachfolgerin? Swantus antwortet: „Ich habe keine kleine Freundin, wie Sie das bezeichnen." — „Wozu denn leugnen," antwortet Lariseé. „Es ist doch nicht Schlimmes dabei."

Swantus redet: Warum er fortgehen soll, will er wissen — Er wird nicht gehn. Lariseé sagt: „Für heut abend ist die Geschichte zu lang."

Aber wie, wenn sie selber fortginge? Wenn sie ihn einfach stehn ließe? Es sind nur wenige Schritte bis zur Tür . . . Swantus geht auf die Tür zu und verschließt sie. Er tut das ohne nachzudenken. „Wollen Sie mich einsperren?" sagt Lariseé und lächelt.

Es wird ganz dunkel. Swantus sieht die weiße Gestalt an; er sieht nicht mehr ihr Gesicht; um sie herum finden seine Augen nur schwarze Wände. Ist er näher herangekommen? Wer steht dort? Eine Frau — zum erstenmal eine Frau — süß an ihrer Gestalt herabgleiten und liegen zu ihren Füßen . . .

— — — — — — — — — —

Verhaßt ist, was man getan hat vor wenigen Tagen. Verhaßt die Studenten und das kindische Mädel, das eifersüchtig hinter einem herläuft. Swantus will allein sein, um diesen klingenden Namen vor sich hinzusagen: Lariseé . . .

Er verkriecht sich; sitzt in heimlichen Winkeln, die Augen geschlossen, denn viel zu kostbar sind ihre Bilder. Er vergißt, daß er ein Junge ist, dem seine Mutter Geld gibt; er denkt sich aus, wie wundervoll es sein müßte, mit Lariseé in fremden Ländern zu wohnen —

Zum Ekel wird jede Pflicht und jedes Be-

Digitized by Google

denken, das Rücksichtnahme auf Wunsch und Interessen anderer verlangt. Nie wurde so sehr gegeizt mit jeder Minute — Es ist nicht möglich, Zeit und Verabredungen einzuhalten, da alles Sinnen und Trachten nur nach ihr geht; da jeder Gedanke sie umkreist; da jede Vorstellung, die den Lauf der Dinge hemmen könnte, feindselig aufgenommen, nach kurzem Scheinkampf verworfen wird. Immer wieder ergänzt aus der ungeheuren Quelle seiner Sehnsüchte das Herz den wankenden Widerstand. Wirklich, auch hier wird die Vernunft Unsinn, da offenbar die Existenz der ganzen Persönlichkeit auf dem Spiele steht, und es total albern wäre, wollte man Gegenmaßnahmen ergreifen, wo jede Prämisse ihrer Wirksamkeit fehlte . . .

Ach, Swantus hat nicht geahnt, wie schön das ist, wenn jeder Tag seinen Abend hat, da man still einkehrt in den dämmrigen Garten. Er wußte nicht einmal, wie verlassen er war, und wie ohne Zuflucht sein Herz . . .

Worauf eigentlich freute man sich früher? Womit verbrachte man den endlosen Tag . . .

„Es wird vergehen," sagt Larisée. „Tout lasse, tout passe, weißt du das noch nicht, du Kind?" — Swantus antwortet: „Wie sollte das geschehn?" Larisée streichelt sein Gesicht. „Du wirst im Winter mit deinem Bruder nach München gehn, und dort sind andere. Die ganze Welt ist voll von anderen . . ."

War man denn so dumm, so unvorsichtig, wenn man verliebt war? Sie hatten es ans Licht gebracht. Sein Onkel, den die Mama zuweilen mit solchen Aufgaben betraut hatte, rief ihn zu sich.

Einer von den Vettern holte Swantus von der Bahn in einer schaukelnden Kalesche, die über jedem Loch hochsprang. Der Vetter fragte nach der Ernte zu Haus, und ob Swantus zur Pirsch dort gewesen sei. „Ach ja; nein, diesmal nicht," antwortete Swantus. Er kam sich dumm und ungeschickt vor, da der Vetter offenbar weitere Themata nicht zur Verfügung hatte. Aber es fiel ihm durchaus nichts ein. Er brachte kein Wort heraus.

Das Haus schien ihm unfreundlich, der Garten langweilig hingebreitet —

Er fühlte, daß die ganze Familie darum wußte. Sie sahen ihn neugierig und arglos an, wie ein sorgfältig dressiertes Tier angesehn wird. Zuweilen grinste einer von den rotbäckigen Jungen.

Der Onkel fragte ihn aus. Er sagte ein paarmal: „Ja, mein lieber Junge," ehe er in medias res — so nannte er es — ging. Swantus saß stumm vor ihm und wartete, die Augen gesenkt, mit einer verstockten, gierigen Angst darauf, daß jener den geliebten Namen aussprechen könnte, worauf ohne jeden Zweifel er das Blut im Gesicht fühlen und wütend aufstehn würde zu ihrer Verteidigung. Er hörte nicht zu, und starrte auf die lächerlich verschlungenen Arabesken des Teppichs . . . Das Gespräch, das der Onkel mit sich selbst führte, drehte sich wie ein Kreisel, der endlich irgendwo polternd hinfällt.

Bis jetzt war nichts geschehn. Aber am Abend begann es von neuem. Der Onkel gebrauchte die gleichen einleitenden Worte, die er aber nun entschlossen verfolgte. Swantus verlor wieder den Zusammenhang und hörte nur einzelne Worte wie: „Pflicht, Obhut, deine Mutter." Eine Pause kam, während der der Onkel verlegen an seiner Zigarre herumschnitzte. Er sprach weiter von den Pflichten, die der Stand auferlege. Eine Reihe ähnlicher Sätze, zu Swante gesprochen, kamen als eilige Erinnerungsbilder und vergingen. Es ergab sich, daß diese bombastischen Perioden keine Wirkung mehr ausübten, weniger als das. Swantus empfand alle jene Begriffe, mit denen man auf seine Seele eindrang, als minderwertiges Geschwätz. Es gab nichts zu verteidigen. Was sie mißbilligten, war weit entfernt von den Tatsachen, die wirklich vorlagen . . .

„Es ist mithin meine Pflicht, dich auf den Weg der Ehre zurückzuführen," sagte der Onkel. Wenn er nur um Gottes willen jetzt nicht doch noch ihren Namen ausspricht! Ach Unsinn, er wird den klingenden Namen gar nicht kennen . . .

„Ist es wahr, daß du zu einer verheirateten Frau in sträflicher Beziehung stehst?" fragt der Onkel. ‚Was für ein komisches Wort —' denkt Swantus. Muß er antworten? Bezieht sich diese Frage überhaupt auf sein Gefühl? Es könnte ihn ebensogut einer fragen, ob er Kinder erwürgt hätte! — Aber er wird antworten müssen. Eine vage Erinnerung kommt ihm, daß Männer so etwas abzustreiten haben. Wozu eigentlich? Wer würde je wagen Larisée zur Rede zu stellen ... Und dann, der Kuckuck weiß wie, fällt ihm auf einmal ein, zu sagen: „Sie ist gar nicht verheiratet." — Der Onkel hebt verwirrt den Kopf. Er ist unsicher geworden, gewiß. Aber nun muß man das Eisen schmieden. Es muß geredet werden, und zwar auf die Art, die ihnen verständlich ist. „Nein," sagt Swantus, „wirklich ein sehr niedliches und braves Mädel, und man will doch auch seine Jugend genießen." — Des Onkels Gesicht klärt sich auf. Er versucht es mit ein paar Scherzen: „Ja, Jugend hat keine Tugend," und kichert ein wenig, während Swantus weiterredet, wozu nicht einmal Nachdenken erforderlich ist. Der Onkel gibt zu, daß ein gewisses ‚Hörnerablaufen' nützlich sei. „Das werden

Digitized by Google

nicht die schlechtesten Ehen," sagt er. Obwohl er immer noch das Thema behandelt, als sei es bitter ernst, breitet sich allmählich ein Grinsen über sein Gesicht aus, für Swantus das Signal der Befreiung. „Man muß die Ehe heilig halten," sagt der Onkel endlich. „Es heißt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!" Swantus vergräbt sich verzweifelt in die Frage, ob dies das fünfte Gebot sei oder das sechste . . .

Im Grunde war nun alles in Ordnung, wie es schien. Sie waren ihm auf die Spur gekommen, gewiß. Aber sie waren schließlich fremde Leute. Und dennoch; er war nicht mehr heiter und arglos wie früher. Er würde sich unruhig umsehn, ehe er den Garten betrat. Andere wußten darum. Hundert Augen lauerten hinter den Büschen.

Larifeé war abwesend. Sie mache eine Wandertour, hieß es. Man begann ihn zu necken, daß der Thüringer Wald etwas zu groß sei, um sie zu finden, wenn er, da er in der Stadt nichts anzufangen wußte, diesen oder jenen Ausflug unternahm. Von den Studenten aufgehetzt, machte Gretel ihm Szenen. So also war es? Er war in eine andere verliebt. Sie lief ihm ins Haus, war nicht loszuwerden und drohte einmal, den Leuten zu erzählen, was für eine sonderbare Dame das sei ... Aber ehe sie noch den Namen ausgesprochen hatte fuhr Swantus wütend über sie her und warf sie endlich und endgültig zum Hause hinaus.

Endlich zurückkommen dürfen in die Straßen, an die man immer gedacht hatte; endlich wieder denselben süßen Weg gehn.

Larifeé kam zurück. Sie läßt sich küssen und nimmt die Rosen, die Swantus ihr gibt. Aber sie nennt ihn nicht mit den zierlichen Namen. Sie verlangt Auskunft über alles, was der Onkel gesagt hat und was Swantus antwortete. Er wiederholt die Worte nicht, aber Larifeé ahnt sie, wie es scheint . . .

Gewiß ja, er hat von Ehebruch gesprochen und von sträflichen Beziehungen. Larifeé hört zu und schauert plötzlich; ihre Schultern ziehen sich krampfhaft zusammen — sie schlägt die Hände vor das Gesicht. Swantus legt die Arme um sie und macht vorsichtig ihr Gesicht von den schützenden Händen frei. Er habe doch gar nichts zugegeben. Niemand wisse von ihr. Niemand kenne ihren Namen.

„Es ist alles zerschlagen," antwortet sie. „Es ist alles zerschlagen . . ."

— — — — — — — — — —

Manchmal, trotzdem sie ihn hundertmal wegschickte, geht Swantus doch hinein in den Garten, wenn er zu Haus eine Weile allein gewesen ist. Er lächelt vor sich hin beim Gehen. Aber wenn sie ihm mit diesem schlaffen Lächeln ohne Illusion entgegentritt, das ihr Gesicht kaum noch verläßt, steht er starr, und sein Mund ist verschlossen.

Wie kann das alles so verwandelt sein in ein paar Wochen? Man versucht noch zuweilen, ob die Wahrheit wahr ist. Dann glaubt man erbittert daran, und es ist aus. Aber es muß verschmerzt werden. Er wird mit anderen gehn. Da ist ja die Gretel, die nichts übel genommen hat, die nicht lange mault, sondern gleich wieder bei der Sache ist wie ein Rattler, dem das im Blut steckt...

Jetzt ist alles so, wie sie es gewollt haben. Swantus hat ein leeres Herz und eine niedliche, saubere Geliebte. Keiner lacht ihn aus. Er hört keine Neckereien und keine Vorwürfe. Wer ist denn Larifeé? Eine fremde Frau mit einem müden Herzen . . .

— — — — — — — — — —

Jeden Morgen ganz früh reiten Christel und Swantus im Englischen Garten. Sie haben Pferde von zu Haus und ihren Reitburschen. Sie sind gut angezogen und halten sich beide sehr gerade. Christel hat seine Freude an diesen Ausritten, und er macht Swantus darauf aufmerksam, daß die Leute sich nach ihnen umdrehen, und daß man sie gewiß gar nicht für Preußen hält, die man nicht sonderlich liebt hierzulande. Christel reitet immer eine Handbreit voraus. Wenn er sich umwendet, und Swantus ansieht, zieht er den Mund immer ein wenig schief. „Du bist nicht mit mir zufrieden, Christel, was?" fragt Swantus und lacht. Sein Bruder beugt sich über den Sattel zu ihm zurück und schlägt nach ihm im Scherz. „Es geht an," sagt er. „Du bist ein sonderbarer Kerl. Wenn man dich so beobachtet, wie du lebst, immerzu über alle Dinge, die man ruhig hinnimmt, herumsimulierst, könnte man dich für einen weichlichen Burschen halten, der mit verträumten Augen in die Welt schaut. Aber dann auf einmal, wenn man es gar nicht erwartet hatte, bist du ein rasender Roland, wie damals mit dem Studenten. Man kommt nicht recht dahinter —"

„Hat dich das gewundert damals?" fragt Swantus. Sein Bruder gibt keine bestimmte Antwort. Er kommt auf die Geschichte zurück, immer vorsichtig den einen Namen vermeidend. „Warum wolltest du eigentlich nachher so bald von dort weg?" fragt er. „Du warst doch von der Stadt so erfüllt, daß keine andere Universität in Betracht zu kommen schien."

„Es war so vieles anders," antwortet Swantus.

Christel schweigt und klopft ein paarmal umständlich seines Pferdes Hals. So nebenher, als hätte es mit dem Vorhergesagten

Digitized by Google

Lermoos mit Sonnenspitz. Gemälde von Carl Reiser

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

gar nichts zu tun, fragt er: „Was war eigentlich vorgefallen zwischen Larisseé und dir?“

Ja, was eigentlich vorgefallen war ... Er wußte es so wenig, daß er nicht einmal zu antworten imstande war. „Ich weiß es nicht,“ gibt er zurück. „Sie sagte einmal: „Tout lasse, tout passe . . .“‘

Swantus hält das Gesicht gesenkt, weil er nicht haben will, daß sein Bruder ihn ansieht. — Sie reiten. Am chinesischen Turm trennen sie sich. Swantus kehrt in die Stadt zurück.

— — — — — — — — — —

Es war nicht gut so. Viele Stunden tagtäglich umfloß dieser träge Strom das Gehirn. Ein paar Spritzer vielleicht nahm es auf. Niemand hatte Eile. Sie waren alle gierig zu leben, und das taten sie so, wie sie es verstanden, mit Frauen, Lärm und gegenseitiger Überhebung. Ach, nicht einmal Frauen. Mit schmutzigen Gestalten, deren seidene Schuhe und Kleider von allzu intensivem Gebrauch angegangen, deren Wärme erkaltet war. War das Leben? Sie hielten es dafür . . .

Swantus ging oft nicht einmal in die Hörsäle. Es ließ sich so leicht fortfahren von dem nahen Bahnhof in den Wald oder weiterhin, wo die Berge begannen. Man konnte tagelang herumlaufen, und kam von irgendeiner Seite zurück — kam zurück des Abends, wenn die großen Züge nach Süden abfuhren. Er kannte sie. Sie standen eine Zeitlang als schwarze Umrisse von innen leuchtend in der Halle. Hinter ihren hellen Fenstern waren die wohnlichen Räume, in denen jede Nacht Menschen schliefen, um des Morgens unter blauem Himmel zu erwachen, da, wo in der lombardischen Tiefebene zwischen den flachen, bunten Häusern die dunklen Reihen der Zypressen in sanft geschwungener Linie auf die Häuser der großen Herren zuführen. Hier steht er oft des Abends und sieht den eiligen Reisenden zu; hinter einer Säule halb verborgen steht er und starrt hinein.

— — — — — — — — — —

Wenn Swantus in den Ferien mit seinem älteren Bruder zu Hause zusammentraf, stand er immer etwas beiseite. Hier war Christel schon halb der Herr. Alle wußten, daß er seines Großvaters Erbe werden sollte. Es gab keinen Streit mehr darüber. Die Mama erinnerte sich ihres Vaters gern, der viel in der Gegend bedeutet hatte. Zuweilen erzählte sie, wie er schwer nur dazu zu bewegen gewesen sei, den Sohn des alten Ramin heranzuziehen, der ihm für die reiche Tochter nicht gut genug erschien. Erzählte von den großartigen Festen, zu denen Angehörige der königlichen Familie kamen; von dem langen Leibjäger, der starr und feierlich immer hinter ihres Vaters Stuhle stand. Das alles sollte Christel fortsetzen. Er paßte dazu. Schon wurde die Zeit ihm lang, und gestern abend, als sie auf der Terrasse saßen, hatte auch die Mama davon gesprochen, wie sehr sie wünsche, daß ihr ältester Sohn bald seines Großvaters Besitzungen übernähme. Und Christel hatte ohne Umschweife zugesagt; nur wolle er als Abschluß seiner Studien den Doktorgrad erwerben. Dann denke er auf die Bergakademie zu gehn. Endlich wolle er bei verschiedenen großen Verwaltungen volontieren, um den Gang der Dinge kennen zu lernen.

„Ja, wann denkst du endgültig herzukommen?“ hatte die Mama gefragt. Christel wußte auch hierauf sogleich eine Antwort und hatte ruhig erwidert, er denke in drei bis vier Jahren so weit zu sein. Bis dahin hoffe er dann auch sich zu verheiraten. Es sei wohl kaum angebracht, als Junggeselle hier zu beginnen. Das alles sagte er sicher und selbstverständlich wie der Schüler sein Einmaleins.

Er, der Jüngere, war so sicher nicht. Zuweilen hatte er Lust, in die fremdeste Fremde zu gehn, weg von allem Gewohnten, Weichen, Wartenden, Widerstände aufsuchen. Zu einfach schien eine Zukunft, da man nur auf dem Stuhl seines Vaters saß, um zu guter Letzt in ein Grab zu sinken neben den Seinen.

Wenn Swantus mit seinem Bruder ausgeht, entwickelt dieser unbekümmert und sicher der Teilnahme seine Pläne. Natürlich, die Mama rechnete nicht mit so baldiger Heirat. Aber, sollte er hier in ihrem Haushalt sitzen, in ewiger Abhängigkeit? Ja, er gab zu, daß die Mama verständig sei, und einen nicht geradezu tyrannisiere; aber sie habe doch so eine Art, der zu widersprechen schwer sei . . .

Swantus bringt dann etwas zaghafter die eigenen Gedankengänge, die allzu lose noch kaum als Pläne anzusehn sind, vor. Nicht sogleich auf den vorgezeigten Platz, der seiner wartet. In die Welt so oder so, um zu sehn, was in einem steckt. Um die Muskeln zu prüfen, so könnte man sagen . . .

Christoph begreift das nicht. Er äußert ein paar abfällige Worte darüber, um sogleich wieder einzuschwenken in seine eigenen Wege — „Ich möchte wohl wissen,“ sagt er, macht eine bedeutsame Pause, bleibt stehn und sieht Swantus mit offener Neugier an: „Ich möchte wissen, ob du dich wirklich so vollkommen damit abgefunden hast, daß ich Großvaters Erbe bekomme. Oder tust du nur so?“ . . .

Digitized by Google

Swantus antwortet nicht gleich. Die Frage überrascht ihn. „Ich frage dumm, nicht wahr?“ fährt Christel verlegen fort. „Aber es interessiert mich wirklich. Es beschäftigt mich geradezu.“ Swantus lacht. „Ich habe das nie in Betracht gezogen,“ antwortet er. „Und vorläufig denke ich überhaupt nicht an Festsitzen. Es graut mir beinahe davor.“

„Wieso?“ fragt Christel verwundert. Swantus hebt das Gesicht und sieht über das Land hin bis zu dem Rand der Wälder. „Es ist alles zu eng,“ sagt er. „Ich möchte die Welt sehn.“ Christoph verbirgt ein Lächeln und schiebt die Unterlippe vor. „Dazu gehört auch Geld,“ sagt er vorsichtig. Swantus sieht ihn offen an: „Ich werd's verdienen, wenn ich's brauche.“

— — — — — — — — — —

Swantus hat glücklich das Examen gemacht, ohne das er den Nachbarn und Vettern als verbummeltes Genie vorgekommen wäre. Er ist unzufrieden. Was unternimmt er nun? Seine Mutter wünscht, daß er praktisch Landwirtschaft lernen und sich dann in Ramin festsetzen soll als der getreue Nachbar seines Bruders . . . Das kommt ihm noch so fern und unmöglich vor, als wäre es die Zukunft eines anderen. Warum verlor er Larisee? . . .

Wäre nicht sie ein Leitstern gewesen, dem man hätte folgen können? So sicher, stark und ungewöhnlich wie sie war. Wäre es nicht möglich gewesen, den kindischen Traum der Fahrt nach fremden Ländern mit ihr wahr zu machen? . . .

Wenn er tat, was seine Mutter wollte, so würde er ein paar Jahre unstet zwar, aber dennoch ohne Abenteuer und Einsicht, in verschiedenen Landesteilen zubringen, und zum Schluß nach Ramin in den Hafen einlaufen. Er würde, da der Einfluß von Stand und Tradition, den er von Jahr zu Jahr stärker in sich emporstreben fühlte, ohne jede Hemmung blieb, nichts weiter sein zu guter Letzt als ein wandelndes Schemen, das irgendeines seelenstarken Vorfahren Arm, der durch die Wolken griff, erfaßt und geführt hat. — Wo war dann schließlich noch Raum für das, was sein eignes Wesen ausmachte? . . . Besaß er überhaupt keine besondere Menschlichkeit? Besaß sie keiner? Liefen wirklich alle nur belastet mit dem Ballast ihrer Vorderen herum? Wahrhaftig, dann wäre es besser, gar nicht erst anzufangen . . .

Sein Bruder plagte sich mit solchen Albernheiten nicht ab. Durchaus seiner Sache sicher hielt er die Spule in der Hand, auf der die Vorhaben seines Lebens wohlgeordnet lagen. Erst dies, dann das. Wird jenem denn wirklich immer alles gut gehn und ganz nach Willen? Wird ihm kein Schicksal in den Arm fallen? . . .

— — — — — — — — — —

Sein Bruder schreibt aus Slavonien, wo er sich im Bergbau umsieht, sich amüsiert und den großen Herrn spielt. Lange Briefe sind es, die die Mama in sich hinein lächelnd liest wie einen neuen Roman. Von denen sie gern und lang erzählt. Und nur der letzte Brief schien sie ein wenig zu erschrecken, denn sie las Swantus vor: ‚Die Frauen hier sind noch viel fremdartiger und merkwürdiger als die Männer. Ljuba Oriégovic zum Beispiel, die kaum siebzehn ist, hat die Sicherheit einer Frau, die mindestens drei Männer hinter sich hat. Sie sagt Dinge, daß sich die Haare sträuben, und lächelt Dich dazu sanft und zutraulich an, so wie Eva vor dem Sündenfall. Der größte Teil dessen, was sie vorbringt, würde alte Generalinnen erröten machen; aber sie sagt alles mit einer so naiven Sicherheit, daß man anfängt, sich vollkommen daran zu gewöhnen . . .‘

Die Mama legt den Brief neben sich. „Ich wollte, er gewöhnte sich nicht daran; es ist widerwärtig,“ sagt sie. Swantus weiß, was sie fürchtet. „Vielleicht wirkt es doch ganz anders, als man hier denkt; die Rasse gibt schließlich den Stil. Er ist dort so viel großartiger, verschwenderischer, bunter, denke ich mir.“ Die Mama sieht ihn erstaunt an. „Du bläst in dasselbe Horn,“ sagt sie. „Übrigens ist dies schon der achte Brief, in dem er eindringlich von dieser Ljuba erzählt. Er hat sie in Schlesien beim Grafen Schaffgotsch kennengelernt. Als sie fortfuhr, ist auch Christels Lehrzeit zu Ende gewesen, scheint es.“

Swantus lacht. Natürlich, die Mama hat schon wieder Angst vor der Schwiegertochter. „Du mußt dich nicht beunruhigen,“ sagt er. „Christel heiratet keine von da unten. Er ist zu vorsichtig. Bei mir wäre schon eher Gefahr.“

„Warum?“ fragt die Mama schnell und fährt mit dem Kopf hoch. „Weil Christel gar keine romantische Ader hat. Er ist im Grunde seiner Seele nüchtern, auf das Auskömmliche bedacht, überlegend.“

Seine Mutter wendet langsam das Gesicht ab. „Wer kann das wissen?“ sagt sie. „Dein Vater schien auch eigentlich so. Man konnte ihn für einen ruhigen Rechner halten, der gut bürgerlich seine Geschäfte vorne ansetzt. Das tat er ja auch. Und eines Tages brach er aus seinen eigenen Umhegungen und verlor sich uns.“ —

Swantus schloß die Augen und bildete vor ihrem dunkelen Spiegel seines Vaters

Digitized by Google

Gestalt: Ach, gewiß hatte niemand es erkannt, wie tagaus, tagein sein sehnsüchtiges Herz hinter der Maske wohlerworbener Ruhe friedlos schlug. Wer gab ihm, was er brauchte? Gewiß er, der Sohn, wußte es, auch seine Mutter war nicht gut daran gewesen an der Seite eines Mannes, der nur der Familie wegen wieder heiratete, und in seinem Herzen unverrückbar das Bild einer jung Verstorbenen trug.

Swantus sah seine Mutter an. Schon damals, als sie noch Jungen waren, jetzt wußte er es, hatte sie ihn, den Mann, den sie liebte, aufgegeben, und band ihr Herz nur noch an ihre Söhne. Aber leicht ist diese Fessel . . .

— — — — — — — — — —

„Du bist nachdenklich geworden," sagt seine Mutter und streichelt ihn. Alle Wehmut seiner Gedanken fällt über sein Herz her. Er stürzt ihr zu Füßen und legt den Kopf in ihre Hände. Sie hebt sein Gesicht und sieht ihm in die Augen, die vor Tränen nicht ganz sicher sind. „Sonderbar," sagt sie. „Das gleiche, mein Sohn, hätte jetzt dein Vater getan. Ihr betet die Göttin an und würdet sie dennoch einen Tag darauf ans Kreuz schlagen . . ."

— — — — — — — — — —

Wenn Swantus des Morgens vom Feld hereinkommt, wo er den Verwalter macht, verwöhnt ihn die Mama. Er sitzt in der Sonne mit ihr auf der Terrasse, bekommt fertige Brötchen und erzählt von den Leuten und vom Vieh. Manchmal liegt ein Brief mit den fremden Marken auf dem Tisch, den die Mama schon gelesen hat und unruhig bald hierhin legt, bald dorthin; sie spricht nicht darüber.

An Besuchen und Einladungen nimmt Swantus am liebsten nicht teil, und es gibt meist einen kleinen Kampf, bis er endlich verstaut ist, und das Auto losrast zu irgendwelchen Bredows, Stechows oder Reckahns.

Einmal kommt ein Telegramm von Larisseé, die ihn zu sich ruft in einen kleinen Ort an der Hamburger Bahn. Es gelingt ihm — die Mama fragt nicht einmal, wer es ist — das Auto zu bekommen. So steht er Stunden, ehe sie ihn erwartet, in einer kleinen niedrigen Gasthausstube vor Larisseé. Sie fällt — ja wirklich, so ist es beinahe, fällt in seine Arme, wie ein Kind vom Spielen müde. Hat sie auf ihn gewartet, und er kam nicht? Oder vergaß sie ihn, und wandte sich plötzlich ihr Sinn? Wer kann das wissen jetzt, da sie schluchzend in seinem Arm liegt. Er will sie trösten, ruhig machen, aber dieser rastlose Mund verzehrt seine Ruhe; er fühlt sein Blut aufbrausen, und kaum der Sinne mächtig, umschließt er sie ganz.

. . . Er ist kaum wieder zu Haus. Sitzt seiner Mutter gegenüber, die angekommene Post durchzusehn, als Blum weiß im Gesicht hereinkommt. Ein durchgesprochenes Telegramm; er legt die Notiz vor Swantus auf den Tisch: Der Ort, wo er Larisseé traf; die Unterschrift des Gasthauses — Man teilt ihm mit, daß sie plötzlich gestorben sei, und bittet um Namen und Wohnung. Er springt auf, doch dreht sich die Stube, so daß er sich festhalten muß. Seine Mutter nimmt den Zettel und liest. Nun weiß sie, wen er vorgestern traf . . .

Sie steht ruhig auf: „Der Chauffeur soll den Wagen bereit machen," sagte sie. „Wir fahren."

Als sie angekommen sind, hält seine Mutter ihn zurück und geht mit den Wirtsleuten in das Zimmer. Unverändert ist ihr Gesicht, als sie herauskommt. „Geh nicht, Swantus," sagt sie. „Ein gewaltsamer Tod ist kein guter Anblick."

— — — — — — — — — —

Durch die kleine, schwatzhafte Stadt über den Markt, vorüber am Prinzessinnengarten, fährt Swantus an der Seite seiner Mutter hinter dem Leichenzug. Sie ist es, die Rosen auf das Grab legt und dem gerührten, erstaunten Herrn, der als Witwer hier steht, von ihrer verstorbenen Freundin redet, die auch von ihren Söhnen so verehrt worden sei. Sanft und gänzlich unnahbar schreitet sie hinweg über diese „skandalöse" Angelegenheit, von der die Stadt doch voll ist bis zum Rand. Und Swantus, ihrem Sohn, erscheint dies alles so großartig und merkwürdig, daß er nicht einmal wagt, ihr zu danken —

— — — — — — — — — —

Swantus hat seinem Bruder über Larisseés Tod berichtet, über die Fahrt, über die Feier. Die Antwort: Ein langer, bedeutsamer Brief. Aber von Larisseé steht kaum etwas darin. Sein Bruder spricht von Festen in der Nacht; die Parkbäume behangen mit Lampen, wie ein schwebendes Lichtmeer; von endlosen Fahrten über die Gebirge zu irgendeinem pompösen Schloß; Dutzende von Bedienten auf der Rampe, Musik aus Städten gekommen, die meilenweit abliegen; Trubel Tag und Nacht, und immer Ljuba von allen gesehen, beglückt, begehrt. Je näher er ihr kommt, je ferner scheint sie dahinzuschwinden. — Es ist fast unmöglich, sich ihr zu nähern, ohne Recontres mit Einheimischen, die — erst die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst — sobald er einzubrechen droht in ihre Hürden, ihm überall Fallen stellen, ihn verdrängen, ihn reizen.

Einen Roman aus dem Rokoko erzählt Christel seinem Bruder, von der schönen

Digitized by Google

exzentrischen Frau eines vornehmen Ungarn, die nachts in sein Zimmer eindringt, eine Rivalin vorfindet; wie er ihr mühsam die Pistole entwendet. Und immer zwischenhinein: Ljuba — Ljuba.

„Ich kenne mich selbst nicht wieder," schreibt Christel. „Es ist völlig ausgemacht, daß Ljuba nicht nach Deutschland paßt und ebensowenig zu uns, zu mir; trotzdem ist es unmöglich, hier der Vernunft zu folgen, die sich immer wieder meldet. Ich glaube nicht einmal, diese Frau unbedingt besitzen zu müssen; das allein ist es nicht. Das vielmehr ist von so unglaublichem Reiz, mit ihr dauernd zusammen zu sein, zu sehen, wie sie die Dinge beobachtet, aufnimmt, beurteilt; so originell, so absolut anders, als wir es gewohnt sind. Das Leben mit ihr muß sich ganz anders anfühlen als das unsere" —

Swantus lächelt, da er liest; und ein wenig unruhig erhebt er sich, um den Auftrag seines Bruders auszuführen: Er soll seine Mutter vorbereiten; er soll heraushören, ob Christel wegen der finanziellen Grundlagen an sie schreiben darf. Welche Aussichten er hat. Denn mit vagen Versprechungen kann er nicht an Ljubas Vater herantreten.

Swantus sieht, daß es keiner Vorreden bedarf, daß seine Mutter Bescheid weiß. „Es ist fast das Schlimmste, was geschehn kann, wenn er diese Ausländerin heiratet," sagt sie. „Schreibe ihm, er möge herkommen; bald; sofort."

Die Tage vor Christels Ankunft sind nicht gut. Seine Ankunft noch weniger. Er ist unruhig, redet schnell und nervös, und erzählt bei Tisch schon tausend Geschichten, während die Mama, die kaum die Speisen anrührt, mit festgeschlossenen Lippen niederstarrt auf ihren Teller.

Nach dem Essen in der Bibliothek, ebenda, wo sie als Kinder immer die Strafpredigten bekamen, sitzen sie kaum beisammen, als die Mama zu sprechen beginnt mit einer steifen Stimme ohne jede Modulation unter seltenen, erregten Gesten. „Zu dem einen unvergeßlichen Kummer in meinem Leben, Christoph," sagt sie, „fügst du den zweiten."

Christel fährt erschrocken auf. „Laß das. Es ist, wie ich sage. Ich hasse diese Slawinnen, und weiß warum," bekommt er zur Antwort. Swantus glaubt sich zu erinnern, daß vor Jahren von einer Russin gesprochen worden ist, die sein Vater geliebt hätte . . .

Christel bebt, aber er redet ruhig und gehalten. „Deine allgemeinen Antipathien können doch für den besonderen Fall nichts bedeuten," sagt er. „Ljuba ist ebensogut von vornehmer Abkunft wie wir. Sie ist reich, schön, klug. Sie hat Herzenstakt, warmes Gefühl, Stolz, Temperament und in jeder Beziehung gute Anlagen —"

„Temperament ja; das glaube ich," antwortet die Mama, indem sie leicht die Lippen verzieht. „Es mag alles so sein. Aber wie die Ehen mit Ausländerinnen auslaufen, weiß man. Du wirst unglücklich werden und wir mit dir!" — „Ich werde glücklich werden," antwortet Christel ruhig. Die Mama achtet nicht darauf. „Im Fall deiner Heirat muß ich es mir vorbehalten, ob ich dich oder deinen jüngeren Bruder zum Erben deines Großvaters bestimmen will. Das wollte ich dir sagen." — Hier widerspricht Swantus tief erschrocken, aber seine Mutter erhebt sich; sie habe, sagt sie, damit natürlich nicht etwa ausdrücken wollen, daß sie Christoph die angemessenen Mittel zu entziehen gedenke. Derartiges fände sie unwürdig. Sie meine nicht mehr, als sie gesagt habe. Damit geht sie.

Diese Stellung zwischen Mutter und Bruder ist nicht angenehm für Swantus. Tagsüber sieht er den schmerzlich nach unten gezogenen Mund seiner Mutter; nachts sitzt Christel stundenlang an seinem Bett, um den Kampf zwischen Romantik und Gutbürgerlichkeit auszufechten.

Als Christoph fortfährt, scheint das Ganze verfahren und aussichtslos.

Auch Swantus verläßt das Haus. Es wird notwendig, in anderer Gegend sich mit verschiedenen Bodenarten vertraut zu machen; sich umzusehen in Saatgutwirtschaften, im Rübenbau, in der Viehzucht. Er tut das, gewiß. Er sitzt bei dem berühmten alten Bernicke, wird sogar sein Adlatus und seine rechte Hand, verkauft Schweine, rechnet und verbucht. Das Land, in das man morgens hinaustritt, freut einen, gewiß; aber die Arbeit ist farblos, ohne Beginn und Aufhören, ohne Schwung. Zuweilen führt ihn ein Sonntag nach Hause, und so erfährt er von seiner Mutter, daß Christel seine Verlobung endlich doch vollzogen hat, und daß sie die Verschiebung der Hochzeit um ein Jahr durchsetzte. Inzwischen wird Christel in Schlesien bei einer großen Verwaltung arbeiten. Ein letzter Versuch, ihn zurückzuholen —

Auf den Vorschlag seiner Mutter, hinzufahren, um ihr über Ljuba zu berichten, geht Swantus nicht ein. Ob es nicht besser sei, die Mama fordere Ljubas Eltern auf, herzukommen zu ihr. Nein. Das geht nicht. Wozu auch? Es würde nur Peinlichkeiten geben. Man könne nicht Wasser und Feuer vermischen, sagt die Mama. Sie klagt auch über die Verschiedenheit der Religion.

Digitized by Google

Glückwünsche, die ihr ausgesprochen werden, weist sie beinahe brüsk ab, als sei das Ganze eine beschämende Angelegenheit.

— — — — — — — — — —

Als Swantus kurz vor der Hochzeit, an der er teilnehmen soll, seine Mutter besucht, findet er sie blaß und vergrämt. Nicht von ihr, sondern zufällig vom Rechnungsführer, erfährt er, daß das Kavalierhaus für die jungen Herrschaften ausgebaut worden sei, und daß seine Mutter davon gesprochen habe, gegen den Winter eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, welche sie schon lange plane.

Seine Mutter lehnt die Bitte, an der Hochzeit doch teilzunehmen, kurz und erstaunt ab. Wie — wolle er ihr diese lange Reise zumuten, den Aufenthalt unter Ausländern! Es sei genug, wenn unter diesen Umständen der Bruder teilnähme. Ihr Geschenk würde Christoph hier aus ihren eigenen Händen erhalten.

Swantus fährt Nacht — Tag — Nacht — und als er müde, hungrig und mit dem Gefühl, ganz verschmutzt und verdrückt zu sein, endlich in Rakovica aussteigt, springt ein halbwüchsiger Junge auf ihn zu, Bahnleute reißen ihm das Gepäck aus den Händen, er sieht mit mehreren Herren seinen Bruder auf sich zukommen. Es sind alles Verwandte, die ihn sofort mit „du" anreden, sie winken hoheitsvoll ab, als er nach seinen Sachen fragt, und verstauen ihn unter Lärm und Lachen auf einem hohen englischen Gesellschaftswagen, der von einer Horde zerlumpter Leute staunend umstanden wird; einer nimmt die Zügel und fährt mit wildem Antrieb mitten hindurch.

Das Pflaster wirft den Wagen auf und nieder; so gelingt es Swante, nur mühsam ein paar Brocken aufzufangen, die Christel ihm zuschreit. — Der Junge ist Ljubas kleiner Bruder, der Rosselenker ist der ältere. Das andere Vettern. Man sagt zu allen ‚du', besser einmal zuviel als zu wenig. Swantus soll sagen, daß die Mama habe kommen wollen, aber im letzten Augenblick erkrankt sei. Den Vater müsse er „Illustrissimus" anreden, aber wahrscheinlich werde auch dieser ihn „du" nennen. Heute werde man bestimmt bis drei Uhr morgens schwarzen Kaffee trinken —

Swantus brüllt zurück, daß er Christel blaß finde und ziemlich mager, und verändert überhaupt. Ja, es sei immer viel los, gibt sein Bruder zurück. — Mit einem Ruck, so daß Swantus halb hinausfliegt, hält der Wagen vor dem Dienstgebäude des Obergespans.

Ein großer, breiter Mann mit leicht ergrautem Haar und hellen Augen tritt ihnen entgegen. Er begrüßt ihn mit „du", und, sich zur Seite wendend, legt er die Hand des Angekommenen in die seiner Tochter. „Dies ist Ljuba —" Swantus sieht sie eindringlich an — Lärm weckt ihn: „Du mußt sie küssen, du," ruft einer. Ljuba hält ihm das Gesicht hin; er küßt ihre Stirn. „Nein," brüllen sie, „nein, die Wangen!" Der Vater wendet ein wenig stirnrunzelnd das Gesicht. Sie schweigen auf der Stelle. Eine schöne Frau im Alter seiner Mutter, aber etwas voller, tritt ihm entgegen. Es ist Ljubas Mutter. Auch sie küßt ihn.

Das Essen ist sehr großartig und soviele Menschen nehmen daran teil, daß Swantus es aufgibt, alle zu begrüßen. Man spricht dem Gast zu Ehren größtenteils Deutsch, in diesem lustigen, österreichischen Idiom mit dem gerollten ‚R' der Slawen und der verkehrten Aussprache der Vokale. „Die Zigeinerrinn," sagt Ljuba und erzählt, was ihr das braune Weib prophezeit hat, und die Brüder schreien über den Tisch: „Ja, und sechs Buben hat sie auch noch gesagt, daß du kriegst," und Ljuba errötet keineswegs, wie sich das wahrscheinlich für ein sogenanntes junges Mädchen gehört hätte, sondern lacht und fährt auf sie los: „Nema nischta — ich denk' nicht daran."

— Es geht jede Nacht bis in den Morgen hinein; unmöglich sich beiseite zu schieben.

Endlich kommt die Hochzeit. Die ist wie ein Fest aus Tausendundeine Nacht. Am Abend beginnt es mit Musik auf allen Plätzen der Stadt, und endlose Bänder von Fackeln begleiten den Zug der dunklen Straßen. Hochrufe steigen auf zu dem erhellten Saal, wo die Abgesandten würdevoll eintreten, Ansprachen halten, bewirtet werden. Die Tafeln glänzen und der Lärm der Reden und Toaste schwillt an, während draußen der Schritt der Fackelträger langsam sich entfernt —

Sie tanzen. Die Braut fliegt — eine weiße Wolke — von Arm zu Arm, immer umgeben von der Schar der jungen Verwandten und Freundinnen, die sie zärtlich umsorgen . . .

Ja — auch Christel tanzt mit ihr; aber sie scheint ferner denn je, so sagt er; scheint schon die ganze Zeit, die diesem Tag voranging, wie von Mauern umgeben.

Von Pferdehufen dröhnt am anderen Morgen das Pflaster. Wagen mit Sechsen und Vieren, die Pferde im Paradegeschirr, blumengeschmückt, fahren vor zu Ehren des Tages.

Swantus hat ein großes Amt, das ihm gestern nacht noch Ljubas Vetter, ein junger Diakonus, umständlich erklärte: Er ist Braut-

Digitized by Google

führer — eine brüderliche Verwandtschaft entsteht dadurch nach der Trauung zwischen ihm und Ljuba. Ein Seidenband mit riesiger weißer Schleife, goldgestickt, schmückt ihn. Er holt die Braut ein, und begleitet sie zur Ikona.

Und so vorbereitet und angetan mit der unheimlich großen Schleife schreitet wirklich Swantus auf die Braut zu, die sich — da sie eintreten — eben von dem Marienbild erhebt, wo sie mit der Mutter kniete —

Ihr Bruder reicht ihr den Arm und Swantus geht zu ihrer Rechten; die jungen Verwandten folgen singend; so betreten sie den Saal.

Hier stehn feierlich aufgestellt die Magnaten in ihren schönen, bunten Kostümen — Offiziere — die Obersten aus Stadt und Land, in ihrer Mitte neben Ljubas Vater sieht Swantus seinen Bruder. Ljuba schreitet auf ihre Mutter zu, die sie in die Arme schließt. Die jungen Leute singen: „Odbi se biser grana od jorgovana," — „es reißt sich los der Perlenzweig vom Fliederstamme, und von ihrer Mutter die schöne, schöne Ljuba —" den Gesang begleitet der dumpfe Dudelsack ...

Ljuba weint und nimmt Abschied von ihrer Mutter, die zurückbleibt. Alle weinen, nur ihr Vater und die Brüder stehn schweigend ...

Dem großen Hochzeitszug tritt ein Fahnenträger voran; andere tragen zwei kolossale Kerzen mit weißer Seide umschlungen. Der „Starisvat", so heißt der Beistand der Braut, schenkt ihr die Seide zum Gewand. Er und der „Kum", der Beistand des Bräutigams, sind wichtige Leute. Eine hohe Ehre ist ihr Auftrag. Ihn ablehnen wäre tödliche Beleidigung. Ihr Amt macht sie zu nächsten geistigen Verwandten der Hochzeiter. Sie müssen reiche und vornehme Leute sein, die alles bezahlen. Aber heute trägt die Braut nur, was ihr der Bräutigam gab. „Kein Band an ihrem Kleide dürfen andere schenken," sagt der Diakon ...

Hinter den großen Kerzen schreitet der Bräutigam mit einer Verwandten — dann Swante mit der Braut — die Brautjungfern, der Beistand — der Vater. Er müßte eigentlich — so hat der Diakon unruhig festgestellt — die Mutter des Bräutigams führen, die leider nicht zugegen ist ...

Als letzter stapft der weißbärtige Dudelsackpfeifer hinterdrein ...

— Ljuba, die Weiße, geht an seinem Arm über die Teppiche, die die Bäuerinnen von selbstgesponnenem Leinen ausspannten und mit Blumen überdeckten. Ljuba an seinem Arm — als wäre er der Bräutigam. Zu den Seiten steht die ganze Stadt Spalier, jauchzt mit Zivilirufen — und die Weiber schluchzen dazwischen und flüstern aus unruhigem Mund ... Was reden sie? — Ljuba sagt es ihm. So reden sie: „Wie schön ist Ljuba — ach die Ärmste! Was erwartet sie alles —"

„Sie bedauern immer die Braut," sagt Ljuba. „Glaubst du, daß sie recht haben?" — Er antwortet nicht. Er blickt zu Boden, und immer sieht er ihren kleinen weißen Fuß, der über die Blumen schreitet —

Der Traum wird schrecklich ... wohin führt er sie denn? Wen? Sie — seines Bruders Braut. Welche unheimliche Komödie, daß man ihn mit weißer Seide schmückte wie sie —

Der Zug hält. Auf sieht Swantus: — er steht, Ljuba am Arm, am Eingang der großen goldenen Kirche ...

‚Eine goldene Kirche zerbricht euch!' — Wie denn? Wer sagte das? — Die Glocken beginnen zu brausen über ihm —

Swantus schreitet, die weiße Braut am Arm, vor den Ikonostas. Blaß, die Lippen fest geschlossen, ungeheuer erregt, tritt ihm sein Bruder entgegen —

— Ljuba nähert sich ihm — Swantus steht und starrt. Der Küster schiebt ihn sacht beiseite — Er sieht hinter Nebeln seinen Bruder zum Bild des Erlösers schreiten, das er küßt; und ebenso tut Ljuba bei dem Marienbilde. Dann sieht er sie neben seinem Bruder vor der goldenen Kaisertür. Die großen Kerzen brennen, von den Beiständen gehalten, hinter ihnen. Die Tür wird geöffnet, und der Bischof, die Juwelenkrone auf dem Haupt, ganz in Purpur, in der Mitte seiner schöngekleideten Priester, hebt die segnenden Hände. Keine Orgel. Die Kirche schweigt. Starr steigt der Gesang: ‚Gospodi pomilij' — empor an ihren Wänden —

Swantus steht wie eine Säule. Seine Hände sind eiskalt. Er schloß die Augen, die die Blendung verwirrte. Als er sie wieder öffnet, sieht er die beiden die Ringe wechseln. Der Bischof bindet ihre Hände aneinander, führt sie in der Runde und zur Mitte der Kirche, wo er an dem Tisch mit Ikonos und Kreuz die Trauung vornimmt. Während er in dieser weichen, schönen Sprache das Evangelium vorliest, glänzen von den Beiständen emporgehalten über Braut und Bräutigam große Kronen —

Wer steht da? Ist es sein Bruder, oder noch er selbst, dem nun aus dem Goldbecher der Priester Wein gibt, um dann auch die Braut trinken zu lassen? Er fühlt den Wein fast in der Kehle brennen ...

Die Feier ist aus, scheint es. Der Bischof löste die gebundenen Hände, gab den Segen, und Christoph küßt seine Frau.

Digitized by Google

— Alle drängen sich zu ihr, und alle Glückwünschenden küßt sie — lächelnd — und immer wieder andere ohne Ende. Und er? Warum steht er da, als wollten seine Füße nicht von der Stelle . . .

„Willst du nicht gratulieren?“ flüstert Ljubas Bruder ihm zu. Er fährt auf, geht vorwärts; man macht ihm Platz — er nähert sich und fühlt mit heißem Erschrecken seine Lippen auf ihrem Mund —

Sah sie ihn nicht befremdet an, da er abtrat? Oder bildet er sich das ein? Lächelte sie ihm nicht vielmehr zu genau wie allen anderen . . .

Der Zug ordnet sich zur Rückkehr und geht unter Jubeln und Rufen und Böllerschüssen über die zertretenen Blumen. Vor dem Hause steht eine Mutter mit dem Kind. Ljuba nimmt das Kind und küßt es und schenkt ihm selbstgenähte Sachen nach alter Sitte. Von allen Seiten streuen sie Reis auf die Zurückgekehrten —

Hinter ihnen balgen sich noch die Kinder mit Gebrüll um die Münzen, die auf ihre wohlgelernten Sprüche: ‚Kume, der Beutel brennt dir aus,‘ der Beistand unter sie warf.

— Den ganzen Tag jagen die geschmückten Gefährte mit übermütigen jungen Leuten durch die jubelnde Stadt.

Ehe das Essen beginnt, wird Swantus in der Fensternische von dem übereifrigen Diakonus weiter belehrt, daß er nun also Ljubas Bruder ist, und daß er heute abend müsse mit ihr den Tanz eröffnen. Und nach dem Essen, das stundenlang mit allen Gerichten, Weinen und Toasten in Anspruch nimmt, tanzt wirklich er als erster mit ihr. — Weich weht ihr Schleier hinter ihnen her . . .

Mit vielen noch muß sie tanzen. Sie allein. Rings herum stehn die Gäste. Endlich sind alle genügend geehrt, und der Kolo beginnt, der große Reigen, den alle mittanzen.

Swantus ist todmüde und denkt mit Schrecken daran, daß er noch tagelang wird hierbleiben und feiern müssen. Von einem versteckten Platz im Saale beobachtet er Ljuba und seinen Bruder, und es entgeht ihm nicht, daß sie ohne Aufsehn den Saal verläßt, und daß sein Bruder nach einer Weile sich suchend umsieht, ihn findet und auf ihn zukommt.

„Eine etwas anstrengende Hochzeit,“ sagt Christoph. „Ich wundere mich, daß Ljuba das alles so ausgehalten hat. Ja, es fiel immerhin unangenehm auf, daß Mama fehlte . . .“

„Wir sagten doch, daß sie erkrankt wäre —“ „Nun ja,“ antwortet sein Bruder mit einer nervösen Stimme — „Ja; aber zehn wissen es, und tausend wundern sich.“ Er reicht Swantus die Hand. „Ich fürchte, dir steht noch allerhand an Genüssen bevor,“ sagt er. Schon im Weggehn wendet Christoph sich nochmals zurück. „Warum küßtest du Ljuba auf den Mund? Diese Sitte ist ohnehin für uns ungewöhnlich,“ fragt er. Swantus weiß keine Antwort. „Tat ich das?“ sagt er. „Ich weiß nicht warum.“

Sein Bruder sieht ihn erstaunt an. Sie verabschieden sich.

— Als den Gästen bei Beginn der Nacht Erfrischungen gereicht werden, kommt Ljubas Bruder auf Swantz zu. „Sie sind noch nicht abgefahren,“ sagt er. „Sie nehmen den Nachtschnellzug. Der Papa geht zur Bahn. Willst du mitkommen?“ — Swantus schließt sich an. Auf der Treppe begegnet ihnen Aladar Férady — Es scheint, er will mitkommen — „Nein, nema nischta,“ ruft Ljubas Bruder ihm zu. „Du mußt schon verzeihn, Herr Rittmeister, wir zwei haben eine kleine Verabredung —“ Sie laufen eilig fort.

„Das wäre schön gewesen,“ sagt Ljubas Bruder, als die Gefahr vorbei ist. „Der Aladar ist der schlimmste Courmacher von der Ljuba, und er und dein Bruder können sich so nicht sehn —“

„Hat er sie heiraten wollen?“ fragt Swantus. „Ach, geh,“ gibt der andere zurück, „Der! Der hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf.“

— Auf dem Bahnhof kommen sie zusammen mit Ljubas Vater an, der respektvoll begrüßt wird. Kurz darauf jagt ein Kupee heran — aus dem Ljuba und Christoph steigen. Die bleiernen Töne der Bahnglocke, das Dröhnen des Zuges — alles geht wie im Traum. Ein paar junge Leute, die sich trotz aller Geheimhaltung doch einfanden, brüllen ihr Zivili hinterdrein, als der Zug fauchend anfährt.

Der Vater tritt zurück und hebt grüßend den Hut. Christoph winkt den Zurückbleibenden, und eigentlich fahren sie schon, als auf einmal Swantus den Kopf hochwirft und mit einem großen Satz auf das Laufbrett des Wagens springt, um Ljubas Hand zu küssen, mit einer unerhört zärtlichen und ergebenen Gebärde, der er sich unmittelbar nachher mit Schrecken bewußt wird.

Er hat noch zwei Tage Festtrubel hinter sich, als er endlich ermattet von dieser Eindringlichkeit, zahlreiche Adressen von Freunden und Verwandten in Wien und Budapest in den Taschen, abfährt.

Wirklich er bleibt ein paar Tage in diesen Städten und wird in großen Häusern liebenswürdig bewirtet. Sonderbar, immer glaubt er, wenn die Tür sich vor der Hausfrau oder ihren Töchtern öffnet, Ljuba müsse hereinkommen oder doch irgendwie ihre Er-

Digitized by Google

scheinung in einer anderen Frau wiederholt. Sie sind anders; bewußter sind diese Ungarinnen, so scheint es; schwarz und kompakt. Er wird eingeladen und empfangen wie ein Fürst — wie sie ihm fortwährend zutrinken und den Primas herbeirufen, damit er hinter ihm die Lieblingslieder fiedele. Und dann kleben sie dem Musikanten zum Lohn Geldscheine auf die Stirn, drei und vier und mehr.

Die Frauen, neben denen er sitzt, an reichen Tischen schieben sacht die Hand neben seine, und wenn er ihren Arm berührt, sehen sie schnell unter gesenkten Wimpern zu ihm auf — und von gegenüber fängt er böse Blicke der Männer auf, die gewiß am liebsten den Degen in seinen Gedärmen herumdrehten.

Es gab ein nächtliches Gartenfest — ein wundervoller Abend über dieser herrlichen, glänzenden Stadt und ihrem Fluß. Hinter den Büschen des Gartens die Geige der Zigeuner — Ach gerade für dich, einsamer Bursche, fiedeln sie ihr Lied. Es ist dunkel hinter den Wänden des Taxus, und ehe er weiß, wie ihm geschieht, fühlt er um seinen Hals Arme geschlungen, und Lippen an seinem Mund.

Welche ist es — welche? „Wer bist du?“ flüstert er. Ihre Hand deckt seinen Mund. Er soll nicht fragen. Sie küßt ihn, überstürzt, als wäre es ihre letzte Stunde, während seine Finger ihr Gesicht absuchen; die gerade, schmale Nase, den wild vordrängenden Mund, ihre Schultern unter dem leichten Stoff, der den Händen spielerisch ausweicht.

Er verwirrt sich, er weiß es wohl. Doch keiner scheint in der Nähe, die Fiedeln schweigen, vielleicht entfernten sich die Gäste . . .

Was? Ist das seine Sorge, da sie in seinen Armen willig liegt. Aber wie? Kommt nicht jemand? Da er verzweifelt wegen dieser Widerstände die Fäuste schüttelt, lacht sie klirrend über ihm — sagt: „Dort den schmalen Weg, dann hinter der Buche; trag mich ins Gartenhaus, süßer Freund —“ Er hebt sie auf, rast über den Weg, vom glitzernden Mond übergossen — den er ebenso fürchten muß wie der Mann ohne Schatten, da er zwei Schatten wirft —

Läuft, findet das Haus, schlägt die Tür zu und verschließt.

Als er sich wendet, ist sie im Dunkel verloren; er sieht sie hinter den Möbeln verschwinden —

Wie? Er genarrt von einer Unbekannten? Nein, sie kommt; seine Hände gleiten beglückt über ihre Haut . . .

— „Ich muß gehn, süßer Freund,“ sagt sie, da sie untrennbar von ihm umschlungen in seinen Armen liegt. „Ich muß, laß mich. Man hört die Gäste weggehn. Die Musik ist aus —“

Danach hat sie gehört — danach . . . „Sag' mir deinen Namen,“ sagt er drohend und hält sie fest.

Sie drängt von ihm fort. „Wann seh' ich dich morgen?“ bittet er. „Laß mich fort, Swantus!“

„Wie, du kennst mich?“ Sie lacht. „Ich habe mich in dich verliebt, als du eintratest — Geh, hol' deinen Mantel. Ich kann nicht so durch den Park gehn —“ Er läuft eilig fort, findet mühsam, den Stimmen im Dunkeln folgend, das Haus. Aber — zurückgekehrt — trifft er sie nicht mehr im Gartenhaus.

Er tritt wieder in den Saal voll Frauen und Männern, die ihn nicht beachten — Wo ist sie? Da, die an ihm vorübergeht am Arm eines Würdenträgers? — Warum zeichnete er nicht ihren Nacken? Er fragt: „Es ist die Prinzessin Cantacuzen, die Gattin des Gesandten,“ wird ihm gesagt. Sein Auskunftgeber wendet ihm grinsend das Gesicht zu und zischt zwischen den Zähnen: „Eine sehr galante Frau, wissen Sie.“

Ist sie das?

— — — — — — — — — —

— In Wien liegt ein kurzes Telegramm von Christoph, daß wegen einer Erkrankung seiner Frau die Pariser Reise in Innsbruck unterbrochen worden sei. ‚Wien — Innsbruck?‘ Sollte er nicht fahren? Was will er hier? Wozu die endlosen Straßen abfahren, die man ihm aufschrieb? Er kommt beinahe vorbei. Er redet sich vor, daß er vielleicht seinem Bruder behilflich sein könnte . . .

An einem sanften Herbsttag kommt er an. Die Stadt mit ihren schönen Bergen liegt freundlich ausgebreitet. Er durchwandert sie frei, da ihn niemand erwartet, und fragt gegen Abend erst nach seinem Bruder. Er erfährt, daß Christoph nicht zu Hause sei, und wird zu Ljuba gerufen. Sie liegt zu Bett; das Zimmer ist halb verdunkelt; es fällt ihm auf, daß die Jungfer wieder verschließt, nachdem sie ihn einließ.

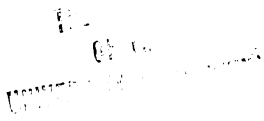
„Wer hat dich hergerufen?“ fragt Ljuba. Er antwortet, daß ihn niemand rief, daß er zufällig vorbeikam. „Dein Bruder ist fortgegangen,“ sagt sie. „Ich will nicht bei ihm bleiben. Ich will fort.“ Sie wirft das Gesicht weinend in die Kissen.

Sein erster Gedanke geht nach seiner Mutter. Aber nein, sie wird nicht kommen wollen. Was soll er tun? — „Kleine, liebe Ljuba,“ sagt er und beugt sich und streichelt das Haar aus ihrem tränennassen Gesicht. „Was ist? Was hat er dir getan?“

„Ja, getan hat er mir. So ist es. Recht fragst du. Wie ein Tier fällt er über mich her —“ Gott, was redet sie! Wirft verwirrte

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Sätze in seine Ohren, ein ungeheuerliches Durcheinander von Flüchen, Beschimpfungen und Anklagen. Und mitten hinein eines Kindes jammernder Ausruf: „Was hat er mir nur getan, Swante, ich habe solche Schmerzen —“

Er streichelt sie verzweifelt und ohne zu wissen, was er nachher unternehmen soll. Er flüstert ihr zärtliche Beschwichtigungen zu und hält sie im Arm und ihren Kopf an seinem Herzen und merkt, daß sie weicher wird und still, und sieht sie an: ihr wundervolles Haar wie von venezianischen Bildern — ihre hellbronzene Haut — das sanfte Rund der Schultern —

‚Mein Gott,‘ denkt er, ‚wenn Christoph käme und fände die Tür verschlossen!‘ — Er löst die Hände und steht auf. „Habt ihr keinen Arzt?“ fragt er. Ljuba wendet langsam das Gesicht zu ihm um. „Ich will ihn nicht sehn,“ sagt sie. „Ich schäme mich. Und übrigens war dein Bruder bei ihm und er hat gesagt, es sei gar nicht so schlimm, und ich übertriebe, und viele Frauen hätten ganz andere Zustände. Ich will aber keine Zustände haben! Untersuchen will er mich, und von einer kleinen Operation hat er geredet. Oh man kennt diese Spitzbuben! Nie wird er mich anrühren. Ich erlaube es nicht. Was würde meine Mutter sagen? Und ich übertreibe keineswegs; ich habe immerzu Schmerzen ...“

„Vielleicht ist das gar nicht so schlimm, was der Arzt vorhat,“ sagt Swantus verwirrt. Er weiß durchaus keinen Ausweg. — „Wann kommt Christoph zurück?“ fragt er. Sie wirft erregt die Arme hoch, und läßt sie zurückfallen in die Kissen. „Ach, ich weiß nicht. Ich hab' ihn weggeschickt. Ich habe jede Stunde Tag und Nacht die Maja bei mir, die von zu Haus mitgekommen ist. Ich will ihn nicht —“

„Wo finde ich ihn denn?“ fragt Swantus weiter. — „Ach, wer weiß! Vielleicht trinkt er irgendwo. Gestern nacht kam er betrunken nach Haus. Die Maja weiß es vom Portier. Er soll mich nicht anrühren.“

„Still, Ljuba, was redest du denn? Er ist doch dein Mann. Warum sagst du mir solche schrecklichen Dinge?“ Sie hebt sich auf im Bett und sieht ihn mit ganz verdunkelten Augen an. „Sterben soll ich, wenn er mich anrührt,“ schreit sie.

Die Tür wird gerüttelt. Sein Bruder ruft. Es gelingt, Ljuba zu veranlassen, daß geöffnet werde. Aber den Schlüssel soll Swantus nehmen und ganz gewiß nicht aus der Hand geben. Christoph tritt ein. Er sieht blaß aus und ist ungeheuer erregt. Seine Hand fühlt sich kalt und feucht an, da er Swantus begrüßt. „So war es nicht gemeint, ich bedaure, deine Reise gestört zu haben,“ sagt er ohne Swantus anzusehn. Seine Augen durchsuchen das Zimmer. Swantus schiebt ihn hinaus und folgt ihm. „Wo können wir ungestört sprechen?“ fragt er.

Christoph bleibt vor ihm stehn und sieht ihn an. „Seit wann verschließt du das Zimmer meiner Frau?“ sagt er mit einer bösen, angreifenden Stimme und streckt nach dem Schlüssel greifend die Hand aus. —

Nur nicht jetzt ihm entgegentreten. Ruhe bewahren. Freundlich sein und harmlos. „Eine Kinderei, Christel,“ antwortet Swantus. „Du weißt ja. Bringe mich nicht in eine unangenehme Situation. Es lohnt doch gar nicht —“ Gott sei Dank, Christophs ausgestreckte Hand wird zurückgezogen. „Nun, hat sie sich beklagt?“ fragt er. „Hat sie mich hinreichend angeschwärzt und die ganze unerfreuliche Katastrophe vor dir ausgebreitet?“ — „Warum bist du so feindselig?“ sagt Swantus. „Wir wollen lieber überlegen, was man tun kann. Was sagt denn der Doktor?“

„Sie läßt ihn ja nicht heran,“ brüllt Christoph. „Hinter verschlossenen Türen liegt sie. Man sollte einfach den Arzt holen und untersuchen und basta!“

„Mit Gewalt geht das nicht,“ sagt Swantus. „Du müßtest ihr Vertrauen wiedergewinnen. Sollte man nicht ihre Mutter herrufen?“ Christoph fährt wütend hoch. „Das fehlte gerade,“ schreit er. „Ihre Mutter! Sie würde Ljuba nur bestärken. Sie ist selber ganz unselbständig. Sie ist ein Kind.“

„Aber ohne Frau werden wir gar nicht mit ihr fertig werden,“ sagt Swantus kleinlaut. — „Man wird schon fertig, wenn man muß,“ antwortet sein Bruder. „Schließlich werden auch Geisteskranke untersucht, wenn es notwendig ist. Ich werde nicht mehr lange warten. Ich werde einfach den Arzt holen.“ Swantus schweigt. Er hat das bestimmte Gefühl, daß etwas Schreckliches geschehen wird, wenn er seinem Bruder jetzt widerspricht. Ein Faustkampf, eine Prügelei. Eine Sache, die nie wieder aus der Welt zu schaffen ist. Er fühlt einen zuverlässigen Zorn in sich aufsteigen ...

Er wendet sich ohne Hast zur Tür und verläßt das Hotel. Gedankenlos folgt er den Vorausgehenden durch ein paar Straßen. Die Läden werden schon geschlossen. Das große, graue Gebäude ist offen. Viele gehn aus und ein. Er tritt ein, geht zum Tisch und schreibt ein Telegramm an seine Mutter.

Als er hinaustritt, liegt noch ein Schein der verlöschenden Sonne über den Bergspitzen und die goldene Krone der Marienäule glänzt davon.

— Christoph scheint erst mißtrauisch und

Digitized by Google

verstockt, als sie am Abend beisammensitzen, und fängt schließlich an zu erzählen. Über Ljuba spricht er versöhnlicher, als Swantus erwartet hatte. Sie sei eben kindisch, störrisch und unerzogen, und er viel zu ungeduldig, um all dem klug und vorsichtig Rechnung zu tragen. Wer habe ihr je etwas erlaubt oder verboten? Sie sei ohne jede Selbstbeherrschung. „Schon am Abend unserer Hochzeit," sagt Christoph. „Du weißt, wir fuhren auf ein paar Tage nach Schloß Kalkar — schon gleich gab es einen schrecklichen Spektakel. Wir kamen gegen sechs Uhr an und aßen zusammen. Ein paar Zigeuner, im dämmrigen Garten aufgestellt, fiedelten sentimentale Lieder — Aber schön war es . . ."

Da sein Bruder in Gedanken sich verliert, die Augen geschlossen, ein schmerzliches Lächeln um den Mund, schweigt auch Swantus.

„Ja, ja, also die Kerle fiedelten," fängt Christoph wieder an. „Nach dem Essen gingen wir in den Park Arm in Arm. Mild und schön das Ganze. Da fällt es einem der Kerle ein, einen von ihren satanischen Tänzen aufzuspielen. Und du hättest Ljuba sehn sollen, die sogleich wie verrückt wurde, mit mir tanzen wollte, und da ich das dumm fand, und das Zeug überhaupt nicht zu tanzen verstehe, läuft sie fort, läßt mich stehen, holt sich aus dem dunkeln Gebüsch, wo man sie versteckt hatte, einen der Kerls und tanzt mit ihm, während die andern dicht um sie herumstehn und spielen und kreischen — das Ganze eine wilde, fremdländische Orgie —"

Swantus legt vorsichtig seine Hand auf seines Bruders geballte Faust. „Spiel, Ungarnekstase, Christel, das mußt du nicht so tragisch nehmen," sagt er. Sein Bruder nickt. „Ja freilich, aber in dem Augenblick war es anders. Mir war, als lachte sie mich aus mit diesen verfluchten Zigeunern. Ich wollte am liebsten dazwischen hauen und besann mich nur mit Mühe, daß das nicht anginge, und ging auf die Leute zu, gab ihnen Geld und wollte Ljuba wegführen. Sie kam auch mit, wandte sich aber unerwartet nochmals zu den Zigeunern und warf ihnen einen goldenen Armring zu. „Was für ein Unsinn, Ljuba," fuhr ich heraus. Sie blieb stehen, sah mich ruhig an und sagte: „Noch einen Ton und ich werfe alles, Perlen und Ringe und Gold da in die Büsche."

„Gut, ich hätte ihr vielleicht vernünftig zureden sollen, aber ich konnte nicht und ich wollte auch gar nicht. Ich hielt einfach ihre Hände fest, hob sie auf und trug sie ins Haus. Sie biß und stieß nach mir —"

„Das ist am Ende bei ihr alles nicht so schlimm," sagt Swantus. „Sie ist Südländerin. Sie vergißt wohl schnell."

Christoph schüttelt den Kopf. Eine ganze Weile schweigt er; dann wacht er, scheint es, auf, sieht sich unruhig nach den andern Gästen um, die in der Halle des Hotels rauchend sitzen, und schlägt vor, daß man noch ein wenig durch die Straßen ginge.

Es ist ganz dunkel auf der Straße und nur die flackernde Bogenlampe bescheint die Säule der Marie. Sie gehen auf die großen Pappeln zu in den Hofgarten. Christoph beendet seine Erzählung:

Gut ja; er gibt zu, wild und brutal gewesen zu sein gegen Ljuba. Aber sie hat ihn gereizt bis aufs äußerste. Wie ein Leopard hat sie gekratzt und gebissen. Er hat sie überwunden — Natürlich ein Kunststück ist das gerade nicht, er weiß . . .

Hier fährt es Swantus heraus, was er besser verschwiegen hätte: „Pfui, wie konntest du das tun, Christoph."

„Was etwa sollte ich tun," schreit wütend sein Bruder und schlägt seinen Stock, den er in die Luft stieß, gegen den Stamm einer Platane. — „Kaum hatte ich sie losgelassen, so nahm sie Hut und Mantel und wollte fort und wäre weggelaufen mitten in der Nacht und zur Bahn und nach Haus."

„Ja, wäre sie," entgegnet Swantus und denkt: ‚Wie albern rede ich.'

„Nein, sie vergißt nicht so leicht," sagt plötzlich sein Bruder laut, als spräche er zu vielen andern. „Sie wirft es mir fortwährend vor, behauptet, ich hätte ihr etwas angetan, verschließt die Türen. Es ist auch besser, Swantus, du fährst wieder. Ich werde schon mit ihr fertig werden."

Swantus hat alle Überlegung verloren; heiß schreit er seinen Bruder an: „Nein, ich will nicht, daß du sie quälst." Er weiß im selben Moment: ‚Das wird jener nie vergessen.'

Sein Bruder antwortet nicht. Er verabschiedet sich und geht. Es ist vollständig dunkel geworden, so daß man, wenn man tiefer in den Park hineingeht, zuweilen mit den Händen vor sich fühlen muß, um nicht in die Bosketts sich zu verirren, die breit und tief sich unerwartet auftun. Die Straßen scheinen ganz leer und nicht einmal der Schlag einer Uhr oder das Bellen eines Hundes, das diese fremden Wege vertraut machte. —

Das Telegramm seiner Mutter ist da und Swantus, der sich vorsichtig zurückhielt und seine Schwägerin nicht wieder gesehen hat, wartet unruhig auf die Ankunft. Er sieht den Zug einlaufen, und groß und schmal, in schwarzen Kleidern, die sie niemals ganz ablegte, kommt seine Mutter auf ihn zu. Eine tiefe Rührung überkommt ihn, da er sich beugt, um ihre Hände zu küssen.

Digitized by Google

— „Alle sind gesund," sagt er. „Verzeih, daß ich dich dennoch rief; wir wissen nicht weiter." Seine Mutter legt den Arm in seinen; so gehen sie.

Er erzählt, was er weiß. Kaum hat er den Namen seiner Schwägerin genannt, so sieht er den abweisenden Zug in seiner Mutter Gesicht. Aber sie schweigt und hört zu. Nur gegen Abend, als sie ausruhend auf dem Sofa liegt und man Christophs Kommen erwartet, sagt sie unvermittelt und sehr bekümmert: „Der arme Junge. Es wird nicht gut gehn. Aber sie hören ja nicht." Dann schweigt sie wieder und hält die Augen geschlossen.

Swantus sitzt neben ihr und betrachtet lange und aufmerksam ihr Gesicht: das blonde Haar, ein wenig lockig, von Silbergrau überzogen. Der Mund sacht geschwungen wie zum Lächeln oder zur Resignation . . . Wie war es möglich, warum liebte sein Vater diese Frau nicht: warum hing er an der unwiederbringlich Verlorenen . . .

War sie niemals glücklich an seiner Seite, und küßte er ohne Freude ihren schönen, sanften Mund . . .

Christoph ruft Swantus zu sich und bittet ihn während der Unterredung bei Ljuba zu sein, damit sie nicht fortläuft. „Sie ist sehr erregt, daß Mama herkam," sagt er.

Swantus tritt in Ljubas Zimmer. Sie sitzt im Sessel am Fenster, ist blaß und sieht ihm ernst und ohne ihren Ausdruck zu verändern entgegen. „Ich will nicht zu deiner Mutter," sagt sie mit einer erregten und unbeherrschten Stimme. „Ich brauche sie gar nicht. Ich habe meine eigene Mutter."

Swantus geht zu ihr und nimmt ihre Hand. „Warum eigentlich bist du Christophs Frau?" fragt er. „Hast du ihn gar nicht lieb?" Sie senkt die Augen. „Ich hatte ihn lieb freilich. Und die Yella Vasnic ist schon länger als ein Jahr verheiratet und Bianca Odescalchi und alle, und bei uns mag man nicht ein altes Mädchen werden. Alle heiraten."

Swantus setzt sich neben sie. „Aber sicher sind sie gut und liebenswürdig zu ihrem Mann und nicht abscheulich und lieblos wie du," sagt er.

„Er ist abscheulich, er! Er war roh und böse zu mir, und ich bin überhaupt nur noch da, weil du gekommen bist; und wenn er noch einmal versucht, mich anzurühren, spring' ich aus dem Fenster, daß du weißt —" ‚Es ist nicht so harmlos, wie es klingt,' denkt Swantus und sieht unruhig in ihre flackernden Augen.

„Wozu kam eure Mutter?" schreit Ljuba auf ihn ein. „Denkt sie mir Moral zu predigen! Oh nein, ich werde nicht die Achtung vergessen, welche man älteren Frauen entgegenbringt. Aber sie soll nicht wagen, mich zur Rede zu stellen." Swantus springt auf. „Warum kränkst du mich?" sagte er zornig.

Ljuba geht schnell auf ihn zu. „Ach, tat ich das? Nein, nein, Swante. Ich sage nichts gegen sie. Ich werde sehr freundlich sein, du sollst sehn."

Christoph ruft. Swantus findet seine Mutter erregt im Zimmer hin und her gehend. Ihr Gesicht ist heiß. „Wie ist Ljuba?" fragt sie. „Konntest du sie allein lassen? Ich finde alles schlimmer, als ich fürchtete. Ljuba scheint völlig unbeherrscht und ohne Rücksicht auf das Dekorum zu handeln. Ich hatte manches erwartet; dies nicht."

„Nun ja, natürlich triumphiert ihr jetzt," sagt Christoph. „Ihr habt alles vorher gewußt, natürlich. Ich wollte, mir wäre auch vorher das Gegenmittel angegeben worden." Swantus sieht erschrocken nach seiner Mutter.

„Mein Sohn, dein Ton ist unverschämt," sagt sie ruhig. „Wenn ich den Versuch mache, das jämmerliche Fiasko, welches du mit deiner Eheschließung gemacht hast, auszugleichen, so geschieht es nicht, weil ich für deine Torheit verantwortlich wäre, sondern weil ich keinen Skandal will." Christoph klemmt die Lippen aufeinander und starrt vor sich in die Luft. „Ich habe dich nicht mit dieser Angelegenheit befaßt, Mama, bitte, bedenke das," antwortet er. Hier ging seine Mutter auf Christel zu und nahm seine beiden widerwilligen Hände in ihre. Dann verließ sie das Zimmer.

Einen kurzen Augenblick stand Christoph in sich gekehrt und ohne sich zu rühren. Hierauf brach er in endlose Anklagen gegen Swante aus, der das Ganze an die große Glocke gehängt und aus einer lächerlichen Lappalie eine ernste Affäre gemacht habe. Eine sehr unangenehme Affäre, die man ihm und seiner Frau dauernd vorhalten würde. Warum zum Teufel war er hergekommen —

So wütete Christoph sich in einen Zustand hinein, der es Swantus besser erscheinen ließ, ihn unter irgendeinem Vorwand stehn zu lassen und die Situation ein zweites Mal zu retten. — Draußen fand er seine Mutter, die ihn zu erwarten schien.

„Ljuba ließ mich durch ihre Jungfer fragen, ob sie mich aufsuchen dürfe," sagt sie. „Ist das nicht sonderbar?"

Swantus öffnet eben die Tür, um seine Mutter einzulassen, als ihn die Jungfer Maja am Ärmel zupft. — Er tritt zur Seite: Ljuba geht vor ihm in das Zimmer, sehr schön angezogen mit Perlen um den Hals und einem spanischen Schal von schwarzen Spitzen über dem Haar; ganz große Dame —

Digitized by Google

„Du verzeihst mir, daß ich dich erst jetzt begrüßen kann," sagt sie lächelnd und küßt die Hand seiner Mutter, welche steif und völlig erstaunt vor ihr steht. Aber Ljuba erstarrt nicht. Gänzlich unbekümmert redet sie mit einer leichten, heitren Stimme; erzählt von der Hochzeit, von der Reise, von ihren weiteren Plänen . . .

Als seine Mutter endlich zu Worte kommt und nach Ljubas Ergehen fragt, beteuert diese, daß es ihr gut gehe, sehr gut. Und zu seinem Bruder, der eben eintritt, gewendet, sagt Ljuba freundlich und harmlos, daß er offenbar ihre Unpäßlichkeit weit übertrieben und die Mama unnütz damit beunruhigt hätte, und Christoph strahlt auf einmal und findet sich auffallend schnell hinein. Der einzige, der schließlich dumm und stumm dabeisteht, ist Swantus, der Bruder.

Unten in der Halle, in der sie nach dem Essen sitzen, erzählt Ljuba von zu Haus, lacht, raucht, trinkt schwarzen Kaffee. Christoph, doch noch ein wenig mißmutig, aber langsam heiter werdend, lacht über ihre Späße und mustert mit abweisenden Blicken die Herren an benachbarten Tischen. Swantus hört zu und lacht zuweilen aus Versehn und staunt über seine Mutter, die ruhig und liebenswürdig, als wäre nichts vorgefallen, aber aus fernsten Fernen ihren Sohn und seine fremdländische Frau betrachtet.

— Am andern Morgen wird er früh zu seiner Mutter gerufen. Sie will abreisen; er soll noch eine kleine Rundreise für sie beide vorschlagen, ehe sie zurückkehren.

Swantus hat die Karte Tirols vor sich ausgebreitet und fährt mit dem Finger über seine braunen Berge: „Brenner-Bozen". Er fühlt die Hand seiner Mutter auf seinem Arm, blickt auf und sieht in ihr plötzlich erblaßtes Gesicht — „Ja, dorthin," sagt sie erregt. Swantus weiß, daß es irgendwie mit seinem Vater zusammenhängt und wagt nicht zu fragen. — Der Abschied von Ljuba ist kühl und ganz befangen in Konvention, da seine Mutter ihren Entschluß plötzlich mitteilt und erklärt, schon hier und gleich Abschied nehmen zu wollen, um jene nicht in ihren Plänen zu stören. „Ihr wolltet doch nach Paris," sagt sie, „und nicht wahr, Ljuba wird dort gewiß schöne Sachen finden und für dich wird es ein starker bleibender Eindruck sein, mein Sohn. Ich hätte mir jetzt nicht gerade Paris ausgesucht. Aber freut euch nur. Ist man einmal zu Haus, so ist es schwer loszukommen."

„Oh ich werde sehr bald einmal in die Heimat fahren," sagt Ljuba. — „Um so mehr wird dein Mann dich zu Haus vertreten müssen," antwortet seine Mutter ruhig.

Sie trennen sich.

Als Swantus über den Flur geht, um bei dem Portier die nötigen Anordnungen zu geben, bleibt er vor dem Lift stehen. Könnte er nicht unter irgendeinem Vorwand einen Augenblick noch Ljuba sehn, ein paar Worte nur — Wie aber? Es kommt nur im Kino vor, daß die Leute im gewünschten Moment aus ihren Türen treten. Diese Türen bleiben zu.

Beim Portier sucht er die Züge heraus; es muß nach Bozen telephoniert, das Visum besorgt, das Gepäck bestellt werden. Als er endlich fertig ist und hinauf kommt, findet er die Zimmer leer, Christoph und Ljuba ausgegangen. Er sagt der Jungfer, daß seine Mutter etwas vergessen habe, wehrt mühsam ihren Sucheifer ab und tritt ein; Ljubas Zimmer in der Hast des Fortgehens verlassen: ein seidnes Kleid über dem Stuhl, weich wie Daunenfedern; ein Hemd von Spitzen durchmustert, so dünn, als gleiten Spinnweben durch die Finger. Eine Wirrnis von kristallnen Gefäßen, aus denen süße Gerüche kommen wie aus Kelchen fremder Blumen. Lederschuh, rot mit grünen Absätzen, klein wie Kinderspielzeug —

Er lacht vor sich hin, tritt ans Bett und streichelt ihr Lager — aber unerwartet bricht sehnsüchtiges Verlangen in sein Blut ein; er stürzt in die Knie und drückt seine Fäuste in die Kissen.

— Von einer der Höhen aus, welche die Stadt umgrenzen, sieht Swantus sie liegen und ihre schönen Berge ringsum. Sie haben die Stunde gewählt, da die spitzen Zacken der Rosengartengletscher goldübergossen vor dem verdämmernden Himmel stehn. Die Wiesen sind voll Herbstzeitlosen, und purpurn stehn die Reben der Weinberge. Den eiligen Fluß begleiten der herbstlichen Bäume bunte Bänder, die sich in einer letzten großen Wolke von Gold zwischen den Schluchten, die der Strom durchfließt, verlieren . . .

Das alles, Mensch, möchtest du in deine Arme schließen und nie mehr von dir tun. Hier verlierst du dein Herz an Berge und Täler deiner großen schönen Heimat. Ach gewiß, du kommst von den flachen Feldern, die auf kargem Boden gewachsen nur die hohe Kiefer umsäumt. Aber alle Schönheit deutscher Länder brennt in deiner Seele . . .

Am Abend gehn sie am Thalfer, dessen Gewässer vom aufsteigenden Mond beschienen sind. Sie sitzen auf der Bank und sein Fließen begleitet ihre Gespräche.

„Hier," sagt seine Mutter, „hier war dein Vater zuletzt vor seinem Tode. Eine Russin, die wir flüchtig kannten, war ihm gefolgt. Es war der letzte Sturm vor dem stillen Hafen."

„Süße Mutter, kränkte er dich so," sagt

Digitized by Google

Swantus leise. Seine Mutter lehnt das Gesicht zurück, daß der Mond sie überscheint. „Ja," antwortet sie. „Es war nicht leicht. Ich nahm diese Aufgabe an und konnte sie doch nicht überkommen. Er war bei mir und bei euch, aber wo war seine Seele! Auch nicht bei jener anderen Frau, die er früh verlor. Er sehnte sich nach der vollkommenen Liebe, die alles opfert; aber die ist nur bei Gott und nicht bei uns."

— „Du hast uns einmal das Märchen von der Schneekönigin vorgelesen, Mutter," sagt Swantus: „Ich liebe die Rosen in all ihrer Pracht, doch mehr noch den Heiland, der selig uns macht."

Seine Mutter sieht ihn an; ihre Augen stehn voll Tränen. „Ja," erwidert sie, „mein Sohn, tat ich das? Ich habe die Rosen zu sehr geliebt und zu wenig den Heiland."

(Fortsetzung des Romans folgt)

Das Bildnis. Von Rohmer-Heilscher

Die Väter hatten's frühe schon bedacht,
Daß ehlich Band einst Sohn und Tochter eine.
Fast Kind noch, ward sie an den Hof gebracht.
Der junge Herzog sprach: „Die oder keine."
Sie war so hold in ihrer Lieblichkeit,
Ein schlankes Reh mit Augen großerschrocken.
Er warb um sie mit jäher Zärtlichkeit,
Und gläubig war sein Herz und voll Frohlocken.
Sie ward sein Weib. Doch ihre Seele schien
Mit sieben Siegeln seinem Kuß verschlossen,
Demütig Dienen hatte sie für ihn,
Von fremder Ferne rätselhaft umflossen ...
Den Erben gab sie ihm. Doch alles Glück
Verschloß nicht jene leidzerwühlte Wunde,
Die ihm ihr Wesen schlug mit jedem Blick,
Die ihm mit Weh zernagte jede Stunde.
Sie reizte ihn mit ihrer Einsamkeit,
Mit ihrer scheuen, traumhaft stillen Weise,
Er wurde rauh zu ihr, voll Hohn und Streit,
Sie nahm ihr Kindlein stumm und weinte leise
Und welkte hin. An ihres Lagers Rand
Der Herzog kniete, ganz von Reu' zerrissen,
Da nahm sie bebend seine weiße Hand
Und küßte sie und sank zurück ins Kissen
Und lächelte beseligt und verklärt
Und rief — und war so bleich schon wie das Linnen —
Den Namen eines Fremden unverwehrt
Mit großer Zärtlichkeit und ging von hinnen.
Als man sie kleidete verhaltnen Worts,
Auf ihrem Herzen lag, von ihr beschrieben,
Das schmale Bildnis eines jungen Lords:
„Ich sah dich nie und muß dich ewig lieben!"
„Du sahst ihn nie? Belügst du mich im Tod,
Daß du mich weiter narrst am Liebesbande?
Und dich, Verführer, bringe ich in Not!"
Kuriere sandte er in alle Lande.
Elf kehrten heim, doch keiner brachte Licht,
Der letzte kam zurück nach vielen Jahren:
„Herr, den du suchst, den Jüngling, fand ich nicht,
Doch ihr Geheimnis habe ich erfahren.
Ich folgte ihren Spuren bis hierher.
Als Mägdlein sah sie einst Lord Philip Wharton
Im Bild van Dycks und wußte nie, daß mehr
Als hundert Jahr schon seine Lippen dorrten ..."
„Vielleicht doch wußte sie's!" Der Herzog sprach,
— Wehmütig lohnte er den späten Boten —
„Wir lieben immer nur ein Bild, und, ach,
Wir legen's trauernd zu den liebsten Toten ..."

Digitized by Google

Karl Arnold, ein Meister deutschen Humors

Von Dr. Paul Weiglin

* *

Zu unserem Glück — denn wir wären sonst um einen Humoristen ärmer — zeigte sich bei Karl Arnold schon in früher Jugend, daß er höheren Ansprüchen in der Kunst des Rechnens nicht gewachsen war. Er selbst freilich und seine Eltern empfanden diesen Mangel fast beschämend. Sein Vater, der als Fabrikbesitzer und als Landtags- und Reichstagsabgeordneter im ehemaligen Herzogtum Koburg eine hochgeachtete Stellung einnahm, wunderte sich, daß ausgerechnet sein Karl, der vierte von neun Geschwistern, in der Schule so schlecht vorwärts kam.

Federskizze

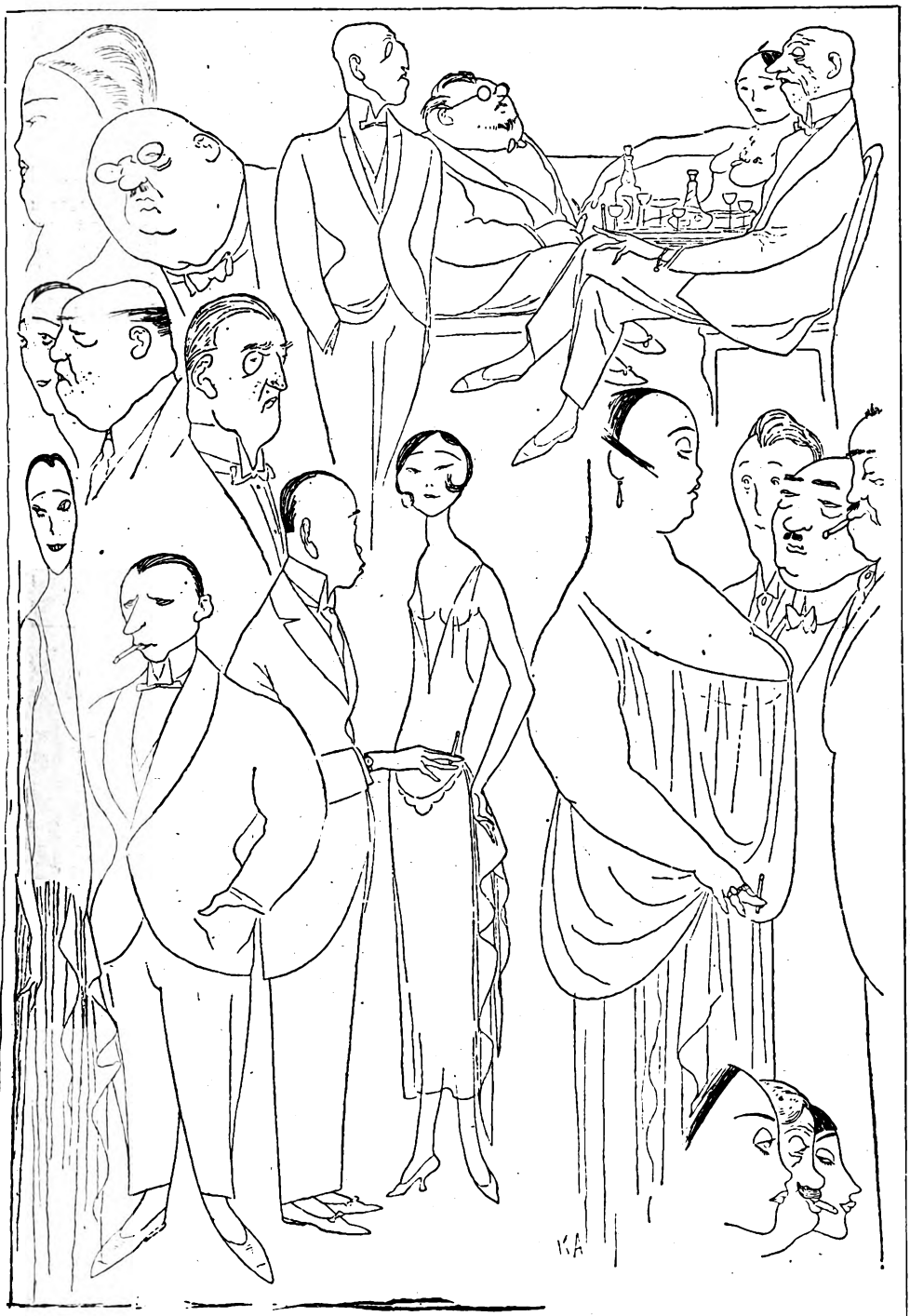
Es erschien so unmöglich, ihn aufs Gymnasium zu tun, daß man nicht einmal auf den Gedanken verfiel. Karl selber jedoch fühlte sich als Volksschüler hinter den Brüdern zurückgesetzt, die sich der höheren Humanität beflissen, indem sie mensa deklinieren lernten, während er an den unüberwindlichen Schwierigkeiten der Zinsrechnung scheiterte. Trotzdem wollte er auch etwas Besseres werden, und da ihm die Männer mit großen Bärten und blitzenden Brillen imponierten, wie sie auf den Kathedern und in den Ämtern saßen, und er insbesondere vom Lehrer die kindliche Vorstellung hatte, daß er ein netter Mann sei, der den andächtig zuhörenden Kindern schöne Geschichten erzähle, so verspann er sich in den Plan, einmal selbst Lehrer zu werden. Leider aber stellte sich bei der Aufnahmeprüfung fürs Seminar sehr bald heraus, daß der Knabe Karl sich wohl mancherlei Fertigkeiten, sogar auf der Geige und auf dem Klavier, angeeignet hatte, daß seine Rechenkunst ihn jedoch zweifellos zu Fall bringen müsse, und da man dem Vater Arnold den Schimpf eines durchgerasselten Sohns ersparen wollte, riet man dem Jungen, schon vor Abschluß der Prüfung nach Hause zu gehen.

Da war es der Rektor Lange, der sich des stillen Jungen annahm und dessen Güte Arnold auch heute noch nicht vergessen hat. Dieser Mann ragte in seiner geistigen Bedeutung aus der Umgebung der kleinen Stadt hervor. Er hatte etwas von der Welt gesehen, denn er war mehrere Jahre Leiter einer deutschen Schule in Florenz gewesen, und hatte sich von dort auch Liebe und Verständnis für die Kunst mitgebracht. Er holte Arnold aus dem Koburger Seminar ab und hatte einen großen Bogen Packpapier mitgebracht, in den der Violinkasten eingewickelt wurde, damit die Leute nicht unnötig fragten. Nach der unglücklich abgebrochenen Prüfung ging er mit dem kleinen Jungen spazieren. Sie setzten sich in den Anlagen beim Denkmal Friedrich Rückerts auf eine Bank, und der gute Rektor sagte: „Beruhige dich, Karl, es ist gut so. Was meinst du, willst du nicht werden, was dein Großvater war?“ In dieser Frage erblickte der Junge einen Trost und sagte ja.

Auch die Eltern, die ihm immer mit liebevollem Verständnis zur Seite waren, stimmten zu. Er war nun einmal weder für die Gelehrten- noch für die kaufmännische Laufbahn geschaffen, und vielleicht war es wirklich das Vernünftigste, wenn er einen Beruf aufnahm, den der Großvater mit gutem Erfolge ausgeübt hatte. Dieser Großvater mütterlicherseits war Modelleur und Zeichenlehrer gewesen. Er arbeitete für die Spielwarenindustrie und schuf Modelle für Porzellan und Terrakotta, die ihrerzeit große Erfolge hatten. Auch als Maler hatte er sich auf eigene Faust versucht und merkwürdige Bilder hinterlassen. Er war der Gründer der Industrie- und Gewerbe-Schule zu Neustadt, in die nun Arnold mit 14 Jahren eintrat, gerade zu der Zeit, als Arnolds Vater im Landtag durchsetzte, daß diese Schule staatlich wurde. Arnolds neuer Lehrer war ein Schüler jenes Großvaters, ein tüchtiger Mann, der ihn in mancherlei Handwerk unterwies, und der Vater konnte hoffen, daß die Veranlagung seines Sohnes bei vernünftiger Pflege sich vielleicht einmal für den Unterricht in einer Schule oder für die Mitarbeit in seiner Fabrik nützlich erweisen würde. Bald jedoch sagte dem jungen Schüler der Zeichenunterricht, wie er, damals in recht unlebendiger Weise, für Handwerkslehrlinge erteilt wurde, nicht zu. Und es war ein Glück, daß der wohlmeinende Lehrer wenigstens ab und zu reizvollere Aufgaben stellte, z. B. wenn es sich darum handelte, Dekorationen für das Neustädter Liebhabertheater zu malen. Modern war dieser erste Lehrer Arnolds nicht. Er hielt die geläufigen Fachzeitschriften,

Federskizze

Digitized by Google

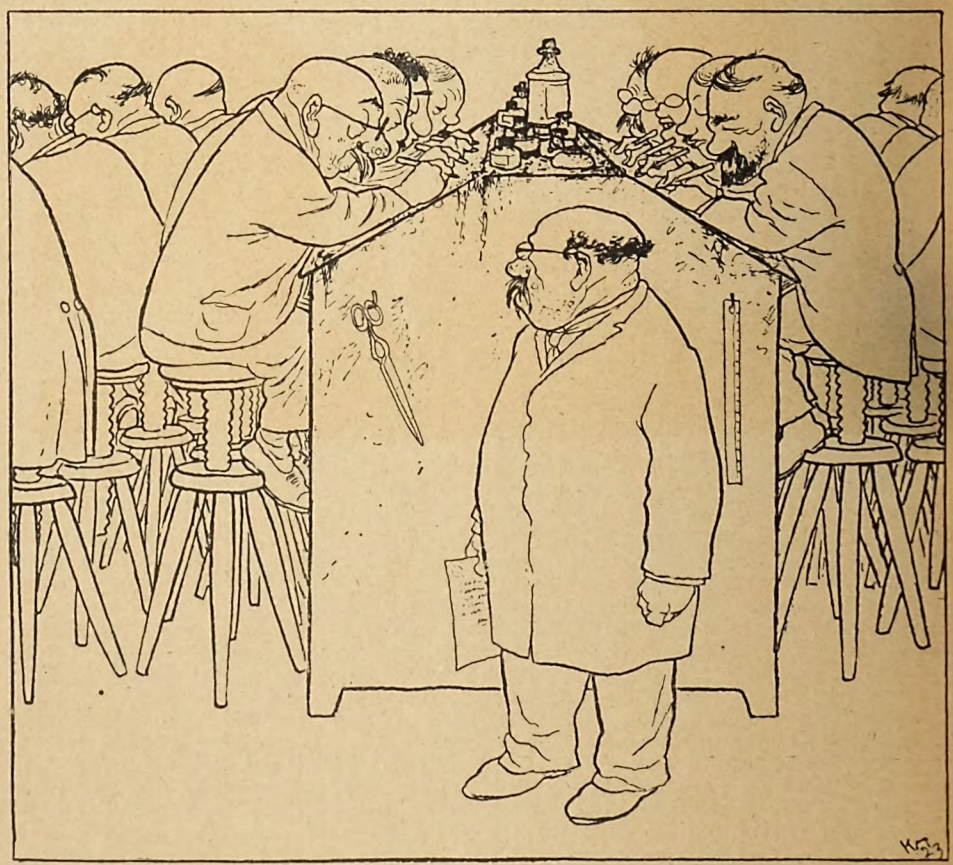


Typen aus dem Berliner Leben
(Aus der ‚Neuen Gesellschaft')

Digitized by Google

aber er bekam auch öfter neue Blätter vom Buchhändler als Probehefte zugesandt. Diese Ausgeburten einer offenbar verrückt gewordenen Zeit wurden von ihm auf einen Ort verbannt, wo für manchen gehetzten Menschen der einzige Platz zu ungestörter Lektüre hinter verschlossener Türe winkt. Dort fand sie Arnold, und er erinnert sich noch daran, wie er, nicht ganz reinen Gewissens, ein Heft der „Jugend" entwendete, es zwischen Weste und Hosenbund schob und mit diesem papiernen Panzer, auf den Knien liegend, einen Parkprospekt malen mußte, vor dem die Töchter und Söhne der Neustädter Aristokratie ein anmutiges Spiel des Witzes und des Verstandes aufzuführen gedachten. Für sich allein malte Arnold nicht nur, sondern er modellierte auch und folgte bei dieser Tätigkeit nicht nur dem Vorbild des Großvaters, sondern auch seines Onkels, der ein begabter Bildhauer gewesen, aber jung verstorben war, gerade als er als Mitarbeiter in das Atelier von Schilling, dem Schöpfer des Niederwald-Denkmals, eintreten sollte. Auch die schriftstellerische Begabung Arnolds zeigte sich nun bald. So schrieb er ein kleines, mit Zeichnungen geschmücktes Heft unter dem Titel „Unser Walter", in dem er die Bubenstreiche eines jüngeren Bruders schilderte. Leider ist dieses erste Zeugnis seiner Zeichenkunst in den Münchner Akademiejahren als Kitsch vernichtet worden.

Im übrigen war Karl Arnolds kleine Vaterstadt arm an künstlerischen Anregungen, und die zufällig erhaschten Hefte der „Jugend" waren vereinzelte Sendboten, die sich dorthin verirrt hatten. Man machte am Stammtisch seine Glossen über den Jugendstil und die Sezession, ohne recht zu wissen, worum es sich handle, und wenn man ernsthaft von der „modernen Kunst" redete, so meinte man die große Halbmonatsschrift, die Richard Bong in Berlin herausgab und die auch noch in den neunziger Jahren ihre beliebten Meisterholzschnitte als Kunstbeilagen brachte, Wiedergaben von Gemälden, unter denen das Genre und die Historie im Sinne der siebziger Jahre vorherrschte. Ein prachtvoll gebundener Jahrgang dieser „Modernen Kunst" war einmal das begeistert aufgenommene Weihnachtsgeschenk Karl Arnolds. Mochte ihm, dessen Augen sich langsam öffneten, vieles nicht zusagen: er fand doch unter diesen Bildern und Aufsätzen mancherlei, was seiner



Das Büro. Federzeichnung

Digitized by Google

Abschied von Garmisch. Aquarell

Entwicklung förderlich war. Er mußte eben die gesegnete Kunst manches Kleinstädters üben, die wenig zahlreichen äußeren Anregungen künstlerischen Lebens um so inniger in sich zu verarbeiten. Aber die Kleinstadt gab ihm noch mehr, ja das Wesentliche: sie weckte seinen Humor. Es ist freilich wahr, daß auch die Großstadt reich an Originalen ist, und wer nur zu sehen versteht, dem laufen sie täglich über den Weg. Doch in kleinen Nestern gedeihen sie auch heute noch besser und sind wesentlich leichter zu finden. Arnold merkte natürlich bald, daß die Menschen um ihn zum Teil höchst drollige Käuze waren. Es ist das Vorrecht der Jugend, sich für gescheiter oder doch für gewandter als das Alter zu halten. Aber ein großer Humorist wird so ein dreist überheblicher Jüngling, wie wir alle es gewesen sind, deswegen noch lange nicht. Er muß sich nicht so sehr über seine Umwelt erheben, als sich von ihr scheiden. Und das ist Arnold bereits in Neustadt gelungen. Diese Wendung und Wandlung seines Innern, die einer Erweckung ähnlich sieht, hat er nicht äußeren Einflüssen zu danken, sondern sie ist aus ihm selber entsprungen. Er wußte kaum, was eine Karikatur ist. Das Leben selbst hat sie ihm zuerst gezeigt. Da war unter den Neustädter Bürgern einer, der zu den angesehensten gehörte und sich durch einen gewaltig wallenden Vollbart auszeichnete. Arnold hatte eine vorzügliche Hochachtung vor Bärten überhaupt und vor diesem insbesondere. Aber die Sonne brachte an den Tag, in welchem Vorurteil er befangen war. Er sah eines Tages den ein-

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlaraffenland. Aquarell. (Aus einem Bilderbuch)

Bürgern, und daß diese Spießer besonders komisch sind. Es war ein Segen, daß er bei aller Lustigkeit und Leichtfertigkeit doch keine Bohèmenatur war. Seine Brüder, die in München fleißig studierten, nahmen sich seiner an. Er sah, daß es auch noch andere Welten gab als das Café Stephanie, und da er im Kern gesund geblieben war, nahm er sich endlich vor, tüchtig zu arbeiten. Auch wollte er seinen Eltern nicht länger zur Last fallen und beschloß, auf jeden Zuschuß von daheim zu verzichten und sich allein durchzubringen.

So malte er Bildnisse und Landschaften, die er in der Sezession mit Erfolg ausstellte, an denen er jedoch keine rechte Freude hatte, denn er wußte damals noch nicht, daß seine Kunst und sein

Singspielhalle. Tuschzeichnung. 1914

Erfolg in den Mappen in der Atelierecke schlummerten.

Unter solchen Bemühungen kam er jedoch auf keinen grünen Zweig, sondern saß mit einem bildhauernden Kollegen und Ateliernachbar auf dem dürren Ast der Not. Die Miete war schon seit Monaten nicht bezahlt, und der Wirt betrachtete die beiden Herren Künstler mit nur noch schlecht verhehltem Mißfallen. Das Geld war eines Tages völlig alle geworden, und bei trockenem Brot und dünnem Tee saßen die beiden Unglücksgefährten und übten sich im Trübsalblasen, was ihnen freilich trotz ihrer üblen Lage nicht meisterhaft gelang, denn sie waren Gott sei Dank noch jung und von heiterer Gemütsart. Freilich hatten sie eine

Digitized by Google

Hoffnung, die sie aufrecht hielt. Der Arnold hatte seine Neustädter Karikaturenmappe dem „Simplizissimus“ gebracht. Aber würde der mit seinem anscheinend so fest geschlossenen Mitarbeiterkreis etwas annehmen oder gar honorieren? Der Besuch im Verlag war nicht gerade ermunternd gewesen. Der Türhüter der Redaktion, der dem damals noch sehr jugendlich dreinschauenden Arnold die Mappe abgenommen hatte, war nicht besonders entgegenkommend gewesen und hatte sein brummiges Betragen auch nicht geändert, als er bei Angabe der Adresse an der Handschrift des Überbringers feststellen mußte, daß dieser der Künstler selbst und nicht bloß ein Botenjunge sei. Ziemlich herabgestimmt hatte Arnold das Verlagshaus verlassen. Immerhin, er konnte sagen: „Ich hab's gewagt!“ Es war nicht zu bestreiten: seine Zeichnungen lagen den selbsterwählten strengen Richtern vor. Sie brauchten nur zuzugreifen. Und die Kollegen, die sich solcher Tat noch nicht zu unterfangen gewagt, bewunderten den Mutigen. Aber ob der Mut belohnt wurde? Es war doch schon eine ganze Weile seit jenem minutenlangen Besuch im Vorzimmer des „Simplizissimus“ verflossen. Das Brot war bald zu Ende, und der Tee, der oftmals aufgebrühte, schmeckte unbeschreiblich fade. Auch hatte der Hauswirt einen kräftigen Brief geschrieben, in dem das verteufelte Fremdwort exmittieren vorkam, und kein Groschen fiel aus den Taschen, mochte man sie noch so sorgfältig umkehren.

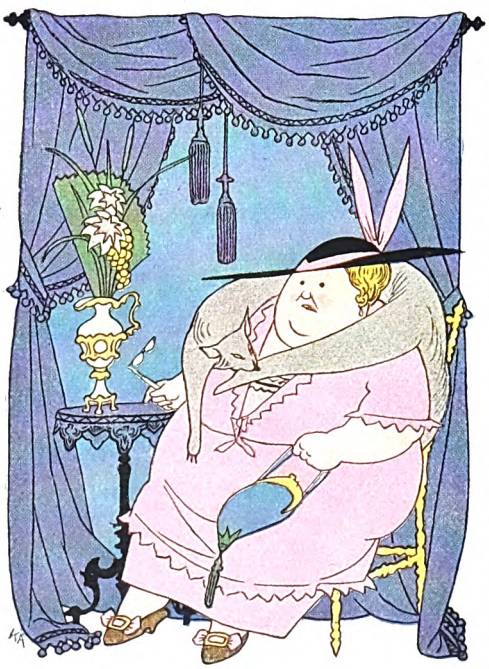


Illustration aus
‚Die Bräutigame der Babette Bamberling‘

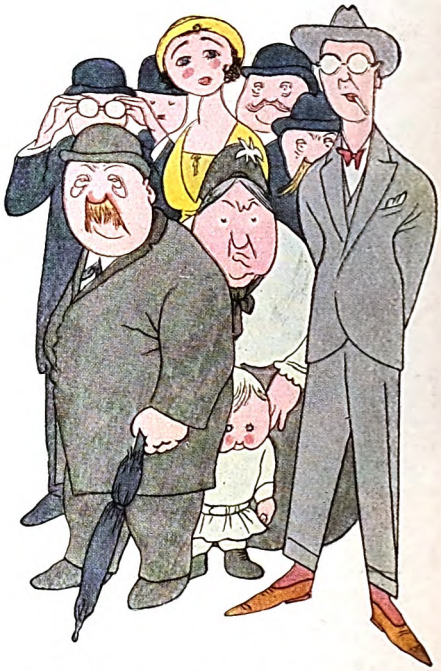


Illustration aus ‚Ringelnatz, Turngedichte‘

Da auf einmal plumpst etwas in den Kasten. Arnolds Freund eilt an die Tür, schließt auf und kommt, einen Brief in der Hand schwenkend, zurück. Er ist vom „Simplizissimus“ und an Arnold gerichtet. Und was steht drin? Es ist kaum zu glauben! Die Redaktion freut sich sehr und will eine Anzahl Blätter erwerben (eine Anzahl!); sie bittet Herrn Arnold gelegentlich (gelegentlich!) deswegen bei ihr vorzusprechen. Redakteure sind weltfremde Leute. Als ob ein darbender Künstler Zeit hätte, auf eine Gelegenheit zu warten. Schon hatte der gute Freund die Sonntagshose ergriffen und hielt sie dem vor Glück fast starren Arnold hin. „Bitte einzusteigen!“ Dann half er ihm in Weste und Rock, bürstete ihn ordentlich aus, zog ihm die Halsbinde zurecht, stülpte ihm den Hut auf den Kopf und schob ihn zur Türe hinaus. „Mach', daß du wegkommst! Und vergiß das Rechnen nicht!“

Es war ein heißer Tag und weiter Weg draußen von Schwabing hinein in die Stadt. Aber auch in dieser Staatshose, die in der Sommerszeit daheim geschont wurde, denn man lief am bequemsten und billigsten in Unterhosen herum, fand sich kein Zehnerl für die Trambahn. Doch das machte nichts. Arnold lief, als sollte er um seiner Seligkeit willen einen Weltrekord schlagen. Abgehetzt kam er im Verlag an. Diesmal wurde er nicht im Vorzimmer abgefertigt, sondern ehrenvoll zum Chefredakteur, Herrn Dr. Geheeb, geleitet. Der breitete die Neustädter Mappe aus und nahm ein Blatt nach dem

Digitized by Google

andern für den „Simplizissimus“ an, so daß Arnold glaubte, der freundliche Herr wolle sein Blatt für einige Jahrzehnte mit echten Arnolds eindecken. Aber die Mappe war sehr dick, und schließlich blieb doch noch einiges übrig, was einstweilen zurückgestellt wurde. Und dann durfte sich Arnold verabschieden und an der Kasse tausend Mark auszahlen lassen.

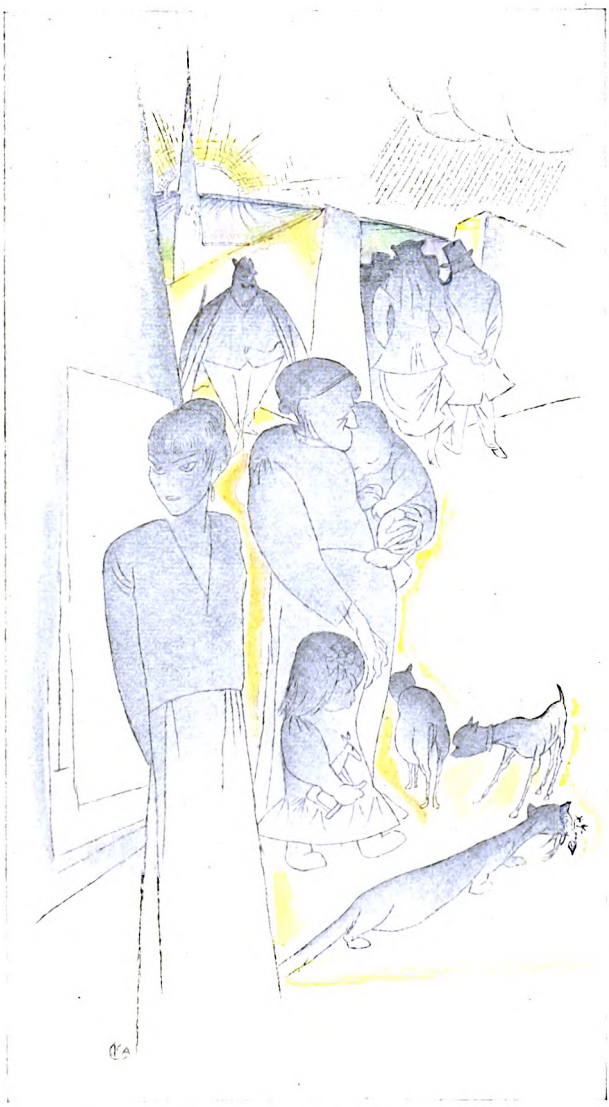
Er war wie betäubt und so gedankenlos, daß er den langen Weg, noch dazu beladen mit der schweren Mappe, wieder zu Fuß zurücklegte, als wäre er noch der arme Schlucker wie vor einer halben Stunde gewesen. Erst als er schon beinah zu Hause war, fiel ihm ein, daß er sich nicht nur die Tram, sondern sogar eine Droschke hätte leisten können, ohne seinen Schatz in der Brusttasche wesentlich zu schmälern. Nun war er schon in der Nähe seiner Behausung, und es lohnte sich nicht mehr, auf die Straßenbahn zu steigen, und Droschken gab es hier draußen nicht. Nur etwas zu essen mußte eingeholt werden und so wechselte Arnold den ersten Hunderter für Brot und Butter. An größeren Luxus wagte er sich noch nicht heran, denn man muß auch Kapitalist zu sein sich erst gewöhnen. Im Atelier wurde zunächst ein Indianertanz triumphierender Freude aufgeführt. Und als der wegen allgemeiner Erschöpfung zu Ende war, ging Arnold zum Hauswirt. „Guten Tag, Herr Grandelmeier. Ich komme wegen der Miete. Sie haben gemahnt. Ich hab's allweil vergessen. Sehn's, wenn man so arg viel zu schaffen hat!“ Holte die Brieftasche hervor und blätterte unter den Augen des erstaunten Mannes in den Hunderten herum, als steckten die immer in dieser Tasche und als kenne ihr Besitzer unbezahlte Rechnungen nur aus entschuldbarer Nachlässigkeit. Und nach-

Der Spießer im Walde. Aquarell

Digitized by Google

dem Arnold seine Miete bezahlt hatte, lieh er dem Freunde die Hunderter und dieser ging mit gleicher Gebärde zu Herrn Grandelmeier, der nunmehr Stielaugen bekam, als er zum zweitenmal quittieren durfte. Wie ein Lauffeuer war es in der Nachbarschaft herum, daß die beiden Künstler Geld hatten, und bald fanden sich liebe und unliebe Kollegen ein. Ein großes Feiern begann, und Arnold mußte schnell erkennen, daß so mannigfachen Ansprüchen an seine Kasse auch tausend Mark auf die Dauer nicht gewachsen waren. Es mußte wieder etwas dazukommen, und so ging er mit dem Rest seiner Zeichnungen zur „Jugend", die ihm ebenfalls eine große Anzahl abkaufte, so daß er von seiner Neustädter Mappe nur noch ein Blatt übrig behielt, die Wiederholung eines anderen. Er wurde bei beiden Zeitschriften ein regelmäßiger, hochgeschätzter und gut bezahlter Mitarbeiter, bis er sich mehr und mehr und seit dem Kriege ausschließlich dem „Simplizissimus" zuwandte, zu dessen führenden Kräften er heute zählt.

Arnold ist einer von den glücklichen Künstlern, die stark genug sind, um aus sich selber zu entwickeln, was in ihnen liegt. Er hat einen offenen Blick und ein gesundes Urteil auch für fremde Kunst, und als er bald nach seinem ersten Erfolg in der Öffentlichkeit in Paris war, hat er sich für so bedeutende Meister wie Daumier und Toulouse-Lautrec erwärmt. Einige Blätter aus dieser frühen Zeit, die im Rahmen dieses Aufsatzes zum erstenmal wiedergegeben werden, beweisen, daß er graphische Aufgaben auch malerisch im Sinne jener Großen anzupacken versteht. Aber niemals ist er fremdem Einfluß auf die Dauer erlegen, und so gewaltig ihn Paris mit seinen Menschen und seinem Weltstadtgetriebe, mit Museen und Kabaretts erregte; er ließ sich von den vielen auf ihn einstürmenden Eindrücken weder bezaubern noch überwältigen. Er kehrte gern nach München zurück, denn er spürte, daß seine Kunst in Deutschland zu Hause war und zu ihrer Entwicklung nichts weiter brauchte als das eigene Herz und Gemüt.



Die Straße. Farbige Lithographie

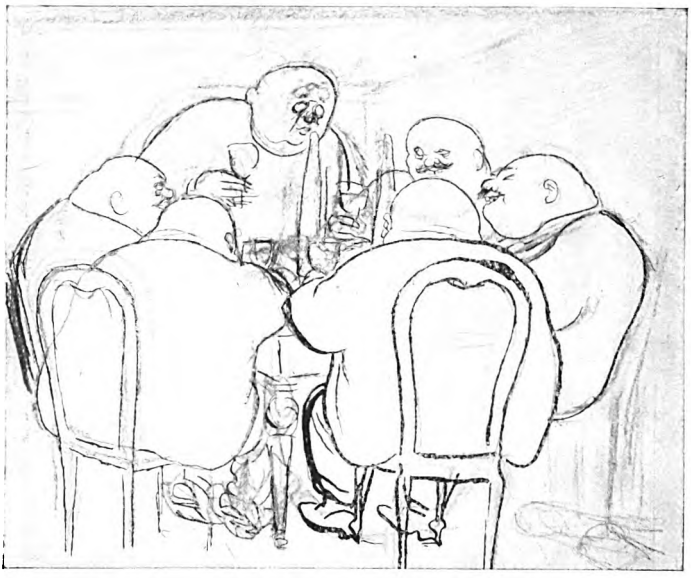
Wichtig für Arnold ist auch sein Aufenthalt in Lille, seine Tätigkeit an der „Liller Kriegszeitung" geworden. Er hatte nie gedient und war als Ersatzreservist bald nach Ausbruch des Krieges eingezogen und der bayrischen Kartenfelddruckerei zugeteilt worden. Von dort wurde er an das im Dezember 1914 gegründete Blatt kommandiert, und fand hier unter einem so kollegialen Vorgesetzten, wie es der Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker war, ein Arbeitsfeld, wie er es sich in Kriegszeiten und als Unteroffizier — denn so weit brachte er es — nicht schöner wünschen konnte. Die „Liller Kriegszeitung", die in jeder Hinsicht erste Armeezeitung im Weltkrieg, hat jahrelang, bis auch sie unter dem Zwang einer normalisierenden Bevormundung litt, unverfälscht zum Ausdruck ge-

Digitized by Google

Der Angler. Aquarell

bracht, wie der deutsche Soldat an der flandrischen Front lebte und kämpfte, fühlte und duldete. Sie hat, solange sie allein ihrem Herausgeber und einer verständig geübten Zensur durch das Armeeoberkommando des Kronprinzen Rupprecht unterstand, ihren Hunderttausenden von Lesern Freude gemacht, indem sie in Wort und Bild das schrieb und zeigte, was diese Leser selbst empfanden. Und sie hat gerade in ihrem Freimut und weil sie nicht kommissig, sondern kameradschaftlich redete, unendlich viel mehr für die Erhaltung des guten Willens und des guten Humors im Felde geleistet als die Artikel, die ihr gleich allen anderen Armeezeitungen später von höherer Stelle mit dem Befehl zum Abdruck zugingen. Jeden dritten Tag erschien die Zeitung, und fast jede Nummer enthielt ein von Arnold gezeichnetes ganzseitiges Kriegsflugblatt. Er hat damit schon rein technisch eine gewaltige Arbeitsleistung bewältigt, die um so höher anzuschlagen ist, als ihm in den weitaus meisten Fällen nicht nur die Zeichnung, sondern auch der ihr zugrunde liegende Gedanke und die stets äußerst einprägsame Fassung des Textes zu danken war. Die besten dieser Kriegsflugblätter sind auch im Buchverlag der „Liller Kriegszeitung" in zwei stattlichen Bänden erschienen. Wenn wir diese in Lille dicht hinter der Front gedruckten Bücher durchblättern, ziehen noch einmal die langen und bangen Jahre unserer

Digitized by Google



Der Stammtisch. Erste Skizze zu einer Federzeichnung

Kern seiner pessimistischen Lebensauffassung verbarg. Aber er hat ein tiefes Gemüt, das seiner Beobachtungskunst jede Schärfe nimmt. Er weiß es und schließt sich selber ein: eigentlich sind wir alle Karikaturen. Es ist nicht so, wie sich mancher Laie vorstellt, daß ein Karikaturist wie Arnold besonders auffällige Eigenschaften der äußeren Erscheinung eines Menschen unterstreicht. Er läßt nur das Unwesentliche weg, und übrig bleibt die erheiternde Armseligkeit, die mitleidwürdige Gebrechlichkeit unseres Leibes. Aber das ist noch nicht alles: Arnold ist in seinen Zeichnungen auch ein Seelenkünder. Wie er als Kind den Mann mit dem Bart durchschaute,

Siege und Hoffnungen, unserer Leiden und unserer Enttäuschungen an uns vorüber. Viele unter ihnen, die die Politik des Tages glossieren, sind freilich inhaltlich veraltet, und manche sind von der späteren unglücklichen Entwicklung der Dinge so schmerzhaft widerlegt, daß erst eine späte Zukunft ihren künstlerischen Wert ungetrübt auf sich wirken lassen wird. Aber das wissen wir alle noch, die wir sie entstehen und erscheinen sahen: sie trafen damals mit bewunderungswürdiger Schlagkraft das Wesentliche der Situation, und ihr Humor in Bild und Wort war von hinreißender Wirkung. Dabei war Arnold auch in der Erregung dieser Jahre niemals boshaft und noch viel weniger herzlos, und gerade seine unpolitischen Blätter, die lächelnd das wunderliche Beieinander des deutschen Soldaten und französischen Zivilisten schildern, haben dem gutmütigen Landser am besten gefallen. Arnold hatte seinen Spaß an Erscheinungen wie dem alten Garçon Joseph, der im Frack und in Filzpariſern den Salat im Hotel de l'Europe mit so feierlicher Würde anrichtete, als stünde er bei den Montmorencys in Dienst, und er sah in solchen seltsamen Leuten nicht bloß das Drollige, sondern auch die Erhabenheit des Unheils, das über die „Stadt in Ketten“ gekommen war und das sie mit einem Anstand trug, den wir auch heute noch anerkennen müssen.

Arnold ist Humorist. Er ist auch als Mensch von einer bezaubernden Fröhlichkeit und von blendendem Witz. Aber es geht ihm wie Wilhelm Busch: die wenigsten ahnen, was hinter seinen Schwänken steckt. Er ist nicht schwermütig, wie es der Einsiedler von Wiedensahl im Grunde war, der die Einsamkeit suchte und in seinen lustigen Versen den bittern

Federskizze zu einer Zeichnung

Digitized by Google

Der Kaffeeklatsch. Erster Entwurf zu einer Zeichnung

so sieht er uns allen ins Herz und erkennt, daß nicht viel mit uns los ist. Jedoch erfüllt ihn das nicht mit Bitternis und noch viel weniger mit Hochmut. Er weiß, diese Mangelhaftigkeit ist unser aller Erbteil, und seine Güte geht so weit, daß er ein herzliches Verständnis für alles hat.

Oder doch für fast alles. Nach dem Kriege zog er aus, um Berlin zu entdecken. Er war — und die „Lille Kriegszeitung" hatte ihr Teil dazu beigetragen — zu hohem Ansehen gekommen. Die Zeitschriften und Verleger begannen sich um ihn zu reißen, obgleich er dem „Simplizissimus" schon längst nicht bloß innerlich verpflichtet war. Aus dieser Nachkriegszeit stammen seine „Berliner Bilder", die der Simplizissimus-Verlag vor kurzem in einem Album gesammelt hat. Auch hier findet sich vieles, was seinem gutmütigen Humor, seiner herzenswarmen Menschlichkeit zu danken ist. Auf einigen Blättern, in denen er das Elend der Armut und den Jammer der Verarmung schildert, erhebt er sich zu einer fast tragisch anmutenden Größe der Anschauung, wie sie ihm zuerst in Lille nahegelegt worden ist, wenn er z. B. den von reiner Gefühlslyrik erfüllten „Feldsoldatensang in Flandern" schuf. Aber das meiste, was er in den Berliner Schieber-Cafés und Protzenrestaurants sah, jagte ihm doch die Galle ins Blut, und es entstanden Zeichnungen von jener ätzenden Schärfe, die er sonst vermeidet. Doch auch aus dieser Sammlung erkennen wir, daß die eigentliche Begabung Arnolds weniger auf dem Feld der Satire als auf dem des Humors liegt.

Es gibt kaum einen gewissenhafteren Arbeiter als ihn. Mit Absicht zeigen wir in diesem Aufsatz einige erste Entwürfe, deren Reiz in einer ungemeinen Frische der Auffassung und Flottheit der Zeichnung liegt. Doch genügen dem Künstler solche Leistungen nicht. Viele seiner Blätter zeichnet er drei-, viermal um, bis er sie für gut befindet, d. h., bis sie unwidersprechlich klar und von größter Sparsamkeit des Ausdrucks durch eine bewunderungswürdig sprechende Linienführung sind. Leider sind solche Vorarbeiten nur selten erhalten. Was der Künstler gelöst hat, pflegt er zu vernichten, und man darf nur hoffen, daß seine Jungen, die gerne in den Papierkörben des Vaters stöbern, manches, was aus künstlerischen Gründen der Erhaltung wert ist, vor der allzu scharfen Kritik des Meisters retten. Das Malen hat Arnold schon lange aufgegeben. Ihm genügt die Graphik, um sich auszudrücken. Aber er ist nicht allein auf die Schwarz-weiß-Kunst eingestellt oder die etwas schematische Farbigkeit, die ihm die Reproduktionstechnik seiner Zeitschrift vorschreibt. Er beschäftigt sich jetzt mit ungemein zart getönten farbigen Lithographien, von denen wir eine abbilden, die sich völlig ernst, fast mystisch gibt. Und auf Blättern wie dem „Angler" oder dem „Abschied von Garmisch" bewährt er ausgezeichneten Farbensinn neben einem feinen Gefühl für die Landschaft. Außer seiner Tätigkeit als Karikaturist hat Arnold in den letzten Jahren sich mit besonderem Glück als Illustrator hervorgetan. Die nette Geschichte von Alice Berend: Die Bräutigame der Babette Bamberling, hat er durch seine Bilder zu einem Kleinod deutschen Humors erhoben, und in die phantastische Welt des Morgenstern-Jüngers Joachim Ringelnatz hat er seine keck zupackenden Bilder gestellt.

Arnolds Humor ist mit den Jahren immer reifer und reiner geworden, und es will uns scheinen, als habe er bald jenen goldigen Glanz, der einem milden alten Weine eigen ist. Er begibt sich auch jetzt noch manchmal,

Digitized by Google

wie das beim „Simplizissimus“ nicht anders sein kann, auf das Gebiet der hohen Politik und hat sich die große innere Freiheit bewahrt, daß er ohne Rücksicht auf Partei, immer und vor allem mit seinem Humor dem deutschen Vaterland dienen will.

Aber am liebsten befaßt sich seine Kunst mit dem deutschen Philister. Er gibt ihn dem Gelächter preis, denn er entdeckt mit tödlicher Sicherheit seine Schwächen. Doch im Innersten seines Herzens hat er eine heimliche Liebe zu ihm. Er weiß, wenn der Philister öffentlich wird, z. B. in der Politik, so ist er gräßlich und schädlich. Aber wenn er am Stammtisch sitzt oder in den Mietskasernen der großen Städte und in den Häusern der kleinen Nester sein Wesen treibt, so gehört er eben doch zu uns, und vieles Große, auf das wir mit Recht stolz sein dürfen, ist in seiner Welt, und sei es auch nur im Widerspruch zu ihr, entstanden. Arnold ist kein Idylliker. Er liebt die große Stadt und erfrischt sich, wenn er aus dem immer noch behäbigen München nach Berlin kommt. Lieber als in einer noch so schönen Landschaft sitzt er auf der Terrasse von Josty und sieht sich das Gewirr auf dem Potsdamer Platz an. Er macht seine Großstadtreisen, die ihn im vorigen Jahr sogar nach Amerika führen sollten, wie ein anderer Maler oder Zeichner seine Studienreisen ins Dachauer Moos unternimmt, und wenn er sich den reizvollen Ausflug nach Amerika versagt hat, so nur aus dem einen Grunde, daß er sich von dem Pressekonzern, der ihn haben wollte, nicht als künstlerischer Schwerarbeiter ausnutzen lassen wollte. Er ist gern mit guten Freunden zusammen. Aber seine sonnige Wohnung mit seiner norddeutsch blonden Frau und seinen drei Kindern, denen er es wahrscheinlich zu danken hat, wenn er jetzt an einem so entzückenden Bilderbuch wie dem „Schlaraffenland“ arbeitet, ist doch der stille Erdenwinkel, wo er in Ruhe die vielen Anregungen des Lebens verarbeitet, und selbst hier fehlt es ihm nicht an neuen Stoffen für seine immer aufnahmebereiten Augen. Er braucht nur zum Fenster hinauszusehen und erblickt vor den Toren der benachbarten Kirche ein buntes und lustiges Leben von Hochzeiten und Kindtaufen, Firmelungen und Fahnenweihen, und weil er nicht bloß ein humoristischer Zeichner, sondern auch ein Dichter ist, erblickt er in diesen flüchtigen Erscheinungen die „ewige Zier“. Eins ist und bleibt ihm die Hauptsache und stellt das Grunderlebnis seines Schaffens dar: wir sind allesamt arme Narren, und es kommt nur auf die Kunst an, sich trotzdem wohl dabei zu befinden, so wie er sich selber einmal, von langer Krankheit genesen, gezeichnet hat. Er sitzt auf einem Baum und raucht seinen Tabak, und ein Vöglein zwitschert ihm zu: „Mosjö, es will mir scheinen so, Ihr seid ein Narr in folio.“

Aus der Studienmappe: Typen aus dem Gerichtssaal

Digitized by Google

Die Tausendjahrfeier

Von Dr. Karl C. von Loesch

Tausendjahrfeiern sind etwas Ungewöhnliches, auch im Leben eines Volkes. Als die Ungarn 1900 das Millennium der Landnahme im Donau-Theißbecken feierten, waren jahrelange Vorbereitungen geleistet. Das ganze Volk hatte diesen Gedanken aufgenommen, die Feier war im besten Sinne populär. Nicht zu Unrecht bezeichnet man doch die Ungarn als das am meisten geschichtlich denkende Volk Europas. Die Millenniumsausstellung zeigte Ungarns Entwicklung seit 1000 Jahren von den Horden Arpads bis zu der stolzen Zivilisationshöhe, die mit der Jahrhundertwende erreicht war. Vom Gipfel des Glückes durfte man stolze Erinnerungen dem Volke vor Augen führen, das sich aus dem Joch der Türkenzeit und späterhin im Kampf gegen habsburgische Zentralisierungsbestrebungen freigemacht hatte. Der Ruhm der Ungarn ließ die Rumänen nicht ruhen, und wenige Jahre später — es war glaube ich 1904 — sah ich bei einem Besuch in Bukarest Aufführungen, zu Ehren eines noch ein paar Jahrhunderte älteren Jubelfestes der rumänischen Nation, als deren Gründer in pompöser, aber, wie mir schien, reichlich gezwungener Weise der römische Kaiser Trajan gefeiert wurde. Hatte 1900 in Ungarn die Nation ihre ureigenste Feier gefeiert, trugen damals stolze Magnaten die historischen Waffen, Gewänder und Juwelen ihrer Vorfahren, stand das ganze Pathos des Magyarentums hinter jenem Tausendjahrfeste, so war von alledem in Bukarest nichts zu spüren. Die gewollte Konstruktion war unverkennbar. Ihre künstliche Mache fiel jedem unvoreingenommenen Beobachter ins Auge. Die Festzüge auf einem vorstädtischen Ausstellungs- und Vergnügungspark erinnerten stark an die Pantomimen, mit denen ungefähr zu gleicher Zeit in Berlin Zirkus Busch und Zirkus Renz einander zu überbieten versuchten. Kein Wunder, daß die geschichtslosen rumänischen Massen teilnahmlos blieben: hat doch bis heute die Geschichtsforschung die Frage keineswegs zu beantworten vermocht, ob die heutigen Rumänen von den durch Kaiser Trajan angesiedelten Veteranen und Zwangskolonisten oder, wie neuerdings wieder behauptet wird, von römischen Campagnabauern abstammen, die etwa zu Diocletians Zeiten ihre versumpfende Heimat verließen und, durch die Balkanländer ziehend, erst nach fast einem Jahrtausend ihre heutigen Wohnsitze in der Walachei, der Moldau und in Siebenbürgen endgültig einnahmen.

In diesem Jahre dürfen wir Deutsche ein Tausendjahrfest begehen, die Erinnerung an die Angliederung, oder besser, der Wiederangliederung der Lande am Unterrhein an das Deutsche Reich. Köln rüstet sich zu einer großen Ausstellung, Düsseldorf, Aachen, Coblenz und andere Städte planen Ausstellungen kleineren Umfangs. Doch wie anders ist diese deutsche Tausendjahrfeier als die ungarische und als die rumänische Achtzehnhundertjahrfeier. Ihr weit besser begründetes Gegenstück, die Erinnerung an die Befreiungsschlacht im Teutoburger Walde (9 nach Christi Geburt), wurde trotz aller Vorbereitungen durch die Siege im Jahre 1809 verhindert, welche alle Hoffnungen auf Erneuerung des alten deutschen Kaiserreiches erstickten. 1909 haben wir ebensowenig an eine Wiederaufnahme gedacht, wie etwa 1887 an eine Zweitausendjahrfeier des Eintritts der Germanen (durch die Cimbern und Teutonen im Jahre 113 vor Christi Geburt) in die Weltgeschichte. Mit gutem Recht. Denn wir fühlen uns heute in erster Linie als Deutsche. Aber wir kennen in der deutschen Geschichte keinen so scharfen Abschnitt wie die Magyaren, welche durch die Gründung des ungarischen Reiches aus dem fast geschichtslosen Halbdunkel eines Nomadenlebens in den Steppen nördlich des Kaspischen und Schwarzen Meeres in das helle Licht abendländischen Weltgeschehens eintraten. Unsere Väter saßen, solange Menschen Völkergeschichte aufgeschrieben haben, an beiden Ufern des Rheines. Und der Raum im Norden und Osten des Deutschen Reiches war schon zu Cäsars Zeiten von germanischen Stämmen bewohnt. Nur ein Teil von ihnen, anfangs nur der Menschenüberschuß, hat in einer Zeit, als das weströmische Reich an innerer Leere, an Menschenmangel und Wirtschaftsverfall zugrunde ging, seine Wohnsitze dorthin verlegt, vielfach ohne großen Widerstand zu finden. Reiche wurden gegründet, die zum Teil erst nach jahrhundertelangem Bestande zugrunde gingen. Teile dieser Völkerwanderungsgermanen gingen durch Verschmelzung mit den vorgefundenen Romanen und Verlust der germanischen Sprache, des germanischen und später des arianisch-christlichen Glaubens in neuentstehende Völker auf. Nur langsam aber kam die germanische Vergangenheit der Staaten und ihrer Herrscher in Vergessenheit.

Digitized by Google

Gleichzeitig entwickelte sich aus den germanischen Stämmen und Stammessprachen bei dem daheimgebliebenen Teile das deutsche Volk und die deutsche Sprache. Dieser Vorgang hat — das wird heute meist übersehen — viele Jahrhunderte gedauert. Als Beginn der Völkerwanderungszeit nimmt man gewöhnlich das Jahr 375, wenn auch bereits 348 christliche Goten unter Wulfila in Mösien angesiedelt wurden und die Römer schon 260 nach Zerstörung des „Limes" das rechte Rheinufer, das völkisch-germanisch geblieben war, räumen mußten. 401 erscheint Alarich in Italien, 402 zog Kaiser Honorius die römischen Truppen auch vom völkisch noch vorwiegend germanischen rechten Rheinufer ab. 409 erobern germanische Stämme, die Gallien durchzogen hatten, Spanien, 429 Afrika. 443 erwerben die Burgunden ihre Sitze an der Rhone und Saone. 449 besetzen Angeln, Sachsen und Jüten Britannien, 486 vermischt der fränkische Merowinger Chlodovech die letzten Reste des weströmischen Reiches in Nordgallien und nimmt zehn Jahre später — das ist entscheidend — das Christentum in römischer (nicht arianischer) Fassung an. Mehr als hundert Jahre erfordert also die germanische Landnahme und fast 300 Jahre später gelingt es dem größten aller germanischen Stämme, alle noch bestehenden west- und ostgermanischen Staaten in einer römisch gedachten Universalmonarchie zu einen. Damit endet ein wichtiger Geschichtsabschnitt. Karl der Große, der fränkische König des größten und des einzigen Stammes, der sowohl auf dem germanischen Mutterboden, als auch im westlichen Kolonialland gleichzeitig festen Fuß hatte, dessen Hauptstadt in Aachen an der Scheide der germanischen und römischen Volkssprache lag, ließ sich im Jahre 800 in Rom sogar zum Kaiser krönen: in Rom, das nicht der Mittelpunkt, sondern eher eine Grenzstadt seines Reiches war, nachdem er durch die Unterwerfung der Sachsen, durch seine Kriegszüge nach Schleswig und gegen die Slawen und Avaren alles von Germanen bewohnte Land in Mitteleuropa und darüber hinaus noch alle von den Völkerwanderungsgermanen beherrschten Gebiete, mit Ausnahme Skandinaviens und der britischen Inseln unterworfen hatte. Saragossa jenseits der Pyrenäen war die Westmark seines Reiches.

Die Karolinger haben das Erbe des großen Karl nicht zu wahren vermocht. Wieder ein Jahrhundert (das fünfte seit Beginn der Völkerwanderung) vergeht in der Auseinandersetzung seiner Erben. Die neuen Volkstümer sondern sich ab, die neuentstandenen Sprachen erringen Anerkennung. Die Geburtsstunde des deutschen Volkes und eines Deutschen Reiches rückt heran. Der romentlehnte Universalreich-Gedanke, den Karl ja auch nur unvollkommen vollendet hatte, erleidet Schiffbruch. Die Söhne Ludwigs teilten im Jahre 843 das Erbe der Väter wie ein Rittergut. Man hat diesen Vertrag von Verdun mit Recht nicht als einen Staatsvertrag, sondern als eine familienrechtliche Auseinandersetzung der karolingischen Erben, die die Einheit des karolingischen Reiches immer wieder bezeichneten, angesehen. Denn die damals geschaffenen Reiche waren nur Satrapien eines Gesamtstaates, nicht etwa völkisch oder strategisch abgegrenzte Staaten. So erhielt Karl der Kahle nur einen Teil des romanischen Landes (Neustrien, Aquitanien und Burgund) als Westfranken, Ludwig das rechtsrheinische Land, dazu auf dem linken Rheinufer die Gaue von Mainz, Worms und Speyer, Lothar die Kaiserwürde, Italien und ein völkisch gemischtes Zwischenland „Mittel"franken zwischen beiden mit den Hauptstädten Rom und Aachen! Auch die völkische Sonderung tritt in Erscheinung. Schon zu Lebzeiten Karls des Großen unterscheiden die Akten des Konzils von Tours die bäurische romanische Sprache von der volkstümlich deutschen (lingua theodisca). Eine Urkunde von 843 kennt bereits ein deutsches Volk, welches von den Langobarden unterschieden wird. Immerhin sind die staatlichen Verhältnisse noch fließend. Wenige Jahrzehnte darauf bricht das Mittelreich, von dem uns heute nur noch der Name Lothringen kündet, zusammen. Karl von Westfranken und Ludwig von Ostfranken teilen 870 in Meersen an der Maas das Erbe ihrer Brudersöhne. Der germanische Teil: Friesland, Lothringen und das Elsaß kommen zum ostfränkischen, der romanische: die Provence, Burgund, Verdun, Brabant, aber auch Flandern zum westfränkischen Reich. Auch dieser Vertrag hatte keine Dauer. Er blieb eine Episode und wurde 879 und 880 durch die neuen Verträge von Verdun und Ribemont abgelöst, welche Ostfrankens Grenze vorschoben. So wechselte auch die Kaiserkrone von Lothar II., Lothars Sohn, 875 auf Karl den Kahlen von Westfranken, 881 auf Karl den Dicken von Ostfranken und 896 auf dessen Neffen Arnulf. Dann pendelt das Übergewicht wieder nach Westen. Unter Arnulfs Erben, Ludwig dem Kinde, zerfällt das ostfränkische Reich. Die Stammesherzogtümer Sachsen und Franken erwählen — der Erbgang wird unterbrochen! — Konrad von Franken, den ersten nicht karolingischen Kö-

Digitized by Google

nig, immerhin aber noch aus dem fränkischen Stamme. Bayern, Schwaben und Lothringen scheiden faktisch aus dem Reiche aus und Lothringens Herzog, der über die Lande an der Mosel, Maas und Schelde samt beiden Ufern des Unterrheines von Andernach bis Emmerich gebietet, wendet sich sogar den westfränkischen Karolingern zu. Das Elsaß bleibt freilich vorerst mit Schwaben vereinigt, das jedoch später (wohl 913) mit Straßburg in die Hand der westfränkischen Karolinger fällt! Konrad kann nur noch einen schmalen Streifen am linken Rheinufer behaupten. Die Königsmacht sinkt immer tiefer, Ostfranken ist nur noch ein Zweistämmestaat. Die Separationskrise geht weiter.

Der große Wendepunkt bereitet sich im Jahre 919 vor, als Franken und Sachsen in Fritzlar a. d. Eder unter Ablösung von der fränkisch-karolingischen Dynastie und von der Universalreichstradition den Sachsenherzog Heinrich in freier Königswahl erküren. Nun ist der deutsche König da, aber nicht das Reich. In Kämpfen und fast noch mehr in kluger Diplomatie zieht Heinrich erst die Schwaben und Bayern an sein Reich, einigt sich mit den Ungarn und erreicht 921 die Anerkennung des westfränkisch-karolingischen, also „legitimen" Königs, Karls des Einfältigen als gleichberechtigter Souverän. Aber erst die 922 in Westfrancien ausbrechenden Thronwirren erlauben es Heinrich, stückweise das deutsche Land an beiden Ufern des Rheines unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Am 15. Juni 923 verläßt Herzog Giselbert von Lothringen Karl den Einfältigen, nachdem er ihm noch kurz zuvor gegen Rudolf von Burgund wieder zum Throne verholfen hatte. Karl wurde gefangen, Lothringen, Metz, ja sogar Zabern, der Schlüssel des Oberrheins, kommen aber noch nicht unter Heinrichs Herrschaft, sondern sie fielen zunächst Robert von Burgund anheim. Erst im Herbst 923 entschließt sich Heinrich zur Wiedereroberung der Lande am Rhein: er gewinnt Köln, Aachen und Trier (das Elsaß scheint schon 918 zu Schwaben zurückgekehrt zu sein). Damit ist die heutige völkische Grenze Deutschland im wesentlichen erreicht und es besteht kein Zweifel, daß das deutsche Volk — wenn die Zeitverhältnisse es gestattet hätten — bereits 1923 Anlaß zu einer Tausendjahrfeier gehabt hätte. Immerhin aber war der Besitz noch keineswegs gesichert, die karolingische Erbmasse war noch nicht formal liquidiert. Zabern und Metz verblieben mit den damals halbromanischen Bistümern Toul und Verdun in der Hand Rudolfs von Burgund. Erst 925 unterwarf Heinrich I. den unbeständigen Herzog Giselbert von Lothringen, seinen Schwiegersohn, endgültig; vereint bezwangen beide Metz, den Zugang zu den Rheinlanden.

Der Düsseldorfer Archivar Paul Wentzke dem wir für diesen Teil der Ausführungen folgen, hat 1923 in den Preußischen Jahrbüchern darauf hingewiesen, daß erst der Besitz von Metz und Zabern die Rheinlande und das Elsaß für immer an Deutschland band und daß das Jahr 925, mit dem nach Levison „für die Rheinlande eine jahrhundertelange ununterbrochene Verbindung mit dem rechtsrheinischen Deutschland" begann, das eigentliche Stichjahr sei.

Wenn ein Volk Erinnerungsfeste begehen will — und dazu hat man sich im besetzten Gebiete entschieden (das Bedürfnis pflegt gerade in schwerer Zeit besonders stark zu sein) — so kommt es auf wissenschaftliche Akribie bei der Terminbestimmung um so weniger an, als die Zahl Tausend wohl seit alters mit mystischem Geheimnis umkleidet ist, aber schließlich doch willkürlich und nur dadurch bedeutsam ist, daß sie in dem orientalischen Zahlensystem, welches wir „zufällig" übernommen haben, eine so große Rolle spielt. Viel wichtiger ist, zu wissen, was wir feiern.

Die Lande am Rhein und wir im unbesetzten Deutschland, darüber hinaus aber auch das gesamte Grenz- und Auslanddeutschtum, haben allen Anlaß, sich bewußt zu werden, daß die linksrheinischen Lande Deutschlands Schicksalslande sind. Erst die Sicherung der Rheinlande und des Elsasses vollendeten den Bau Heinrichs des Sachsen, des Gründers des Deutschen Reiches. Er, und nicht sein Sohn Otto, der Irrwege ging, als er sich in Rom die Cäsarenkrone holte, ist unsere größte geschichtliche Persönlichkeit der Frühzeit. Wir feiern 1925 das erste großdeutsche Reich, das ein deutscher Nationalstaat wurde, als alle Deutschen in ihm vereint wurden. Darum ist das Jahr 1925, dessen Feier vom Westen her vorgeschlagen wurde, auch gleich bedeutsam für alle Grenzdeutschen im Norden, Osten und Süden, für die die Stunde der Erlösung aus Knechtschaft auch noch nicht gekommen ist.

Das Deutschland Heinrichs I. feiern, heißt aber nicht Karl den Großen den Franzosen überlassen, dessen Tradition der französisch gewordene Sohn eines italienischen Advokaten in Korsika, Napoleon I., sich aufzunehmen bemühte. Karl war noch Franke, Germane. Er war wohl auch Herr über die Welschen; Staatsvolk aber waren für ihn hüben und drüben die Germanen, hier Ge-

Digitized by Google

samtvolk, dort nur die Oberschicht. Aber er war nicht ein gewählter gesamtdeutscher Volkskönig, wie Heinrich. Seine Universalmonarchie stellte eine ältere Auffassungsform dar. Noch viel weniger haben die Franzosen ein Recht, das heutige Frankreich als den Erben der karolingischen Tradition hinzustellen und daraus Rechte ableiten zu wollen. 911 endete die Karolingerherrschaft in Ostfranken, 987 stieß der Usurpator Hugo Capet den letzten karolingischen Ludwig, den Müßiggänger, vom westfränkischen Thron. Den Herzögen von Francien haftete dies Odium auch als Königen noch an. Sie, die aus kleinem emporsteigend allmählich ganz Westfrancien eroberten, später sogar die reichsromanischen Lande stückweise abrissen, verwüsteten und sich gefügig machten, gaben dem Volke und dem Lande den Namen und als Sprache den Dialekt ihres Stammherzogtums. Die Romanen Galliens wurden gewaltsam „französisch" gemacht. Das deutsche Volk ist aber gewachsen und geworden (wenn auch mit fremden Einschlägen) aus germanischer Stammeswurzel; durch das Reich der Sachsenkönige gefügt, erzogen, geschult. Darum sei auch die Feier von 1925 nicht nur staatlich, sondern volksmäßig. Denn von tausend Jahren wurde aus germanischen Stämmen das deutsche Volk.

Die Rheinlande aber, die damals erst durch ihren Hinzutritt den Bau des Reiches vollendeten, wurden dessen Herzlande. Hier lagen Mainz, Aachen und Frankfurt, die Königswahl- und Krönungsstädte. Hier wurde die Mehrzahl der Reichstage abgehalten. Der Reichskanzler und die geistlichen Kurfürsten hatten hier ihre Sitze. Von hier aus begann die große Rückendeckung des Nordens und Ostens: Frankendörfer treffen wir dort überall. Rheinische Menschen tragen aber die Ergebnisse der dort aufgeblühten deutschen Kultur noch darüber hinaus nach ganz Osteuropa!

An die Zeit. Von Alfred Schelzig

Jetzt ist nicht Zeit zu beten und zu knien,
Zu Opfern, die nach Windes Gunst verwehen, —
Tat sei der Seele allgewaltig Flehen
Und Kraft die Wolke, drauf die Wünsche ziehn!

Noch eh' die Nacht sinkt, eh' im Abendglühn
Der Tag im Meere will zur Ruhe gehen:
Muß fest gefügt ein neuer Tempel stehen —
Mehr als Gebet, wo einst Gebete blühn! —

Denn uns tut not, vergangnem Schutt entrungen,
Emporgeführt vom Flug der Werdezeit;
Daß, Turm, sich feste. — was ein Traum geweiht,

Daß Glocke sei, — wo schon ihr Ton geklungen,
Daß Altar sei — wo Flamme längst bereit,
Daß Leben sei — wo Todessang gesungen!.

Werk. Von Hans Much

Sag', wie soll ich dir dienen?
Ich weiß, daß du mich riefst
Im Sandweg durch die Dünen.
Ich weiß, daß du mich prüfst,
Der ich das Werk vollenden
Wollt' ganz aus eigner Kraft,
Greif' doch nach deinen Händen
Auf meiner Pilgerschaft.

Ich weiß, du magst nicht schützen
Vorm Wirrsal dieser Welt;
Ich weiß, du kannst nur stützen
Den, der sich selber hält.
Du, der in allen Dingen
Lebt und sich selber liebt —
Ich will ein Werk vollbringen,
Das gibt und mir vergibt.

Das Werk ist deines Dienstes,
Gespeist von deinem Geist,
Das Werk, das Allerkühnstes
Erstürmt und an sich reißt.
Das Werk, das deinen Namen
Wie du dich selbst verhüllt,
Und doch dein heilig Amen
Erstrebt, erspäht, erfüllt.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

„Ihr glücklichen Augen..."

Erinnerungen von Eugen Zabel

Als Eugen Zabel am 26. Februar 1924 heimging, bedeutete sein Tod keinen schweren Verlust für die lebende deutsche Literatur. Er hatte versucht, das Leben der großen Katharina und das des Zauberers von Bayreuth in der Nach- und Umdichtung des Romans zu erzählen, aber er war kein Dichter und hat sich gewiß auch nie dafür gehalten. Auch diese dichterischen Werke waren von einem Journalisten geschrieben, einem Mann, der sein Handwerk verstand, und dessen lebhafter und schmiegsamer Geist selbst Aufgaben anständig löste, die eigentlich jenseits der Grenzen seiner Begabung lagen. Seine Stärke waren Kritik und Berichterstattung, und er hatte auf diesen Gebieten seit den Tagen, da er neben Karl Frenzel, seinem Meister und Freund, an der „Nationalzeitung" tätig war, zu den führenden Schriftstellern Berlins gezählt. Aber auch dieser Ruhm begann in den letzten Tagen zu verblassen. Wohl hatte er sich die Begeisterungsfähigkeit bewahrt, wohl verstand er noch im hohen Alter klar und klug zu schreiben, wohl blieb er bemüht, das künstlerische Leben einer vielfach gewandelten Zeit in allen seinen Äußerungen zu begreifen und zu würdigen. Aber er erfuhr, was keinem erspart bleibt, der nicht zu den ganz Großen zählt: sein Stil begann zu altern. Seine Arbeiten rückten in die zweite und dritte Reihe. Sie waren nicht schlechter, als sie vor zwanzig und dreißig Jahren gewesen waren, und die Leistungen der Jüngeren, die sich an ihre Stelle drängten, übertrafen sie nicht an geistiger Bedeutung oder an journalistischer Gewandtheit; sie hatten nur den Vorzug, von Leuten geschrieben zu sein, die aus der Zeit stammten, für die sie arbeiteten, während sich der alternde und alte Zabel aus den siebziger und achtziger Jahren, die seine Entwicklung bestimmt hatten, nicht lösen konnte und auch nicht durfte, wollte er sich nicht selbst verleugnen.

Ein solcher Versuch kam ihm nicht in den Sinn. Er ging unbekümmert den Weg, den ihm seine Natur vorschrieb, und wenn die Erfolge, die ihm als Jüngling und Mann in reichem Maß zuteil wurden, sich nur noch selten einstellten, als er alt geworden war, murrte er nicht wider das Schicksal. Größere hatten dasselbe und Schwereres erdulden müssen, und selbst die gemeine Not des Tages, die ihn in den wirtschaftlichen Wirrnissen der letzten Jahre grausam überfiel, ertrug er ohne ein Wort der Klage. Tiefer als sein eigenes oft umwölktes Geschick bekümmerte ihn das Unglück des Vaterlandes, dessen glanzvoller Aufstieg seine Jugendjahre vergoldet hatte. Aber er verzweifelte nicht. Wie es ihm selber ging, war unwesentlich und nicht der Rede wert. Das Reich jedoch — davon war er fest überzeugt — es würde uns bleiben und sich aus seiner Demütigung aufs neue erheben. Er war Ostpreuße. Er gehörte mit Stolz jenem zähen Kolonistenstamm an, der sich als erster gegen die napoleonische Bedrückung gerüstet hatte. Er kannte den Wandel des Glücks und hoffte gleich unsern Besten auf die stählende Erziehung durch das Leid.

Eugen Zabel war ein aufrechter Charakter, ein vorbildlicher Freund. Der hochgewachsene, mächtige Mann mit dem ausdrucksvollen, schönen Kopf war einer der würdigsten und lautersten Vertreter der deutschen Presse. Er kannte keinen höheren Ruhm, als mit Hilfe seiner stets bereiten Feder und seiner ausgedehnten Kenntnisse andere zu fördern, an deren Bedeutung er glaubte. Er hat die Entwicklung des deutschen Theaters durch ein halbes Jahrhundert mit immer reger Teilnahme begleitet und stand auch den vielen fragwürdigen Versuchen der jüngsten Zeit mit unbeirrbarer Liebe gegenüber. Er war einer der ersten, die die Bedeutung der russischen Literatur für uns erkannten. Er hat uns Turgenjew und Tolstoi nahegebracht, als die Beschäftigung mit ihren Werken noch für eine absonderliche Schrulle galt, er ist auf seinen wiederholten Reisen nach Rußland, die ihn bis nach Sibirien und in den fernen Osten führten, bemüht gewesen, das Verständnis für die Geschichte und die Wirtschaft des Zarenreichs zu wecken und zu fördern. Diese Bemühungen haben leider nicht den praktischen Erfolg gehabt, den sie verdienten, aber sie sollen ihm unvergessen bleiben. Er selber fragte kaum nach Lohn und Anerkennung. Er schrieb, was er sah und erlebte, und streute seine Anregungen verschwenderisch in den Tag hinaus. Mochten andere, Spätere sie aufnehmen und fruchtbar machen.

Zabel war Journalist. Aber er war kein oberflächlicher Schriftsteller. Eine gediegene Bildung, die in Kant und Goethe die bestimmenden Mächte erblickte, behütete ihn davor, ein fingerfertiger Skribent zu werden. Mit welcher ergreifenden Wärme wußte er eines Abends am Kladderadatsch-Stamm-

Digitized by Google

tisch für die Goethe-Gesellschaft zu werben. Er war von den Goethetagen aus Weimar gekommen und hatte sein altes Herz in diesem Vorort unsrer deutschen Geistesgeschichte einmal wieder erfrischt. Doch er war in der Seele seines Volkes beschämt, daß die Goethe-Gesellschaft noch bei weitem nicht alle zu den Ihren zählt, für die das Werk Goethes einen lebendigen Besitz bedeutet. Da stand er auf und sprach von Deutschlands Armut und Deutschlands Reichtum und war fabelhaft jung in seiner Begeisterung, und man glaubte mit ihm, daß die Goethe-Gesellschaft keine Einrichtung von und für Philologen sei, sondern dank ihrem erhabenen Schutzpatron die Pflicht und die Kraft habe, zum Besten der geistigen und seelischen Genesung Deutschlands die Ritter des Geistes zu einem Bunde zusammenzuschließen.

Jeden Donnerstag abend war Zabel am Kladderadatsch-Stammtisch zu finden. Er war nicht der Vorsitzende dieser Vereinigung von Berliner Schriftstellern und Künstlern, denn sie hat es verschmäht, sich einen Vorstand zu wählen oder Satzungen zu geben. Aber er galt als das Haupt, denn niemand hing mit gleicher Treue an diesen zwanglosen Zusammenkünften. Wenige waren so anregend wie er und kaum einer verstand es gleich ihm, die Jugend mit warmer Herzlichkeit heranzuziehen. Er gehörte zu den ältesten der Runde, doch er erblickte keinen Vorzug in seinen Jahren und war weit davon entfernt, sich auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen ein Thrönchen der Erhabenheit zu errichten. Ja, wenn seine lautere Seele des Neides fähig gewesen wäre: er hätte die Jugend beneidet, die mit hellen und sehnsüchtigen Augen nach Erlebnissen spähte, wie sie ihm in langen Jahrzehnten zuteil geworden waren.

Gern teilte er sich mit. Vieles hat er in der beschaulichen Weise des Alters auch veröffentlicht, manches in diesen Heften. In seinem Nachlaß fand sich ein fast satzfertiges Manuskript „Aus kleiner und großer Welt. Erinnerungen eines Altpreußen". Hier hat er in seinen letzten Jahren die Ernte seines Erlebens gehalten, ein Werk geschaffen, das vermutlich alle seine anderen Schriften überdauern wird. In diesen schlichten Aufzeichnungen enthüllt sich seine liebenswürdige und tüchtige Menschlichkeit. Sie sind — und das ist ihr Hauptvorzug — ganz ohne Eitelkeit geschrieben. Zabel ist in seinem langen Journalistenleben mit unendlich vielen und bedeutenden Persönlichkeiten zusammengekommen. Er stellt sich immer als den dankbar Empfangenden hin, der als tiefes Glück empfindet, was seine glücklichen Augen alles sehen durften, von dem ersten Weihnachtsbaum an, der im väterlichen Hause mit vergoldeten Nüssen, bunten Sternen und Papierketten, allerlei Süßigkeiten und Lichtern behängt war und sich auf der gegenüberliegenden Wand neben dem Abendmahlbilde Leonardos spiegelte, bis in die Altersjahre, die ihm gönnten, die schweren Bedrängnisse seines Volkes mit durchzukämpfen und die ersten Zeichen der Genesung noch zu schauen.

Die Erben Zabels haben die Güte gehabt, diesen Heften, denen Zabel als Mitarbeiter lange nahestand, den Abdruck von Auszügen aus seinen Erinnerungen zu gestatten. Es sei zunächst eine Stelle wiedergegeben, die uns in die Heimat Zabels, nach Königsberg, führt. Er hat stets mit Liebe an der ostpreußischen Siebenhügelstadt, an der strengen Schönheit der ostpreußischen Landschaft gehangen und war stolz auf den tüchtigen Menschenschlag, dem er selber angehörte. Mit Stolz zeichnet er in seinen Rückblicken ein Bild des geistigen und künstlerischen Lebens in Königsberg. Gewiß war ihm Berlin zur zweiten Heimat geworden. Er empfing hier die wichtigsten Anregungen für seine vielfältige literarische Tätigkeit. Aber als guter Deutscher blieb er in geistigen Dingen ein Stück Partikularist. Es gab für ihn keine „Provinz". Doch hören wir ihn selbst, wie er die Königsberger Gelehrtenwelt zu Beginn der siebziger Jahre, insbesondere im Wintersemester 1870—71 schildert.

Die Franzosen in Königsberg

„Nicht weniger als 600 französische Offiziere befanden sich damals in Königsberg, Vertreter der verschiedenen Waffengattungen. Man konnte sie tagsüber bei ihren Spaziergängen auf den Hufen und in den Anlagen des Königsgartens, bei den Einkäufen, die sie in Geschäften machten, sowie abends bei Konzerten und im Theater beobachten. Sie bemühten sich sichtbar, Anschluß an das Publikum und Eingang zu den deutschen Familien zu bekommen, wo es sich aber bald als notwendig herausstellte, ihnen mit vorsichtiger Zurückhaltung zu begegnen. Die kleinen beweglichen Herren, namentlich die aus dem Süden Frankreichs stammenden, die so kokett um sich blickten wie Damen der Halbwelt, spielten z. T. die Rolle von Vergnügungsreisenden und betrachteten jede höfliche Rücksichtnahme auf ihre bedauerliche Lage als etwas Selbstverständliches . . . Daß Paris die erste tonangebende Stadt und Frankreich das Herz der ganzen Welt sei, erschien ihnen so selbstverständlich, daß auch die unaufhörlich einlaufenden Nachrichten über weitere Siege an dieser Überzeugung nichts ändern konnten. Innerhalb der Anschauungen, die sie über ihre Heimat besaßen, entwickelten sie viel Frische, Klugheit und einen oft überraschenden Geist. Bei der Beurteilung alles Fremdländischen waren sie dagegen befangen bis zur äußersten Kindlichkeit. Einzelne dieser französischen Offiziere vertrauten mir damals die Tagebücher an, die sie während des Feldzugs geschrieben hatten, und viele ihrer Betrachtungen und Schlüsse waren derartig, daß ich trotz meiner Unreife beim Durchblättern der Hefte hell auflachen mußte. Immer die alten faulen Witze über Sauer-

Digitized by Google

Abend im Atelier. Gemälde von Robert E. Stübner

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

kraut und Bratwürste, von denen sich die Deutschen ausschließlich ernähren sollten, obwohl man diese Speise nirgend häufiger als gerade in Pariser Restaurants angekündigt findet. Bismarck erschien ihnen als eine Art Menschenfresser, und die ehrwürdige Gestalt des ersten deutschen Kaisers als ein hilfloser Greis.

Als ihr Hauptquartier betrachteten die französischen Offiziere die Steinersche Konditorei in der Junkerstraße, wo sie ihre Stammtische hatten und eine große Anzahl Zeitungen fanden, in welche sie sich entweder fest vertieften oder aus denen sie sich von Bekannten Nachrichten übersetzen ließen. Dort hatten sie erfahren, daß ein Professor in der Universität während dieses Winters viermal in der Woche von fünf bis sechs Uhr ein Kolleg über die französische Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts las. Das machte sie neugierig, und sie wollte ihn auch hören. Es war Karl Rosenkranz, der liebenswürdigste und menschlichste aller Hegelianer, auf dem Lehrstuhl Kants eine Zierde der Königsberger Universität, dem er mit der Vielseitigkeit seines Wissens und Schaffens, seiner fesselnden Rednergabe, die er frei und erwärmend dahinströmen ließ, sowie dem Erfrischenden, Beweglichen und Ritterlichen seiner ganzen Persönlichkeit ein Ansehen weit über die deutschen Gaue hinaus verlieh. Er war als Herbarts Nachfolger von Halle nach der ostpreußischen Krönungsstadt gekommen und hatte es unübertrefflich verstanden, die absolute Philosophie seines Lehrers durch Übertragung auf neue Gebiete der Erkenntnis erfolgreich zu verjüngen. Namentlich für die Behandlung der Literaturgeschichte und Ästhetik erwies er sich als geradezu schöpferisch. Er war der erste, der ein Handbuch der Weltliteratur im Sinne Goethes und bald darauf eine zusammenfassende Schilderung der Werke unseres größten Dichters veröffentlichte. Daneben schrieb er, als hätte er unsern modernen Naturalismus geahnt, eine ‚Ästhetik des Häßlichen' und erweiterte die Grenzen für die Poesie und Kunst gegenüber den hergebrachten Begriffen des Schönen aus einer Fülle eigener Anschauung im modernen Sinne aufs anregendste. Sein zweibändiges Werk über Diderot, mit dem er den großen Enzyklopädisten und bahnbrechenden kritischen Kopf auf den verschiedensten Gebieten als einen vollwertigen und gleichberechtigten Zeitgenossen Voltaires und Rousseaus hinstellte, ist jetzt wohl eingehender Ergänzungen bedürftig, aber als Ganzes noch immer nicht übertroffen. Als Herausgeber der Hegelschen Werke und einer großen Biographie seines Meisters hielt er es dabei für eine lohnende und lockende Aufgabe, seiner neuen Heimat, der urbs septicollis am Pregel, die er von Herzen lieb gewonnen hatte, in den ‚Königsberger Skizzen' ein selbständiges Werk zu widmen, wie es keine andere Stadt von einem Gelehrten seines Ranges aufzuweisen hat.

Die durch den Krieg hervorgerufene Stimmung sollte nun auch in die akademischen Hörsäle fluten und dort hochgehende Wogen schlagen. Von den französischen Offizieren war allerdings nur ein einziger des Deutschen völlig mächtig, weil er früher zwei Jahre in Bonn studiert hatte. Einige andere verstanden wohl das meiste, konnten aber ihre Gedanken in unserer Sprache nicht geläufig ausdrücken. Wenn die Uhr im Kaffeehause fünf schlug, warfen sie die Dominosteine zusammen, standen auf und riefen einander zu: ‚Cinq heures! Il faut aller chez Charles Rosenkranz!' Das große Auditorium konnte die Zahl seiner Hörer kaum fassen: Militärs, Juristen, Lehrer, Künstler, Schauspieler und bemooste Häupter allerart. Um ein Viertel nach fünf ging ein Schwirren durch die Versammlung: „Der Herr Geheimrat!" Eine schlanke Mittelfigur mit etwas nach vorn gebeugtem Kopf wurde in der Tür sichtbar. Volles weißes Haar schimmerte um Stirne und Schläfen und bildete hinter den Backenknochen und unter dem Kinn eine feine, wie aus Spitzen gewebte Krause. Rosenkranz bestieg vorsichtig das Katheder, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und drückte auf die Platte, um sich zu überzeugen, daß sie in der richtigen Lage stehe und den Armen die gewünschte Stütze gewähre. Ein leises Sichräuspern und die gewohnheitsmäßig geflüsterten Worte: ‚Meine mir hochzuverehrenden Herren!' Rosenkranz war ein solcher Meister der freien Rede und verfügte über ein so unfehlbares Gedächtnis, daß er niemals ein Manuskript bei sich führte und den Notizzettel, der sich in seiner Westentasche befand, selbst dann nicht hervorholte wenn ihm der Stoff mit einer Fülle von Namen, Titeln und Inhaltsangaben übermäßig anschwoll. Man hatte als Zuhörer immer das Gefühl, als ob die Ergebnisse angestrengten Denkens gerade in dem Augenblick, wenn er das Katheder bestieg, für die akademische Jugend spruchreif wurden. Alles war von einer Anschaulichkeit, daß man glaubte, die Dinge mit den Händen greifen zu können. Wir lernten Männer wie Voltaire und Rousseau, Montesquieu und Diderot nicht nur in der Abgeschlossenheit ihrer Persönlichkeit, sondern im engen Anschluß an ihre Zeit kennen. Der feinste Reiz lag für die Zuhörer aber darin, daß auf diese Schilderungen der Selbstzersetzung, die sich innerhalb der Pariser Gesellschaft vor dem Ausbruch der großen Revolution vollzog, das brennende Licht der Tagesereignisse in immer weitere Umkreise fiel. Die französischen Offiziere machten dazu lange Gesichter, und einige blieben der Stätte fern, wo ihnen so bittere Wahrheiten verkündet wurden. Aber mehrere hielten doch bis zum Schluß des Semesters aus, als unser allverehrter Lehrer auf das brennende Paris und die Schandtaten der Kommune hinwies, während bei uns im lichten Morgenrot des geeinten deutschen Vaterlandes das Kaiserreich neu erstanden war."

Digitized by Google

Königsberger Universitätsleben

„Das alte Kollegium am Pregel hockte wie ein altersschwaches, verschrumpftes Mütterchen. Von der Wasserseite gewährte es einen malerischen Eindruck. Über die Ufermauern ragten uralte Bäume bis zu dem breiten, langgestreckten Dach hinan. Aber nach der inneren Seite, wo der Dom mit seinen scharf gebogenen Linien aufragt und zur Betrachtung seines Inneren mit dem Chor und der Fürstengruft einlädt, stellten die armseligen rohen Ziegelwände der früheren Albertina ein Sinnbild für die Vergänglichkeit alles Irdischen dar, während uns wieder aus der Grabstätte Kants, der ‚stoa Kantiana', ein Hauch des Ewigen zu berühren schien."

Nachdem Zabel erzählt hat, wie Fichtes Selbstbewußtsein, das selbst Kant noch im Dunkel des Irrtums wandeln sah, in Königsberg zu lebhaftem Scharren Anlaß bot, so daß sich der Philosoph zu der Frage gezwungen sah, ob er sich unter Menschen befinde: „Der Mensch kann seine Gedanken, Ideen in Worten ausdrücken, die man versteht; das Tier, der Elefant, der Ochse, der Esel kann das nicht. Daher stampft es mit den Füßen, brüllt in unartikulierten Tönen, kurz, benimmt sich unanständig," wirft er einen Blick auf die früheren Zustände der Universität: „Lange hat sich an dieser Stelle der akademische Übermut ungehemmt austoben dürfen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es die Pantoffelparade, bei welcher sich die Studenten mit ihren großen, schief aufgesetzten Hüten, langen Taillenröcken, Sporenstiefeln und Degen am Sonntag in der Vorhalle des Domes aufstellten und die aus der Kirche kommenden Frauen und Mädchen einer nicht gerade liebevollen lauten Kritik unterwarfen. Ein Studiosus Rüdiger hatte auf einem Ball von einer Dame einen Korb erhalten. Als sie später mit ihrer Mutter nach Hause fuhr, stellte sich ihr der Musensohn, von Laternenträgern und Musikern umgeben, auf der Schmiedebrücke in den Weg und nötigte sie, unter freiem Himmel ein Menuett mit ihm zu tanzen. Dergleichen Unfug wiederholte sich so oft, daß es den Studenten verboten wurde, die Wirtshäuser länger als bis neun Uhr abends zu besuchen. Trotz solchem Übermut wurde an der früheren Lehrstätte unter harten Entbehrungen und Beschränkungen um die höchsten Ziele geistiger Erkenntnis gerungen. Man glaubte, in ein armes, altes Kloster mit niedrigen und dunkeln Räumen zu treten. Der große Hörsaal, an dessen Wänden geschwärzte Ölgemälde von Fürstlichkeiten hingen, mußte durch eckige Holzpfeiler gegen den drohenden Einsturz geschützt werden und war gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wegen Nässe und Modergeruch völlig unbrauchbar. Die Universitätsbibliothek und die wissenschaftlichen Sammlungen hatten es über kümmerliche Anfänge nicht gebracht. An wolkenschweren Wintertagen mußten sich die Studenten, auf deren Kollegshefte das trübe Licht von Stallaternen fiel, zum Schutz gegen die Kälte in ihre Mäntel einhüllen, und den Professoren wollten Wangen und Lippen oft erstarren."

Zabels Rückblick auf die gelehrten Zierden der Universität verweilt auf dem ersten Rektor, dem glänzend begabten, aber eiteln Georg Sabinus, der mit der Tochter Melanchthons ein zerfahrenes Eheleben führte, auf Simon Dach, dem liebenswürdigen Professor der Dichtkunst und zartsinnigen Poeten der „Anke von Tharau", um sich dann, wiederum in dankbarer Erinnerung an Rosenkranz, den Zeitgenossen zuzuwenden: „Dekan der philosophischen Fakultät war Friedrich Überweg, ein kleines, feines, blasses Männchen, dem man von seiner rheinischen Heimat wenig, um so mehr aber von angespannter geistiger Arbeit anmerkte. Mit seiner hohen, leisen, singenden Stimme führte er seine Hörer in liebevollster Weise in die Geheimnisse der Weltweisheit ein, wie er sie in seiner ‚Logik' und in seinem immer wieder neugedruckten ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' niedergelegt hatte. Die Scheu, die uns in seinem Empfangszimmer bei der Immatrikulation erfüllte, wich sofort dem Gefühl des Vertrauens, das er durch seine milde Freundlichkeit einflößte. Mit tiefstem Schmerz empfanden wir es, daß wir nicht mehr zu Füßen des verehrten Lehrers sitzen, sondern ihm das Geleit auf seinem letzten Gang geben sollten, da er bald darauf durch eine schnelle Krankheit dahingerafft wurde. Das Amt des Prorektors übte Ernst Leyden, der frühere Assistenzarzt Taubes in Berlin, aus, eine Persönlichkeit von weltmännischer Überlegenheit und sicherem, vornehmem Auftreten neben dem allgemein anerkannter wissenschaftlichen Ruf, dessen er sich erfreute. Der elegante Mann mit dem tadellos sitzenden schwarzen Gehrock und den hellgestreiften Beinkleidern, der würdigen, herablassenden Art, mit der er die Studenten durch Handschlag auf die Gesetze der Universität verpflichtete, schien wie mit seiner Wissenschaft auch mit der tonangebenden Gesellschaft aufs engste verbunden zu sein und sich im Salon eben so wohl wie in seiner Klinik zu fühlen. Ein Jahr darauf verloren wir ihn ebenfalls, durch seine Berufung an die in Straßburg erneuerte Universität. Allgemein regte sich der Wunsch, ihm und dem Rechtsgelehrten Paul Laband, dem dieselbe Auszeichnung zuteil wurde, durch einen Fackelzug eine Huldigung zu bringen. Der Fechtboden verwandelte sich in den Schauplatz lebhafter Beratschlagungen, bis alles zweckmäßig geordnet war, und das Bild der flammenden und qualmenden Pechfackeln, die unser altes Königsberg an einem späten Sommerabend magisch beleuchteten, sich durch die engen Straßen bergauf, bergab, entfalten konnte, bis sie beim Absingen des ‚Gaudeamus' unter dem nächtlichen Sternhimmel zu einer richtigen Waberlohe auf Königsgarten zusammenge-

Digitized by Google

worfen wurden. Laband habe ich nur zweimal gehört, damals, als er, ein dreiunddreißigjähriger Professor, über das Wesen der Verfassung sprach und Worte des Abscheus gegen die große französische Revolution schleuderte und 44 Jahre später im Hause eines musikalischen Freundes in Berlin an einem fröhlichen Abend zur Jahreswende. Laband ergriff dabei das Wort, um die Taten unseres Siegfriedschwertes zu feiern und sein Glas auf einen ruhmvollen Frieden zu leeren."

Ein liebenswürdiges Bildnis entwirft Zabel von dem Kunsthistoriker August Hagen, der auch als Dichter nicht die Vergessenheit verdient, in die er für die Allgemeinheit versunken ist. Der kleine und bewegliche Herr hatte sich mit seinem romantischen Liebesepos „Olfried und Lisena" die Anerkennung Goethes erworben und schrieb, unter der Maske des Herausgebers, seine heute noch lesenswerten Nürnberger Novellen „Norica". Er hat das Kupferstichkabinett der Universität gegründet und die „Geschichte des Theaters in Preußen" geschrieben. „Eine wesentlich anders geartete Romantik als Hagen vertrat Felix Dahn. Auch die seine zwar wurzelte im Boden der wissenschaftlichen Forschung, aber in kühnen Auszweigungen rankte sie bis zum Phantastischen empor. Dahn war von Würzburg übergesiedelt und trat dem Ostpreußentum zunächst völlig fremd gegenüber, befruchtete es aber durch seine geistige Regsamkeit und das Erfrischende seiner Persönlichkeit bald nach allen Richtungen. Wie aus der Versenkung stieg dieser schlanke, bewegliche Mann in der Vollkraft der Jahre mit dem breitkrempigen, schwarzen Filzhut, dem im Winde flatternden langen Mantel, dem bis auf die Brust herabwallenden Bart, dem hastigen Gang und den hinter den Brillengläsern funkelnden Augen plötzlich vor uns auf, wenn er sich durch den Säulengang der Universität zu seinem Kolleg begab. Auf dem Katheder verhielt er sich, während er von den Königen der alten Germanen und den Rechtsverhältnissen unserer Vorfahren sprach, durchaus sachlich und fast trocken. Aber wir empfanden es bald, daß in ihm ein leidenschaftliches Feuer brannte, das der Literatur und Kunst seine Nahrung entnahm. Seine junge Frau, die ihn überall begleitete und auch seine treue Mitarbeiterin war, eine Nichte der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, hatte er, wie man sich zuflüsterte, aus einem Kloster entführt, um sich mit ihr trauen zu lassen. Er stammte aus der bekannten Münchner Schauspielerfamilie, und sein ganzes Wesen war derartig, daß es sich vor einem Publikum aus allen Klassen mit schwungvollen Worten und großen Gebärden ausleben mußte. Er hatte gerade Roderich, den letzten König des westgotischen Reichs, zum Gegenstand eines Jambendramas gemacht, das im Stadttheater aufgeführt werden sollte, zur Verwunderung des Philisters, der es nicht fassen konnte, daß sich ein Professor mit der Bühne einlasse. Um so mehr begeisterten sich die Studenten für Dahn, ließen sich für die Vorstellung, die einen bedeutenden äußeren Erfolg hatte, gern als Statisten verkleiden und herausschmücken. Dahn selbst war mit solchem Eifer bei der Sache, daß er seine Schauspieler, wenn er ihnen auf Spaziergängen begegnete, nie anders als mit Namen ihrer Rollen ansprach: ‚Heil, Graf Julian!' — ‚Wie geht's, holde Cara?' Von den ‚Zwölf Balladen', die er erscheinen ließ, eroberte sich besonders ‚Die Mette von Marienburg' durch ihren patriotischen Schwung und ihre Bedeutung für das alte Ordensland die Herzen der Ostpreußen.

Unser Germanist Oskar Schade, der Verfasser des ‚Altdeutschen Wörterbuchs', empfing uns in seiner Vorlesung mit den Worten: ‚Sie wollen mich hören. Das freut mich. Durch Schaden wird man klug'. Ein großer Teil seiner gelehrten Sammlungen war einem Brande zum Opfer gefallen. Schon sah er sein ganzes Lebensglück mit seiner Lebensarbeit dahin. Aber es gelang ihm, mit rührender Hingebung seine Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden. Er war auch sonst ein ganzer Charakter, ein Mann. Von dem Volksschullehrer Frischbier war ein zweibändiges, mit unsagbarem Fleiß und strengster Gewissenhaftigkeit verfaßtes ostpreußisches Sprichwörterbuch erschienen. An diesem Werke mußten, wie es der Ernst der Aufgabe verlangte, auch die allerdings sehr kräftigen Schmäh- und Schimpfworte, die man auf dem Fischmarkt von den Sackträgern an den Pregelspeichern, in den Kneipen und in noch schlimmerer Umgebung hörte, so vollständig wie möglich angeführt und ihrem Sinn nach erklärt werden. Die Partei der Mucker hatte es durchgesetzt, daß Frischbier wegen des Buches, das ihnen als Vergehen gegen die Sittlichkeit erschien, auf die Anklagebank kam. Das Gericht hatte in dieser Angelegenheit Schade als Sachverständigen geladen, und dieser erklärte die Anklage als unberechtigt, sogar als einen bedauerlichen Eingriff in die Freiheit des geistigen Schaffens. Als der Vorsitzende des Gerichts ihn ermahnte, sich in seinen Ausdrücken zu mäßigen, richtete sich Schade auf und rief ihm zu, daß er vom König von Preußen eingesetzt sei, die Wissenschaft nicht nur zu lehren, sondern auch deren Ehre und Unabhängigkeit zu wahren. Frischbier wurde infolgedessen freigesprochen."

Verdy du Vernois

„Zu dem Freundeskreise Dahns gehörte auch ein höherer Offizier, der in der ersten Hälfte der siebziger Jahre nach unserm Königsberg gekommen und von all dem Schönen, Großen und Ergreifenden umweht war, das die Zeit unserer nationalen Einigung mit sich gebracht hatte. Ohne seine Uniform als Oberst hätte man ihn kaum für einen Militär gehalten, denn seine Erscheinung war von behaglicher, um nicht zu sagen schwerfälliger Rundlichkeit, wie sie sich bei Stubenmenschen

Digitized by Google

und Freunden einer guten Küche einzustellen pflegt. Es war Verdy du Vernois, dessen Vaterhaus auf schlesischer Erde stand und der seit den beiden Jahren, die er während des letzten polnischen Aufstands beim Oberkommando der russischen Armee in Warschau zubrachte, über eine ruhmvolle Vergangenheit verfügte. Als Major unseres Kronprinzen, als Schüler Moltkes hatte er sich auf den böhmischen Schlachtfeldern ausgezeichnet und dann den Kanonendonner von Gravelotte und die Gefangennahme Napoleons erlebt. Als zwischen Moltke und dem General Wimpfen die Verhandlungen über die Kapitulation von Sedan geführt wurden, war er ebenfalls zugegen und bestätigte immer gern das Zutreffende der Gruppierung, wie sie Anton von Werner auf seinem Diorama vorgenommen hat, indem er aus der Lampe, die auf dem Tische stand und deren Glocke zerbrochen war, einen grellen Lichtschein auf das Bild des ersten Napoleon über dem Sofa fallen läßt.

Jeden Abend konnte man Verdy mit seiner klugen, kleinen Frau, seinem Lieschen, im Stadttheater in der vom Parkett aus rechts gelegenen unteren Mittelloge erblicken, erfüllt von Dankbarkeit für die Welt des schönen Scheins. Er ist mir seit dieser Zeit fast vierzig Jahre hindurch ein stets wohlwollender Gönner geblieben, dessen Freundschaft ich mir später in Berlin verdienen durfte. Es blieb mir nicht verborgen, daß der ernste, fleißige Mann, den wir noch spät nach Mitternacht in seinem Arbeitszimmer erblickten, während wir Studenten aus der Kneipe kamen, und dessen erste schriftstellerische Studie über die Teilnahme der zweiten Armee am Feldzug 1866 große Beachtung gefunden hatte, dem Theaterteufel verfallen war. Von ihm rührte nämlich das Versdrama ‚Lord Byron in Missolunghi' eines Ungenannten her, das in Königsberg über die Bretter ging und worin der große englische Dichter im Freiheitskampf gegen die Türken und in Verbindung mit einer romantischen Liebesgeschichte dargestellt wurde. Auf Verdys Schreibtisch lag neben vielen anderen Erinnerungen an die Zeit der deutschen Einheitskriege die goldene Feder, mit welcher die Übergabe von Sedan unterzeichnet wurde. Einmal erblickte ich ihn im Gespräch mit einem Offizier, dessen schneidiges Wesen überall Aufmerksamkeit erregte und den man zu seiner Verlobung mit der Tochter des Oberpräsidenten v. Horn beglückwünschte. Es war derselbe Mackensen, der sich während des Weltkriegs zu einem unserer ruhmreichsten Heerführer entwickeln sollte.

Als Verdy 1877 zum Kommandeur der 62. Infanteriebrigade ernannt wurde und bald darauf die Stellung eines Direktors im allgemeinen Kriegsdepartement des Kriegsministeriums übernahm, schien er für Königsberg verloren zu sein. Er wurde zu einer der beliebtesten Persönlichkeiten in der Reichshauptstadt. Die ihm zuteil gewordene Dotation hatte ihn von jeder Sorge unabhängig gemacht und gab ihm eine Freude an des Lebens Überfluß, die sein ganzes Wesen durchleuchtete und sich in seinem Verkehr wie in seiner Häuslichkeit überall bemerkbar machte. 1883 kehrte er mit dem Rang eines Generalleutnants als Kommandeur der 1. Division wieder nach Ostpreußen zurück, wo er sich zu den alten Freunden viele neue erwarb. Die philosophische Fakultät der Albertina verlieh ihm bei ihrem 350jährigen Jubiläum den Ehrendoktor. Später wurde er Kommandant von Straßburg und preußischer Kriegsminister und trug als einer der vorzüglichsten Schüler und Mitarbeiter Moltkes dessen Orden pour le mérite. Unter ihm arbeitete als Generalstabsoffizier ein gewisser Paul v. Hindenburg, auf den er wegen seines ruhigen Ernstes, seines klaren Verstandes und unermüdlichen Pflichteifers große Stücke hielt. Dieser Hindenburg hatte sich viel mit den Grenzbefestigungen Ostpreußens zu beschäftigen, das wie ein Keil in die 200 Meilen lange russische Grenze hineingeschoben war und leicht feindlichen Bedrohungen ausgesetzt ist. Er befaßte sich auf seinen Dienstreisen eingehend mit den Narewsümpfen und ihren trügerisch lockenden Übergängen, die den Unkundigen mit sicherm Tod bedrohen. Dreißig Jahre hörten wir Laien nichts von Hindenburg, bis er im August 1914 an seinem Kaffeetisch in Hannover von der Nachricht ereilt wurde, daß ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber der Ostarmee ernannt habe. Nun erfuhr man allerdings, um es, solange Menschen leben, nie wieder zu vergessen, wer Hindenburg ist."

Allerlei Anekdoten

Aus dem reichen Schatz der Zabelschen Erinnerungen seien zum Schluß noch einige Anekdoten herausgegeben. Zabel liebte wie jeder lebendige Historiker und Memoirenschreiber grade diese Art der schlagenden Charakteristik durch Geschichten oder auch Döntjes und Läuschen, sofern sie nur wirklich geeignet waren, sich einzuprägen und auf Ereignisse oder Persönlichkeiten ein scharfes, klärendes Licht zu werfen. Diese Vorliebe machte ihn zu einem der unterhaltsamsten Gesellschafter. Er verstand ausgezeichnet und fast künstlerisch abgerundet zu erzählen. Er wiederholte sich selten. Und er steuerte mit sicherem Gefühl für die Entwicklung eines Gesprächs immer das bei, was es wirklich fördern, weiter und höher treiben konnte. Dieselbe Aufgabe erfüllen sie in seinen Erinnerungen, nur daß ihnen die Plastik des mündlichen Vortrags fehlt, wie ihn Zabel meisterte; wer ihn kannte, hat ihn noch im Ohr. Und wer ihm fremd war, wird ihm danken, daß ihm das Gedächtnis für diese liebenswürdigen Kleinigkeiten treu geblieben war.

Digitized by Google

Meister der Zeichnung: Katze
Von Prof. Harold Bengen

Digitized by Google

Ein Komödiant und Wandervirtuose

Bei der Beleuchtung der Königsberger Theaterverhältnisse, die in Zabels Jugend wenig erfreulich waren, spricht er auch von Otto Lehfeld, einem ungezügelten Komödianten, dessen Lear und Richard III. in ihrer Leidenschaft unübertreffliche Leistungen waren, dessen Spiel jedoch alle feineren Übergänge und Vermittlungen fehlten. „Man konnte es ihm schon zutrauen, daß er nach der Darstellung eines gekrönten Hauptes das Abendbrot, das ihm sein ‚treues Weib' Clara, geborene Ramler, auf den Tisch setzte, mit den Worten: ‚Ist das ein Essen für einen König?' empört zum Fenster hinauswarf. Einen zärtlichen Brief, den er von ihr empfing, durchblätterte er wie eine Rolle mit dem Bemerken: ‚Zu lang! Muß gestrichen werden.' In einer kleinen Stadt, wo er nicht ganz fest auf den Beinen stand, richtete er an das murrende Publikum die Worte: ‚Wer als gefeierter Künstler wie ich in einem solchen Nest wie hier spielt, muß entweder besoffen oder verrückt sein. Ich habe das erstere vorgezogen.' Im ‚Tod Iwans des Schrecklichen' von Alexei Tolstoi sollte er bei der deutschen Uraufführung die Titelrolle spielen. Er war durch die vielen Proben und allerlei Zwischenbemerkungen des Verfassers über die Maßen nervös geworden. Als dieser ihn wiederum unterbrach und um die Wiederherstellung einer gestrichenen Stelle bat, stellte sich Lehfeld auf der Bühne breitbeinig und stirnrunzelnd hin und brüllte ihn mit den Worten an: ‚Herr Graf! Ich habe im Schweiße meines Angesichts meinem armen Gehirn diesen Dreck eingetrichtert. Nun aber kein Wort mehr!' Den früh zur Berühmtheit gelangten Ernst Possart, dem er seine Erfolge neidete, begrüßte er, als er ihm vorgestellt wurde, mit der Frage: ‚Auch vom Theater?' Und gegen Friedrich Haase, den er im Verdacht hatte, manche über ihn erschienene Rezension selbst verfaßt zu haben, warf er hin: ‚Sie schreiben gut, aber Sie spielen schlecht.' Weimar, wo er lange tätig war, wurde von ihm für das ganze kommende Geschlecht mit spaßigen Geschichten versorgt, und sein ‚allerletztes Auftreten', das sich immer wiederholte und ihn bis nach Memel und Tilsit führte, ohne ein Ende zu nehmen, wurde schließlich sprichwörtlich."

Der verkannte Naturforscher

„In Königsberg lebte und wirkte fast sechzig Jahre hindurch als einer unsrer bedeutendsten Physiker Franz Neumann, der über die Reflexion und Brechung des Lichts, über elektrische Ströme und ähnliches bahnbrechende Leistungen aufzuweisen hatte und dessen Bild man später zu bleibender Erinnerung in der Berliner Nationalgalerie aufstellte. Seine Forschungen galten der Fakultät zuerst allerdings mehr als wissenschaftliche Spielereien, und seine Vorlesung über die Fortpflanzung der Wärme in den Mineralien wurde im lateinischen Vorlesungsverzeichnis als Fortpflanzung der Würmer (vermium) in festen Körpern angekündigt."

Der alte Kaiser und sein Hofmarschall

„Den alten Kaiser konnte ich zum erstenmal aus unmittelbarer Nähe bei einer Ausstellung von Waffen, Gerätschaften und landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus einer afrikanischen Kolonie im ersten Stock des Castanschen Panoptikums beobachten. Er war die steile, gewundene Treppe ohne Mühe heraufgestiegen, und aus seinem Wesen strömte eine Hoheit, daß jedermann davon überwältigt werden mußte, auch wenn er nicht wußte, dem Schirmherr des Deutschen Reiches gegenüberzustehen. In seiner Aussprache erinnerte er an einen schlichten Mann aus dem Volke, da er als richtiger Berliner ‚Wennähr war das?' mit der Betonung der zweiten Silbe statt wann sagte. Er wendete sich mit dieser Frage an seinen treuen Hofmarschall, den Grafen Perponcher. Dieser erschien neben der vollendet sicheren Natürlichkeit des Kaisers mit seiner steifen, zurechtgemachten Haltung, seinem gepuderten Gesicht und dem schwarzgefärbten, spitz auslaufenden Schnurrbart wie ein eben aufgezogener Automat, den man, ohne einen Unterschied zu merken, mit den anderen Wachsfiguren des Panoptikums in eine Reihe hätte stellen können. Seine Würde hatte etwas Unnahbares und Eingefrorenes, und wer ihm auf der Straße begegnete, gewann den Eindruck, daß in ganz Berlin eben nur er so aussehe und mit keinem andern verwechselt werden konnte. Sein tadellos gebügelter Hut erinnerte an eine längst überwundene Mode, sein eng um die Taille geknüpfter Gehrock durfte ebensowenig wie seine Beinkleider auch nur die geringste Falte werfen. Am bezeichnendsten für ihn aber war sein in der Mitte völlig kahler Schädel, der zu beiden Seiten von zwei Büscheln hochgerichteter Haare eingefaßt war, über deren künstlichen Ebenholzglanz man gleichfalls keinen Zweifel hegen konnte. Friedrich Haase hat seine Erscheinung in dem Lustspiel ‚Cornelius Voß' von Schönthan mit köstlicher Porträtähnlichkeit auf die Bühne des Berliner Theaters gebracht."

Prinz Georg von Preußen und die Rachel

„Das dramatische Schaffen des hohen Herrn bewegte sich in feinsinnigen Nachbildungen bekannter Stoffe, die in verschiedenen Stilarten unternommen wurden, ohne den Eindruck ursprünglich dramatischer Kraft zu hinterlassen. Als die große französische Tragödin Rachel in den fünfziger Jahren im Opernhause ein Gastspiel voll-

Digitized by Google

endete, war der Prinz einer ihrer glühendsten Bewunderer. Er veröffentlichte damals über sie eine kritische Studie unter dem Titel ‚Mademoiselle Rachel. Souvenirs d'un contemporain' voll feiner dramaturgischer Ausführungen. Von zuverlässiger Seite wurde behauptet, daß er die Künstlerin zu seiner Gemahlin machen wollte, von ihr auch das Jawort erhalten habe, daß aber die Ausführung dieses Planes an ihrer Forderung scheiterte, ihren Wohnsitz in Paris behalten zu dürfen. Auf einem seiner Spaziergänge schilderte mir der Prinz einmal den unauslöschlichen Eindruck, den er von der Schauspielerin, namentlich bei ihrem Auftreten auf der Pfaueninsel bei Potsdam bei einbrechender Dunkelheit in Gegenwart des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, des Königs Friedrich Wilhelm IV., der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, der Minister, Diplomaten und Generale empfangen hatte. Die Künstlerin trat in ihrem einfachen schwarzen Seidenkleide, um das sich ein Spitzenschleier legte, mit keinem andern Schmuck als einer roten Rose im Haar auf, um die Szene aus dem letzten Aufzug der Racineschen ‚Athalie' zu sprechen, wo die königliche Tochter vom Hohenpriester das Kind fordert:

„Ce que tu m'as promis, songe à l'exécuter:
Cet enfant, ce trésor, qu'il faut, qu'on me remette,
Où sont-ils?"

Der Bruder der Tragödin trat, damit man ihr Mienenspiel besser beobachten könne, mit einem Windlicht ihr zur Seite, während das Murmeln der Quellen und Wasserkünste des Eilands ihre leidenschaftlichen Ausbrüche begleitete, die alle Anwesenden mit geheimnisvollen Schauern erfüllten. Auf dieser Stelle befindet sich jetzt auf dem Rasen die schöne, von Affinger geschaffene Statuette der Rachel. Von alledem erzählte der Prinz wie von einem verlorenen Glück, an das die Erinnerung ihn nie verließ. Seitdem hatte er keine Lust mehr am Weibe."

Bei Fanny Lewald

Die kleine, immer würdevoll auftretende und ein wenig herablassende Dame mit dem energisch geschnittenen Gesicht und den an der Stirn und den Schläfen malerisch hervortretenden weißen Locken hatte ihr Heim in der Matthäikirchstraße genau so erhalten, wie es von ihr und ihrem verstorbenen Mann, dem Kunstschriftsteller und Lessingbiographen Adolf Stahr, lange Jahre bewohnt war. Sie führte mich, ihren Landsmann, sofort vor Stahrs Bild und erinnerte mich an die täuschende Ähnlichkeit des Verblichenen mit dem italienischen Freiheitshelden Giuseppe Mazzini. Sie sprach über das glückliche Zusammenleben und -schaffen mit ihrem Mann, der sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, mit ungeschminkter Offenheit, beklagte zwar deren Los, fand es aber unabwendbar und meinte, es sei besser, wenn das Unglück nur einen Menschen statt gleich drei treffe. Das Recht einer tiefen, ehrlichen Leidenschaft, die auch eine volle geistige Harmonie in sich schließt, war ihr so selbstverständlich und heilig, daß sie mit ihrem ostpreußischen Tonfall feierlich meinte: ‚Wo Liebe ist, da ist auch Hingebung'. Die Gegend um die Matthäikirche, wo sie ihre Freunde und Anhänger so gern um ihren Teetisch versammelte, war so recht eine Stätte geistiger Ruhe und Abgeklärtheit in der unmittelbaren Nähe so hervorragender Geister wie Adolph Menzel und Herman Grimm, dem sie fast in die Fenster sehen konnte, während sie ebenfalls nur wenige Schritte zu ihrem treuen Freunde Julius Rodenberg, dem Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau', zu machen brauchte. Aber auch an ihrem Ruhm als Romanschriftstellerin begannen bereits der Neid und die Bosheit des jungen Geschlechts zu nagen, das sich neue Wege bahnte und ihr Ansehen als störendes Hemmnis beiseite zu schieben versuchte. Als gefährliche Waffe diente der Berliner Witz, der sich gegen ihr allerdings stark hervortretendes Selbstbewußtsein richtete. Als eine ihrer Bewunderinnen ihr Wohlwollen damit zu erringen hoffte, daß sie versicherte, ihre sämtlichen, so zahlreichen Geschichten gelesen zu haben, soll ihr von der Frau Professorin nur die kühle Antwort zuteil geworden sein: ‚Wie oft, liebes Kind?'"

Theodor Döring

„Er gehörte der alten Schule der Schauspielkunst an, die niemals so sorgsam, wie es heute selbstverständlich erscheint, die Worte der Dichtung als etwas Unveräußerliches betrachtet. Ganze Sätze hörte man bei ihm unterhalb und auf der Bühne doppelt und gelegentlich in wunderlicher Umstellung: wenn Mephisto vom Gretchen als dem ‚armen, affenjungen Blut' sprach, verwandelte er sich in ein ‚armes, junges Affenblut'. Dörings Volkstümlichkeit fand auch in seinen Lebensgewohnheiten außerhalb der Bühne reichliche Nachahmung. Seine Mittagsschoppen bildeten den Gegenstand von Schilderungen allerart und veranlaßten Heimische und Fremde, dem Künstler zu lauschen, wenn er einen Kollegen verspottete und ihm seine Eigentümlichkeiten täuschend nachmachte. Von dem düster aufbrausenden, leidenschaftlichen Ludwig Dessoir meinte er immer, daß sein Organ einer zerbrochenen Trommel gleiche; von einem anderen, der die Worte zu zerhacken pflegte, daß er russisch spreche. Von seiner ersten Frau war er geschieden und als schuldiger Teil erklärt worden. Die monatlichen Zahlungen, die er zu leisten hatte, bildeten seinen ewigen Verdruß, und er erkundigte sich nach den klimatischen Verhältnissen von Florida, in der Hoffnung, daß sie das baldige Ende seiner dort lebenden früheren Xanthippe herbeiführen wür-

Digitized by Google

den. Um ihn zu ärgern, behaupteten seine Freunde, daß in jenen gesegneten Gegenden die Menschen fast alle achtzig Jahre und darüber lebten, worüber er natürlich wütend wurde. Da er sich auf seine Kenntnisse klassischer Zitate viel einbildete, wurde einmal eine Deputation an ihn abgeschickt, die ihn zur Entscheidung einer Wette anging, ob ein bestimmtes geflügeltes Wort bei Goethe oder Shakespeare vorkomme. Und wie lautete es? ‚Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell'. Döring warf die ganze Bande mit dem Ruf: ‚Dumme Jungen!' hinaus."

Vom Kroll-Engel – Adelina Patti

„Im Laubschatten des Tiergartens am Königsplatz vor dem Brandenburger Tor herrschte in den weit ausgedehnten Räumen des Krollschen Etablissements der aus Pest mit seiner Geige eingezogene J. C. Engel, eine der unternehmungslustigsten, drolligsten und bekanntesten Persönlichkeiten Berlins." Er brachte Theodor Wachtel, Etelka Gerster, Adelina Patti auf seine Bühne. „Als die Patti ihr Gastspiel mit der Traviata begann, trat der bis dahin unerhörte Fall ein, daß die Parkettplätze 20 Mark kosteten. Zu jener Zeit war das Theater an einen arg verschuldeten Unternehmer verpachtet, dem die Tageseinnahmen von seinen Gläubigern wiederholt gepfändet wurden. Das trat auch bei dieser Gelegenheit ein, und die Künstlerin, die nach dem ersten Akt vergeblich auf ihr Honorar wartete, erklärte, nicht weiter singen zu wollen. Es mußte erst während der Vorstellung durch die Unterschrift eines bekannten, am Königsplatz wohnenden Bankiers die nötige Sicherheit gegeben werden. Adelina Patti war übrigens auch im Leben von einer entzückenden Natürlichkeit, Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit. Bei einer Gesellschaft, die ihr Paul Lindau in seiner Wohnung am Kronprinzenufer gab, walzte sie mit Albert Niemann vergnügt wie ein junges Mädchen und erwähnte ihre beispiellosen Erfolge in ähnlicher Art, wie ein Kind von seinen Puppen spricht. Als von ihren Gastspielen die Rede war und sie sich darauf berief, in vier Sprachen zu singen, entgegnete ihr der Musikkritiker Heinrich Ehrlich mit dem hübschen Wortspiel: ‚Oui, vous en chantez.'

Für gewöhnlich konnte man bei Kroll für 1 Mark Eintrittsgeld nicht nur auf einem Stehplatz eine Opernvorstellung anhören, sondern auch sich vorher, in den Zwischenakten und nachher an der Gartenkapelle sowie an den Tausenden von Gasflammen erfreuen, die auf den Gängen und in den verschwiegenen Nischen beim Lustwandeln der Paare zwischen den alten Bäumen des Tiergartens flimmerten. Hierzu gehörte aber unbedingt auch die Persönlichkeit des alten Engel, der in der Menge seiner Erinnerungen in einer nur ihm eigentümlichen und nicht immer wiederzugebenden Weise herumstocherte. Das Charakteristische der Ausdrucksweise Engels bekam einen besonderen Stich ins Komische durch seine wunderliche äußere Erscheinung: das runzelige Gesicht war durch Schminke geglättet; die Perücke liebte er ab und zu durch den Daumen seiner rechten Hand festzudrücken. Wenn Aufführungen mittelmäßig ausfielen und er Vorwürfe hörte, wies er auf das besetzte Haus und sagte: ‚Bei mir singen die jrienen Baime.' Als ein minderwertiger Gast einmal ausgezischt wurde, ersuchte er die Zuschauer, ‚an der Kasse' zu gehen und sich ihr Geld zurückzahlen zu lassen. Als ihm aus dem Publikum zugerufen wurde: ‚An die Kasse!', entgegnete er schlagfertig: ‚Ich habe gesagt, Sie können zu die Kasse gehen!' Ebenso zuverlässig wurde es bestätigt, daß er nach dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten während des französischen Krieges seine Opernvorstellung unterbrach und den Zuhörern folgende Mitteilung machte: ‚Der Kronprinz hat die Gnade gehabt, dem Marschall Matz Mahon bei Wert auf dem Haupte zu schlagen'. Als Nachbaur und Reichmann in Rossinis ‚Tell' zusammen auftreten sollten und jeder die Hälfte der Einnahmen verlangte, bemerkte Engel: ‚Nun, denn gebt mer wenigstens e Freibillett, damit ich in mein Theater gehn kann'. Als er eine Dramatisierung des Romans ‚Gebannt und erlöst' von der unter dem Namen E. Werner bekannt gewordenen Schriftstellerin Bürstenbinder aufführen ließ, fragte ihn ein Besucher beim Lösen der Eintrittskarte nach dem Inhalt dieses Stückes und erhielt die Antwort: ‚Wenn Se drin sind, sind Se gebannt, und wenn Se draußen sind, sind Se erlöst'."

Helle Fenster. Von Karl Frank

Schneefelder dämmern durch die Nacht.
Ein Haus am Wege steht allein
Und wirft ins ungewisse Grau
Der Scheiben gelben Lichterschein.

Dies Fenster in der Nacht ist wie
Des Friedens Lied im Erdenzwist,
Man möcht' ans Gitter gehn und sehn,
Wie hier das Glück zu Hause ist.

Digitized by Google

Franz Naager

Von Prof. Dr. E. W. Bredt

Als Kunstkenner hat sich noch immer erwiesen, wer vor einem rasch entworfenen Blatte, einer Zeichnung, Radierung oder Malerei den Wert des Künstlers richtig einschätzte.

Auch heute kommt es auf solche Kennerschaft vor allem an, denn im hastigen Ausstellungsgetriebe dieser Jahrzehnte werden wir oft absichtlich zu täuschen versucht über die wirkliche Qualität der künstlerischen Leistung. Gerade schwache Maler versuchen häufig mit Glück, über ihr Können, ihr Temperament uns irrezuführen, indem sie durch allerlei technische und zeichnerische Mittel ihren Bildern den Anschein geben, als ob sie in wenigen Minuten, aber mit voller Beherrschung aller künstlerischen Mittel, nur so auf die Leinwand hingeschrieben wären. Der Versuch der Täuschung muß um so häufiger gelingen, je weniger Zeit man im allgemeinen hat, sich solche Werke genau anzuschauen. Wer sich gründlicher in den ganzen Bau eines Bildes oder einer Zeichnung vertieft, erkennt oft, daß die Virtuosität nur Schein ist, daß armselige Verquältheit die Maske künstlerischer Leidenschaft nur angenommen hat, des billigen Markteffektes halber.

Das war schon längst so und wird unter ähnlichen Verhältnissen der Kunstwirtschaft so bleiben.

Wer sich also nach und nach ein einigermaßen sicheres Kunsturteil erwerben will, nehme jede Gelegenheit wahr, einen Künstler, ein Kunstwerk gründlich kennen zu lernen.

Denn die Elemente strenger Beurteilung sind durchaus nicht so verschieden für künstlerische Werte, wie für solche der Technik, ja jeder anderen Tätigkeit überhaupt.

So gut der Fabrikant, der Ingenieur erst nach vielen Jahren des Lernens und der Enttäuschungen auf den ersten Blick Bluff von Qualität zu unterscheiden vermag, so wird auch nur der, der täglich sich an den vortrefflichsten Kunstwerken schult, allmählich zu unterscheiden vermögen zwischen Werken, die uns vormachen wollen, sie seien genial entworfen und gemacht, und jenen seltenen, die tatsächlich in glühender Laune geschaffen und von einer Hand gemalt, die vollkommene Beherrscherin ihrer technischen Mittel.

Zu solchen Werken gehören die unseres Franz Naager.

Das sind Werke eines großen, echten, leidenschaftlichen, künstlerischen Tempera-

Der Maler malt eine Spanierin. Gemälde

Digitized by Google

mentes; sie kann nur einer geschaffen haben, der vollkommen Meister der Linien, der Farben, der Töne, des Pinsels, der Mache überhaupt — und der Augen und Sinne nicht zum wenigsten! Hier täuscht die impetuose Handschrift nicht. Hier wird genaueres Hinschauen die Freude an seinen Schöpfungen nur erhöhen.

Die Prüfung Naagerscher Art und Gabe wird nicht zur Last; wird Freude; und wer je ein Original unseres Künstlers zu Gesicht bekommt, wird um so mehr wirkliche künstlerische Werte erkennen, je gründlicher er es anschaut nach Geist und Seele, Aufbau und Ausführung.

Unsere vorzüglichen farbigen Abbildungen lassen unsere Augen schon recht zuverlässig verfolgen, mit welch erstaunlicher Sicherheit, ja Wucht, die Bilder Naagers gemalt. Wie sitzt da doch jeder Ton, jeder Strich, wie klar und dünn ist der Farbenauftrag. Da ist nicht so lange eine Farbschicht über die andere gelegt, bis der richtige Farbenton das Richtige überhaupt getroffen.

Gewiß gibt es viele gute künstlerische Gemälde, die durchaus nicht so aufs erste hingemalt sind, wie die Naagers, und doch alle malerische Anerkennung verdienen. Denn was Goethe im Tasso sagt: „Es ist die Zeit von einem guten Werke nicht das Maß", gilt in Malerei wie in Dichtung, in Technik und Wissenschaft. Aber freudiger wird doch der Kenner, wenn er dem Original ganz bestimmt ablieſt, daß es in jedem Zug ein Werk erster genialer Erfindung und Hand. —

Ganz gleich was Naager uns hier auf seinen Bildern gibt: Eine Landschaft der Heimat, einen Krüppel oder Kretin, ein

Zwerg. Gemälde

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde

Stilleben oder irgendeine reichere Szene des wirklichen Lebens oder der Phantasie — immer liest man seinen Zeichnungen und Gemälden ab — sie sind in einer glücklichen Stunde, sind in einem Wurf entstanden.

Und das ist wahrhaftig selten in der Kunst überhaupt: die Koinzidenz von Einfall, Phantasie einerseits, und malerischer Gabe und Sicherheit anderseits.

Wir wollen durchaus nicht jene Künstler herabsetzen, die endlich nach einer unzähligen Reihe von Skizzen und Entwürfen ihren Bildern ganz die Sprache zu geben vermögen, die sie ursprünglich, bei erster Konzeption, dem Bilde geben wollten; aber — gleichviel ob das nun höheren künstlerischen Rang gibt oder nicht — das Seltenere, Berauschendere ist doch ein Bild, das als Ganzes wie im einzelnen geistig und malerisch sich als Glückskind einer begnadeten Stunde darbietet.

Man prüfe nur recht gründlich unsere Bilder Naagers: „Der Maler malt eine Hexe" — „Ateliergesindel" — „Der Maler malt eine Spanierin" — „Masken auf dem Markusplatz in Venedig" — „Die gottverfluchte Malschule" — „Die Schlägerei" usw. gleichzeitig auf die Frische von Malerei und Zeichnung und die Frische der Erfindung oder des Einfalls.

Sieht man's den Bildern nicht aufs erste und dann dauernd an, daß sie nicht konstruiert sind, nicht trockene malerische Abhandlungen sind über ein vorgefaßtes Thema?

Es fällt ihm einfach mal ein zu malen, wie köstlich doch so ein Lumpenpack aussieht, das sich so nach und nach im Atelier des Malers einstellt: eine leichtgeschürzte Tänzerin, dann ein heruntergekommener Komödiant, dann irgendein Bettler, sie kommen heran wie sie sind und der Maler schaut kaum von der Leinwand weg und freut sich doch über das Bunte und das Lächerliche des Nach- und Nebeneinander dieses unerschöpflichen Kaleidoskops.

Eine ganze bunte reiche Welt echten künstlerischen Lebens taucht vor uns auf, wenn wir die Bilderreihe Naagers vor uns vorübergleiten lassen.

Ich kenne keinen unter uns, der so — ohne es zu wollen — immer etwas wahrhaft Erheiterndes uns gibt aus seiner nächsten Umwelt wie Franz Naager.

Der ist kein Simulant, gibt sich gar nicht

Digitized by Google

erst Mühe, uns von der Mannigfaltigkeit und köstlichen Launenhaftigkeit seiner malerischen Welt — so wie er sie sieht — zu überzeugen. Er gibt sie uns mit wenigen malerischen Strichen und Andeutungen und sie ist da, ist Wirklichkeit.

Die Maler mögen das heute im allgemeinen gar nicht gern hören, wenn man sie Dichter oder gar Humoristen nennt, aber Naager ist Dichter — nur ist er immer auch ganz Maler. Er ist immer naiv, immer unbewußt voll Humor und Laune und Temperament — und ist immer Könner. Der braucht einfach nicht seine Zuflucht zu nehmen zu Mitteln, die außerhalb des rein Malerischen liegen. Er ist Improvisator größten Stiles. Er weiß, daß da oder dort Andeutung, Unklarheit viel bedeutungsvoller, viel klarer wird als Hinweis und Deutlichkeit.

Sein „Maler, der eine Hexe malt", ist ein Meisterstück klassischer Fülle und Kürze. Wie sprüht das Ganze von Leichtsinn und Farben. Alles scheint Zufall und doch ist alles reifer, unmittelbarer, malerischer Drang. Ist so notwendige Folge, wie des großen Dichters Spiel in allen Einzelheiten auf Plan beruht. Ein ganz köstliches Werk für den, der sich mal ganz einem Rausch an Farben hingeben will und dem, der untertauchen will in all dem Gerümpel eines behaglichen und doch verwegenen künstlerischen Daseins.

Raucherstudie

Als Maler dieser ganzen künstlerischen Welt steht Naager in unserer Zeit unvergleichlich da. Naager hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Bildern gemalt, die uns in irgendein Maleratelier führen. Sie haben alle so starke Überzeugungskraft, haben alle so viel leichtes, echtes Leben, daß man unsern Künstler geradezu den Maler der fröhlichen Malerschaft nennen darf. Nicht etwa weil er besser als andere uns irgendein richtiges Atelier abkonterfeit mit der langweiligen Treue des Photographen, sondern weil er auch hier verfährt wie der echte Dichter-Künstler, der uns viel mehr gibt, als ein Bestimmtes, sondern die ganze Welt die uns etwas angehen soll.

Wer unsern deutschen Dichter Paul Ernst gut kennt, wird bei Naager oft an dessen Art erinnert. Das sind Verwandte. Mit welchem Furor gibt sich der junge Maler in Hemdsärmeln der großen Aufgabe hin, aus der Gestalt der stolzen Spanierin alle Grandezza, alles Stoffliche, alles blühende Fleisch malerisch herauszuholen zum unwiderstehlichen Bildnis. Und wie lustig wirkt auf jeden, der jemals eine Damenmalschule besuchte, die flotte Skizze mit den „Malweibern", die sich abplagen mit der gequälten Stellung des unglücklichen Modells.

Doch Naagers künstlerische Welt hat keine Grenzen. Sie hat nur ein Gemeinsames: vollblütiges Künstlertum.

Mag er anscheinend nirgends lieber als in Italien — seiner anderen Heimat — leben und schaffen — so wüßte ich kaum einen Künstler, von dem mehr das alte große Wort gelten dürfte als von ihm — „caelum non animum mutant, qui trans mare currunt": unter welchem Himmel auch Naager schaffen mag, das künstlerisch Dominierende gibt doch immer sein eigenes Glücksgefühl. So sind die beiden famosen Zwerge oder Kretins, die so behaglich eine große Lebenseinheit mit Hut und Krug und Pfeife bilden oder mit dreister Schlauheit Herz und Almosen zu gewinnen wissen, kaum in Deutschland zu finden, sie sind ganz unverkennbar aus der Heimat

Digitized by Google

Jünger zu Emmaus. Gemälde. 1923
(Kunstausstellung im Glaspalast zu München. 1924)

Digitized by Google

Zeichnung zu ‚Don Quixote'

Murillos oder des Velazquez oder des Magnasco; aber ich wette, ganz ähnliche Gestalten gleichzeitig voll von Elend wie von Humor, ebenso farbig und ebenso lebendig, sieht Naagers Auge auch bei uns.

Und wie in seinen Bildern und Zeichnungen die allgültige Gestalt des Junkers Don Quixote immer wieder in anderen Variationen auftaucht, so begegnen uns in seinen Skizzen gar häufig jene derbdrastischen Szenen des venezianischen Völkchens, wie es vom Theaterbalkon Orangen auf die Bühnen feuert, oder auf offener Piazza mit allerlei Waffen aus Hausgerät und Kleidern aufeinander losfährt zur ruhigen Belustigung nächster Freunde. Unerschöpflich ist tatsächlich Naagers Welt, immer schaut er in sie mit dem Schmunzeln des Lebenskünstlers, der er wirklich ist. Ach wie viele Maler möchten uns lachen machen und machen uns viel häufiger ernst, weil uns die Absicht mit untauglichen Mitteln nur verstimmt.

Wie Naagers Kunst sich gibt, so gibt sich auch der Mensch. Das ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Wer viel mit Künstlern, Persönlichkeiten überhaupt zusammenkommt, macht oft genug die Erfahrung, daß zwischen den Werken eines Großen und seinem ganzen Gehaben ein Unterschied, den man sich nicht leicht erklären kann. — Wie oft werden wir durch die langersehnte persönliche Bekanntschaft mit irgendeinem Vielgenannten enttäuscht.

Wer aber Naagers Werk kennt, kennt auch den Menschen.

Ein Wort über seine äußere Erscheinung.

Ich kenne den Künstler ein gutes Vierteljahrhundert, begegnete ihm in guten, wie in schlechten Tagen seines Erfolges. Immer war er derselbe. Immer hat seine Haltung etwas vom Grandseigneur und immer erkennt man in ihm doch den besinnlichen, beschaulichen Künstler. Ganz lebt er der Kunst und ist doch Vollmensch wie der geringste. Sein Lebensgenuß ist offenbar unabhängig von der Kostbarkeit der Mittel. Während so vielen Malern kaum der Beruf auf der Straße abzulesen ist, sagt Naagers Erscheinung doch einigermaßen das Richtige. Wenn der Münchener im allgemeinen nicht so viel auf den äußeren Menschen gibt, wie andere Großstädter, so fällt Naagers Erscheinung hier fast

Digitized by Google

Karneval auf dem Markusplatz zu Venedig. Gemälde. 1924

Digitized by Google

wie die eines Großindustriellen auf. Zweifellos hat er Sinn für ein gepflegtes Äußere, kommt nie vernachlässigt daher. Aber Würde und Eleganz hat bei ihm nichts Modisches. Ein Bonvivant schaut uns an.

Nie sah ich ihn eilig oder gar stürmisch daherschreiten wie den nordischen Mann der Geschäftigkeit. Seine ganze Art sich zu geben hat etwas vom großen unabhängigen Herrn, wie vom behaglich lächelnden Genießer. So temperamentvoll sein bejahendes Wort, so strömt doch sein, gern vermittelndes, Wesen mehr Gelassenheit, Sinn für Zeitlassen aus, als Erregtheit. Gern ist sein vollbärtiger Kopf sinnend-schauend zur Seite, also wie lauschend geneigt. Sagt der eine Gestus: „Was kost't die Welt?" — sagt der andere nicht weniger deutlich: „Ich lache über uns alle — laßt mich in Ruhe, wie ich euch in eurem Genuß."

Ein Typ, wie den Naagers, findet man selten in Deutschland.

In diesem Künstler ist Blut und Rasse Italiens, ist altes Herrenblut und Künstlertum von heute, ist höchstes Kulturbewußtsein und doch Warmblütigkeit und Vagantensorglosigkeit.

So hat er auch als Künstler einen wesentlich anderen freieren Weg durchlaufen als die meisten.

Und in allen verschiedenen Phasen seines Weges hat er immer irgendwie höchste Geltung erreicht. —

Geboren am 25. Mai 1870 in München, geht er mit 16 Jahren von der Lateinschule zur Kunstgewerbeschule über. Er war ein Schüler des viel zu sehr vergessenen Ferdinand Barth. — Mit zwanzig Jahren wird er an der Akademie ein Schüler von Rudolf Seitz.

Das war damals in München einer, der

Lump. Gemälde. 1922

Digitized by Google

Stadel bei Bergen. Gemälde

das ganze künstlerische Leben mit andern, wie Gedon, Gabriel Seidl und weiteren formal bestimmte.

Die richtige Schule für eine Begabung wie Naager — aber eine Gefahr für viele andere.

Entschieden voll reicher, ornamentaler Phantastik, genährt an allen guten Meistern des Ornaments, zumal der deutschen Kleinmeister, wurde es ihm ein leichtes, andere durch seine dekorativen Erfindungen zu übertreffen. Überall wurde er hinzugezogen, wo es galt, den Flächen der Festsäle oder Restaurants oder Wohnräume heiteren dekorativen Reiz zu geben. Aber es wird nicht leicht sein, in der Fülle dekorativer Arbeiten, die damals in München entstanden, Naagers Hand ohne weiteres festzustellen. Er lebte damals noch ganz in der heiteren Bewegung jener Zeit und Schule. Er ging schaffend darin auf. Und wer mal in den Räumen des Künstlerhauses in München sich gastlich niederläßt, freue sich lieber an dem merkwürdigen Zusammenklang der verschiedensten künstlerischen Hände jener Jahre, als daß er nun nach strenger kunsthistorischer Weise die „Hände" auseinander zu reißen versuchte. Das Große jener Schule war eben das Ineinanderarbeiten der Besten, und zu den Besten gehörte schon der junge Naager. Er war schon damals eine Potenz — ein ganz eigener und reicher Erfinder.

Ich erinnere mich ganzer Hefte voll von Entwürfen und Skizzen seiner Hand und seines Geistes. Und was jetzt erst als etwas ganz Eigenes unseres Künstlers sichtbar wird, fühlte ich damals schon als etwas Besonderes in all seinem Schaffen.

Großräumigkeit war schon damals in all seinen Kompositionen. In schier unerschöpflichen Variationen hatte er z. B. das Thema variiert: „Wie musizierende oder singende Engerln der Mutter Gottes oder der heiligen Familie huldigen." Kein anderer hat wohl je dies Thema so reich, so still beschaulich und ergreifend-menschlich behandelt. Und das alles war nur so hingezeichnet zwischen den Pausen des Alltags oder beim fröhlichen Mahle im Kreise der jungen Familie.

Manch große Komposition, die uns heute in seinen Bildern fesselt und überrascht, hat in frühen Skizzen ersten Ursprung.

Naager hatte sich mit sechsundzwanzig Jahren mit einer schönen Venezianerin — aus dem Hause della Roverre — verheiratet und zog bald für lange Jahre nach der farbenunerschöpflichen Lagunenstadt.

Er konnte sich dort heimisch fühlen — soll doch der Name Naager nichts anderes als die

Digitized by Google

In der Damenmalschule. Farbige Skizze

Verstümmelung eines bekannten italienischen Familiennamens, der heute noch existiert, sein.

Von 1901 bis 1913 lebte Naager ganz in Venedig; aber sein Schaffen kam zumeist der deutschen Architektur, dem Palast in neuerer Form zugute.

Die Fülle der dekorativen Arbeiten, die nun unter Naagers Händen oder unter seiner Führung und Aufsicht entstanden, läßt sich hier auch nicht annähernd aufzählen.

Seine dekorativen Malereien wanderten von Venedig nach Berlin, sie waren bestimmt zum Schmuck privater Villen und Paläste, für große Gaststätten, für Kaufhäuser, Schlösser großer Herren. Die Villa Scherl in Berlin, die Spatenbrauerei ebendort, das Schloß Sigmaringen und viel andere Paläste und ähnliche Bauten.

Aber mit Malereien hatte sich Naager nie allein zu beschäftigen. Hatte er schon längst eine eigene Erfindung für den Druck von Tapeten gemacht, so wird in Venedig, wo er sich einen Palazzo und noch andere Häuser für seine großen künstlerischen Unternehmungen kaufen oder mieten mußte, sein technischer Bereich schier unbegrenzt.

Naager erfindet Reliefs und Stukkos, Teppiche und Intarsien, er arbeitet oder läßt nach seinen Zeichnungen arbeiten in Stein und Holz, in Marmor und Keramik. Er beherrscht die künstlerische Verwendung und Bearbeitung aller Materialien, die je seit den Tagen der neueren Kunstblüte verwendet wurden.

Und alles geht ins Große, ins Heitere und Prächtige.

Seine Tätigkeit, sein Ansehen wächst. Die Aufträge fliegen ihm von allen Seiten und Ländern zu.

Er darf sich mit vollem Recht Architekt und Bildhauer und Maler und Teppichweber und Holzschneider, Schnitzer und Stuckateur nennen.

Und in allem was er schafft ist nun durchaus persönliches Leben. So macht es kein

Digitized by Google

Ateliergesindel. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Im Theater. Kohlezeichnung

anderer. Nie ist etwas gequält, alles wirkt ursprünglich, hat Laune, Humor und vor allem ist seine Komposition immer vortreffliche Raumdienerin.

Wenn einst ein Lebrun für Ludwig XIV. und alle Unternehmungen des französischen Staates und Hofes der Erfinder aller Zeichnungen war für die verschiedensten Dinge, die künstlerisch auszuführen waren, so wäre vielleicht ein Naager imstande, eine ähnliche erfinderische Rolle zu spielen, wie jener, den man den eigentlichen Stilschöpfer jener Epoche genannt hat.

Besonders für die großen baukünstlerischen Unternehmungen in der Reichshauptstadt war Naager damals wohl der meistbeschäftigte freie Künstler. — Jetzt ist das Was und das Wie seiner Arbeiten viel mehr von anderen zu scheiden, als früher in München.

Und wer einmal sein Auge auf die Eigenart unseres vielseitigen Malers und Graphikers und Bildhauers eingestellt hat, wird sofort in den damals entstandenen Zweck- und Luxuspalästen Berlins Naagers Schöpfungen herausfinden.

Zumal für die Architekten Messel und Hoffmann hat Naager ungezählte dekorative Aufgaben geschaffen.

Im Lichthof des Kaufhauses Wertheim, im Berliner Rathaus, im Joachimsaal des kaiserlichen Schlosses, aber auch für Bauten in anderen Orten, so für das Mausoleum des Großherzogs von Hessen, und für alle möglichen Rathäuser, Banken und Privatpaläste hatte Naagers leicht und reizvoll erfindender Geist, seine unvergleichlich geschickte Hand, malerische, plastische und andere Werke zu schaffen oder durch seine Werkstätte zu liefern.

Ein Großbetrieb, wie er selbst in jenen reichen Zeiten kaum seinesgleichen hatte. Denn trotz des beispiellos großen Betriebes war doch alles künstlerisch, frei von irgendwelcher Schablone. Der preußische Professortitel, den Naager 1913 erhielt, war des Künstlers verdiente Auszeichnung und treffende Charakterisierung.

In jenen Jahren verheiratete sich Naager zum zweiten Male — mit einer Tochter des unvergeßlichen echt münchnerischen Malers und „Dekorateurs“ Lorenz Gedon.

Digitized by Google

Der Maler malt eine Hexe. Gemälde

Digitized by Google

Bald darauf traf der Krieg auch Naagers Schaffen sehr schwer. Schon vorm Krieg war er von Venedig nach München und Berlin übergesiedelt — nun wurde sein herrlicher Palast in Venedig von der italienischen Regierung beschlagnahmt — und noch immer ist er nicht wieder in seinen Besitz gekommen.

Aber gleich fand Naager einen anderen Weg. Ein vortrefflicher Kenner alter wie neuer Malerei und aller Techniken und Mittel, — aufs beste mit dem Völkchen der Sammler und Händler aller Welt vertraut, so daß er nicht nur Kunsthistorikern, sondern auch Malern beste Wege zum Erkennen und Können weisen kann, erwarb er die verwaisten Räume der ehemaligen Galerie des Grafen Schack in München und eröffnete dort eine Galerie alter und neuer Meister — so großräumig, so großzügig, so mannigfaltig und amüsant, wie sie München noch nie gesehen und wohl nie wieder sehen wird.

Natürlich mußten die trostlosen Verhältnisse und Zustände in Deutschland auch diesem Unternehmen ein Ende bereiten.

Aber Naager — der echte Künstler von Natur — ließ sich auch da nicht unterkriegen.

Er machte unter seine so vielseitige, höchst produktive Epoche der unternehmerartigen künstlerischen und kunstgewerblichen Produktion einen Strich und widmete sich seitdem fast ganz ausschließlich der Malerei: dem Staffeleibilde. Doch immer ist noch das Wort „ausschließlich" nicht ganz streng zu verstehen, denn wenn er auch nun fast nur an der Staffelei malt, so entstehen doch unter seiner Hand gelegentlich graphische Blätter in den verschiedensten Techniken. Und wenn er allzu müde für den Griffel, greift er nach der Schere und schneidet aus irgendwelchem Papier die köstlichsten Figuren und Bilder — „schablonierte Graphik". Jetzt erscheint auch kein einziges seiner Schaffensjahre im Dienste der Baukunst oder des Kunstgewerbes verloren — im Gegenteil inzwischen hat er seine Hand in erstaunlichster Weise geschult — und seine malerische Technik — um nicht zu sagen Virtuosität — steht auf der Höhe jener anerkannten Meister, die er in Venedigs alten Kirchen, Palästen und Museen gründlicher kennen gelernt, als so mancher Schwärmer diesseits und jenseits des eigentlichen Malerhandwerks. Eine Erinnerung für alle, die sich der Kunst verschreiben wollen, für alle Männer der Tat überhaupt.

Mag den Kenner alter Meister „Der Karneval auf dem Markusplatz" an die Art des Guardi oder Magnasco — dessen eigentlicher Wiederentdecker Naager ist — erinnern; das ist ganz nebensächlich. Wichtig ist und unverkennbar die freie große Sicherheit unseres

Straßenszene. Farbige Zeichnung

Digitized by Google

San Trovaso. Gemälde

Künstlers auch dann, wenn er bewußt seinen Erfindungen einen Ton mitgibt, der uns aus alten, werten Bildern und Zeiten vertraut.

Es ist doch alles aus erster Hand und erster, echter Konzeption, was Naager malt.

Wie im Vorübergehen scheint er den verlassenen „Stadel bei Bergen" auf seine Staffelei gebannt zu haben; und die Frische und Ursprünglichkeit des Bildes der „Jünger zu Emmaus" oder der ganz großartigen Landschaft von San Trovaso in Venedig geben in jedem Strich frohes Zeugnis eines Malerauges, das allen glänzenden Malerzeiten und Malerbekenntnissen zum Trotz, ganz neu in die Welt schaut, befähigt wie wenige das Lied der unsterblichen Schönheit unserer Mutter Erde zu singen allen zum Genuß.

Es bleibt für uns erstaunlich, wie rasch Naager die Höhe eines wahrhaft großen Malers erreicht hat. Fast möchte man den Erfolg bedauern, weil Allerbestes seiner Hand bereits Käufer im Ausland, und zwar sogar unter den Museen gefunden hat. Und der Künstler hat es leider versäumt, gute Aufnahmen von diesen, von der Staffelei weggekauften Gemälden, machen zu lassen. Freuen wir uns, in unsern ausgezeichneten farbigen Bildern für alle Zeiten wenigstens eine gute Vorstellung von des Künstlers Malerei bewahren zu können. Es sind höchst wertvolle Dokumente.

Um ganz seiner Malerei leben zu können, in einer Luft, die weniger als unser armes Vaterland unter Not und Sorge zu leiden hat, will jetzt Naager wieder einige Jahre in Venedig oder Sizilien zubringen.

Mag das für München bedauerlich sein, so wollen wir ihm doch das allerglücklichste Dasein und Schaffen auch fern der Heimat wünschen, denn gerade eines solchen freien Künstlers Malerei wird dem Ruhme deutscher Kunst aufs beste dienen.

Digitized by Google

Komteſſe Maria Agnes Kiellmansberg

Von Hermann Savelkouls

Elle est morte et n'a point vécu;
Elle faisait semblant de vivre,
De ses mains est tombé le livre
Dans lequel elle n'a rien lu.

Alfred de Muſſet

An einem heißen Juninachmittage trat ich ein in die große Pariſer Totenſtadt, den Père Lachaiſe, um dort im Schatten der Bäume und der Toten mein wirres, unſtetes Herz zu ermüden, zu beruhigen. Mich zermürbte jene Unruhe der Gedanken, des Herzens, des Willens, die Wirkung der Einſamkeit iſt, an deren ſchwerem Duft wir uns manchesmal feiertags berauſchen und deren Wehmut wir verehren, die aber als Alltäglichkeit nur von den Großen und den Tiefen, den ſtets Einſamen, ohne Schaden ertragen wird. Unter fremden Menſchen, deren Höflichkeit die Abneigung ſchlecht verhüllte und die auch ich manchmal nur mit geballten Fäuſten ertragen konnte, nahm ich das Alleinſein erſt gelaſſen, dann widerſtrebend und zuletzt mit müder Ergebung an.

Dieſes verzagte Herz trug ich manchesmal zum Père Lachaiſe. Das iſt eine große, ruhige, feierliche Stadt mit vielen kleinen Häuſern, wohl auch mit Denkmälern und Grabſteinen, meiſt aber mit kapellartigen Familiengrabſtätten, dicht aneinandergereiht und von dem ſanften Hauche der Bäume behütet.

Große Fürſten, Feldherren, Staatsmänner ſchlafen hier. Ihre Steine ſind verwittert, ohne Zeichen des Gedenkens. Ihnen lächelten Königinnen zu, vor hundert Jahren und mehr, und ſie trugen ihre Degen kühn und ſtolz wie Eroberer. Wie willig tauſchten ſie ihre Namen und ihre Sterne für mein unruhiges Herz.

Racine, Molière, Lafontaine wohnen hier freier und heiterer als Voltaire und Rouſſeau im Keller des Pantheon. Börne und Heine ſind zu Schweigern geworden. Über Muſſets Grab weint die Trauerweide. Die Herrlichen, die Luſtigen, die Spötter trugen wohl oft unter gelaſſener Maske ein demütiges Herz.

Solch erbaulichen Gedanken nachgehend geriet ich auf ſtille Pfade und ſetzte mich auf einen kühlen, grauen Grabſtein, über den die Sonne durch windbewegte Zweige fließende, grüngoldene Lichter goß. Der Grabſtein war ein einfacher, niederer Sarkophag, verwittert und vergeſſen. Ich las und ſtutzte: eine deutſche Inſchrift, ein mir bekannter Name. Gräfin Kiellmansberg. Eine Komteſſe Kiellmansberg liebte ich einmal mit der Begeiſterung meines Primanerherzens im ſonnigen Meran. Aber meine Liebesgedichte trug ich nur der unruhigen Paſſer, den Bergen und dem abendlichen Winde vor. Dieſes heitere und ſchöne Mädel hatte ſo viele Verehrer, und zwar wirkliche Kavaliere, daß es auf einen ſtrohblonden Gymnaſiaſten nicht ankam.

Die Inſchrift lautete: Hier ruht die Gräfin Kiellmansberg, geboren in Wien im Jahre 1769, geſtorben in Paris im Jahre 1788.

Der Gedanke an dies Grab ließ mich nicht los. Noch an demſelben Abend ſchrieb ich einem Wiener Freunde, erhielt bald Antwort, auch Briefe der früheren Komteſſe, jetzigen Baronin B. Sie nahm die von meinem Freunde mitgeteilte nachträgliche Liebeserklärung gütig an. Sie ſandte mir noch einige alte, franzöſiſch geſchriebene Briefe, und ſo erfuhr ich die Geſchichte der Komteſſe Kiellmansberg.

⊠ ⊠ ⊠

Der Vater der Komteſſe Maria Agnes Kiellmansberg war Generalleutnant in Maria Thereſias Heer, und er ſtarb an Wunden, die er für ſeine Kaiſerin empfangen hatte, fern von Wien. Er ſtarb als Held, und ſeine letzten Worte zwiſchen dem Stöhnen, die ihm die Qual des Feldſchers entriß, galten der Kaiſerin und ſeiner Gattin, die er innig und treu liebte. Tiefbewegt vernahm Maria Thereſia den Tod ihres Soldaten, und ihrem edeln Herzen nachgebend, wartete ſie nicht den Beſuch der Gräfin zur Rückgabe der Orden ab, ſondern fuhr ſelbſt hin, um zu tröſten. Mit der Gräfin teilte ſie die Trauer und eine Freude, welche durch die Tränen leuchtete: die Gräfin genas eines Töchterchens, um welches die Eltern acht Jahre lang ohne Verzagen gebetet hatten.

Was die ſüße kleine Agnes ihrer Mutter war, deren Anbetung und Glück und deren Hingabe an dies roſige, zwitſchernde, lachende und weinende Geſchöpfchen auszumalen, will ich meinen Leſern ſelbſt überlaſſen.

Agnes wuchs heran und wurde erzogen wie alle Komteſſen ihrer Zeit, und das iſt von der heutigen Erziehung nicht ſehr verſchieden. Die von Maria Thereſia ausſtrahlende Mütterlichkeit hinderte den Adel, ſelbſt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

wo vielleicht Neigung bestand, die Sitten des Versailler Hofes nachzuahmen und die Kinder den Gouvernanten und Tanzmeistern zu überlassen und nur zum Gutenmorgen- und Gutenachtkuß zu empfangen. Die Witwenschaft ließ der Gräfin Zeit, immer bei ihrem Kinde zu sein, und sie hütete Agnes bis zu ihrem zwölften Jahre. Damals mußte die Gräfin in Erbschaftsangelegenheiten nach Ungarn reisen, und sie wich dem Drängen ihrer Bekannten, das Mädchen zu den Nonnen zu geben, schweren Herzens. Aus Ungarn zurückgekehrt ließ sie ihre Tochter im Kloster, versäumte aber keine Besuchsstunde und verstand es sogar, sich mit der buckligen und häßlichen und wohl deswegen bissigen Oberin anzufreunden, um Agnes möglichst oft zu Hause zu behalten.

Mit achtzehn Jahren siedelte die Komtesse endgültig zur Mutter über. Sie war inzwischen ein großes Mädel, oh! eine Dame geworden, sittsam und vornehm, braun und schlank, die französisch redete, italienisch sang und wie eine Nymphe tanzte. Sie kutschierte oft im Prater und schleckte gerne Süßigkeiten, betete andächtig am Morgen, müde am Abend und versäumte keine Maiandacht, wenn die Kirche voll Blumen war und deren Duft und der Weihrauch, Orgel- und Glockenklang, das Gold und Silber der Geräte und Gewänder und all die flackernde Farbenpracht nächtlicher Domfeier die reine Mutter priesen.

Und im Winter fuhr Agnes zum ersten Male zum Hofe. Die Komteß war eine geschlagene Stunde vor Abfahrt fertig, übte noch einige Minuten den Hofknicks und kuschelte sich dann im molligen, grünen Boudoir ihrer Mutter in einen der Sessel, die wie phantastische Muscheln waren. Sie nahm ihr Kleid gut in acht und betete einige Ave-Maria, daß sie hübsch sei und alles gut gehe.

Der Schnee knirschte, der Himmel war blank und straff, die Sterne zitterten. Als die Gräfin mit ihrer Tochter in den Wagen gestiegen war, scheuten die Pferde vor einem mit Schellengeläute vorbeirauschenden Schlitten voll jubelnder junger Leute. Ehe noch der Kutscher, der am Zaumzeug nestelte, die Zügel packen konnte, brausten die beiden Pferde los. Die Insassen des Schlittens bemerkten die Gefahr, und die Komtesse, die trotz der Gefahr munter blieb, sah, wie ein Husar sich neben den Kutscher schwang, der scharf bremste und dann das Gefährt hart auf die Kutsche zuhielt. Einen Augenblick lang berührten sich Schlitten und Wagen, da sprang der Offizier herüber, packte die Zügel, und es gelang ihm, die Pferde zu halten. Der Kutscher kam gelaufen, jammerte und schwatzte, so daß die Damen kaum ein Wort des Dankes fanden und der Offizier, Graf Karl Thun, keine Zeit zu einer Höflichkeit. Die hätte er zu gerne angebracht, denn er sah dunkle Locken, hochgeschwungenen Brauenstrich und große, braune, im Übergang von Schreck und Freude weiche Augen.

Die Kutsche fuhr los. Winken, Zuruf. Graf Thun kehrte nachdenklich zurück, strich den Schnurrbart, und als ihn die Stimmen aus dem Schlitten erreichten, versuchte er einige Tanzschritte und lachte laut, sprang in den Schlitten, umhalste stürmisch eine junge Dame, die ihr kußrotes Mäulchen willig hinhielt, und ließ den Kutscher knallen, als solle Neujahr eingeschossen werden.

In Schönbrunn war großes Treiben. Die kräftigen Farben und das Gold und Silber der Uniformen, die zartere Pracht der seidenen Kleider, der gedämpfte Glanz weißer Arme und Schultern und der verschwenderische Schmuck blendeten die kleine Komtesse, welche geglaubt hatte, alle Augen würden sich auf ihr Persönchen richten. Mit dieser Enttäuschung empfand Agnes auch Trost, denn sie hatte Lampenfieber. Aber der Kaiser Joseph, der sich der Aufgabe, den jungen adeligen Damen zu ihrem Eintritt in das große Leben einige huldvolle Worte zu sagen, gerne widmete, sah die schöne Novize. Als die Gräfin und eine Hofdame, die Patin spielte, dem Kaiser die Komtesse zuführten, da stand er auf, und nun schauten wirklich alle im funkelnden Saale. Jedoch unsere Komtesse sah nur ihren Kaiser, und er hätte können häßlich sein wie ein Zwerg des Velazquez, sie hätte mit gleicher Demut ihr Knie gebeugt.

Den Kaiser freute diese Anmut des klaren Mädchengesichtes, die Schlankheit der in blühendweiße Seide gehüllten Glieder, der frische Duft des Körpers und der Haare. Schönheit und Reinheit gaben ihr die Kraft, hervorzuleuchten in der zierlichen Pracht des Rokokosaales mit seinen im warmen Kerzenlicht scherzenden Verzierungen, mit den Bildern zärtlicher Schäfer und Schäferinnen, mit dem göttlichen Garten schönster Frauen. Und die Frauen des Wiener Adels, blond von den deutschen oder dunkel von den ungarischen oder spanischen Ahnen, herb oder kühn oder sanft, stets stolz, waren so schön, daß sie Dichter und Musiker schaffen mußten.

Während Joseph II. huldvolle Worte sprach, trat am andern Ende des Saales ein Husar ein, in Blau und Silber, ein brauner und straffer Bursche. Komtesse Agnes lächelte und vergaß einen winzigen Augen-

Digitized by Google

blick lang ihren Kaiser. Dieser bewunderte eben den Mund, der schön war, aber kein Kirschenmäulchen, sondern voll Schwung und kräftig gezeichnet. Er sah die Freude und sagte etwas wehmütig: „Ich werde gratulieren, Komtesse.“ Und er wandte sich der Baronin Dambach zu, die vor Hitze, Korpulenz und Neid hochrot nunmehr ihre Tochter vorstellte.

Das Weitere verlief wie im Märchen. Er verliebte sich, sie war es schon von Anfang an, und da alles andere verwandtschaftlicher Prüfung standhielt, hörten die beiden mit Wonne, daß ihre Hochzeit auf den ersten Junisamstag festgesetzt wurde.

Graf Thun, der als bildhübscher, schneidiger und lustiger Offizier allen Mädchen gefallen mußte, gab diese Zuneigung stets nach Kräften zurück. In dieser Zeit genoß er die Gunst einer vielumworbenen Sängerin, eben jener jungen Dame, die ihn im Schlitten so zärtlich empfangen hatte. Er gedachte den Austausch amüsanter Liebe mit ihr fortzusetzen, aber Fräulein Magda war ein resolutes Mädel, die zwar keine Heiratsversprechen erwartete, aber doch ihre eigene Moral hatte und Treue verlangte. Sie setzte den Grafen vor die Tür. Die vielen, welche Thuns Erbschaft antreten wollten, lehnte sie kühl ab und blieb unzugänglich wie die treueste Witwe. Sie löste ihre Verpflichtungen in Wien und nahm für Anfang Juni eine Einladung nach Paris an.

Graf Karl Thun tröstete sich rasch. Die Sonne seiner neuen Liebe tat ihm wohl, und er dehnte sich mollig in dem warmen Scheine.

Das verliebte Paar ging gerne in dem großen Parke, der sich an das breitfrontige Haus anschloß, spazieren. Dort standen zwischen drollig frisierten Ziersträuchern und Hecken in heiterem Widerspruch mächtige Buchen und Nußbäume. Die Gräfin ließ sie nicht fällen, da sie hierunter am sanftesten von ihrem Gatten träumte.

An einem Aprilnachmittag, der plötzliche Wärme brachte, fühlte Karl sich bedrückt und unsicher und rettete sich vor den leisen Zärtlichkeiten durch eine Beichte. Wie Verliebte gerne in der kurzen Vergangenheit ihrer Liebe blättern, jeden Blick und Händedruck neu beleben, um vor allem die ersten Schüchternheiten neu zu genießen.

„Agnes! Aber du mußt mich richtig verstehen ... Zuerst war es mir nicht immer recht gemütlich, und ich mußte einige Reitermanieren abschnallen. Ich guckte manchmal zur Seite, ob nicht ein anderer, ein leiblich gewordener Schutzengel oder sonst ein Heiliger neben mir stehe, dem deine lieben Worte gelten.“

Agnes, die auf dem Rasen kniete und Veilchen pflückte, schaute auf und sagte: „Ich war nie unsicher. Wie ich dich sah, wußte ich mein Schicksal. Immer träumte ich schon von dir. Ich kannte dich nicht, und doch wartete ich auf dich und dachte deinetwegen nie daran, ein Nonnchen zu werden.“

Den Grafen aber drückte es tief im Herzen, und er suchte von irgendeinem Gefühl der Befangenheit, der Angst, Befreiung. „Das ist es ja, was mich erschreckt: Deine fromme und so bestimmte Liebe. Ich bin keiner der vom Schicksal Erwählten, über meiner Stirn leuchten keine Sterne. Ich habe auch gar nicht das Zeug dazu. Aber wenn ich von dir komme, dann gucke ich oft in meinen großen Wandspiegel, dem ich sonst nur Fratzen schnitt, und suche ernsthaft irgendein Zeichen außergewöhnlicher Begabung: eine wuchtige Stirne, herrisches Kinn, Cäsarenprofil. Und wenn ich lange suche, finde ich natürlich auch etwas.“

Nun saßen sie zusammen, gedeckt von einer Geißblattlaube, und Agnes ordnete die Veilchen. „Wir gehören zusammen und können nur gemeinsam wachsen, aber nicht zu Helden, nur zu guten, tüchtigen Menschen. Ich kann mir die Welt ohne meine Liebe zu dir nicht mehr vorstellen.“

Karl reichte grüne Blätter, welche die blauen Blüten wie ein kühler Kelch umschließen und betreuen sollten. „Ich wiederhole mir oft solche Worte und nehme sie wie eine Gnade an, fromm wie ein Kind, mit gefalteten Händen. Dann löst sich das Heimweh, das ich manchmal nach meiner Mutter habe, die ich ja nie kannte. Aber das alles ist wie ein Traum. Das bin ich gar nicht. Oh, es ist ein schöner Traum, und ich habe Angst vor dem Erwachen.“

Dann gingen sie weiter, schweigend und sinnend. Graf Thun war unzufrieden, denn er hatte einen tapferen Anlauf genommen, sein Herz zu erleichtern. Aber Agnes hörte einfach nicht auf ihn, lauschte nur in sich hinein.

In dem Park war eine große, halbkreisförmige Bank aus weißem Sandstein, traulich umhüllt von Taxushecken. Der Sitz war breit und fast zum Liegen einladend. In die Lehne waren über Haupteshöhe ausgelassen durcheinanderwirbelnde Faune und Nymphen eingemeißelt und darunter stand — hier eine heidnische Predigt —: Vita somnium breve. An dem einen Ende der Bank ragte die Statue eines ausspähenden Kentauren. Ihm gegenüber standen engumschlungen zwei Nymphen, die sehnsüchtig vorgebeugt nach dem kraftvollen Tiermenschen ausschauten. Von der Bank aus

Digitized by Google

sah man einen über drei große Schalen rauschenden Springbrunnen, weiterhin einen Rasen mit noch braunen Beeten und dann hohe Bäume, die wie ein Wald waren. Die Sonne lag warm auf der Bank und zwang zu Ausschau und heiterem Verweilen. Der schwüle Wind, die warme Landschaft, die wie zu Versteck für Zärtlichkeiten geschaffene trauliche Bank, die fröhliche Sinnlichkeit der Figuren erweckten in Karl die oft anpochende Erinnerung an heißere Liebesspiele. Dies alles reizte ihn, aus der gewohnten Zurückhaltung hervorzubrechen, und er überschüttete Agnes mit der Flut begehrlicher Liebkosungen. Seine Küsse bedeckten Gesicht und Hals, und er streifte das blaue Kleid und den darüberliegenden Spitzenkragen über die eine Schulter, daß seine Hand über diese gleitend den Busen fand, und alles, was die Hand eroberte, wurde bald Beute seines brennenden Mundes. Er fühlte voll herrischer Freude, wie ihr Blut mit dem seinen trieb und sang, und wie die Begierde in ihre Seele brach. Zuerst erbleichte Agnes, die Augen erschraken, dann zuckte ihr Körper, und sie bot Karl hastig ihren halb offenen Mund und schlang die Arme fest um seinen Hals und gab sich schwer atmend seinen Liebkosungen hin.

Karl schilderte dies später dem Bischofe von St. Pölten, der ein gemeinsamer Verwandter der Kiellmansberg und Thun war und allen Verwandten wegen seiner Güte und seiner Welterfahrenheit als Ratgeber diente. „... Und weißt du. Nein, ich kann es schlecht schildern. Aber du kennst ja Soldatensitten. Also vor etwa zwei Jahren kam mir ein Mädel in den Weg, das mir dauernd nachlief und keine Ruhe ließ, bis ich es nahm. Sie war unschuldig, und sie stammelte zwischen den süßesten Liebkosungen und wilden Schreien Stoßgebete. Am nächsten Morgen ging sie in die Donau. Und die machte, als ich sie nahm, solche Augen voll Grauen und Glück wie Agnes. Obwohl ich Agnes doch nur ein bißchen stürmisch küßte und streichelte."

Am nächsten Tage blieb Agnes schweigsam und traurig, so daß ihre Mutter sich ängstigte. Ganz unbesorgt ließ die Liebe der jungen Leute sie nie, da ihr Graf Thun zu leicht und lustig für Agnes schien ... Sie sah mit Besorgnis die Veränderung: den ernsten Blick, den gepreßten Mund, das Beben der schmalen Hände. Am Nachmittag, der wieder schön und sonnig war, fand sie Agnes im Garten, bei der Bank, am Boden liegend und die Stirne Kühlung suchend auf den Rasen gelehnt. Die Gräfin begann auf zaghaftem Umwege: „Ich habe schon oft den Tag verwünscht, an dem ich dich zu den Schwestern gab. Du bist mir fremd geworden, und manchmal schaust du mich feindselig an."

„Das ist nicht wahr, Mutter. Du weißt, wie ich dich liebe und wie ich mich sehne, dir diese Liebe zu beweisen."

„Doch, doch. Du bist eigen, und ich bin eine einfache Frau, die in ihrer Jugend als älteste von zehn Kindern selten Zeit hatte zu spintisieren, obwohl ich das gerne tat. Du hast dann gemerkt, daß ich nicht immer mit deinen Gedanken, die jung und sprunghaft sind, Schritt halte, und bist verschwiegen geworden. Als dein Mund schwieg, fragte ich deine Augen. Das hast du gefühlt und auch diese gehütet. So entgehen mir die kleinen Erschütterungen deiner Seele. Und ich bin bescheiden geworden. Aber seit gestern bist du so verändert, daß etwas Schweres dich bewegen muß."

Agnes streichelte und küßte die Hände ihrer Mutter und sagte erst zögernd, dann überzeugt: „Es ist schon wieder gut, Mutter. Da ich bald Frau bin, muß ich mich üben, meinen Kummer von andern fern zu halten. Nicht immer bewältige ich das, weil für uns arme Mädchen manches schwer zu verstehen ist. Aber wenn die Ehe ein Sakrament und heilig ist, dann ist auch die eheliche Liebe und Hingabe heilig; und wenn ich mich nach ihr sehne, mich auf sie freue und Karl küsse und umarme und wünsche ihm näher, ganz nahe zu sein, dann ist das nicht sündhaft, sondern sogar gut und heilig."

Die Mutter nahm ihr Kind in die Arme und lächelte über seinen Kopf weg. „Armes Mädel, damit machst du dir Sorgen! Diese Liebe ist doch keine Pflicht."

„Ich danke dir, Mutter. Aber so einfach erscheint mir das nicht. Wenn ich einen Mann begehre, ganz von Herzen, mit allen Sinnen, dann bin ich schon bei ihm, dann gehöre ich ihm schon. Dann bin ich seine Frau. Die Verlobung müßte ein Sakrament sein wie die Ehe: das Sakrament der geistigen Hingabe."

Graf Thun, der gerade kam, hatte das Gefühl, die Ausbrüche seiner Liebe etwas hemmen zu müssen, war also sehr erstaunt, als Agnes sich ihm mit Ungestüm in die Arme warf und ihn unter Tränen küßte. Die Gräfin ging kopfschüttelnd zum Hause zurück.

Immer näher kam der Hochzeitstag. Die Komtesse wurde von Tag zu Tag reifer und schöner. Sie wurde voller, sicherer, fraulicher. Der Mund wölbte sich, die Augen waren verträumt und feucht. Sie blühte wahrhaft der Liebe entgegen. Auf der Straße, im Prater, überall spielte sie mit den Kindern, pries deren Rundlichkeit, Unbeholfenheit und zap-

Digitized by Google

pelnde Beweglichkeit. Und als der Mai kam, kniete sie jeden Abend vor dem Marienaltar und sann und betete und war selbst schön und rein wie eine Heilige.

Dem Grafen Thun kamen diese Andachten sehr gelegen, da er sich an die süße Wehmut dieser Liebe gewöhnt hatte und wieder recht starke Sehnsucht nach reiterlichem Dasein empfand.. Sein erstes Wiedererscheinen bei den kameradschaftlichen Gelagen wurde ausgiebig gefeiert. Bald war er wieder gut im Zuge. Der Stall- und Saufton lag ihm doch besser als die Weihrauchstimmung seiner Braut. Und eines Abends, vom Wein und von Wetten gereizt, brachte er Magda eine Serenade, der sich am zweiten Abend ein Fenster und am dritten Abend die Tür öffnete. Für ihre Gunst setzte Magda die alte Bedingung: Treue. Karl hetzte seinen Kummer und seine Sorgen auf vielen tollen Jagden, übertoste sie im Taumel der Gelage, ertränkte sie in vielen Kannen Wein. Agnes nahm seine Zerstreutheit und Unrast auf als gutes Zeichen der Bekehrung vom Bruder Lustig zum ernsten Ehemann, und sie gab ihm gerne eine Woche Urlaub, um seinen Abschied vom Regiment zu nehmen und zu feiern.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit erhielt die Gräfin einen Brief, der sie fast schwerer traf als die Nachricht vom Tode ihres geliebten Gatten. Sie wagte nicht, ihn ihrer Tochter mitzuteilen, obwohl diese die Mutter nach der Ursache ihrer Sorgen fragte. Als Graf Thun nach den acht Tagen nicht kam, wußte Agnes, daß die Traurigkeit ihrer Mutter damit zusammenhänge. Sie erschrak sehr, da sie vermutete, ihrem Bräutigam sei auf der Jagd oder im Duell ein Unglück zugestoßen. Sie drang heftig und vorwurfsvoll in ihre Mutter, die aber nicht den Mut fand, alles zu erzählen, und ihrer Tochter schluchzend den Brief gab.

„Gnädigste Frau Gräfin!

Ich bin sehr traurig, Sie und Agnes zu betrüben. Ich bin ihrer nicht würdig. In ihrer Gegenwart wurde ich ein besserer Mensch. Aber das hielt nicht an, und ich gab einer alten Leidenschaft nach. Ich knie vor Agnes, ich verehre sie. Sie wird mir immer wie eine Heilige sein. Verzeihen Sie mir. Agnes, die ich nicht darum zu bitten wage, soll mich vergessen.

Ihr demütiger Karl Thun."

Agnes erbleichte, wankte und stürzte ohnmächtig zu Boden. Eine Woche lang lag sie in schwerer Erschöpfung. Die Mutter, welche in den gefährlichen Tagen im Zimmer der Tochter schlief, dann aber auf inniges Bitten diese allein ließ, lauschte jede Nacht lange an der Türe. Sie hörte, von dem Jammer ihres Kindes und dem Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht gemartert, herzzerreißendes Beten und Flehen. Manchmal hörte sie verzweifeltes Rufen, dann wieder demütiges, vertrauensvolles Gebet. Agnes kämpfte wahrhaft mit Gott. Bald wich die Spannung matter Ruhe. Die Augen, die heiß und trocken waren, wurden wieder frisch. Die Lippen färbten sich wieder rot, blieben aber schmal und herb in dem bleichen Gesicht. Die frühere Munterkeit, die mädchenhafte Ausgelassenheit kehrten nicht mehr zurück.

Mit der Mutter sprach Agnes oft, am liebsten abends, wenn die Sonne ihr Gold und ihre Rosen in der hohen, getäfelten Bibliothek, wo Agnes gerne weilte, über die bleichen und trotz ihrer kriegerischen Gebärden sanften Helden der Gobelins streute. Einen Gedanken wiederholte sie immer und immer: „Er kommt wieder. Ich weiß, daß er zurückkommt. Meine Liebe war nicht stark genug, seine Leidenschaft zu jener Frau zu bannen. Das ist meine Schuld. Aber ich bete um ihn. Und ich liebe ihn, zwar ganz anders als früher, aber viel stärker. Er kommt zurück. Ich habe Gott tausendmal gefragt und bestürmt."

Die Gräfin wagte nicht zu widersprechen, und Agnes sann und träumte weiter. Plötzlich erschrak sie. „Mutter, liebe Mutter, komm zu mir. Ich fürchte mich. Wenn Karl nicht mehr zurückkommt, wenn ich aufhören muß Karl zu lieben, dann kann ich nicht mehr an Gott glauben."

„Kind, sprich nicht so."

„Doch, Mutter. Ich kann das nicht richtig erklären. Aber das ist alles eine Einheit, wie eine Glaskugel. Wenn ein Stück zertrümmert wird, dann ist alles zerbrochen, alles tot. Als ich zum ersten Male kommunizierte, da fühlte ich, nein, da wußte ich, daß Gott zu mir kommt. Und darum glaube ich alles, was die Kirche lehrt. Aber wenn ich, was ja unmöglich ist, von irgend etwas aus dieser Lehre wüßte, daß es falsch ist, dann wäre auch mein Wissen von Gott im Sakramente falsch: Alles, alles schwände. Das ist die gläserne Kugel. Meine Liebe, meine Vereinigung mit Karl ist auch darin. Darum muß er zurückkommen. Ja, er kommt zurück."

Die arme Mutter wandte sich schon lange an den Bischof von St. Pölten, und nun schrieb sie nochmals so bitter, daß der Bischof die Qual mitfühlend ihr einen langen Brief sandte.

„... So eigen das Benehmen unserer lieben Agnes ist, und so unheimlich dasselbe

Digitized by Google

Ihr Mutterherz bedrängt, kann ich doch nichts Krankhaftes darin erblicken, wenn wir nicht echte Frömmigkeit und den Überschwang der Jugend Krankheiten nennen wollen.

„Die klösterliche, auf himmlische Ziele gerichtete Erziehung mußte das Kind zur Mystik treiben, der sich niemand an heiliger Stätte entziehen kann. Sogar mein altes Herz, das Erfahrung und Leid gekühlt haben, gibt sich gerne an stillen Sonntagnachmittagen, wenn die Luft von fernem Singen der Wallfahrer schwingt, wenn die sonnigen Felder, die frischen und duftigen Wiesen von werktäglicher Arbeit ausruhen, solchen seligen Träumen, selbst Schwärmereien hin. Und ich habe noch am vergangenen Sonntag ein Gedicht auf eine Heilige gemacht, über das ich vor dreißig Jahren ‚Maria Felicitas' geschrieben hätte."

Hier lächelte die Gräfin und drohte dem fernen Vetter mit dem Finger, denn sie hatte dem Spötter die oft erklärte Liebe zu ihr niemals ernsthaft zugetraut.

„Agnes, mit sprudelnder Phantasie, doppelt gehäuftes Erbe von Vater und Mutter, mit ebenfalls angeborenem Stolze, mit der durch die allgemeine Bewunderung der Mutter wie der Klosterfrauen gehobenen Eitelkeit jedes schönen Mädchens, mußte sich als auserwählt betrachten. Und in jener Umgebung von Weihrauch und klösterlicher Blankheit konnte sie nur eine Erwählte des Herrn sein.

„Schwerer begreife ich, daß Agnes nicht zum Kloster drängte. Vielleicht war sie zu ehrlich gegen sich, fühlte ihre Eitelkeit und ihre Freude am Leben und spürte Kräfte, die Klostermauern stürzen können. Vielleicht auch befreundete sich ihr eine kluge Klosterfrau — etwa eine verwandte Seele ahnend — und überzeugte Agnes von ihrem Berufe für die große Welt. Jedenfalls war Agnes, wie alle Klostermädchen, eine auf die Welt losgelassene Mystikerin. Da sie energisch und phantasievoll und herzlichfromm ist, vergaß sie nicht, wie die meisten, im Trubel rasch die himmlischen Süßigkeiten, sondern suchte das tägliche Erleben zu heiligen, in den Himmel zu heben. Doch war sie oft von Zweifeln bedrängt, mit denen sie sich bis zur körperlichen Ermattung herumschlug. Aus allem Hin und Her errettete das Mädchen die plötzliche, als wundersam empfundene Liebe zu Karl. Das war für Agnes eine Offenbarung, als habe sich der Himmel geöffnet und Gott selbst gesprochen. Vielleicht kam dazu ein Gefühl heiligen Glückes wie bei der ersten Kommunion, das die Göttlichkeit der Offenbarung besiegelte. Sie band so die himmlische und die irdische Liebe zusammen. Ihrer ganzen Erziehung nach mußte Agnes die Begierden, die das Ungestüm Karls wachriefen, als sündhaft empfinden. Da sie aber von kräftiger Sinnlichkeit ist, die durch eine fast erotische Mystik noch gesteigert wird, und da sie sich außerordentlich ehrlich prüft, fühlte sie, wie alle ihre Sinne nach stärkerem Reiz, nach Umarmung schrien. Sie wollte, konnte sich aber, da ohne sündhaften Willen handelnd, nicht als beschmutzt empfinden. Sie wußte, daß in der ehelichen Vereinigung, die ja ein heiliges Sakrament ist, solche Wonnen von Gott gewollt sind. Und sie fühlte auch ihr kindliches Verhältnis zu Gott nicht getrübt, weil eben Karl ihr künftiger Gatte war, dem sie sich auf ewig verbunden glaubte.

„Die großen Mystiker, die Gott mit den herrlichsten Liebesworten irdischer Leidenschaft besingen und deren kühnster, Salomon, im Hohenliede bräutliches Glück feiert, waren Heilige. So ist Agnes eine erdhafte Mystikerin, welche die sinnliche Liebe als von Gott befohlen und zu Gott führend annimmt und sich ihr heiter und jungfräulich hingibt.

„Ein brutales Erwachen, ein Erkennen, daß diese heilige und reine Liebe in Wirklichkeit sündig ist — und eine andere Einstellung erlaubt ihr die Klostererziehung nicht — müßte in Agnes, für die es nur eine mystische Einheit alles Erlebens gibt, jeden Glauben erschüttern.

„Immer bleibt manches geheimnisvoll, wohl aber mehr infolge der außergewöhnlichen Kraft, mit der Agnes erlebt, als infolge der Seltsamkeit und Verworrenheit der Pfade, auf denen ihre Gedanken irren ..."

⁂ ⁂ ⁂

Im Januar des nächsten Jahres, an einem jener blanken Wintertage, da die Welt wie Schlittengeläute klirrt und die Sonne den Schnee streichelt, ohne ihre feindliche Macht zu erproben, kam ein Brief aus Paris an.

„Gnädigste Frau Gräfin!

Seit langem zage ich, den Brief zu schreiben. Ich komme mir vor wie Judas, der seine Tat bereut. Manchmal aber auch nur wie der arme Schächer. Ich bin nicht schlecht, nur leichtsinnig. Ich habe unendliche Sehnsucht nach Agnes. Meine Liebe war nie so stark wie jetzt. Darf ich zurückkommen und um Verzeihung bitten?

Ihr ergebener Diener

Karl Thun."

Graf Thun wußte durch Freunde von der Treue seiner Braut. Heimweh nach Wien, Ärger mit seiner neuen Geliebten, Madame

Digitized by Google

Troye, die ihn mit vielen betrog, sonstige wehmütige Stimmungen und sein jeder Rührung leicht zugängliches Herz machten ihn wieder verliebt, ließen ihn das wenigstens glauben.

Den Brief nahm Agnes ohne Erregung auf, als habe sie alles gewußt. Die Mutter hoffte auf Gleichgültigkeit. Sie erschrak um so heftiger, als Agnes mit unbewußter Selbstverständlichkeit von einer Reise nach Versailles sprach, wohin der österreichische Gesandte, der noch im Januar zurückreiste, sie mitnehmen wollte. Die Mutter fühlte, daß Agnes auch über ihre Leiche den Weg zu Karl gehen würde, und wagte nur schüchterne Einreden.

Das Wiedersehen enttäuschte den Grafen Thun zuerst, da er zu sehr an Versailles gewöhnt war, wohin diese fast tragische Schönheit nicht paßte. Dann aber öffnete er willig sein Herz dem alten Zauber, zumal ihm das Aufsehen schmeichelte, das die ernste und reine Schönheit seiner Braut erregte.

Agnes wohnte durch die Vermittlung der Frau des Gesandten, einer Jugendfreundin der Gräfin, bei der Baronin d'Arbois in Paris. Die Baronin war eine gescheite und witzige Frau, die aber auch gütig und herzlich war, und deren Gesellschaften sogar die Jugend sehr hoch schätzte, mit der einzigen Ausnahme ihres Sohnes, eines frechen und rauflustigen Burschen.

In dem Taubenschlag der Madame Troye verkehrte Graf Thun weiterhin, weil er den Bruch und die Spötter scheute und liebe Gewohnheiten nicht aufgeben wollte. An einem Aprilnachmittag, als klatschender Regen die Straßen fegte, verließ Graf Thun mit weniger Vorsicht als gewöhnlich das Hotel seiner Geliebten. Als er um die nächste Straßenecke bog, stieß er auf den jungen Baron d'Arbois, der früher wie in vielen anderen Tempeln auch bei Madame Troye verkehrte und der in letzter Zeit zur Freude seiner Mutter etwas häuslicher und sittsamer wurde. Wegen der Komtesse oder wegen Madame Troye, vielleicht auch wegen beiden, stellte der Baron den Grafen Thun zur Rede und es kam zu einer Forderung. Diese wurde schon am nächsten Morgen ausgefochten und endete mit leichten Verwundungen, gab jedoch Anlaß zu großem Klatsch, der zu den Ohren der Komtesse drang. Ohne nur einen Augenblick daran zu glauben, ließ sie doch sofort anspannen und fuhr zu Madame Troye. Auf die Erfolge der Komtesse eifersüchtig, beeilte sich Madame Troye, den Sachverhalt unumwunden zuzugeben. Sie erschrak, als sie die Wirkung ihrer Worte sah. Die Komtesse erbleichte, das Gesicht wurde schroff, die Augen flammten. Madame Troye schickte sofort zum Grafen. Dieser ließ sich bei der Komtesse melden, wurde abgewiesen. Einen Brief brachte der Bote wieder zurück.

Am ersten Tage blieb Agnes von starrer Ruhe. Baronin d'Arbois, welche Agnes wie ihre Tochter liebte, wurde in der Nacht von der Kammerfrau geweckt und zu Agnes geführt, die in heftigem Fieber glühte. Sie hielt ein Kruzifix an die Brust gepreßt, die Flut der braunen Haare war um Hals und Schultern gewirrt, die Augen glänzten wild. Sie rief, schrie, weinte ununterbrochen: „Ich glaube, ich glaube ja! Mein Gott, ich glaube an dich! Ich glaube!“ Fünf Tage lang dauerte der Sturm.

Dann erholte sich die Komtesse wieder. Sie blieb jedoch schwach. Die Krankheit legte über ihre strenge Schönheit einen milden, duftigen Schleier. Die elegante Jugend drängte mehr als je zum Salon der Baronin d'Arbois, um dort Agnes Herz und Degen anzubieten. Nur der junge Baron, den wieder die alte Unruhe gepackt hatte, verschmähte diesen „Liebeshof“. Die Komtesse war von fieberhafter Lebenslust und suchte ihre Stunden so zu füllen, daß sie am Abend ermattet zusammenfiel und für trübe Gedanken keine Minute freiblieb. Aber sie scheuchten doch den Schlummer in furchtbarem Ansturm. Und lange Tage durch versank Agnes in trauriges Schweigen.

Aus jener Zeit stammen die folgenden Verse, die ich in freien Rhythmen wiedergebe:

„Meine Herrin gleicht dem schwarzen Schwan,
Der sich auf grüner Flut ergötzt.
Der Wanderer, erbaut und tief gerührt,
Daß uns der Himmel solche Schönheit ließ,
Da alles schwand, was wild und seltsam ist,
Bietet sein Opfer kniend an.
In Pracht und Düsterkeit, ein Nachen Charons,
Worin der Fährmann jene Großen,
Homer und Sokrates und die Cäsaren fährt,
Naht sich der Schwan.“

Nach solch dunklen Tagen flackerte wieder Lustigkeit. Am ersten Junimorgen ritt Komtesse Agnes mit andern Damen und vielen Kavalieren auf die Jagd. Sie war fröhlich, selbst ausgelassen. Auf dem Heimweg sagte die Komtesse mit einem schattigen Anflug von müder Traurigkeit: „So möchte ich begraben werden, wie wir am frühen, frischen Morgen ausgeritten sind, aber mit Rosen geschmückt, weiße Rosen auf meinem Sarge.“

Am nächsten Morgen lag Komtesse Kiellmansberg im Fieber. Und wieder begann dies Bitten, Stöhnen aus tiefster Seelennot: „Ich glaube, ich muß ja glauben! Ich glaube an dich, mein Gott!“

Digitized by Google

Am vierten Tage, einem Samstage, starb die Komtesse Maria Agnes Kiellmansberg, als die Kammerfrau sie in früher Morgenstunde für kurze Zeit allein ließ. Sie hielt ein Kreuz so fest umklammert, daß es nicht mehr aus den starren Fingern zu lösen war.

Als der Sarg früh am Morgen zum Friedhof gebracht wurde, da war er mit weißen Rosen bedeckt. Über fünfzig schmucke Reiter, deren Pferde mit weißen Rosen geziert waren, folgten. Die Gärten dufteten, die Sonne war blank, die Luft frisch und lockend und die Vögel sangen ihre schönsten Lieder. Bald kam der Zug in leichten Trab und alle waren fast fröhlich. Die Stimmung wechselte für kurze Zeit, als Baron d'Arbois zu ihnen stieß, keck und schlank wie seine Degenklinge, und dessen Zunge man wie diese fürchtete. Sein Pferd war mit roten Rosen geschmückt. Er grüßte wortlos und setzte sich an die Spitze der Reiterschar. Bald erreichte man den Friedhof und alle saßen ab. Als der Sarg in der Erde verschwand und sich das Grab mit Rosen füllte, da hinderte nur die Scheu vor d'Arbois die Träne, bis ein qualvoller Schrei sie aufschreckte — d'Arbois hatte die Stirne an den Hals seines Pferdes gelehnt und weinte, schluchzte hilflos wie ein Kind.

Herzensgeiz

Von Börries, Freih. v. Münchhausen

*

Nicht loben, wo die Tat nach dem Lobe schreit,
Nicht jubeln, wenn Erfüllung herniederbraust,
Nicht sprechen, wo der Freund sich aussprach, —
Ach, ich verwünsche euch geiz'ge Herzen!

Zwar spart ihr ängstlich-spärlicher Worte viel
Und braucht euch nicht zu schämen des Tränenstroms,
Der uns Begeisterten des Lebens
O, wie so häufig die Lippen salzet.

Und doch, viel lieber preis' ich im Überschwang
Auch kleine Tat und freu' mich der Dankbarkeit
Auch armer Geber, deren Gabe
Schon in den Händen der Geber welk wird,

Und doch, viel lieber gelt' ich dem Volk als Narr
Vor Blumenschönheit, wenn sie mein Herz befällt,
Viel lieber schütt' ich unbedenklich
All' meine Ströme in kalte Hände,

Viel lieber bin ich tausendmal selbst enttäuscht,
Als daß ich einmal täusche ein volles Herz.
Das, ganz vertrauend dem Verschwender,
Einmal sich selber verschwenden möchte!

Digitized by Google

Das Land um Mosul und die Mosulfrage

Von Dr. Felix Langenegger

Der Ausgang des Weltkrieges brachte die Engländer an jenes von Lord Curzon schon 1904 festgesetzte Ziel: an den Euphrat. Nach Curzon konnte nur dieser die Sicherungsgrenze Indiens gegen Westen zu sein. Mesopotamien aber sollte das Glacis der Landbrücke werden, die von Indien über Arabien nach Ägypten und dem englischen Binnenmeer, dem Mittelmeer, zu schlagen war. Ebenso unbestimmt und fern wie die Verwirklichung dieses weitschauenden Planes 1904 noch schien, ebenso unerwartet und vollkommen kam er durch den Ausgang des Weltkrieges zur Durchführung. Denn nicht nur, daß die Türkei und ihr machtvoller Beschützer Deutschland ganz am Boden lagen, hatte ja auch zu gleicher Zeit der furchtbare Flankendruck Rußlands, des zerrütteten Bundesgenossen und einstigen Gegners in Asien, aufgehört. Indien, Persien und Konstantinopel waren davon befreit. Persien, Arabien und Mesopotamien aber waren England in die Hände gekommen. Palästina, der zionistische Staat, deckte die Flanke des Suezkanals. Die in Indien fundierte Weltmacht Englands war gegen Westen hin völlig gesichert.

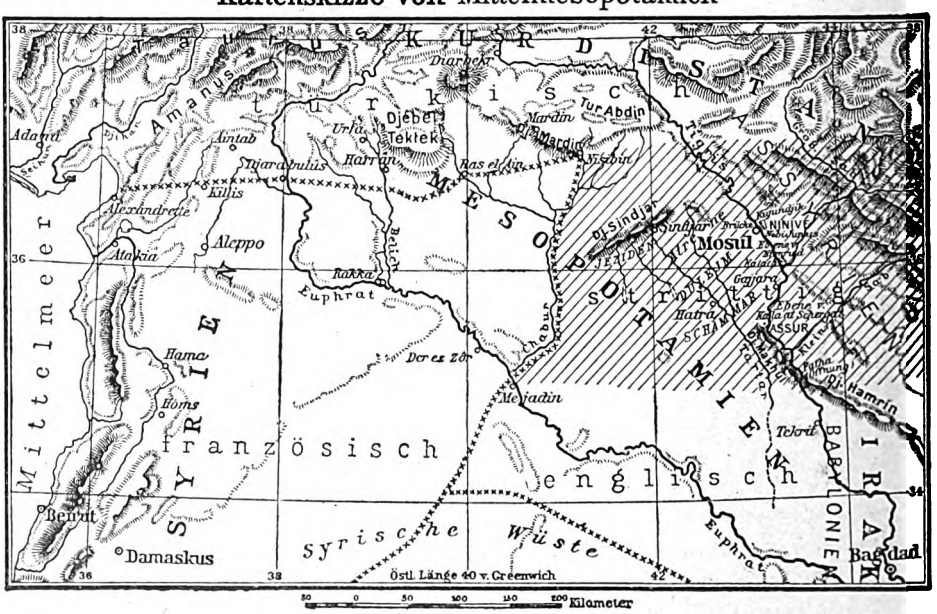
Durch den Frieden von Lausanne und die Verträge von Sèvres hatte die Türkei etwa am 37. Breitengrad entlang ihre neue Grenze gefunden. Ihre asiatischen Gebiete waren damit fast verloren gegangen. Italien fielen die Wilajets Adana und Konia zu. Cilicien und Syrien wurden französisches Mandatsgebiet. Die französisch-syrische Grenze läuft entlang der Trasse der (nie fertig gewordnen) Bagdadbahn von Djarabulus am Euphrat bis nach Nisibin und kehrt von dort nach Süden in Richtung auf Der ez Zôr am Euphrat um.

Dagegen bestehen über die Lage der Grenze zwischen der Türkei und dem englischen Interessengebiete des „Königtums" Irak zwischen Nisibin und der persischen Grenze die bekannten Unstimmigkeiten.

Der Friede von Lausanne hatte ausgesprochen, daß das Schicksal des Wilajets Mosul weiterer Entschließung vorbehalten bleibe. Türkei und England bezichtigen sich nun heute gegenseitig vor dem Völkerbund, daß der Gegner in der Zwischenzeit seinen Machtbereich ausgedehnt und den status quo vom Juli 1923 nicht gewahrt habe. Der Völkerbund hat am 30. September 1924 beschlossen, daß sich England und die Türkei bis zur endgültigen Entscheidung der Streitfrage aller eignen Maßnahmen zu enthalten hätten. Die Türkei sieht hierin die Verpflichtung, den Zustand vom 30. September aufrecht zu halten: die besetzten Teile von Mosul bleiben weiter besetzt. England dagegen fordert den status quo vom Juli 1923, das bedeutet: die türkische Räumung. Durch ein englisches Ultimatum, das die Türkei nicht beachtete, ist der Konflikt verschärft.

Das Land um Mosul gehört samt der

Kartenskizze von Mittelmesopotamien



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erwecken. Niemand hat auch in der Tat dieses Land früher der Türkei geneidet. Seine Produktivität wird sich erst im Laufe von vielen Jahrzehnten und nur unter Aufwendung großer Kosten heben lassen. Es sind für alle Zeiten verlorene Lande, um die hier der Streit geht. An ihren Ruinenhügeln, diesen dunklen Wahrzeichen einer beinahe vergessenen und unwiederbringlichen Kultur, und eines ach, in fernster Zeit so blühenden Landes, sitzt heute stumm und mit verhülltem Haupte die Vergangenheit. Und die nie schweigenden Winde der leeren Ländereien flüstern ihr das trauervolle Lied von der Vergänglichkeit alles Menschentums zu.

Araber aus Mosul
(Städter der niederen Kreise)

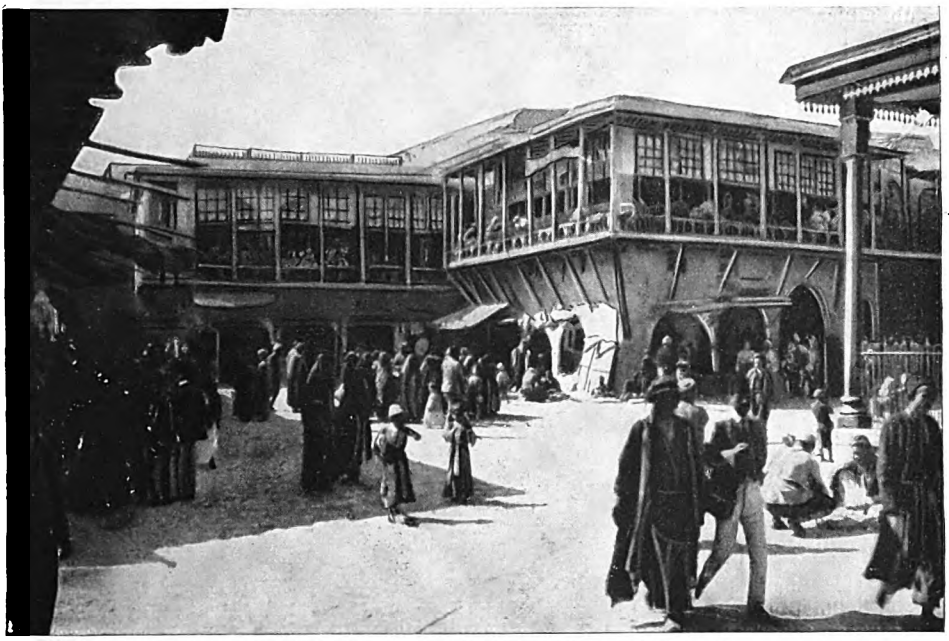
Wie sieht nun die Stadt Mosul selber aus, die da einsam und entlegen inmitten dieser Landschaft liegt?

Keine aller Städte des Orients hat so krumme, gewundene und schmale Gassen, wie diese Stadt. Es strauchelt der klingende Huf der Reittiere auf ihrem schlüpfrigen, schmutzbedeckten Pflaster. Aus Winkeln und Sackgassen strömt es von stinkenden Schwaden der Verwesung abgeworfener Vegetabilien und Knochen. Und überall, mitten in der Stadt, an Wegen, auf kleinen Plätzen, an Straßenecken liegen verfallene Gräber. Aber sie sind kein Hindernis, und niemand schenkt ihnen hier Beachtung. Über die auf den Straßen liegen bleibenden Kadaver gefallner Tiere und über die verfallenen Grüfte verschollener Glaubensgrößen lenken die Städter gleichgültig ihre tanzenden Stuten hin.

Gleich Festungswerken und Kasematten, unnahbar, steil und hoch, umdrängen die Häuser den Weg. Schmucklos ragen die Mauern aus Gipsbruch und Mosuler Marmorplatten. Wetter und Zeit verfärbten den weißen Alabaster — den gleichen, aus dem einst Ninive gebaut ward —, spinnwebgrau liegen die Fassaden. Kein blinkendes Fenster durchbricht sie. Kein freundlicher Holzerker schaut die Straße entlang. Wenn irgendwo im Orient, so tritt uns hier der islamische Gedanke völliger Abgeschlossenheit des Hauses nach außen hin mit der ganzen

Tekrit. Typisches Bild einer Stadt aus dem Grenzgebiet zwischen Mittelmesopotamien und Irak
Blick über den Tigris nach Osten hin

Digitized by Google



Der Platz am Brückentor von Mosul mit seinen Kaffeehäusern

Wucht seiner fanatischen Härte entgegen. Nur schwarze Schlitze und Schießscharten lugen mißtrauisch hernieder. Aus ihnen knallten die Schüsse, wenn der Nomade durch die Gassen raste. Aus ihnen rauchten die Rohre zur Zeit der Bürgerkämpfe, die hier vor etwa einem Jahrhundert entbrannten, als die Stadt unabhängig war und von eigenen Fürsten regiert wurde.

Im Innern der Häuser liegt der Hof, um den sich — wie üblich — die nach Haremlik und Selamlik getrennten Räume gruppieren. Alles besteht aus Mosuler Marmor: Pflaster, Treppen, Säulenstellungen, Verkleidungen von Fenstern und Türen. Der bruchfeucht leicht bearbeitbare Mosuler Alabaster gestattet die Anbringung einer kühnen orientalischen Ornamentik, die oft an römische Formbildung anklingt. Der typische Hauptraum der Wohnung ist die hohe, nach dem Hofe zu offene Wohnnische, der Liwan, in der sich sommers das Hausleben abspielt. Sie ist eine weit in das Altertum hinaufreichende persische Erfindung. — Halsbrecherische Treppen führen zu den platten Dächern hinauf, auf denen in den schwülen assyrischen Sommernächten die Nachtlager aufgeschlagen werden.

Der Blick über die tiefen und hohen Dächer der Stadt, die alle flach sind, zeigt eine Wirrnis kahler Mauern, die ohne Abschluß ins Leere starren. Ein Durcheinander herausragender bröckliger Gebäudeteile und dunkler Hofschlünde. Über den Straßenschluchten stehen Qualm und Wrasen. Da und dort sparsam eingestreut heben sich graue, brüchige Moscheenkuppeln und blendendweiße Lamellenhauben von Heiligengrüften über den Wust heraus. Fremdartige Minarets von seltsamer Form, keines dem andren gleichend, und jedes ein Originalentwurf vergessener Baukünstler, ragen als Leuchttürme muslimischer Glaubenswacht über das zerrissene Meer der grauen Häuser hinaus. Eines dieser Minarets, das der Großen Moschee, ist schief. Es soll eine Verbeugung vor Allah gemacht und sich davon nicht ganz wieder gerade haben richten können.

Durch die gewundenen Gassenschluchten begeben wir uns nach dem Tigrisufer. Wir stellen dabei fest, daß Mosul eine der übelriechendsten und schmutzigsten Städte des Orients ist. Unser Weg schenkt uns fortwährend neue Ausblicke auf reizvolle kleine Plätze, seltsam gruppierte Bauteile, auf das Minaret einer Moschee, das hellbesonnt wie eine Fackel über der dunklen Schlucht der Straße leuchtet.

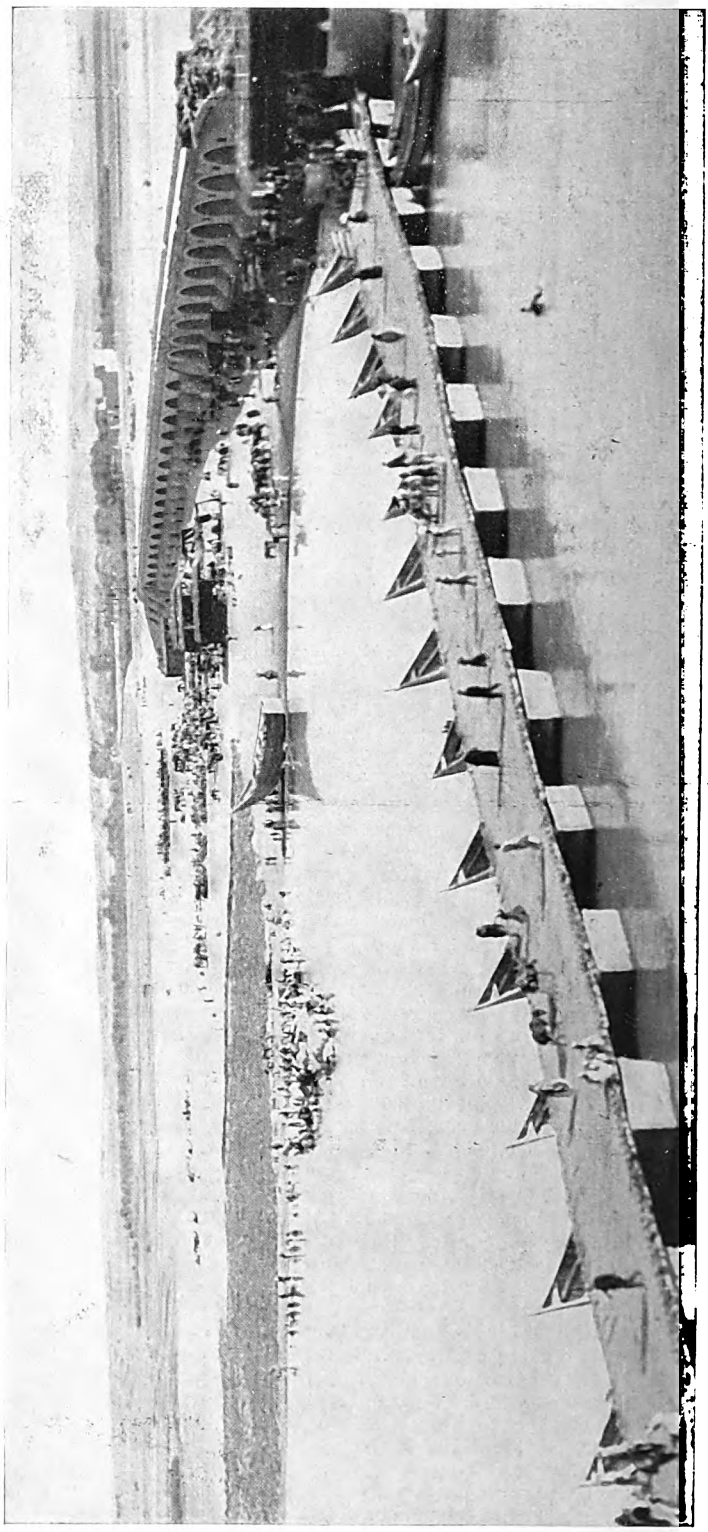
Alle Gassen münden in die dämmrigen Stollen des Basars aus, der von überwölbten Gängen mit ihren seitlichen Läden gebildet wird. Hier trifft man auf ein farbenprächtiges Menschengewühl. Europa hat auf seine Kostümierung noch fast keinen Einfluß gehabt. Hier gehen die Kurden in ihren weiten, schnürenbesetzten Hosen, der bunten Weste und der Tressenjacke. Das kurzgeschorene Haupt mit dem eckigen Raubvogelgesicht deckt die assyrische Kegelmütze. Den prächtigen Gürtel zieren Jatagan und Pistole. An ihren Füßen leuchten die blutroten Lederstiefel von Mosul. — Hier sieht man den braunen Steppenreiter in härenen Gewändern. Er tritt bescheiden auf im Gewirre der ihm fremden

Digitized by Google

Stadthäuser. Aber er ist eben doch gezwungen, hierher zu gehen, um seinen Bedarf zu decken. Die ehrsamen Bürger tragen langen dunkelfarbenen Tuchrock, der an der Taille von goldgesticktem Schal zusammengehalten wird. Das Haupt bedeckt ihnen der sehr große Turban oder die Stambulina, das Fes. Es ist dies die einzige Neuerung, die sie sich an ihrer konservativ gehaltenen Kleidung leisten. — Das gewöhnliche Volk schleicht nebenher in seinen braunen, blauen oder einstmals weißen Hemden, die ein schäbiger Wollgürtel in der Taille zusammenhält.

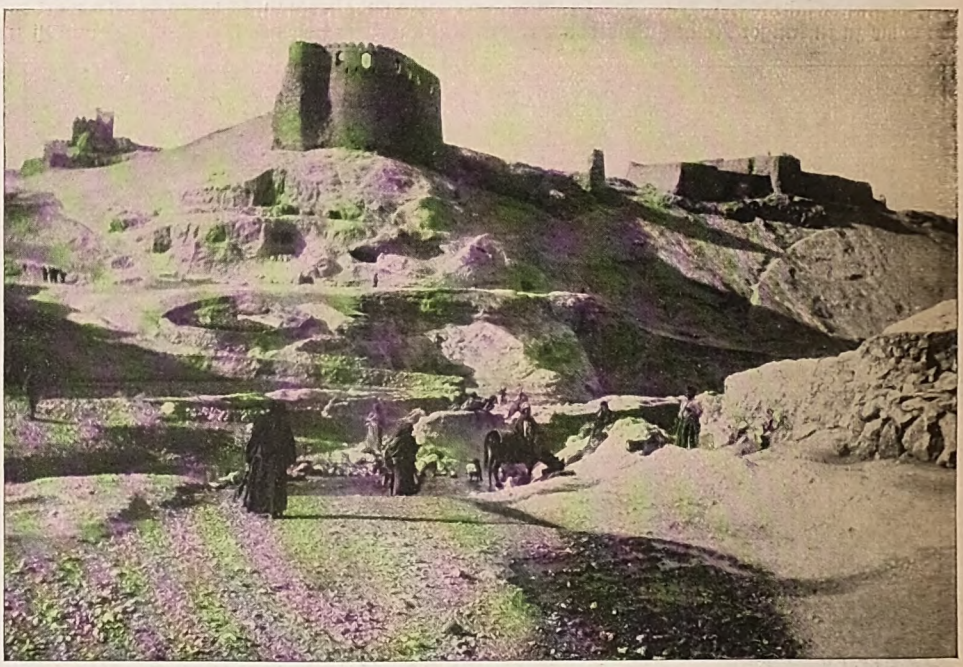
Am Brückentor, wo die Straßen nach Persien und Kurdistan hinausführen, liegt ein weiter Platz mit dichtem Menschengewühl. Dort sind mehrere große Kaffeehäuser errichtet, deren Stromfassaden sich in holzsäulengetragene Galerien auflösen. Hier kann der Gast bei Spiel, Rauchen oder süßem Nichtstun den goldenen Tag genießen. Soldaten und Räuber, Spießer und freie Steppenreiter sitzen hier friedlich beieinander. Das Leben auf der Brücke dient ihnen als Zeitvertreib.

Diese Brücke von Mosul ist eine Merkwürdigkeit, wie man sie nur im Orient findet. Ein großzügiger Verkehrsweg war hier geplant und begonnen: ein festkonstruierter Übergang über die reißenden Tigrisfluten, über den Strom, den schon die Assyrer wegen seiner Schnelligkeit „den Pfeil“ (Didjel) nannten. Vom Ostufer, und zwar vom Anfang des Überschwemmungsgebietes



Die Brücke von Mosul mit dem Blick auf das östlich von Mosul gelegene Land und auf die Trümmerstätte von Ninive

Digitized by Google



Aus dem Sindjargebirge: Der wasserdurchrauschte Ort Tell Afer mit arabischer Ruine

wanenwege vom Mittelmeer zum Kaspischen Meer und vom Schwarzen Meer zum Persischen Golf. Karawanenzüge, Pilgerscharen, militärische Abteilungen, Reiterschwärme aus der Steppe hören nicht auf, sie zu überschreiten. Sie verschwinden unaufhörlich unter der dunklen Wölbung des Brückentores oder in den flimmernden Ebenen Assyriens.

Unsre mit dorthin entschweifenden Blicke bleiben an dunklen Hügeln haften, an Wällen, die sich langhin strecken, und an kleinen, jäh aufsteigenden Massiven. Das sind die Trümmerreste von Ninive, dessen Name den mit unsagbarer Trauer erfüllt, der ihn auf seiner Stätte ausspricht. Ninive, die Hauptstadt des assyrischen Reichs, herrschte unter den Sargoniden Sanherib, Esarhaddon, Asurbanipal um 700 v. Chr. über Babylonien, Medien, Syrien und Ägypten. Diese Stadt war vier Kilometer lang und zwei zu dreiviertel Kilometer breit. Sie hatte zwei Akropolen, deren Trümmerhügelgebirge heute den Namen Kujundjik (Hammelort) und Nebi Junus (nach dem Propheten Jonas, der dort in einem Heiligtum verehrt wird) heißen. Von aller Macht und Pracht besteht heute nichts mehr, als das, was die alttestamentarischen Propheten weissagten: die Stadt ist eine Weide für die Herden geworden, und der Pflug geht über ihre Paläste. —

Mosuls Ursprung muß schon in altassyrischer Zeit gesucht werden. Hier befand sich das Außenwerk zum Schutze des Brückenkopfes von Ninive. Aus den Wogen der Jahrhunderte, die heftig bewegt über dieses Land dahingingen, erhebt die Stadt zum ersten Male ihr Haupt zur Zeit des Abbasidenkalifen, d. i. im 11. Jahrhundert n. Chr. Damals hegte die Stadt Blüte und Macht der Seltschuken. Die reichen und eindrucksvollen Trümmerreste der Zitadelle und mehrerer Paläste am Stromufer zeugen von jener guten Zeit und sind meist Bauwerken zugehörig, die von dem berühmten Fürsten Bedr ed Din Lulu erbaut wurden. Die Mongolenstürme wehten diese Macht zu Boden und knickten ihre Blüte. Timur Lenk machte die Stadt zu seinem Hauptquartier. Nach dem Auseinanderfallen des gebrechlichen Steppenreiterstaates konnte sie sich zu altem Glanze nie wieder erheben. Die Herrschaft über sie wechselte dauernd, bis sie in die Hand der Türken kam.

Kurz vor dem Krieg bestand die Bevölkerung der Stadt schätzungsweise aus 55- bis 65 000 Seelen. Hiervon waren etwa 10- bis 15 000 christlichen Bekenntnisses, bestehend aus Syriern, katholischen Chaldäern, Armeniern und Jakobiten. Unter der sonstigen Bevölkerung überwiegt die kurdische über die arabische. Türken lebten lediglich als Beamte und Soldaten in Mosul.

Nun steht die Stadt wieder vor einer neuen Entscheidung darüber, von wem sie beherrscht werden soll. Abwartend und stumm schauen ihre Mauern dieser Entscheidung entgegen. Sie sind so alt und so gleichgültig geworden! Sie wissen es ja aus jahrhundertealter Erfahrung, daß nichts beständig ist, es sei denn der Wechsel.

Digitized by Google

Die „Gleichheit" der Menschen

Von Professor Dr. R. Rosemann

Die Anschauung, daß alle Menschen gleich seien, bildet die Grundlage der modernen sozialen und politischen Theorien. „Alle Menschen, gleichgeboren, sind ein adliges Geschlecht" heißt es bei Heinrich Heine. Von Geburt an also, nach dem, was die Natur ihnen mitgegeben hat, sollen die Menschen gleich sein, alle Unterschiede, die das Leben aufweist, sind erst nachträglich hinzugekommen, verursacht durch die wechselnden Bedingungen, unter die die Menschen gestellt sind. Ein Beweis für diese Behauptung wird nicht erst versucht, sie gilt als selbstverständlich. Und in der Tat: ein Neugeborenes sieht aus wie das andere, alle haben sie zwei Arme und zwei Beine, Mund, Nase und Ohren das eine wie das andere, da gibt es keinen wesentlichen Unterschied, davon kann sich jedermann mit gesunden Sinnen überzeugen. Und doch fragt es sich, ob unter dieser gleichen äußeren Hülle, dem Blick unserer Augen entzogen, nicht eine Fülle wesentlicher Verschiedenheiten verborgen sein könnten, die sich erst dem eindringenden Untersucher mühsam entschleiern.

Es war eine Zeitlang Mode, die Bücher einer Büchersammlung alle gleichförmig einzubinden. Da sah denn auch ein Buch von außen aus wie das andere und ein naives Gemüt mochte glauben, daß alle diese Bücher gleich seien. Welche Unterschiede aber konnten unter diesem einheitlichen Gewande verborgen liegen! Und zwar Unterschiede sehr mannigfacher Art. Da mochten es Bücher in verschiedener Sprache sein, Bücher aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, Bücher belehrenden und unterhaltenden Inhalts, Bücher der verschiedensten Autoren, kurz dem Inhalte, also dem innersten Wesen nach war kein einziges Buch dem anderen gleich. Nach diesem ihren Inhalte konnte man die Bücher in größere und kleinere Gruppen und Abteilungen bringen, zunächst etwa die Bücher eines Wissensgebietes zusammen genommen, diese dann untergeteilt nach den verschiedenen Zweigen des Gebietes, endlich die einzelnen Autoren. Dem Eingeweihten offenbarte sich so unter dem äußeren Scheine der Gleichheit eine unendliche Fülle von Verschiedenheit des inneren Wesens. Könnte es so nicht auch mit den neugeborenen Menschen sein? Was wir von ihnen unmittelbar wahrnehmen, ist ja nur die äußere Erscheinung, was mag unter ihr im eigentlichen Wesen versteckt liegen?

Es bedarf keiner gelehrten Untersuchung, um die Tatsache der innerlichen Verschiedenheit der Menschen von Geburt an aufzudecken, die tägliche Erfahrung zeigt sie uns, und es bleibt schwer verständlich, wie entgegen dem Gewicht solcher Erfahrung die Anschauung von der Gleichheit der Menschen aufgestellt und behauptet werden, wie sie sich in den Köpfen der Menschen wie eine selbstverständliche Wahrheit festsetzen konnte. Zwar heißt es: die Nachkommen sind den Eltern gleich, jede Generation erzeugt bei der Fortpflanzung ihr Ebenbild in neuer Auflage, die Natur, nur bedacht auf die Erhaltung der Art, läßt die Individuen untergehen, die ihr gleichgültig sind, und erzeugt in unaufhörlicher Folge immer wieder dasselbe, um die charakteristischen Eigenschaften der Art, die ihr das eigentlich Wertvolle sind, zu bewahren. Aber alle diese Sätze bleiben an der Oberfläche kleben, sie beziehen sich nur auf die äußere Erscheinung der Lebewesen, und sowie wir das innere Wesen ins Auge fassen, läßt sich mit vollem Rechte das gerade Gegenteil dieser Sätze behaupten. Niemals sind die Nachkommen den Eltern wirklich in den wesentlichen Eigenschaften völlig gleich, niemals ist eine Generation das getreue Abbild der vorhergehenden, niemals erzeugt Natur, wie eine geistlose Maschine, dasselbe, sondern wie ein großer Künstler schafft sie aus ihrem unerschöpflichen Borne unaufhörlich das Neue. Was sie erhält, ist nur der äußere Rahmen, in dem sie arbeitet, und auch diesen wandelt sie, freilich erst im Laufe der Jahrmillionen, so daß für die praktischen Verhältnisse der lebenden Menschheit er als gleich gelten kann. Aber innerhalb dieses Rahmens tritt mit jeder Zeugung eines lebenden Wesens etwas Neues, noch nie Dagewesenes in das Leben hinein.

Jedermann weiß, daß die Kinder ihre Eigenschaften, körperliche wie geistige, von beiden Eltern empfangen, von Vater und Mutter. Kein Kind ist das volle Ebenbild des Vaters, kein Kind das volle Ebenbild der Mutter, es ist beiden gleich und doch von beiden unterschieden und also durchaus etwas Neues, das niemals vorher war und niemals wieder sein wird. Die wissenschaftliche Grundlage für diese Tatsache ist uns heute wohl bekannt. Jedes Lebewesen entsteht aus der Vereinigung der väterlichen und der mütterlichen Keimzelle, des Samenfadens und des Eies. Bei der Bildung dieser Keimzellen im Körper spielen sich eigenartige Vorgänge von grundlegender Bedeutung ab,

Digitized by Google

durch die sich diese Geschlechtszellen von den gewöhnlichen Körperzellen wesentlich unterscheiden. Wenn sich eine Zelle zur Teilung anschickt, durch die zwei neue Zellen aus ihr entstehen sollen, so treten in dem Kern der Zelle charakteristische Gebilde auf, die als Chromosomen bezeichnet werden; sie müssen als die materielle Grundlage für die Vererbung der Eigenschaften angesehen werden. Ihre Zahl ist für jede Tierart genau bestimmt, für den Menschen wird sie zu 24 angegeben. Teilt sich eine gewöhnliche Körperzelle des Menschen, so wird dabei jedes Chromosom der Länge nach in zwei Teilstücke halbiert und jeder Kern der beiden neuen Zellen erhält auf diese Weise wieder seine 24 Chromosomen und damit die Gesamtheit aller Eigenschaften der früheren Zelle, hier wird offenbar völlige Gleichheit erzielt (Äquationsteilung). Bei der Entstehung der Keim- oder Geschlechtszellen dagegen ist der Vorgang grundsätzlich ein anderer. Eine Teilung der einzelnen Chromosomen unterbleibt, von den 24 Chromosomen wandern zwölf in die eine, zwölf in die andere Keimzelle, die Zahl der Chromosomen in der neu gebildeten Keimzelle ist also auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl reduziert (Reduktionsteilung). Eine väterliche Keimzelle enthält daher nur noch die Hälfte der väterlichen Eigenschaften, eine mütterliche nur die Hälfte der Eigenschaften der Mutter. Bei der Befruchtung vereinigen sich die väterliche und mütterliche Keimzelle; die Zelle des neuen Wesens bekommt so wieder 24 Chromosomen, die aber in ihrer Gesamtheit weder mit denen des Vaters noch mit denen der Mutter übereinstimmen, sie sind eben zur Hälfte väterlicher und zur andern Hälfte mütterlicher Herkunft. So kann das neu erzeugte Wesen nicht identisch mit dem Vater und nicht identisch mit der Mutter sein; es ist von Anfang an etwas Neues, noch nie Dagewesenes, in seinem innersten Wesen verschieden von Vater und Mutter. Dabei mag es dahingestellt bleiben, ob die Eigenartigkeit des neuen Wesens nur in einer neuen Kombination der zur Hälfte väterlichen, zur Hälfte mütterlichen Eigenschaften besteht oder ob aus dem Zusammenwirken der väterlichen und mütterlichen Erbfaktoren nicht auch gänzlich neue Eigenschaften entstehen könnten, so wie bei der Bildung einer chemischen Verbindung aus ihren Elementen die Eigenschaften der Verbindung keineswegs nur die Summe der Eigenschaften der Elemente darstellen, sondern gänzlich neue Eigenschaften entstehen. Jedenfalls unterscheidet sich das neu erzeugte Wesen sowohl vom Vater wie von der Mutter.

Es ist häufig der Herzenswunsch der Eltern, in den Kindern fortzuleben, über die Gewißheit von der Beschränkung unseres eigenen Daseins tröstet uns die Hoffnung auf die Zukunft unserer Nachkommen. Der große Mann scheidet von seinem Lebenswerk mit dem Gedanken, daß sein Sohn es so fortsetzen werde, wie er es geschaffen. Und auch der, dem es nicht beschieden war, etwas Großes, Dauerndes für die Nachwelt zu leisten, er wünscht, daß seinen Kindern gegeben sein möge, was er erstrebt, was er sich erwünscht hat. Am Ende eines bewegten, an Freud' und Leid reichen Lebens schreibt die Frau von Stein, die Freundin Goethes, einmal: „Wenn wir jemand lieben, wollen wir immer die Person nach unserer Art glücklich wissen; das ist ein Irrtum." Und sie hat recht. Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, daß das, was wir sind, mit uns sein Ende findet; die neue Generation wird nach ihrer Art streben und kämpfen, leiden und glücklich sein. Und wir wollen uns zu hüten suchen vor dem dem Menschen so nahe liegenden Hochmut, daß unsere Art die bessere sein müßte. In Hebbels „Maria Magdalena" spricht die Mutter zum Meister Anton mit Bezug auf ihren Sohn das wahre Wort: „Er ist anders, als du, muß er darum gleich schlecht sein?"

Und was einmal von Geburt an verschieden angelegt ist, das muß auch verschieden bleiben, mögen noch soviel Einflüsse fördernd und hemmend, erhaltend und abändernd darauf wirken.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Freilich nicht der Stand der Sonne und der Planeten am Tage unserer Geburt, wie die bei dem Dichter anklingende astrologische Anschauung es sich dachte, nicht Bestimmungen, die außer uns selbst liegen, sind es, die für unser ganzes zukünftiges Sein und Werden den Ausschlag geben, sondern, wie der Dichter selbst sagt, das „Gesetz, wonach wir angetreten", das in uns liegt, die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Und so werden nie zwei Menschen und wenn es Zwillinge wären, die unter den ganz gleichen Verhältnissen aufwachsen, wirklich völlig gleich werden können. Solche Ungleichheit der Menschen gibt sich naturgemäß in der vollendetsten Äußerung des lebenden Menschen, in

Digitized by Google

seinen geistigen Leistungen am deutlichsten zu erkennen, und sie ist hier ja so offensichtlich, daß man schwer begreift, wie die Vorstellung der Gleichheit auch nur aufkommen konnte. Wenn von den Brettern, die die Welt bedeuten, das Wort des Dichters an die versammelte Menge herunterklingt, so wird der eine aufs tiefste erschüttert und gepackt, während die Gedanken des anderen vielleicht in demselben Augenblick schon bei dem Glase Bier weilen, das er nach Schluß des Theaters einzunehmen gedenkt. Die Macht der Harmonien dringt dem einen in das Innerste und „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", am Ohr des andern rauschen sie vorbei, ohne vielleicht auch nur die Oberfläche seiner Seele zu kräuseln. Die Not des Vaterlandes läßt den Patrioten verzweifeln bis zum Verzicht auf das eigene Leben, wenn der andere nur daran denkt, sein Schäfchen ins trockene zu bringen. Es bedarf keiner Beispiele mehr, um das zu erhärten, was jeder Augenblick im Leben in immer wieder anderer Form uns vor das Auge führt. Die großen Gesetze unseres geistigen Geschehens sind freilich für alle Menschen dieselben, wir können sie in ein allgemein gültiges System bringen, aber wie unendlich verschieden ist der Inhalt, den jeder einzelne diesem Geschehen gibt. Und nicht anders ist es mit den Leistungen unseres Körpers. Im großen und ganzen scheinen allerdings die Vorgänge in unserem Körper sich bei allen Menschen ganz gleich abzuspielen: Entstehen, Wachsen und Vergehen, Atmung und Kreislauf, Verdauung, Stoffwechsel und Ausscheidung scheinen bei dem einen abzulaufen wie bei dem andern. Und doch ist es nur unsere Unwissenheit, die an der Oberfläche der Erscheinungen haftet und der der Einblick in das Innerste der Erscheinungen versagt bleibt, die uns hier Gleichheit vorspiegelt und die Unterschiede übersehen läßt. Sie treten am klarsten zutage bei den Störungen des normalen Ablaufs. Ein und dieselbe krankmachende Ursache kann bei verschiedenen Menschen ganz verschiedene Störungen zur Folge haben. Eine Erkältung macht bei dem einen einen Schnupfen, beim andern eine Angina, bei einem dritten eine Lungenentzündung, bei einem vierten eine Darmstörung. Wenn wirklich vorher alles ganz gleich bei ihnen war, so sollte dieselbe Ursache auch dieselben Wirkungen nach sich ziehen. Von einer infektiösen Krankheit werden viele Menschen ergriffen, einzelne, die sich der Infektion ebenso ausgesetzt haben wie die andern, bleiben verschont. Und auch der Ablauf der Erkrankung ist bei den einzelnen Individuen verschieden. Es ist die große Kunst des Arztes, nicht nach dem bequemen Schema zu handeln — das kann jeder, der imstande ist, auswendig zu lernen, daß gegen Kopfschmerzen dieses und gegen Magenstörung jenes Heilmittel nützlich ist —, sondern zu individualisieren, nicht die Krankheit zu behandeln, sondern den einzelnen kranken Menschen. Es darf uns gewiß nicht wundernehmen, daß der so unendlich fein ausgearbeitete Organismus unseres Körpers seine Eigenheiten, das, was man seine Konstitution nennt, am sichtbarsten dann offenbart, wenn eine Störung eintritt, auf die er nicht oder doch nicht ausreichend vorbereitet war. Vorhanden sind diese Eigenheiten auch da, wo wie in gesunden Tagen alles spielend glatt abläuft. Aber wir sind freilich noch weit davon entfernt, sie auch nur annähernd aufweisen zu können. Was Anatomie und Physiologie von dem menschlichen Körper lehrt, das gilt so gut wie immer noch für alle Menschen. Von dem, was nur für den einzelnen Menschen Geltung hat, wissen wir wenig oder gar nichts. Aber doch beginnt auch hier der Schleier sich da und dort ein wenig zu heben. Ich will nur eins erwähnen: das Verhalten des Blutes. Es ist seit langem bekannt, daß das Blut der verschiedenen Tierarten, so wenig verschieden es uns in seinen morphologischen oder chemischen Eigenschaften erscheint, doch keineswegs gleichartig ist. Versucht man einem Tiere das Blut einer anderen Tierart in das Gefäßsystem zu bringen, so treten schwere Erscheinungen auf, entweder das Blut des Spenders oder das des Empfängers können dabei zugrunde gehen, ja der Tod des Empfängers kann die Folge sein. Will man also bei einem Menschen, der etwa infolge einer Verwundung einen großen Teil seines eigenen, für ihn lebensnotwendigen Blutes verloren hat, den Verlust durch Zuführung fremden Blutes ersetzen, so kann man dazu nicht Tierblut, sondern nur Menschenblut benutzen. Aber die Erfahrungen der letzten Jahre auf diesem Gebiete haben nur zu deutlich gezeigt, daß dazu keineswegs jedes Blut eines beliebigen anderen Menschen geeignet ist. Auch hierbei können Erscheinungen auftreten, die durchaus denen bei Zuführung von Tierblut analog sind. Wenn das Blut der einen Tierart die Blutkörperchen einer anderen Art zuweilen auflöst, weil es, wie wir sagen, ein „Hämolysin" für diese Blutkörperchen enthält, so wissen wir heute, daß es auch bei den Angehörigen derselben Art sogenannte „Isolysine" gibt, die es bewirken, daß die Blutkörperchen eines Menschen zuweilen auch von dem Blute eines anderen Menschen aufgelöst

Digitized by Google

werden. Das sind nur die ersten Andeutungen der Unterschiede, die zwischen verschiedenen Menschen bestehen, aber niemand kann zweifeln, daß deren noch sehr viel mehr und von noch größerer Bedeutung vorhanden sind, wenn wir sie auch heutzutage noch nicht kennen. So bleibt es dabei, daß ebensowenig wie in geistiger Beziehung je ein Mensch dem andern völlig gleicht, ebensowenig auch das körperliche Verhalten jemals ganz dasselbe sein kann.

Es tritt natürlich sofort die Frage auf, wie man sich eine so tiefgreifende Verschiedenheit denken soll bei der doch so offensichtlichen Gleichheit des Körperbaus aller Menschen. Gewiß, alle Menschen haben dieselben Körperorgane, und selbst wenn wir diese mikroskopisch untersuchen, finden wir sie bei allen Menschen im wesentlichen aus denselben Bestandteilen, denselben Zellen mit gleichen Eigenschaften aufgebaut. Die Grundlage der Verschiedenheit muß eben tiefer liegen, in Tiefen, in die kein Mikroskop hinunter zu dringen vermag. Die Zellen unseres Körpers sind bekanntlich in der Hauptsache aus Eiweißkörpern aufgebaut, chemischen Substanzen von außerordentlich verwickeltem Aufbau. Schon die Größe des Moleküls, der kleinsten Menge einer chemischen Substanz, die für sich existenzfähig ist, gibt hierfür einen gewissen Anhalt. Das Molekulargewicht des Wassers beträgt z. B. 18, das des Eiweißes mindestens 10 000 bis 20 000. Es ist gelungen, dieses gewaltige Molekül, vor dem eine frühere Zeit ratlos dastand, in zahlreichere kleinere Bausteine aufzuspalten, diese Bausteine erwiesen sich chemisch als Körper von einem bestimmten Aufbau, nach dem sie in eine große Körperklasse, die der sogenannten Aminosäuren einzugliedern sind. Wir wissen heute, daß etwa 15 bis 20 solcher Aminosäuren am Aufbau des Eiweißes beteiligt sind. Stellen wir uns einmal diese verschiedenen Bausteine des Eiweißes in Form verschieden gestalteter Bauklötze vor, aus denen wir ein Gebäude aufrichten sollten, indem wir sie in beliebiger Weise aufeinander schichteten, so sieht jedermann sofort ein, daß wir eine recht große Zahl solcher Gebäude aufbauen könnten, je nach der Zahl der einzelnen Bauklötze, nach der Art ihrer Verbindung untereinander usw. Diese Zahl ist aber sehr viel größer, als man es sich zunächst vorstellt. Geht man von möglichst einfachen Voraussetzungen aus, so läßt sich mathematisch verhältnismäßig einfach ableiten, daß die Zahl der verschiedenartigen Eiweiße, die sich aus den uns bekannten Aminosäuren aufbauen lassen können, in die Quadrillionen gehen würde. Was das bedeutet, davon haben wir zunächst gar keine Vorstellung. Die folgende Überlegung kann einigermaßen dabei helfen. Eine Million Sekunden sind in elfeinhalb Tag abgelaufen, wir haben diese Zeit in unserm Leben schon sehr häufig zurückgelegt. Eine Billion Sekunden sind eine Million mal soviel, also elfeinhalb Millionen Tage = 31500 Jahre, d. h. eine Zeit, die auch unsere Ur-Ur-Ur-Ur-Enkel noch nicht zurückgelegt haben werden. Und eine Trillion ist wieder eine Million mal so viel wie eine Billion und eine Quadrillion noch einmal eine Million mal soviel wie eine Trillion. Erfüllt man sich von der Größe dieser Zahlen, so sieht man jedenfalls ein, daß es nicht die geringste Schwierigkeit machen würde, sich vorzustellen, daß jedes Individuum ein ihm persönlich zukommendes Eiweiß besitzt. Für die verschiedenen Tier- und Pflanzenarten nimmt man das heute bereits mit einem großen Grade von Wahrscheinlichkeit an; nichts hindert, dieselbe Anschauung auch auf die Individuen auszudehnen. Es kann hier unerörtert bleiben, ob man überhaupt für jedes Individuum jeder Art lebender Wesen ein ihm zukommendes Eiweiß annehmen will, es ist ja vielleicht denkbar, daß bei den in der Entwicklung niedriger stehenden lebenden Wesen die einzelnen Individuen nicht mehr verschieden untereinander sein mögen als die Stecknadeln, die eine Fabrik in einem Tage erzeugt, die ja auch nicht absolut identisch sein werden, aber eben doch keine innerlichen Unterschiede aufzuweisen haben. Je größer aber die Komplikation des Aufbaus des Eiweißmoleküls wird, je zahlreicher werden auch die Möglichkeiten solcher innerlicher individueller Unterschiede sein. Und so werden wir jedenfalls für die höheren Tiere und ganz besonders für den Menschen annehmen dürfen, daß jedem Individuum ein ihm speziell zukommendes Eiweiß zugehört, das in dieser Form niemals vorher vorhanden war und niemals nachher sein wird. Bei der Zeugung ist es durch den Zusammentritt väterlicher und mütterlicher Erbfaktoren entstanden, ein Neues, das weder dem väterlichen noch dem mütterlichen Eiweiß völlig entspricht. Das ist, um mit dem Dichter zu reden, „das Gesetz, wonach wir angetreten sind und dem wir nicht entfliehen können", das „die geprägte Form, die lebend sich entwickelt, die keine Zeit und keine Macht zerstückelt".

Es ist nicht leicht, sich in diese Vorstellung ganz hineinzudenken. Ein Vergleich kann den Weg vielleicht bahnen. Unsere Schrift setzt sich aus 24 Schriftzeichen zusammen. Alle Schätze unserer Bibliotheken sind im Grunde genommen nichts anderes als immer wieder

Digitized by Google

andere Anordnungen dieser 24 Elemente. Was Menschen je gedacht haben oder je denken mögen, wir können es ausdrücken durch immer wieder andere Anordnung dieser 24 Schriftzeichen. Wie wir mit Buchstaben schreiben, so schreibt die Natur mit Aminosäuren. Wenn wir einen Analphabeten in eine Bibliothek führen, so wird ihm ein Buch so viel sein wie das andere. Bei genauerer Beschäftigung mit ihnen wird freilich auch er Unterschiede wahrnehmen, und es wird ihm sogar vielleicht gelingen, danach eine gewisse Ordnung unter den Büchern einzurichten, nach ihrer Größe, nach ihrem Einbande, nach dem Papier, auf dem sie gedruckt sind, usw., nach äußerlichen Merkmalen also. Aber in jeder einzelnen seiner Abteilungen werden ihm schließlich eine große Zahl von Büchern bleiben, die für ihn völlig gleich sind Und doch, welche Verschiedenheit des Inhalts wird in ihnen verborgen sein, von dem sein blödes Auge nichts zu ahnen vermag. Genau so stehen wir vor der Welt der lebendigen Wesen. Unsere gesamte Systematik, durch die wir Ordnung in die unübersehbare Menge der Erscheinungen bringen, haftet an Äußerlichkeiten, die wohl im großen und ganzen auch den inneren Unterschieden entsprechen mögen, aber doch von diesen selbst nichts ahnen lassen. Was schließlich nach dieser Einteilung zu einer Art gehört, das ist für uns unter sich gleich. Und doch, welche Verschiedenheiten mögen hier verborgen bleiben. Erst eine unendlich entfernte Zeit, an die wir nicht zu denken wagen, wird diese Sprache zu lesen verstehen.

Aber — so wird man einwenden — wenn wir nun einmal diese Sprache in absehbarer Zeit nicht zu enträtseln vermögen, so kann sie uns eben auch nichts sagen. Was soll man anfangen mit einer Vorstellung, die immer problematisch bleibt, die ihre eigenen Grundlagen nicht klar aufzuweisen vermag. Aber so liegt es praktisch nicht. Wenn wir auch die Grundlagen der Individualität des einzelnen nicht klar zu erkennen, sondern nur dunkel zu ahnen vermögen,— daß er eine Individualität ist, das beweist uns sein Sein und sein Schaffen. Das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" ist zu Recht gesprochen worden. Was einer ist und was er leistet, das wird gewiß von vielen Dingen mit bestimmt, die außer ihm liegen; aber im letzten Grunde fließt es doch aus dem, was ihm einst bei seiner Geburt mitgegeben worden ist, aus seiner besonderen Anlage. Sie offenbart sich uns in dem, was der Mensch ist und was er leistet. Mehr als eine praktische Folgerung ergibt sich hieraus für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Für jeden ist das Wort gesprochen: „Erkenne dich selbst." Gar vieles schwebt uns als Ziel und Aufgabe unseres Lebens vor, was wir nicht erreichen können, weil es uns nicht gegeben ist. Je weniger wir uns selbst erkennen, desto mehr trauen wir uns zu. Treitschke sagt einmal: „Es ist das Recht des Jünglings, Unendliches zu versprechen, nach allen Kränzen des Ruhms zugleich die Hände auszustrecken." Wir freuen uns solcher jugendlicher Zuversicht, aber wir wissen auch, daß nicht alle Blütenträume reifen.

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Je mehr wir uns selbst kennen lernen, um so mehr werden wir uns der Grenzen unseres Könnens bewußt, die in unserer Individualität beschlossen liegen. So sehr solche Selbsterkenntnis uns zur Bescheidenheit führen wird, so wenig braucht sie uns mutlos zu machen. Das, was wir können, das kann niemand genau so machen wie wir; dieses Bewußtsein unserer Individualität darf uns mit Stolz erfüllen, aber es soll uns auch antreiben, die Anlagen, die uns gegeben sind, zu erkennen, und sie auszubilden und zu nutzen, soweit unsere Kräfte es nur immer gestatten.

Ist es schon eine schwere Aufgabe, uns selbst zu erkennen, wie viel größer werden die Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelt, unsern Mitmenschen zu verstehen. Jeder Mensch bleibt im Grunde genommen dem andern doch immer ein Rätsel. Selbst die, die uns durch Verwandtschaft am nächsten stehen, mit denen wir uns vielleicht einbilden völlig übereinzustimmen, sie können in einem gegebenen Falle denken und handeln, wie wir es nicht verstehen, und mit einem Male offenbart sich uns die Scheidewand, die uns von ihnen trennt. Der Sohn ist nicht der Vater, er kann es nicht sein und er soll es nicht sein. Wie oft sehen wir es in der Reihe der Herrschergeschlechter, daß der Sohn als Nachfolger seines Vaters auf dem Throne ganz andern Grundsätzen huldigt als jener, daß er aufhebt, was jener geschaffen hat, und befördert, was er verboten hätte. Und wie im großen so im kleinen. Gewiß soll der Sohn die Lebenserfahrung des Vaters nicht gering achten, „vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren", aber der Vater soll nicht erwarten, daß der Sohn sein eigenes Leben noch einmal lebe, noch viel weniger, daß er es lebe so, wie er es gelebt zu haben wünschen würde. Und je ferner die Menschen uns stehen, um so schwerer wird es uns, sie

Digitized by Google

zu begreifen. Im Leben der größten Männer der Geschichte gibt es Augenblicke, in denen wir ihnen nicht zu folgen vermögen, wo sie uns unverständlich bleiben, im Guten wie im Bösen. Es ist die schwere Aufgabe des Geschichtsforschers, uns das Denken und Handeln der Menschen der Vergangenheit nahe zu bringen, es uns verständlich zu machen, soweit das eben möglich ist. Diese Aufgabe kann niemals Leistung des bloßen Verstandes sein, die jeder vollbringen kann, der etwa nur mit sauerm Schweiß die Tatsachen getreulich zusammenbringt, sie setzt eine innerliche Zusammengehörigkeit voraus: nur der wird den andern begreifen können, der ihm in gewissem Sinne geistesverwandt ist. Und selbst dann bleibt wohl immer ein kleiner unbegreiflicher Rest übrig, der in den uns unzugänglichen Tiefen der Individualität begründet liegt.

Auch der Staat kann an der Tatsache, daß seine Mitglieder untereinander nicht gleich sind, unmöglich achtlos vorübergehen. Wo soviel innere Ungleichheit von Anfang an gegeben ist, da soll freilich nicht noch äußere Ungleichheit der Lebensbedingungen hinzukommen. Nicht in der Gleichheit, sondern gerade in der Ungleichheit der Menschen liegt der Grund für die Forderung, daß jeder für die Gestaltung seines persönlichen Lebens das gleiche Recht haben soll, daß er nicht durch Unterschiede des Standes, des Vermögens und ähnliches in der Auswirkung seiner Individualität behindert werden darf. Die Gleichheit des Rechts für jeden einzelnen in seinen persönlichen Lebensbeziehungen ist eine der größten Errungenschaften der Menschheit, die ihr nie wieder verloren gehen kann. Aber es lag nur zu nahe, daß man, als jene alten Unterschiede fielen, in das entgegengesetzte Extrem verfiel und eine Gleichheit der Menschen in jeder Beziehung annahm, wie sie den tatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht, wie sie niemals vorhanden sein kann. Was der einzelne auf Grund seiner persönlichen Veranlagung für die Allgemeinheit leistet, das wird notwendigerweise sehr verschieden sein, aber nur diese Leistungen können den Maßstab abgeben für den Einfluß, den der einzelne auf die Gestaltung der allgemeinen Angelegenheiten ausüben kann. Wie man diesen Einfluß nach Maßgabe der Leistungen abstufen soll, das ist freilich eine außerordentlich schwierige Aufgabe; daran aber kann wohl kein Zweifel sein, daß das allgemeine gleiche Stimmrecht nichts weiter als ein sehr bequemer, aber auch sehr ungerechter Verlegenheitsausweg aus dieser Schwierigkeit ist. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen politischen Entwicklung, dieses Problem einer gerechten Lösung entgegenzuführen.

Zwiesprache. Von Ernst Lissauer

(— in der Art eines alten Legendenspiels —)

Eine arme Seele steht vor deiner Tür,
Deine Seele spricht herunter zu ihr —

„Arme Seele, wo kommst du her?
Was ist dein Weg, und was ist dein Begehr?" —

„Reiche Seele, ich komme von mir,
Das ist mein Weg, und ich will zu dir —"

„Arme Seele, sage sogleich,
Warum heißt du mich Armeseele reich?" —

„Reiche Seele, sei der Frage bedankt,
Du hast alles, wonach mich verlangt —"

„Arme Seele, du redest verwirrt,
Arme Seele, bist vom Weg abgeirrt.

Arme Seelen wollen alle in die Seligkeit —"
„Dort will ich hin, und es ist nicht weit —"

„Wie ist der Weg?" — „Ich komme von mir,
Das ist der Weg, und ich will zu dir.

Siehe, ich ziehe ab die Schuh,
Ich will betreten ein heilig Du.

Hier ist das Hier, und nun ist das Nun.
Du brauchst nur die Türe aufzutun."

Der Büßer. Von Willy Ulbricht

Mir hängt ein Leben an den Füßen,
Als ob die Erde selbst dran hing,
Und was blieb mir von all dem Süßen,
Was sich in weichen Maschen fing?

Ein Schein — ein Schatten noch der Lüste,
Ein Glas, das um die Neige bangt —
War ich der ehmals Vielgeküßte,
Wer küßt mich noch seit lang?

Da ward mir Kunde, zahnlos alte:
Es wär' ein Brunnen ohne Grund
Und liege hinter düsterm Walde.
Den suche ich — der macht gesund.

Digitized by Google

Hsü und Ksü

Eine Geschichte aus Phantasien von Viktor v. Kohlenegg

In einer schmalen, abscheulich schmutzigen Gasse am Ende der Stadt lebte der Pfandleiher Hsü.

Das Haus — es war nicht sein Haus; er war arm wie ein Tempeligel, er besaß bloß das, was er auf dem schlotternden Leibe trug, und ein paar schäbige Pfänder, die nicht einmal sein Eigentum waren, elender, jämmerlicher Kram. Nicht sein Haus! es war seines Freundes Ksü Haus, der im Erdgeschoß mit zerschlissenem, verrostetem, zerbeultem und zerbrochenem Abhub der Stadt handelte . . . ein Kapitalist, der Ksü, ein Raffer, ein Schlauer und Gerissener mit klagender Miene, plärrenden Gebeten und süßem Lächeln! — Also das Haus war schief und schmalbrüstig, vier blinde Fenster lang, unten war bloß Ksüs finsteres Lädchen und die schmierige Haustür und oben ein spitzer, krummer Giebel mit einer grinsenden Lukenritze, der wie eine greuliche Narrenmütze aussah. Kein feines Haus, kein gemütliches Haus; es hatte Risse und große finstere Flecke vom Regen und Frost, als säßen die Motten in seinem Pelz oder fräßen Geschwüre in seiner Haut. Ein böses, verdrossenes, krankes Haus, an das sich die Nachbarhäuser nur schief, feindlich und furchtsam lehnten. Es fiel kein Strählchen reinen Lichts hinein. Seine kleinen vergitterten Papierfenster waren von Staub, Dreck und harten Regenschauern gefleckt und trüb. Es sah ganz so aus, als wollten seine Bewohner das schöne Gotteslicht nicht in ihren Höhlen dulden, als störte und schädigte es sie in ihrem Lebensbehagen, oder was sie so nannten, und in ihren mancherlei Geschäften. An der Seite des Lädchens hing ein zerplatztes senkrechtes Firmenschild, auf dem man nur mühsam die Worte: ‚Ksüs herrlichste Kaufpracht für erhabene Freunde' entziffern konnte; aber niemand las sie, sie waren wie der Schmutz, die Risse und die Löcher in der Hauswand; und neben der lochartigen Tür hing ein andres trübseliges Schild mit dem Namen Hsü, nichts weiter; die geizigdürren Buchstaben, die sich selbst die Tusche nicht zu gönnen schienen, waren verwaschen, fast ausgelöscht und der einmal indigoblaue Grund war mißfarben wie das Elend und verwüstet wie das Laster.

Es wohnte kein andrer Mensch in dem Haus als die beiden unliebenlichen alten Herren, denn eine blöde Alte, die zu Ksü gehörte und wohl eine Verwandte von ihm war, konnte man nicht zählen; er beachtete und behandelte sie wie eine alte zerschlissene Po-sing-Hose, wie einen zerbeulten Topf, eine löcherige Bratpfanne — nun, er war eine empfindsame Seele, der Ksü. Und oben bei Hsü, da hauste noch eine Katze, eine schöne schwarze Kätzin, die Herr Hsü fast liebte und die herrlich und umsonst von den appetitlichen Mäusen und fetten Ratten des Hauses lebte, dafür wärmte sie Hsüs Magen, hörte seine Gespräche ohne Widerrede an und schnurrte, wenn er heiter war — o, es gab Dinge, die Hsü ab und an heiter stimmten — „hehe Mi-mau-tz!" knarrte er dann, das war das einzige zärtliche Wort, das aus seinem Munde kam, und dann schlich meist ein armseliges Weiblein trübsinnig und krumm vor Qual davon, oder ein zerschlissener Mann polterte schimpfend und fluchend die wacklige Höhlentreppe hinab. Um so fröhlicher war Herr Hsü, lächelte mit den drei schwarzen Zähnen zwischen den blutlosen Lippen, krächzte und knarrte greulich zärtlich mit Mau-tz und tänzelte fast in seinem zerlumpten, kaftanartigen Schlafrock. Indes — es kamen auch feinere junge Herren zu dem Pfandleiher, die gern ein lässiges Pfeifen auf den Lippen hatten, oder duftende, geschminkte Dämchen — Pfandleiher, hehe! man wußte, was hinter dem ehrenwerten Wort steckte, bloß ein Teilchen Wahrheit; nun ja, Pfandleiher, aber Herr Hsü war auch ein Halsabschneider!

Der alte Hsü ging über Tag seit Menschengedenken bloß selten auf die Gasse. Nur in der grauesten Dämmerstunde schlich er auf schwarzen Filzschuhen, sommers und winters, mit einem Henkelkorb und mit Mau-tz, der finsterglänzenden Kätzin, aus der Haustür, um seine kläglichen Einkäufe zu machen. Er tastete mit seinen knochigen, langen Fingern an Kohl- und Salathäuptern herum, hatte die dicksten und festesten Köpfe im Auge, schwatzte lautlos vor sich hin, sprach verschlagen mit der Katze und kaufte unter zähem Feilschen und mit tückischfreundlichen Blicken einen welken, zerzausten Kopf oder ein angefaultes Wassermelönchen, madigen Reis, dumpfe Hirse, die von andern Käufern verächtlich beiseite geschoben worden waren, ließ sich in einen alten Topf ein knappes Viertel Magermilch messen, kaufte an ausschweifenden Tagen ein Achtelchen Büffelbutter von einem trüben, ranzigen Weckenrest, wie er sie gern hatte, und das er fast geschenkt bekam, schlurrte auch wohl, freilich meist nur einmal in der Woche, zum Metzger und Fisch-

Digitized by Google

händler und bewegte schon vorher die dünne, breite Zunge im Maul, stand mit glitzernden Augen vor den prallen Haifischwürsten, blühenden Antilopenschinken, saftigen Seewalzen, zarten Entenfüßen und Baumschwämmen und tl! tl! tl! seefrischen Haifischflossen und -karbonaden, lauschte gierig und mißgünstig auf den unbedenklichen Handel andrer Leute, blähte die Nüstern und zog gratis den köstlichen Duft des Geräucherten, Gerösteten, Fischigen und Frischfleischernen ein, schmatzte und schluckte abscheulich und erhandelte zuletzt einen Zipfel vertrockneter, angeschimmelter Wurst oder eine Schinkenschwarte oder ein Häufchen Allerleiabfalls, kaum eine Handvoll, das er böse und verkniffen bezahlte. Danach schlich er wieder eilig in sein Gehäuse, als gälte es kostbare Schätze zu bergen; daheim aber in seiner niedrigen und vollgestopften Stube schrieb er beim Licht einer winzigen Funzel, die er nie länger als bis neun brannte, jeden verausgabten Heller mit harten, winzigen Zahlen, um Tusche zu sparen, auf und freute sich der erbärmlichen Summe, soweit ihm das möglich war, oder ächzte und zischte, als hätte er sich selbst um ein funkelndes Goldstück betrogen, wenn es ein paar löcherige Hellerkäschs mehr als gewöhnlich ausmachte; aber das kam fast niemals vor! Die Kinder, die ihm bei diesen Gängen auf der Gasse begegneten, wichen ihm furchtsam aus und schlichen dann hinter ihm drein, riefen leise oder gellend: „Geizhals! — Hungerhsü! — Blutspinne!" Doch er sah sich nicht um. Seine lange, klapperdürre Gestalt richtete sich nicht zornig auf. Er legte bloß die dünnen Lippen fester aufeinander, es sah wie ein Lächeln aus, und seine wimpernlosen, fahlen Augen glitzerten. Die älteren Leute grinsten und streiften ihn wohl böse mit den Ellbogen oder blickten ihm höhnisch nach; allein niemand wußte etwas Genaues von ihm. Er sprach mit niemand. Grüßte niemand. Schlich fremd und hintersinnig zwischen den Leuten, als wäre das der beste Schutz gegen ihre Neugierde, Niedertracht und unverschämte Habgier. War er reich? War er arm? Niemand wußte's. Nicht mal die Polizei und der Steuerschnüffler konnten es ihm anriechen und abluchsen. Die einen sagten: reich, reich, schwerreich! er habe in Strümpfen und Säcken, unter Dielen und Dachziegeln Silber und Gold und Geschmeide zu Hauf' versteckt; andre, dickere und zufriedene Leute, die selbst genug hatten, zuckten die Achseln und hielten ihn für einen verrückten und verruchten schäbigen Teufel. Und das war Herrn Hsü die liebste Schätzung und Meinung, wenn er sich überhaupt darum kümmerte. Hinter seinen blinden Fenstern huschte des Abends manchmal sein langer, dürrer Schatten. Darauf warteten die Gören unten mit langen Hälsen und aufgerissenen Augen, zeigten hinauf und schrien: „Der alte Hsü spukt! scharrt sein Gold! Blutspinne! Hungerhsü!"

Zu alledem lächelte unten in seinem trüben, nach Moder und erhandeltem Elend stinkenden Lädchen der ehrenwerte Ksü. Er lächelte überhaupt gern, denn er war ein höflicher Mann. Er hatte sanfte, süßblanke, ungeheuer schiefe Augen, die alles und noch mehr sahen, wenn sie blinzelnd zur Seite glitten, und die nur hart und böse funkelten, wenn auch ihm die Gassenjungen etwas nachschrien, ihm harte oder ekle Angebinde in den Laden schmissen oder dicht an der Tür einen alten toten Igel oder einen schimmligen Maulwurf kaufen wollten. „Prachtksü!" schrien sie. „Lumpenksü!" ‚Warum schreien sie?' zeterte er dann inwendig giftig. Und wenn es ganz arg war, dann blätterte er hinterm Lädchen in seinem alten frommen Buch, und dann glättete sich sein Gesicht, und er wiegte zufrieden den Kopf. „Die frechen Kraniche und Elstern! Ich möchte auch in einem Palast wohnen und 'n feiner Mann sein und gut essen und trinken! Nicht wie Hsü — der Fuchs — der Narr!" und er strich sich sanft und liebreich über den rasierten Kopf. Warum ist das so? „Söhnchen," hatte sein Vater, der ein harter Mann war, ein armer Mann, als er kaum zehn Jahre alt war, gesagt: „geh verdienen." Und er war gegangen bis heute . . !

Hsü und Ksü waren seit vielen Jahren Freunde. Das brachte das Geschäft so mit sich. Ksü, der Leutselige und Weltläufige, kam viel in der Stadt herum und spürte manchen vorteilhaften Handel aus, der für ihn allein zu schwierig und zu teuer war. Dann ging er zu seinem Freund Hsü hinauf. Der hockte im Schlafrock am Tisch vor seinen kostbaren Papieren und vor allerlei Gegenständen, die nicht wertlos schienen, und daneben lag eine kleine Goldwage, ein Hämmerchen, Zängelchen, ein Schraubenzieher — das heißt, es lagen immer bloß kleine harmlose Reste von diesen Dingen auf dem Tisch, wenn Hsü, nach Ksüs sanftem Riß an dem rostigen Klingeldraht draußen, den Gast nach etlichem Zögern eingelassen hatte, ein unscheinbares Papierchen, ein Zängelchen, ein altes, silbernes, schlecht vergoldetes und zerbrochenes Bröschchen, und die schwarze Katze umschlich friedlich und gelangweilt miauend den Tisch. Aber Ksü, dessen Augen freundlich umherschweiften und der süß lächelnd und höflich dienernd nähertrat, sah doch alles, was eben noch dagelegen hatte, fast, als hätte jedes

Digitized by Google

Digitized by Google

Stück ein Spürchen auf dem staubigen Wachstuch zurückgelassen. „Stör' ich Sie in Geschäften, Hsü?"

„Ach Geschäfte," knurrte der kurz. „Hier Geschäfte!"

„Es kommen Leute . . ."

„Wenig. Holen Pfänder ab. Oder bringen Plunder, auf den man nichts geben kann. Geschäfte! Es ist zum Verhungern. Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten! Es war nie etwas. Jetzt ist's gar nichts!"

Der andre wiegte sanft den Kopf, und seine ungeheuer schiefen Augen sahen zur Seite. „Muß wohl so sein. Bei mir ist auch nichts. Noch weniger. Mal eine alte Kalikohose . . ."

„Womit kann ich dienen?"

„Bloß so, Hsü. Man hat einen Augenblick Zeit. Man will ein Wort reden."

Der Hausherr rührte sich nicht und war mißtrauisch auf der Hut.

Ein Wort reden? Ihm lag nichts am Schwatzen. Er hatte hier genug stumme Unterhaltung mit mancherlei Dingen hinter geschlossenen Türen und Fenstern und mit Mau-tz, die nichts verriet. Aber Ksü kam wirklich oft bloß, um zu schwatzen, freundlich und mitteilsam — natürlich spionierte er auch immer, oder lauerte auf ein Geschäftchen, auf einen Kauf, der in seinen Kram paßte, auf eine Vermittlung, die um ein Häufchen dünnen Schalengolds oder Silbers, um ein paar Rubinsplitter oder Perlchen ging, wie sie von verjährter, verelendeter und verluderter Braut- und Hochzeitspracht abfielen. Er kam immer sehr harmlos, wortreich und nachbarlich, der brave Ksü, rieb sich die weichen Pfoten und machte ein zufriedenes und behagliches Gesicht, auch wenn er mal wehleidig dreinblickte und leise vor sich hin seufzte. Hsü indes kam niemals zu Ksü in den Laden, auch wenn der pfiffige Krambüdler an seiner Tür freundschaftlich komplimentierte, warf er keinen Blick hinein. Ksü nahm das nicht übel, bewegte bloß die Wimpern. „Ein harter Filz, eine rostige, fressende Säge — hat kein Herz und keine Zunge. Bloß gierige, knochige Finger, die er keinem ehrlichen Mann gibt!" Er setzte seinem Freund auch niemals etwas vor; er fragte auch niemals viel, hörte bloß zu und gab mit seiner knarrenden Stimme karge Antwort, als sparte er auch daran; machte höchstens eine bissige Bemerkung, wenn mal aus dem Ksüschen Küchenloch unten ein fettes Rüchlein heraufdüftelte, was zuweilen vorkam, denn Ksü belohnte sich gern mal für ein gutes Geschäft. Der leckte sich bloß die feuchten Lippen und kicherte im Halse: man müsse es auch mal mit sich selbst gut meinen, da's die andern nicht täten! Dann zuckte Hsü verächtlich die Achseln, als dächte er höhnend und bissig: Dummheit, Verschwendung, Einbildung, er bestahl sich selbst, der gefräßige Rabe — fauler Schwindel, nichts Reelles! Aber derlei sprach er nicht aus, gönnte die Verwüstung ingrimmig dem feisten Narren und genoß auch dieses Verschweigen und sein Geheimnis wie ein Erspartes. Er sagte bloß mißlaunig: „Das wirft's Geschäft nicht ab. Man muß sehen, wie man sich durchwürgt!"

Dann blinzelte Ksü wieder und strich sich sanft über den Schädel. Er glaubte kein Wort. Er sah mit seinen freundlichen Augen durch alle Wände, durch Dielen, vollgestopfte Schränke und Schübe bis zum Rande voll kostbar bedruckten und beschriebenen Papiers und dachte sich schielend sein Teil. ‚Ein kindischer Mann, der Hsü. Ein harter, feindlicher, gefährlicher Mann. Ein Geier. Ein Narr!'

⁂ ⁂ ⁂

So hatten die beiden Herrchen nun schon lange neben- und miteinander gehaust, und es war in der ganzen Zeit kaum einmal zu einem Zwist oder zu einer dauernden Verstimmung zwischen ihnen gekommen, denn Ksü war bescheiden und versöhnlich, er vergaß leicht, und wenn ein Geschäft lockte, das brachte das Leben so mit sich und das verlangte das Leben, dann vergaß er erst recht und vollkommen.

Er war nun schon ein höherer munterer Sechziger. Aber er sah heute noch genau so aus wie vor zehn und zwanzig Jahren. Nur sein Zopf war etwas grauer geworden und er selbst ein bißchen dicker um Bauch und Lenden, und sein Atem ging schwerer, pfiff und säuselte noch eine Weile, wenn er die steile Hühnerstiege zu Hsü heraufgeklommen war. „Ist wohl 'n kleines Asthma," sagte er entschuldigend und scherzend, wenn grade mal wieder der fette Küchenduft ruchbar war.

Hsü war älter. Vielleicht schon siebzig und weit darüber. Auch das wußte niemand. Aber er war recht klapprig geworden in den letzten Jahren, besonders im letzten Jahr . . . auffällig klapprig, wie sein Hausgenosse Ksü des öfteren feststellte, der ihn doch täglich sah, wenigstens immer bloß mit unbeträchtlichen zeitlichen Zwischenräumen. Hsüs Schädel war in der letzten Zeit nicht bloß wüstenkahl geworden, sondern auch quittegelb und zeigte nicht den schwächsten Schimmer von jenem heitern Glanz, wie ihn andre lebfrischere Glatzköpfe auszustrahlen pflegen. Seine Finger waren nur noch lange, krallige Knochen, und sein Schlafrock

Digitized by Google

und was an Fetzen darunter war, schlotterte erschrecklich um sein hartes Gebein, dazu hustete und rasselte er böse. ‚Für wen spart er? Für die Motten und Würmer! Oder für die Staatskasse, was noch schlimmer ist. Einmal rächt sich's — wird sich noch mehr rächen!' dachte der besinnliche Ksü.

Er sprach derlei auch manchmal aus; natürlich mit freundlicheren Worten und mit einem gewinnenden Lächeln. Allein Hsü hörte bloß unwirsch zu und schnitt dem Mahnenden und scheinbar Besorgten den Redefaden kurz ab. Das ging keinen etwas an. Das war seine Sache . . .! Doch Freund Ksü — ja — das ließ sich in ihren vorgeschrittenen Jahren wohl nicht immer vermeiden und kurzerhand beiseite schieben — Ksü sprach in diesen Zusammenhängen jetzt häufig und gern auch vom Tode. Beileibe nicht anzüglich, o nein. Dazu war er zu höflich und freundlich. Mehr von sich aus . . .

Wieviel Jahre habe man noch, wenn man in den Sechzigen und darüber sei? fragte er aus wehmütigen Gedanken. Keiner, auch der Gesündeste und Stärkste nicht, sei da mehr sicher . . . Es gäbe Krankheiten, die unvermutet kämen, meditierte er, oder heimlich und tückisch durch die Jahre wühlten . . . Es gäbe Schlagflüsse, Erkältungen . . . Verkalkungen und Zucker und die andern bösen Sachen, von denen man am liebsten gar nicht spreche — und er verzog das Gesicht wehleidig. — (‚Warum faselte er dann davon, der Schwätzer?! Er würde zuerst an seinem Fett ersticken!' dachte der andre wütend und gönnte es ihm von Herzen.) — Dagegen könne man nichts machen, erklärte der Großhändler aus dem Erdgeschoß tröstend. Er sprach dann, wenn er bei diesem nicht unzeitgemäßen und ausgiebigen Unterhaltungsstoff war, langsam, bedächtig, fast träumerisch, als ströme zuletzt eine Beruhigung aus der unentrinnbaren Gewißheit in seinen Leib und in seine Seele, was Hsü erst recht erbitterte und gegen den elegischen Dicken aufbrachte.

Er erzählte dann auch, daß er sich schon eine Grabstelle gesichert habe, sogar einen Grabstein mit einem springenden Hirsch, der eine Lotosblume im Maule habe; er habe ihn billig bekommen, ein wenig schadhaft; und er fragte Hsü nach seinen Vorbereitungen in dieser Richtung. „Dummes Zeug!" schnarrte der. „Sentimentales Zeug! Sollen mich in ein Armengrab quetschen, wie sich das für unsereinen gehört! Sie sind ein Narr!" Der Exporteur herrlichster Warenpracht wiegte nach seiner Art sanft den Kopf. „Man will wissen, wie man liegt. Man will es wenigstens zuletzt sauber und freundlich haben."

Hsü ärgerte sich über solche Gespräche, mehr als er zeigte. Früher wären sie ihm vollkommen gleichgültig gewesen. Aber nun — nun — he? man kümmerte sich auch jetzt nicht darum!

Aber das war keineswegs wahr. Er kümmerte sich wohl darum. Es ging ihm manchmal nach. Es war ihm widerwärtig und beschäftigte ihn, je länger, je mehr, doch und war ihm in irgendeinem abgelegenen Gemütswinkel — der einzige, der nicht völlig verschüttet und verkümmert war! — merkwürdig schreckhaft. Das kam dann ganz plötzlich über ihn, griff wie eine Teufelskralle nach ihm, und war dann da und blieb da —

Der Tod, so begriff er — das war der Feind! Er dünkte ihn unheimlich und unerbittlich wie der gierigste Gläubiger und Raffer. Der nahm einem jedes Geheimnis aus der Hand und — alles hier! Das beunruhigte ihn — das erbitterte ihn, das erschreckte ihn jetzt zuzeiten; besonders in schlafloser Nacht, wenn die schlaffen Gedanken abirrten und sich immer um dieselbe Spule wickelten. ‚Ach was!' dachte er. „. . . Hirngespinste! Altweiberschreck!' Und er legte sich zum zehntenmal auf die andre Seite, als könnte das etwas nützen. Aber es nützte nichts. Nein, nicht viel. Es kam wieder, war da — ja, wuchs zuweilen noch, wurde drohender wie ein Gespenst, das mitten auf seiner Bettdecke saß, auf seiner Brust, wie ein Alb, daß er sich die Lumpendecke über die Ohren zog. Aber das nützte auch nicht viel. Dann erhob er sich wohl, es trieb ihn auf und umher. Er schlurrte umher — hantierte hartnäckig und wegscheuchend an seinen Schüben und an andern Orten. „Der Narr! — der verfluchte Schwätzer!" zischte er. „Dummes Zeug! — Dummes Zeug!" Es machte ihn dennoch ruhelos, daß er ingrimmig ächzte, die dürren Hände zusammenkrallte — als wollte er halten, festhalten, die Zeit, die Stunde und alles hier — und die Kätzin Mautz mit einem Tritt von sich jagte.

Was war das? War er krank — würde er krank werden — war es schon da — fühlte er's schon unheimlich bohren, fressen, wie ein Gift in Mark und Knochen — zermürbend und kalt —? Nichts! Nichts! Das bißchen bellender, würgender Husten . . .! Einbildungen! Er war gesund wie der Fisch im Stadtteich — hä.

Verdammter Ksü — verfluchter Schleicher — was wollte er? Warum setzte ihm der lächelnde Halunke Läuse auf die Haut? Ach — ach — ach, der Schwätzer! Der Windmacher!

Doch es ließ ihn nun an manchem Abend

Digitized by Google

feindselig und gehässig auffahren, wenn draußen leise und demütig am Klingeldraht gezogen wurde — da war der Schleicher wieder, der Fuchs, was wollte er? . . . Der Kobold hole ihn und sein albernes Geplärr! Was lauerte er? — Wollte er's ihm einreden? Eher würde jener selbst von seiner Gefräßigkeit platzen —! Wer mäßig lebt, lebt lang, das war ein altes, weises Wort. Er hatte mäßig gelebt, mehr als mäßig — nun also! Sollte er mit einemmal Fisch und Fleisch und Leckereien pfundweise in sich hineinfressen — er wimmerte beinahe vor Angst, daß er es tun müßte — könnte. Ach — ach — das wäre jetzt erst recht Gift. Schon der Gedanke trieb ihm die Galle ins Blut — verschlug ihm im Gegenteil den Appetit, es ekelte ihn geradezu, zu essen — es schadete ihm . . . War er krank? Klinglingling . . .! Mochte der listige Bube klingeln. Er machte nicht auf. Heute nicht — morgen nicht — einmal eine ganze Woche lang nicht.

Allein das nächste Mal fing Ksü wieder davon an, wehmütig und freundlich. Hsü kniff die Lippen zusammen und die Augen zu schmalsten Schlitzen. Ließ ihn schwatzen. Gab mit keinem Laut Antwort. Ließ ihn bohren, ihn mit seiner grinsenden Freundschaft herankriechen . . . Wollte er ihn, Hsü, weich und ängstlich machen? — daß auch er, Hsü, ins Schwatzen geriete — Einblicke gewinnen . . .? Vertrauen erschmeicheln . . . so daß er einmal — hier herausspringen könnte und suchen und wühlen und finden —? Die Pest soll ihn verderben! Er wird früher ersticken! . . . Oder legte er's gar darauf an, ihm etwas abzuluchsen, vorher — oder nachher — Schriftliches — ein Papierchen mit Unterschrift — er — Hsü — hatte keinen Erben (poi! poi!), er kannte keinen Menschen in der Welt — vielleicht gar vom Gericht gestempelt — Ksü, der Liebe, würde die Kosten dafür wehmütig bezahlen, wie er seine Grabstätte und den schadhaften Hirsch im voraus bezahlt hatte — auch eine gute, freundliche und saubere Sache! Verfluchter Kater!

Ja — Ksü sprach eines Tages wirklich von letzten Verfügungen und Testamenten. Wenigstens von seinem eignen Testament. Er habe nunmehr auch seinen letzten Willen bedacht und zu Papier gebracht, erzählte er bedächtig und vertraulich. (‚Daß dich der Bär lecke!' dachte Hsü.) Man müsse doch wissen, was werde und wo's bleibe. Er habe da ein paar Neffen irgendwo — entfernte Neffen, gleichgültige Neffen — die er gar nicht kenne, nie gesehen! „Nun — sie sollen sich freuen." Und er lächelte . . . Ob er, Hsü, denn niemand in der Welt habe — irgendwo, fragte er dann und legte den Kopf schräg und blinzelte.

„Weiß ich nicht."

„Das weiß man."

Hsü schwieg und trommelte mit den harten Fingerknochen.

„Man kann die Wahrheit auch trommeln, Hsü. — Wem vermachen Sie's dann?"

„Ich habe nichts zu vermachen."

„Tü tü," sagte Ksü und wiegte den Kopf mit den schrägen sirupsüßen Augen. „Immer genug für den, der's kriegt, und zu viel für den, der's dalassen muß!"

„Macht mir keine Sorge," zischte der andre zwischen den Lippen.

„Wollen Sie's dem Staat ins Maul schütten, Hsü? Den Armen? Den Beamten, die's vorher mausen? Sollen sie hier wühlen — alles zerbrechen — um- und umkehren und davonschleppen, in alle Winde spritzen? Fremde Leute? — freche Leute? Die Sie nie gekannt haben — die uns beschimpft und verludert haben, wenn sie uns gekannt haben —?" Ksü wies mit dem dicken Finger durchs Fenster auf die Gasse. „Lachende Erben, johlende Erben! Alles Feinde, die mit Dreck und Steinen werfen! Soll man's denen lassen? . . . Nicht mein Fall, muß ich sagen, Hsü. Ich hätte ja schließlich meine Verwandtschaft — wenn sich nichts andres bietet. Wen haben Sie, Hsü?"

„Kümmert mich nicht!"

„Das wäre mir eine Unruhe und Angst, muß ich sagen. Eine rechtschaffene Sorge, Hsü. Keine ruhige Minute hätte ich mehr — man ist nicht mehr jung — man kann jeden Tag — kann morgen — schon heute — kann jede Stunde —"

Der Tisch, an dem Hsü saß, knackte und ächzte wütend. Doch der Alte sagte bloß: „Dummes Zeug, Luchs!" Worauf auch Ksü etwas gekränkt und verlegen schwieg und dann sanft über seine Knie strich.

Von dem Tage an überhörte Hsü für eine Weile erst recht das sachte Klingeln draußen. Hielt sich mäuschenstill und geiferte nur seinen inbrünstigen Haß vor sich hin. Aber der freundlich und schlau umwickelte Haken, den er geschluckt hatte — ach, es war ein ganzes Bündel von feinen, scharfen Häkchen, die der betuliche Ksü in seinen Schlund geschoben hatte — saß fest und riß und riß in ihm, so daß es ihm manchmal in seinen engen Kammern und in seiner Einsamkeit wieder recht ungemütlich und unheimlich vorkam, kaum zum Aushalten.

Dann geschah es wohl, daß der schattenhafte und geängstigte Hsü sich nach stundenlangem, zäh versunkenem Kramen und Rechnen plötzlich vor den geborstenen und flecki-

Digitized by Google

gen Spiegel stellte, sein Aussehen musterte, sich die Zunge herausstreckte, seine geschwollenen Adern an den Schläfen betastete — hart! — hart! — sich im Zimmer erging, seine Beweglichkeit und Gelenkigkeit wunderlich behende und besessen prüfte, bis er atemlos überall Schmerz und Zerschlagenheit spürte. Danach setzte er sich röchelnd wieder hin und grübelte. Keuchte. Wies finster ab. Versuchte grimmig zu lachen. Erbitterte sich, gegen sich selbst, gegen Ksü, gegen alle bösen Geister und die Welt — gegen die — die einmal hier einbrechen würden mit ruchlosen Händen — gierigen Händen — Diebe —! Banditen —! Räuber — Marder und Hunde! Dünner Angstschweiß brach ihm aus, krampfiger Haß würgte ihn, ließ ihn fast schreien, aber es war bloß ein dumpfes Ächzen.

Und einmal — ja, wirklich, da wühlte sich eine ungeheuerliche Art von Entschluß in ihm hoch, der ihn mit einer letzten grellen Helligkeit förmlich biß, daß er die Augen davor schloß — es war eine süßätzende Qual, eine irre Wollust — alles nehmen — alles herausnehmen — alles verschleudern — verprassen — verschlemmen, daß man dick und fett würde, daß man wieder jung würde, springgesund und stark, und an keine Spitzbuben und räuberischen Hunde mehr denken mußte — daß man's selbst genoß, in sich hineinfraß, — schlang, daß man's besaß, besaß, besaß! . . . Aber dann — dann war's weg — vernichtet und vertan. Und wenn er soweit war, dann stierte er vor sich hin, bewegte die Arme wie Flügel, rieb sich die Stirn und erwachte müde wie aus wüstem Traum.

Nein, das waren keine erfreulichen Tage. Sie gefielen dem alten Hsü nicht mehr. —

Da ließ er nach einer Weile, in einem dunklen Verlangen nach Ablenkung, vielleicht sogar nach einem Zuspruch, den dicken Ksü wieder ein.

Der kam auch freundlich und bescheiden wie immer, tat, als wäre nichts geschehen, rieb sich sacht seine fetten Hände und Knie und sprach von vielen Dingen und eine Weile mit keiner Silbe vom Tode und von seinen Foltern und gewissen Listen dagegen. Nein, nein — das war erledigt, schien erledigt. Er brachte bloß ein Büchschen amerikanischen Fleischextrakt mit. Er habe's seit Jahr und Tag unten im Lädchen stehen, erklärte er — mal mit erhandelt, in Bausch und Bogen, billig. Ein andermal ein Döschen gesülzter Elsternzungen . . . tl! tl! tl! Mal 'n geselchtes Igelwürstchen oder gezuckerte Schwalbennester in Rum und Ingwer . . . tz! tz! tz! ffffllll! . . . Er sähe schlecht aus, der liebe Freund Hsü. Ungewöhnlich schlecht! Und sie wären doch Nachbarn. Alte gute Freundchen. Wer sollte sich denn um den andern kümmern? . . . Der liebe Hsü würde's ebenso machen, nicht wahr? Also bitte schön und zur Gesundheit und Kräftigung.

Hsü hustete nur.

Er hustete jetzt oft und schwer, am Tag und in der Nacht. Aber er hustete vor Ksü auch aus einem andern Grunde.

Was war das nun wieder? Nachbarn, Freunde? Er, Hsü, würde keinen Finger rühren, keine geschenkte Schweinsborste für ihn ausgeben. Und warum sprach er nicht wieder von den andern niederträchtigen Sachen, wie vorher immer? Der Husten wurde immer bedrohlicher, daß ihm die Brust brannte und sein verschrumpftes und vertrocknetes Herz mühselig arbeitete.

Ksü erhob sich leise, kam herüber und begann dem andern Schulter und Rücken sacht zu streicheln und sanft zu klopfen. „Sie sollten doch mal zum Doktor schicken, Hsü."

„Dummes Zeug!"

„Ist bloß ein Rat —" sagte der Freundliche und schwieg.

Hsü hatte das Büchschen Fleischextrakt und das leckere Gesülz, das Ksü das erste- oder das zweitemal stillschweigend hinterlassen hatte, zunächst nicht angerührt.

Indes in der zweiten Nacht — der würgende Husten hatte ihn so nicht schlafen lassen — hatte er sich den Fall noch mal überlegt und sich eines besseren besonnen, zumal ihm das Maul nach den delikaten, glibbrigen Elsterzungen nicht trocken geworden war. Der Schleicher konnte — sollte seinen Willen haben — i h m sollte's recht sein und schmecken, und jener konnte's bezahlen, solange es ihm Spaß machte — und nichts weiter!

Und er schmatzte und schleckte die leckere Paste und Sülze ratzebus auf; und Mau-tz bekam auch ihr Teil ab und durfte das geleerte Döschen mit der gelenken Zunge auskratzen.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Abends, ein paar Wochen später, es war draußen schon unwirtlich und kalt, war Ksü wieder oben bei Hsü. Seine Miene hatte etwas unverkennbar Feierliches, und sein Gehaben war gemessen.

Er sprach eine gute Weile lang eigentümlich ernst und herzlich. Redete viel und streichelte immerfort seine Knie. Der alte Hsü beobachtete ihn scharf und mißtrauisch. Aber es kam lange nichts.

Ksü hatte heut eine dicke Flasche Reiswein in der Jackentasche mitgebracht und sie schweigend auf den Tisch gestellt. Nun erhob er sich, als es schon beinah dunkel war, zog sein großes Taschenmesser heraus und

Digitized by Google

entkorkte die Flasche bedächtig. Dann sah er sich nach Tassen oder Schalen um. Es standen so ein paar trübe Scherben auf einem Sims. Er holte sie herbei. Hielt sie zwecklos gegen das graue Licht und wischte sie für alle Fälle mit seinem Rockzipfel aus.

In Hsü wehrte sich sogleich wieder ein dunkler und bedrohter Instinkt. Obwohl er schon ein bißchen übermütig und genäschig geworden war durch des andern Verwöhnung, die ihn selbst kein Stäubchen kostete. Er leckte sich also widerstrebend den Schnabel.

„Nur ein Fläschchen Kabinettswein, Marke Uralt. Stark und süß," sagte Ksü zerstreut und freundschaftlich. „Trink' ich auch mal gern. Wird Ihnen gut tun, Hsü. Sie sehen gottserbärmlich aus. Ist wie junges, kräftiges Blut — bitte schön."

Der andre rührte sich nicht, obwohl ihm die Lippe troff.

Ksü stieß freundlich an. „Auf langes Leben."

„Was soll's —" knurrte Hsü heiser.

„Sie sollen trinken. Und dann wollen wir in Ruhe reden."

„Reden?"

„Warum sollen wir nicht reden?" Ksü bewegte sanft den Kopf. Trank selbst langsam und genüßlich. Schmatzte und schwieg.

Es war still. Mautz rieb sich an Hsüs Knie und miaute kläglich. Ksü trank wieder, mit kleinen, schmatzenden Schlückchen. „Das wärmt. Das wärmt. Ist wie Öl und Feuer und Zucker. Ein Seelen- und Leibestrost. Besser als 'n Gebet. Sie sollten auch mal kosten, Hsü, dazu steht es da."

In Hsü rumorte und spektakelte es, und er leckte sich die tropfenden Mundwinkel stärker. Wenn's der da bezahlte — seine Sache! Er hatte's nicht verschworen. „Prost Luchs!" sagte er bissig und schlürfte gierig. „Also Sie wollten was reden," sagte er munter und tückisch und schlürfte immer noch brünstig.

Ksü setzte sich tiefer ins Dunkel. Aber seine ungeheuer schiefen Augen leuchteten auch jetzt honigsüß und blank.

„Schmeckt es, das Weinchen, guter Hsü?" fragte er nach einer Weile lächelnd. „Labt und kost es das morsche Gebeinchen? Ist alt, sehr alt. Eine Gelegenheit." Und er erhob sich wieder, goß Hsüs Topf von neuem voll und ging lautlos nach seinem Platz zurück. „Ist Medizin, besser als Medizin. Trinken Sie. Ich hab' noch mehr unten . . . ein Körbchen voll. Schließlich spart's den Doktor. Trinken Sie, Hsü."

Den trieb die Gier und die Wut, und er lachte inwendig und soff.

Plötzlich flog etwas Hartes gegen das Fenstergitter. Das kam öfter vor. Ein mutwilliger Ball — vielleicht auch ein Stück Holz, eine tote Ratte, ein Stein.

Ksü sah nach dem Fenster. „So ist das, Hsü. So ist das." Er rieb wehmütig und lautlos über seine Knie. „Ich sitze nun hier. Ich will Ihnen was erzählen. Hören Sie zu, Hsü, und trinken Sie. Tun Sie beides. Es ist beides heilsam, beides, kann man sagen. Auch für Sie, Hsü. Ich habe's mir durch lange Tage und lange Nächte und durch Wochen überlegt. Es ist kein Vorschlag . . . bewahre. Es ist ein Idee. Eine Idee. Nichts weiter. Trinken Sie, Hsü. Ein guter Wein macht freundlich und weise. Ist selbst wie eine gute Idee. Wollen Sie die Idee hören?"

„Los!" knurrte der andre schadenfroh und gluckste in seiner Tasse.

„Sie können nein sagen, Hsü, Sie können auch ja sagen. Es ist für beide Teile vorteilhaft. Für Sie so gut wie für mich. Deshalb sitze ich hier. Hören Sie zu, was ich sage. Ich bin kein reicher Mann. Aber ich habe was. Nicht viel, aber ich habe was. Und Sie sollen auch wissen, was ich habe, soweit es sich reinlich ausdrücken läßt. Ich bin ein ehrlicher Mann. Also hören Sie zu, wenn Sie wollen. Ich weiß nicht, was Sie haben, Hsü. Ob Sie ein reicher Mann sind, ein vermöglicher Mann und was da herum in den Kästen und sichern Behältern steckt und vielleicht auf der Bank . . ."

„Hä hä. Ich auch nicht!"

Ksü neigte den Kopf schräg und lauschte auf das harte, kurze Gelächter. „Ernst für Ernst, Hsü. Ich spaße nicht. Trinken wir noch —"

Und er stand langsam wie vorhin auf und füllte Hsüs Scherbe wieder, dessen Augen gierig und böse funkelten. Er selbst trank eigentlich nichts mehr. Nur zum Schein. Er war ein nüchterner Mann.

Dann ging er wieder auf seinen Platz und seufzte und dachte nach. „Man kann es drehen und wenden, wie Beiderwandseide. So ist das . . . Wir sind beide verläßliche Leute und sind beide bei Jahren. Sie noch mehr als ich, Hsü, und das ist Ihr Vorteil. Da habe ich eine Idee, wollen Sie sie hören, Hsü? Sie sollen sie hören, eine heitere Idee. Eine sorglose — gut, gut, schreien Sie nicht, Hsü, ich rede schon —" sagte Ksü gekränkt, sehr würdig und sanft. „Eine Idee so einfach wie ein Läuschen auf der Hand . . ." und er streckte die große Hand aus, sah sinnend hinein und blinzelte. „Wir wollen nicht vergleichen. Wer vergleicht, versteckt, sagt der Kluge. Es ist nichts zu verstecken. Wir haben schon öfter darüber gesprochen,

Digitized by Google

Sie werden es wissen, Hsü, nicht wahr? und werden nicht streiten . . . über Leben und Tod. Und daß wir beide keine Erben — keine richtigen — keine erfreulichen und angenehmen Erben, wie sie doch jeder gern wünscht, haben. Sie noch weniger als ich. Und daß wir beide unser Geld und Gut, das uns teuer ist und heilig ist, nicht verschleudern möchten nach dieser unsrer Leiblichkeit. An Gleichgültige, an Böse, an Feinde und an Schufte, die bloß lachen und schimpfen und einsacken. Es besinnt sich noch und bleibt noch 'ne Weile bei einer verwandten Seele beisammen. Es springt nicht gleich weg, so kann man sagen. Und wer weiß, was nach so einer Weile Beisammenbleibens noch passiert? Vielleicht, daß sich ein neuer Ausweg auftut und eine andre verwandte Seele daherspaziert kommt — und wieder unser Gut eine gerechte, weise und befriedigende Verwendung findet, so daß man sich in Ruhe und Behagen ausstrecken kann. Hören Sie zu, Hsü?"

Der gluckste in seinem Topf, den er mit beiden Händen krampfhaft umklammerte. Es klang wie geschütteltes Lachen.

„Sie hören zu, Hsü? So ist es. Schön. Also ich habe eine Idee. Die Idee ist so, mein lieber Hsü. Ich bin jünger als Sie. Sie haben die bessere Chance. Ich bin auch rüstiger oder gesünder als Sie, wenn man so sagen darf. Mein Asthma ist bloß Fett, gutes, gesundes Fett. Sie haben die Chance und den Vorteil. Meine gute Idee ist so —: wir vermachen uns gegenseitig unser Gut, schriftlich, testamentarisch, bestätigt und gestempelt und ohne Widerruf. Wer zuerst das Zeitliche segnet, was die guten Geister verhüten mögen, aber jeder muß damit rechnen, jeden kann es fassen, und dann muß man sich drein ergeben, der hinterläßt dem andern sein Gut. Ich kann zuerst sterben, ist alles schon dagewesen, keiner ist sicher. Ich kann heute nacht sterben. Ich kann jetzt tot in die Stube fallen oder in einer kleinen halben Stunde auf der Treppe. Sie können noch lange leben. Sie können noch zehn, noch elf, noch zwanzig Jahre leben! Auch Sie können sterben — dann haben Sie den Vorteil. Sie sind zuerst gesichert —" Ksü legte den Kopf wieder schräg und blickte freundlich, süß und blank im Dunkeln. „Was sagen Sie zu meiner Idee, Hsü? Was sagen Sie? Sie nimmt uns alle Sorge und Unruhe weg, wie die Sonne die Nässe und den Schnee. Wir wissen, wo es bleibt, und daß es in freundschaftlichen Händen bleibt. Ich kann seitdem friedlich schlafen. Süß wie ein Kind, wie ein gutes Gewissen, wie ein heiliger Mann. Was meinen Sie, Hsü?"

Der gluckste wieder in seinem Pokal, als müßte er ersticken. Der Topf war schon wieder leer, man hörte es. Ksü stand freundlich auf, um wieder zu füllen.

Doch da setzte der alte Halunke Hsü plötzlich den bauchigen Scherben mit zitternden Händen nieder und schob ihn hastig weg.

„Schmeckt das Weinchen nicht, lieber Freund?"

„Ich mag nicht mehr . . .!" Ob der Schleicher vielleicht gar nachhelfen wollte — ob er schon etwas hineingetan hatte, das langsam wirkte — er fühlte's schon. Es umnebelte ihn schon! Er gurgelte vor blinder Angst . . .

„Ist er zu stark?"

„Ja, stark . . .!" höhnte der andre Ehrenmann, der des süßen Weins nicht gewöhnt war, und rollte die Augen. Aber aus der milden, überlegenen Ruhe Ksüs wehte ihn doch sogleich wieder die bessere und verständigere Einsicht an. Ksü wollte's ja schriftlich und unwiderruflich haben — das brauchte Zeit. Da war also nichts drin. N o c h nicht . . .

Er röchelte fröhlich und pochte mit dem leeren Scherben. „Ksü, das ist eine sehr gute Idee. Eine schlaue Idee. Zu schlau . . ."

„Wieso zu schlau? Eine gleichseitige Idee. Und Sie haben die Chance, Hsü!"

„Weil ich zuerst sterbe?"

„Ist das keine Chance?" fragte Ksü freundlich und ehrlich zurück.

„Danke für den Vortritt! Was mein ist, ist mein und geht keinen was an! Und was ich damit anfange, ist meine Sache! . . . Übrigens habe ich nichts — gar nichts — gar nichts —!" krächzte er drohend.

„Man wird sehen, Hsü."

„Man wird nicht sehen! Wenn Sie mir was vermachen wollen zu Ihrer Beruhigung, immerzu! Ich vermache Ihnen keinen Topp und keinen räudigen Rattenschwanz. Und mehr hab' ich nicht!"

„Überlegen Sie sich's. Verreden Sie nichts, liebster Hsü. Es muß nicht gleich sein — auch nicht grade morgen oder —"

„Ist nichts zu überlegen! Nehmen Sie Ihren verfl— Wein weg! Es ist doch Gift —"

„Trinken Sie ihn ein andermal in Gesundheit. Und überlegen Sie's. Ich meine es gut und ehrlich. Ob ich's kriege oder zehn — hundert Spitzbuben — Schandbuben, die es vergeuden, verprassen, verhudeln, und nicht einmal im Jahr sagen: mein guter, braver Hsü — sondern Hungerhsü! Schmutzfilz! Blutspinne — Schweinehund — Blutsauger! kreischend, johlend und sich auf die Bäuche klatschen —"

„Ich habe nichts! Ich schenke nichts! Verfluchter Rabe!" schrie der andre und

Digitized by Google

schlug mit der knöchernen Faust auf den Tisch. „Ich habe nichts! Kein ganzes Hemd! Kein reines Lüftchen! Nur Plunder und Gelump! Ich muß hungern und frieren! Verdrecken und verrecken in Armut!“ Er hämmerte mit seinen Knochen wütend auf den Tisch. „Ich habe nichts —“

„O, o,“ begütigte der friedliche Ksü. „Wollen uns nicht ereifern. Wozu? Wir sind alte, liebe, verträgliche Freunde. Wir meinen's gut miteinander. Ist eine gute Idee. Gut für Sie und mich.“

„Ist eine niederträchtige, blödsinnige Idee —“

„Gott bewahre.“

„Ich bin arm! Ein Dreckfresser —!“ Hsü erhob sich wankend und hager. Er wurde fast größer, als er sonst war, gespenstisch in der Dunkelheit. „Ich habe nichts!“ kreischte er schrill und verwirrt. „Wollen Sie mit meinem stinkenden Gezoddel tauschen, Sie Goldspeier — Sie Kaiser — Sie Pfau, wenn Sie jetzt tot aus den Filzschuhen fallen? Ich habe nichts — nichts —“

„Warum nicht?“ antwortete Ksü lächelnd.

„Ich nicht — ich nicht!“ schrie der andre. „Guten Abend, Herr. Gut'n Abend, reicher Mann. Gut'n Abend, Panther — Geier — fliegender Hund —!“

„Sie werden ruhiger denken, Hsü. Sie werden verständiger denken. Sie werden's beschlafen,“ besänftigte Ksü. „Sie sollen zu Bett gehen. Der Wein war zu alt, zu süß und mächtig. Sie sind so Süßes und Mächtiges nicht gewöhnt. Sie werden ruhiger denken.“

„Guten Abend, Herr Millionär! Gut'n Abend, Herr lachender Erbe! Herr Spitzbube! Ich habe nichts — habe nichts — nichts — nichts —“

Dann sank er keuchend wieder in den Sitz, fegte das Gefäß um, daß es über den Tisch rollte und ganz zerschellte. Und dann empfahl sich Ksü klugerweise für heute mit einem bedauernden, sachten Achselzucken, still und freundlich.

Bald darauf aber wurde der alte Hsü noch kränker, wirklich schwer krank. Aus der schleichenden Erkältung war eine böse Grippe geworden. Er hatte Heilkräuter, Krötenschleim, Fledermausgalle, Spinnenblut und Rattendreck im Haus und wollte vom Arzt nichts wissen. Der mästete sich bloß mit den Lebenden und Toten.

Allein das Fieber stieg und wurde eines Tages so arg, daß Hsü mit eigner Kraft nicht mehr aus dem Bett kriechen konnte. Mau-tz klagte jämmerlich, krümmte sich vor Hunger und Durst, sprang aufs Bett und krallte sich in die Decke, dieweil der Alte wild phantasierte, allüberall gierige Hände und Klauen, grinsende Kobolde, ungeheure Fledermausgespenster, die alle Ksüs feiste Fratze hatten, sah, und von Schauern geschüttelt wurde.

Draußen zog Ksü sanft am Klingeldraht.

Die kleine geborstene Schelle klapperte kläglich, immer dringlicher und ängstlicher. Einmal am Tag, zum zweitenmal. Der Alte hörte es nicht. Zum drittenmal. Da war der Alte eben wieder einmal aus seinen wüsten Träumen erwacht und lag zitternd und schwitzend und frierend unter der Decke. Klinglingling . . .! Der Alte hörte's und lauschte. Der Luchs! Was wollte der Spitzbube wieder? spionieren, wie's steht? Vielleicht schon jetzt stöbern, plündern — sich für später hier umtun? Hä? Soweit war es noch nicht! Ein Fieberchen — nichts als ein Fieberchen — ein liebes, kleines, verfluchtes Fieberchen — würde man schon kriegen! Wer nicht in die Erde beißen wollte, bekam kein Würgen in den Schlund! Er wollte nicht — wollte nicht. —

Klinglingling —! klapperte am zweiten oder gar am dritten Tag die Schelle. Der Alte zerrte sich die Decke über die Ohren.

Draußen stand Ksü und lauschte und klingelte.

Man mußte hinein. Es war vielleicht etwas passiert. Man mußte doch sehen. Er war doch ein Mensch, der Hsü! War er schon tot — schon kalt? Ach nein, ach nein, er hatte ihn noch vor einer Stunde husten und schwatzen hören, wirr und gell . . . Man mußte doch was tun. Man war doch der einzige, der ihm nahe stand, sein Nachbar, sein vertraulicher Freund. Man konnte ihn doch nicht elendiglich verkommen lassen. Ihn und die Katze . . .

Klinglingling —! klirrte es hastiger und beschwörend. Er mußte hinein. Er pochte und donnerte. Klinglingling es klang wie Hilfeschrei. Was sollte denn mit ihm da drin werden, mit dem kranken, erbärmlichen Hsü und mit seiner Habe . . . „Hsü! — lieber Hsü! — Ich bin's, der Ksü —!“

Er seufzte, rief und lauschte.

Was kann man tun? Soll er umkommen, wenn er will! — „Liebster Hsü!“ Klinglingling! Pochpoch! Man war doch nicht aus Stein. Man war doch auch ein Mensch. Ein mitleidiger Mensch. „Hsü!“ rief er wieder. „Bestes Hsüchen! Machen Sie auf, wenn Sie noch können . . .! Gut Freund! . . . Ich bin's — der Ksü! Ich lauf' zum Arzt. Ich hole die Polizei — die Polizei!— Hören Sie — die Polizei —!“ Es blieb immer noch still. Es wurde fast noch stiller. Nur Mau-tz

Digitized by Google

heulte jammervoll, schlich hinter der Tür und zerriß mit ihren Krallen das alte Holz.

Klinglingling! Klopfklopfklopf!

Da schlurrte es drin. Mühsam, endlos. Ein Stock pochte. Polterte schwer gegen Wände, schleifte, und ein rasselndes Husten und Ächzen kam näher.

„Hsü! Bester Hsü!" rief es draußen gedämpft, zärtlich, ja glücklich, als konnte er den drin dadurch noch näher an die Tür zerren.

Tapptapp. Mau-z sprang wild gegen die Tür.

Nun wischte eine machtlose Hand, einmal — zweimal. — „Aufmachen, Hsü! Gut Freund — Hilfe in der Not — der Ksü ist hier! Nun geht's — nun noch einmal!" trieb der liebe Ksü. Da gab das Schloß langsam und tonlos schnappend nach. Ksü drückte und drängte von draußen, und die Tür sprang auf.

Der Prachtksü machte seine blankesten, süßesten Augen und holte tief und beseeligt Atem; doch da sprang er auch schon behende zu, im nächsten Augenblick wär' es zu spät gewesen, und umfaßte das Gespenst im Lumpenhemd und -schlafrock, wie es dem Bett entstiegen war, von der schwarzen Kätzin umbuckelt und umsprungen.

„Immer feindselig gegen alte Freunde. Ist das 'ne Art? Ist das billig und gerecht? Schämen Sie sich, alter Hsü. Da haben Sie's. Sososo . . . Nun gleich wieder rein ins Bett. Sosososo. Wo ist der Puls? Guter Geist. Ich lauf' zum Doktor. Ich habe unten eine Schafsbouillon, stark und würzig wie für den Kaiser, ich hol' sie; und ein Taubenei. Das ist fürs Leben. Dann lauf' ich zum Doktor — weg, Mau-z, such' Mäuse, such' Ratten!"

Dem alten Hsü war jetzt alles einerlei. Er begann wieder zu fiebern und zu plappern und mit wilden Augen um sich zu blicken. „Marder — Panther —" zischte er den guten, dicken Ksü an.

„Warum Panther? Ksü bin ich . . . Ksü —"

Eine Stunde später kam der Arzt. Ein alter erfahrener Gelehrter, der im Hauptamt Leichensalber war und deshalb genau wußte, was los war. Er wohnte in der Nähe. „Auf meine Rechnung," sagte Ksü noch einmal dienstfertig. „Bis er zu Kräften kommt."

„Wird nichts mehr mit Kräften werden," brummte der alte Herr und kratzte sich mit dem zweizollangen Kleinfingernagel unterm Zopf.

Ksü zog ihn am Ärmel, hob sich auf die Fußspitzen und flüsterte: „Muß er sterben?"

„Wenig Aussicht, die Lunge . . . keine Aussicht, das Herz. Elendes Alter, erbärmlicher Körper. Ist Pflege da?"

„Ich kann pflegen."

Die allwissende Kapazität schwieg. Es war gleich, wer pflegte.

„Wird er heute schon —? Wird er nochmal zu Verstande kommen?" fragte Ksü mit blanken Augen und strich sanft über sein Kinn. „Ganz zu Verstande?"

„O schon. O schon," sagte der gelehrte Greis und kratzte sich im Ohr. „Das ist die unbekannte Regel," sagte er und nieste wie ein Tiger.

„Ist die Regel —!" wiederholte Ksü demütig und dankbar und verbeugte sich. —

Nun war er hier drin, der liebe Ksü. — Wenig Aussicht. — Wie? — Keine Aussicht! Würde er ihn pflegen und päppeln, daß er wieder zu Kräften und zu — Verstande kam? Man würde sehen. Wer wird's bezahlen? . . . Man wird sehen. Er war kein freundlicher Mann, der Hsü. Ein harter Mann, der jeden andern im Elend und Dr— verkommen lassen würde. So war er, der Ksü, nicht . . . und er sah mild nach der Seite, wo die Kästen und Schübe waren, sah sich um und blinzelte mit den Wimpern. Ein freundlicher, ehrwürdiger Mann, der Arzt, und gescheit, sehr gescheit, versteht seine Sache . . . Er wird's gut versteckt haben und den Schlüssel in der Matratze. Kann er's mitnehmen? . . . Nein. Er wird schwach sein und seine Ruh' haben wollen. Er wird mit sich reden lassen. Er wird's selbst durch die Nächte bedacht haben. Man könnte eine schöne Leiche herrichten, mit Grabkammer und Stein — man wird sehen, ob es sich lohnt, ob er ein reicher, ein vermöglicher Mann ist.

Ksü blickte nach dem Kranken hinüber und näherte sich auf den Fußspitzen dem Lager. Ksü blieb über Nacht oben bei dem Freund und wartete auf sein Erwachen und tat ihm allerlei Lindes, wie es der Arzt geheißen hatte.

Am Morgen kam der illüstre Weise wieder und schüttelte den birnenförmigen Kopf. „Wird er nochmal zu Bewußtheit kommen?" fragte Ksü.

„Was willst du von ihm?"

„Ach bloß ein freundliches Wörtchen, Herr Doktor." Der nickte, kratzte sich und ging. Es schien ihm nicht sehr wichtig — das und der Hsü und der Ksü. —

Gegen Mittag endlich wachte Hsü plötzlich auf und suchte sich aufzusetzen. Ksü schnarchte gerade wieder friedlich und freundlich lächelnd in der Ecke. Der Alte rief ihn krächzend — sogleich von neuem ergrimmt und außer sich, daß jener hier drin war. Schließlich warf er mit dem Stock nach ihm.

Digitized by Google

Die Soubrette. Gemälde von Walter Miehe

(Aus Ed. Schulte's Kunsthandlung, Berlin)

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Da fuhr Ksü empor. Riß die Augen auf. „Ausgeschlafen, bester Hsü?“

Der Alte schien wieder bei Verstand zu sein. War bei klarem Verstand. Ksü kam sacht und lächelnd auf den Fußspitzen herangeschlichen. „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan,“ sagte er beteuernd und leise, um das Wunder nicht zu stören. „Da hat es mich für ein Minütchen übermannt. Was tut man nicht für einen guten Freund?“

„Trinken!“ verlangte der Alte rauh. Hsüs Augen schweiften umher, während er trank. Glitzerten über Ksü hin und zu seinen Schränken und Verschlüssen. Ksü lächelte sein süßestes Lächeln.

„Nun ist's überstanden, alter Hsü. Haha. Nun wird es bald wieder, bester Hsü. Wollen wir hoffen.“ Hsü starrte ihn an, als verstünde er nicht.

Er bewegte sich ungeduldig, unruhig und hastig. Und plötzlich tastete seine Hand unter der Decke über das Lager. Ksü hielt den Kopf schräg, als sähe er nichts. „War — der Arzt hier?“

„War hier. Ein kluger Mann.“

„Was sagt er?“

Ksü wiegte den Kopf. „Gutes.“ Der andre öffnete bloß die eingesunkenen Augen weiter. Er hatte gestern recht gut gehört, was der Arzt gesprochen hatte, hatte's hinter dem Fieberschleier und in verstockter Abseitigkeit und Qual verstanden, eh' das Feuer ihn ganz verschlang.

„War er wieder hier?“

„War hier.“

„Was sagt er heute?“

Ksü strich lind sein Kinn.

„Ich will wissen. Ich muß wissen!“

„Warum?“

„Ich habe noch zu ordnen. Ich muß wissen —“

Ksü blickte schräg. „Kein Arzt kann wissen,“ sagte er leise. Des Kranken Hand glitt ruhelos über die Decke und darunter über die Matratze, oder wie man das Gelump nennen wollte.

„Nun, es steht schlimm, Hsü. Sehr schlimm.“

Der andre richtete sich noch höher auf: „Muß ich sterben?“

„Wer weiß es. Es kann sein. Und wer noch etwas zu ordnen hat, der soll's schnell tun,“ sagte Ksü leise.

Dann lag der Kranke wieder starr. Seine wächserne Hand zitterte verkrampft auf der Decke.

„Was quält Sie? Wir müssen alle sterben, lieber Freund Hsü. Morgen trifft's mich. O schon, o schon. Was kann man machen? Ist es Ihr Hab — ist es Ihr Gut und Geld, was Sie quält? Man kann's nicht mitnehmen. O nein. O nein. Man kann es nicht. Wir haben schon darüber gesprochen, bester Hsü. Sie hätten's schon ins reine bringen können, liebster Hsü, und hätten nun Ihre Ruhe. Was ist's? Ich bin da.“

Das Fieber begann von neuem. Die eingefallenen weißstoppeligen Wangen flammten auf. Man hörte bloß des Kranken Atem keuchen.

„Lauf zum Stempelschreiber — zum Notar, Ksü. Hol' ihn her!“

„Den Stempelsch —“

„Ja. Gleich! — Lauf!“

Ksü blickte mißtrauisch und streichelte sanft seine Hände. „Es ginge auch so, Bruder Hsü, wie es nun steht. Ein Stück Papier mit Ort, Datum und Unterschrift. Ich könnte's vorschreiben. Du unterschreibst. Macht gar keine Mühe. Ist rasch geschrieben.“

„Lauf zum Schreiber — zum Notar. Ohne Widerruf und ganz sicher — 'n Notar. Bloß einen Notar! Lauf!“

„Ist recht —“ sagte Ksü immer noch lauernd und wandte sich sacht zur Tür. Konnte man ihm trauen — dicht vorm Tod? ... Er sah sich zaudernd um und ging langsam auf die Tür zu, zögernd, erst mal bloß zum Schein — immer nach rückwärts lauschend und zur Seite blinzelnd.

„Ksü!“ Der drehte sich rasch um: „Na?“

„Ich muß vorher noch etwas haben.“

„Was?“

„Ich muß vorher was nachsehen —“

Ksü kam leise zurück. Des Kranken Blick stach nach ihm. Es war, als ducke sich die ganze Gestalt unter der Decke.

„Was willst du, Bruder Hsü?“

Der würgte und kämpfte.

„Mach' schnell oder ich lauf'!“

Hsü suchte und wühlte in der Matratze. Ksüs Augen wuchsen ...

„Da — dort —!“ Hsü deutete mit krampfhaft gerecktem Finger nach einem eisenbeschlagenen Kasten. Mit der andern Hand brachte er wie aus einem Schraubstock einen Schlüssel zum Vorschein. „Schließ auf. — Bring her!“

Der Ksü nahm schweigend. Schloß auf. Spähte, schlang mit den Blicken, bückte sich, stürzte fast hinein. Eine stattliche stählerne Truhe stand darin.

„Bring her!“

„Ist verschlossen!“

„Bring her!“ Hsü schob sich verzweifelt höher, als wollte er mit letzter Kraft vom Lager springen. „Ich muß nachsehen ...!“

Ksü stand unschlüssig, die schwere Kassette in den Armen. Seine Zungenspitze ging

Digitized by Google

zwischen den Lippen von links nach rechts und zugleich seine Augen von rechts nach links, was ungeheuer schwierig war und seiner verzweifelten Lebenslage sichtbarlichst entsprach. Und plötzlich durchblitzte ihn ein fürchterlicher Gedanke. „Wollen wir es nicht ohne Schreiber machen?“ fragte er fast klagend, und seine Arme zitterten unter der Last.

„Bring her und lauf. Das Gericht —“

„Du kannst nicht allein bleiben. Das wär' unbarmherzig.“

Der Alte schnaufte und wimmerte in Ohnmacht und Qual und schien doch jäh erschöpft. „Dann bleib —!“

„Ja, Hsü, ich bleibe!“ Die Augen des biedern Dicken strahlten auf und lachten. „Ich bleibe —“ sagte er munter und herzlich zuredend und bis zum Haarboden gespannt und selig.

„Setz' wieder weg. Schließ zu und bring den Schlüssel. — Lassen wir alles!“

„Was heißt alles?“

„Sollen sie damit machen, was sie wollen! Das Gericht — die Leute — —“ sagte der Alte müde und rauh in der Kehle und röchelte. „Sollen es stehlen — rauben — verschleudern...!“ schrie er.

„Das Gericht, die —“

„Gib den Schlüssel!“ klang es wieder drohend und schärfer.

„Hsü —“

„Oder ich schrei' um Hilfe!“ klang es wild und gellend.

Ksü wand sich in unsäglicher Not, die schwere Kassette im Arm, die er kaum noch halten konnte. Was sollte er tun? Was sollte er tun? Den Schlüssel — zum Notar laufen —

‚Nun schön,‘ dachte er plötzlich ruhig, denn die Last und die Qual der Wahl wurden unerträglich. ‚Ich werde gehen. So oder so —‘ und er trug die märchenhaft schwere Kassette zum Bett.

„Ich lauf', Hsü. Ich lauf' und renn'. Ich nehm' ein Läuferchaischen. Ich werde fliegen wie eine Schwalbe. Du stehst vor deiner letzten Stunde, Hsü — bedenk', was du tust,“ sprach er nahezu wimmernd vor Eindringlichkeit und Freundschaft, vollführte mit Armen und Beinen wunderliche Bewegungen und sah auf die schwere Kassette und auf Hsüs Lager und rastlose, ruchlose Hände, die sich wieder unter der Decke zu schaffen machten. „Ich lauf' — ich lauf' —“

„Lauf!!“ schrie der Alte.

Ksü flog zur Tür. Sah zurück, förmlich zurückgerissen. Die Kassette lachte, schimmerte, hielt mit Ketten — Hsüs versteckte Hände quälten, schreckten und drohten. Er stand wie angepflockt. „Soll ich bleiben, liebster — Hsü?“

„Lauf!!“

Da lief er blindlings. Stürzte hinab und zur Haustür hinaus. 'n Chaischen, betete er. Wo war bloß so ein blaubehoster Hundesohn mit weißem Pilzhut und seiner Karre — seinem Wägelchen — seiner Schwebedroschke — seinem Sänftchen! Ach, ach! Der Notar wohnte weit, am andern Ende der Stadt.

Er trabte, seufzte. Dann blieb er jählings wieder stehen und sah auf das jämmerliche kleine Haus zurück. Die Kassette — Hsüs versteckte, heimlich wühlende Hände, er konnte sie nicht vergessen — und da entzündete sich in der nächsten Sekunde ein Gedanke, eine schreiende Erinnerung in ihm: neben dem Lager, neben den Tropfen und Pülverchen aus getrockneten Maulwurfsaugen, neben der Funzel hatte das Feuerzeug gelegen! Beinahe hätte er geschrien. Er faßte sich an den Mund. — Lauf, lauf — immer mit der Ruhe, mahnte er sich selbst. Er kann's auch bloß zerreißen — zer — rei — Er tat ein paar — bloß fünf — zehn blinde Schritte zurück. Dann drehte er abermals, wie gewirbelt, um und schoß wieder davon. Hat nicht die Kraft zum Zerreißen. Schuldverschreibungen — goldsichere Staatspapiere — Schuldscheine — fest wie Leinwand — hat nicht die Kraft — und viel zu viele — bis zum Rande voll das Kästchen, das große, schwere, süße Kassettchen, zum Überfließen voll, das herrliche, li-i-i-ebe, süße, wunderbare Stahlkassettchen — er hüpfte ein paarmal im Gehen und stolperte vor Entzücken. Aber verbrennen — he? Seine Füße wurden zu Blei und Eisen. Hsü — niederträchtiger Kerl — elender, hinterlistiger Filz — Hund — habgieriges Schwein, das keinem andern den fauligsten Bissen gönnt — lieber frißt er's und erstickt daran, eh' er's daläßt — oder verbrennt's — verbrennt's — Feuer — Feuer! hätte er beinahe geschrien. Ich will nachsehen, sagte er hastig. Ich will ihn etwas fragen — nein, was ist zu fragen? Ich will an der Tür horchen und durchs Schlüsselloch sehen und riechen. Soviel ist Zeit! Er stand wieder und zitterte. Tat ein paar närrisch springende Schritte zurück. Kinder kamen gerannt und johlten — Ksü —! Ksü —! Prachtksü!—Dreckksü!... Was soll ich tun? Lauf zum Notar! Eine Sänfte! „Holt ein Sänftchen, ihr lieben, kleinen Kinder! — ihr Schätzchen — ihr Goldkinder — ihr Hyänen — ihr Aaskrähen!“ wimmerte er ... Vielleicht brennt es schon, ist zerrissen — zerfetzt, die herrlichen Papierchen und Schmuck und Bröschchen und Spängchen. Er tanzte ein bißchen auf dem

Digitized by Google

Fleck wie ein Trunkener oder Besessener. Und rannte unversehens und plötzlich nach dem Haus zurück. Und in ihm klagte es — du bist verrückt! Lauf zum Notar! Du verlierst die Zeit, die kostbare, liebste, herrliche Zeit — jede Minute ist Gold — jede Sekunde ist blankes, allerliebstes, süßes, herrliches Gold! Seine Knie zitterten, sein Atem keuchte, seine Augen tränten — bis er müde und ganz verzweifelt war und wieder stehen blieb. — Geh zum Notar, flüsterte er fromm und geduldig. Die Geister mögen helfen ... Und er kehrte hastig wieder um. Das Gassengesindel kreischte, stieß ihn und warf ihn mit saftigem Schmutz und mit stinkenden Steinen. Er ging verträumt, erschöpft und zerspalten, bis er plötzlich ein Wägelchen, ein Sänftchen sah und einen gespitzten weißen Pilzhut davor und dahinter. Da begann er wieder zu laufen, er schrie, sprang hinein und jagte die Läufer wie die Hasen.

Aber der Stempelschreiber — der Justizrat war in einer Sitzung. Ja — ach ja! So ist das! So ist das! Ihr Drachen! Er flog und hastete zu einem andern. Zu einem dritten. Ja — ja — der war beschäftigt, der frühstückte gerade und riß sich kein Bein aus. In einer Stunde — abgemacht, fertig, 'raus! Verehrter Herr — erhabener Herr — du Faulenzer! du Tagedieb! du Lump! Er würde vielleicht kommen. Wiedersehen — marsch!! — Und Ksü ging leise und demütig hinaus. In einer Stunde —! Es war zum Weinen — zum Beten — zum Zopfausraufen —! Eine Stunde — ach, eine Stunde war gar nichts! Ein Hauch. Ein Nichts. Eine Fliege. Ein Mückchen. Inzwischen war er selbst wieder dort. — Nach Hause! Er schoß zur Tür hinaus. Sprang in das Kippelchaischen. Lauft zu, ihr Lümmel! ihr Bestien! Würde genug Geld kosten, das Dröschkchen! Mochte es kosten. Hundert — tausend — eine Million — nein, er würde handeln und drücken. Hsü würde zahlen — so oder so! Schneller, ihr Buben — verdammter Pilzhut da vorn — schneller — schneller — he — he — he! — Sie flogen dahin. Wie lange war er schon fort? Eine halbe Stunde — länger? Dreiviertel — vielleicht gar eine ganze Stunde — schneller, schneller, du Hundesohn da vorn — meine Schwalbe — mein Kranich — mein Adler — mein Pfeil! Ich habe Eile — ein Sterbender — wie die guten Geister wollen — die lieben Gei — die verruchten Kobolde —! Schneller, du Kröte — du Laus —

Da — da — da waren die ersten Winkelgassen. Immer um spitze Ecken. Ach, ach! Lauter verwünschte spitze Ecken, wie verhext! Nur aus tückischer Absicht! Und die Gassen so schmal, daß man kaum hindurch konnte, daß man festsaß und erstickte. Die Leute schimpften, drohten und höhnten. Und Ksü thronte dazwischen still und hehr wie ein Pfauenfederlord — wie ein Gelberjackenjunker — wie der Kaiser, wie Buddha und hätte platzen können vor Wut, Hast und Angst. Tränen liefen ihm über die fetten, zitternden Backen. Bitten und Flüche quollen aus seinem Munde. Da sprang er herab, zahlte zu wenig und lief davon ...

⁂ ⁂ ⁂

Aber da liefen auch schon andre Leute. Warum sollten sie nicht laufen? Er beachtete sie gar nicht. Auch andre hatten Eile. Hatten Geschäfte. Hatten Sorgen und Lüste. Man stieß ihn, das war grob. Er stieß wieder mit seinen dicken Händen und seinen breiten Füßen und machte sich geschickt aus dem Staube — ho —! ho —! ho —! das konnte er ebensogut und kräftig — feste! Nun würde's bald aus sein mit dem Prachtksü — mit dem Dreckksü! Nun würde's bald heißen: Verehrter Ksü — erhabner Ksü — Euer Wohlgeboren — Exzellenz! Nach Hause! — Platz da! — Macht Platz, ihr Flöhe! ihr Wanzen! Man rannte und stieß, heulte und rief —

Nun war er um die letzte Ecke.

Und nun stand er still, und in seiner Haut staken plötzlich tausend scharfe, reißende Nadeln.

Er stürzte mit einem gellen Ruf weiter. Aus der Tür kam Qualm. Hinter den Fenstern oben —

„Feuer!!" schrien die Leute, schrie er selbst und schoß auf das Haus zu und in das Türloch hinein.

Die Stiege hinauf, auf der die Luft dick und heiß stand, ein Qualm zum Ersticken. Die Wohnungstür auf — Flammen! Hinter der Stubentür Flammen! Er tanzte zurück. Er sah eine riesenlange Gestalt sich krümmen, sich aufrichten, hörte sie heiser schreien, sah sie wie einen Lappen zusammenfallen — einen stählernen Kasten in einem brennenden Bett schwimmen — Papier lohen und fliegen — Papier — Papierchen — die Glut sengte ihn, der Qualm erwürgte ihn, er legte die Arme dagegen, doch es trieb — jagte ihn wie ein rasendes Tier zurück. Er fiel — stürzte die Treppe wieder hinunter. Leute stürmten von unten herauf, er stemmte sie tappend und kreischend übern Haufen. Papier — Papier —

Und dann stand er mit versengtem Zopf und schwarzer Nase in der freien, frischen Luft und atmete tief. Und war müde.

Er sah sanft und schief und wehmütig vor sich hin. ‚Hsü, du Geier!' dachte er. Das war schlecht gespaßt.

Digitized by Google

‚Sein Lädchen!' dachte er und fuhr erschrocken herum. Auch er hatte allerlei da drinnen. Er rannte hinein. Raffte zusammen. Trieb geschäftig die alte blöde Magd hinaus, lief selber wieder hinaus, rief Feuer! und Hilfe! Ach! Ach! Ach! — aber es brannte noch gar nicht, und er war gut versichert, reichlich versichert. Auch sein Häuschen. Er rief nicht allzulaut. Er paßte nur scharf auf und dachte dazwischen gekränkt und wütend an das schmerzhafte Droschkengeld — und an den großen Doktor — ach! ach! — nun, er würde den elenden Pfuscher niemals bezahlen.

‚Hsü, du Geier! Du Krokodil! Flammen sind gefräßige Würmer. Noch gefräßiger als du. Sie haben dich selbst gefressen. Ein grausiges Ende. Das andre wäre friedlicher gewesen für dich und für mich und mir lieber. Du mißgünstiger Pelikan! — Du Pavian! — Du Wolf! — Du gieriger Storch! — Du Schlange — du Schuft —! So eine hübsche, redliche Sache! So eine gute, prachtfeine Idee, süß wie Maulbeerträubchen.' Seine dicken Backen zuckten, und seine ungeheuer schrägen Schlitzaugen standen noch schiefer und blanker und weinten. ‚Soll man dran denken? Soll man klagen? Was kann es nützen?' dachte er sanft. ‚Es gibt andres, wenn man klug ist und demütig und wenn man Glück hat —' dachte er und achtete schielend auf sein brennendes Häuschen und auf sein Lädchen. „Du gebratener Haifisch!" seufzte er und zwinkerte mit ganz schmalen Schlitzen. „Du geröstetes Nashorn! Ob es abbrennen wird? Es brennt ... es brennt ...! — das Haus — auch das Lädchen! Mag es brennen ...! Feuer —!" rief er, aber nicht zu laut. Und er leckte mit der Zungenspitze von links nach rechts zwischen den Lippen und drehte die Augen von rechts nach links, und das sah diesmal fast wie ein schlaues, wehmütiges Grinsen aus.

Die Mutter

Fünf Nächte sah ich meine tote Mutter jetzt im Schlaf,
Wie ich als Kind sie einst daheim auf der Kellerstiege traf,
Im schwarzen Kleid, einen leeren Krug in der rechten Hand,
Das Antlitz in den linken Arm vergraben, gepreßt an die feuchte Wand.
„Sag', warum weinst du, Mutter?" frug ich jede Nacht
Genau wie damals, „laß mich wissen, was dich traurig macht."
Heut endlich rief sie bitterlich in sich hinein:
„Die Fässer trocknen aus, ich finde keinen Wein."
„O laß den Wein! Wer trinkt in unsrem Haus?
Sei nicht mehr traurig, Mutter! Ich freu' mich überaus,
Daß ich im Traum dich treffe. Denn siehe, nun bin ich Mann
Und doch so einsam, daß ich schier nicht leben kann.
Ich finde zu wenig Liebe und brauche Liebe so sehr.
Zuweilen scheint mir wohl, als liebe mich irgendwer,
Doch wenn ich trinken will den Trank des Glücks, verdurstend fast —:
O Mutter, ich bin ein unstillbarer Gast."
Da zuckt ein Schmerz durch sie wie ein Messerstoß,
Ihr blasses Antlitz löst sich von der Mauer los,
Und ihre dunklen Augen blicken nach mir her:
„Und wenn du trinken willst, sind alle Fässer leer.
Deswegen, armes Kind, deswegen wein' ich ja,
Deswegen steh' ich auf der kalten Stiege da,
Deswegen halt' ich ja den leeren Krug —
O für uns beide hat die Welt nicht Wein genug! —
Deswegen lauf' ich stiegenauf und -ab. Du bist als Mann
Einsam und unstillbar — und ich — bin schuld daran. — —"

Johann Friedrich

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Irene Forbes-Mosse: Gabriele von Alweyden oder Geben und Nehmen (Stuttgart 1924) — Gustav Renker: Die Hospizwirtin (Berlin 1924) — Walter von Hauff: Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman (Berlin 1924) — Paul Fechter: Die Kletterstange (Stuttgart 1925) — Julius Berstl: Das Bild im Spiegel (Braunschweig 1924) — Geert Seelig: Klaus Groth. Sein Leben und Werden (Hamburg 1924) — Eugen Kilian: Aus der Theaterwelt (Karlsruhe 1924)

Zierate, Kabinettstücke, geordnete Kleinodien der Erzählungskunst waren es, die Irene Forbes-Mosse bisher in den Vitrinen ihrer Novellenbüchlein — „Berberitzchen" und „Laubstreu" — der deutschen Leserwelt beschert hat, und die wir hier mit der schuldigen Sorgfalt des Kunstfreundes ins rechte Licht zu rücken versuchten. Wer von den Kennern, d. h. Verehrern dieser mit dem Silberstift Schreibenden hätte sich nicht schon bei dem Wunsch ertappt: aus der Fülle ihrer kostbaren Stimmung- und Milieuschilderungen möge einmal ein geschlossenes Werk, ein Roman von ganzer Lebensreichweite sich kristallisieren, eine vollgültige Beglaubigung ihres dichterischen Vermögens, ihrer seelischen Vertiefung, ihrer geistigen und künstlerischen Eigenart. Dieser Wunsch ist jetzt — nein, er scheint erfüllt. Ihr neues Buch Gabriele von Alweyden oder Geben und Nehmen nennt Irene Forbes-Mosse einen Roman; aber wenn ich auch weit entfernt bin, diesen Begriff nach dem Streckbett alter Fach- und Schulweisheit abzumessen, scheint mir die Erzählung doch zu einer anderen Gattung, als der des eigentlichen Romans zu gehören. Was die Dichterin hier auf 176 Seiten bietet, ist im Grunde die bei ihr bekannte und liebenswerte Plauderei höchsten Stils: ein träumendes Sichversenken in ihre stille, vornehme Umwelt, in Erinnerungen an liebe Menschen, Gefühlsspiegelungen, lächelnde, mit erlesenem Geschmack geübte Kritik, schonender Sarkasmus, Wehmut und — hier am Schluß gar — eine verhaltene Träne, die hinter der Wimper zittert.

Was geht vor? Gabriele von Alweyden wird von einer langsam keimenden Neigung zu einem älteren Verwandten, Felix, ergriffen. Auf einer zweisamen Abendwanderung — dem künstlerischen Höhepunkt der Erzählung — kommt es zu einem Geständnis ihrer gegenseitigen Liebe, deren Gültigkeit und Tragweite aber trotz aufgedrücktem Lippensiegel nicht von Dauer ist. Ein schwerer Unfall, der einer anderen, älteren Verwandten zustößt — sie erleidet gräßliche Brandwunden, die dauernde Spuren hinterlassen — veranlaßt Felix, der dort seine älteren Pflichten zu erkennen meint, sich von Gabriele zurückzuziehen, die nun völlig einsam bleibt. Nur ein gefundenes Hündchen ist ihr letzter Freund und Trost.

Schon in „Laubstreu" war dieser düstere Ausklang und damit eine bedrückende Schwermut der Dichterin zu spüren; es wäre schade, wenn sie dieser Stimmung weiter nachgeben wollte — sie hat doch gute Wehr und Waffen dagegen. Und sitzt sie auch wie Dürers „Melancholie" düster sinnend und den Kopf aufgestützt, so möge die Dichterin doch nicht vergessen, daß auch sie Kranz und Flügel trägt ... Wenn jene den Zirkel in der Hand und alle Hilfsmittel der Wissenschaft um sich hat, so hält sie die verläßliche Schreibfeder und in Greifnähe sind ihr alle Hilf- und Trostmittel der Kunst und Kultur — sie braucht den Kopf nur ein wenig zu wenden, so sieht sie durch Leitersprossen eine lachende Küste mit strahlendem Stern darüber. Mich dünkt, dort liegt, nicht unerreichbar, das Land des Humors. Daß sie es leicht erreichen kann, beweist auch diese Prosa-Romanze wieder, so, wenn sie die Zimmervermieterin in einem kleinen Badeort beschreibt: „Frau Hauptmann v. Stubenrauch, eine dünne, ältliche Blondine, die aussah wie ein einstmals hübscher Musselinstoff, der mit zu viel Soda gewaschen wurde ... gehörte zum Geschlecht der Perlhühner; ihre weinerliche Stimme erregte erst Mitleid und dann Raserei. Auf ihrem Hinterhaupt war ein gewundener Fremdkörper befestigt, der sich durch dunklere Schattierung als solcher verriet. Frau v. Alweyden nannte ihn „den falschen Waldemar" und träumte davon, ihn durch einen besser passenden zu ersetzen: „Aber das ist eine spinöse Sache, Gabri, denn eher wird ein Mensch einräumen, daß er seine Großmutter ermordet hat, als daß er falsche Haare trägt."

Man sieht: Frau Melancholia versteht noch immer mit Humor und liebenswürdiger Bosheit ihre lieben Mitmenschen auf ihre kleinen Schwächen hin zu betrachten. Möge sie sich noch oft ihres Kranzes und ihrer Flügel erinnern, vielleicht gelingt doch noch einmal ein richtiger Roman, schrieb doch Theodor Fontane seine besten jenseits der Lebensgrenze, die der Psalmist auf siebenzig abgerundet hat.

Digitized by Google

Da bleibt Gustav Renker, der unseren Lesern kein Fremdling mehr ist, freilich längere Zeit, sich fabulierend zu betätigen, denn er hat erst die Hälfte dieser Lebensspanne erreicht. Seine neue Erzählung: Die Hospizwirtin zeichnet mit sicheren Strichen die Lebensgeschichte einer Italienerin, die als kleines Kind in den Armen ihrer erstarrten Mutter vom Wirt des Alpenhospizes, oder vielmehr von seinem Neufundländer im Schneesturm gefunden wird. Die Wirtsleute, ein kinderloses Ehepaar, nehmen das „Mareili" an Kindesstatt an und erziehen es zu einem gesunden, kräftigen Mädel. Nach dem Tode der Pflegeeltern übernimmt sie das gänzlich verschuldete und halbverfallene Hospiz; ihrer Tatkraft gelingt es, mit Unterstützung des alten Hausdieners Peter, in wenigen Jahren das Anwesen zu einem gutbesuchten Gasthof zu machen. Es ist ein eigentümlicher Vorzug der Erzählung, daß man sich von vornherein, schon bei der lebendigen Schilderung der Sturmnacht und Auffindung der Verirrten, vollkommen daheim in dem alten Hospiz fühlt und alles miterlebt. Dieser Vorzug ist hier gerade notwendig, denn so nehmen wir stärkeren Anteil an den Erlebnissen der Marie, die im allgemeinen nicht sonderlich aufregend und etwas alltäglich sind. Wir bleiben immer aufmerksam, wie wenn wir die Vorgänge in der Wirtsstube des Hospizes über ein Gläsle Roten hinweg beobachteten. Wir sehen da einen kurzen Liebesfrühling der Marie, als Walter, ein junger Münchener Maler, für einige Zeit im Hospiz wohnt, malt, kraxelt, und — die Wirtin küßt. Er weckt in ihr die Sehnsucht nach ihrem schönen Heimatland und verspricht, übers Jahr mit ihr dort hinzugehen. Aber wer nicht wiederkommt, ist der Walter, er hat in München eine andere gefunden und sich verheiratet. So macht sich denn Marie einmal allein auf, ihr Vaterhaus in dem Fischerdörfchen hinter dem Posilip zu suchen, an das sie sich noch dunkel erinnert. Aber sie findet weder das Haus noch irgendeinen Verwandten. Schließlich richtet die Einsame — die einen Heiratsantrag des alten Peter humorig abweist — einen Teil ihres Hospizes als Kinderheim ein und lebt und wirkt so, in ihrer Art glücklich, dort oben mit dem getreuen alten Knecht weiter. Und wenn ihr Leben köstlich gewesen ist ... Der nicht naturalistisch aber natürlich geschriebene Roman gehört zu den von Börries v. Münchhausen herausgegebenen Serien „Flemmings Bücher für jung und alt", auf die hiermit empfehlend hingewiesen sei. Sie bieten gediegene — dafür bürgt schon der Name des Herausgebers — gute Unterhaltungsbücher in solider Ausstattung, mit hübschen Bildern zu billigem Preise.

„Ein literarisches Ereignis ganz besonderer Art" nennt der Verlag den Nietzsche-Roman Im Siegeswagen des Dionysos von Walter v. Hauff. Das ist er ohne Frage, nur leider in anderem Sinne, als die Reklamebinde, die dem Buch umgeklebt ist, meint. Ich habe den Roman schon vor Jahren in der Handschrift gelesen; ein bekannter Verlag wollte wissen, ob es lohne, ihn zu drucken. Ich riet entschieden ab und der Verlag folgte diesem Rat. Nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung kann ich nur zu dem gleichen Urteil kommen. „Von ganz besonderer Art" ist es jedenfalls, wenn jemand eine Zusammenstellung von Zitaten aus den Werken Nietzsches und deren Nachahmung unbedenklich als einen selbstverfaßten Nietzsche-Roman ausgibt. Mir fällt da ein altrömisches Distichon ein, das in der Übersetzung etwa so lautet:

Rufus kauft ein Gedicht und liest es vor als das seine,
Denn was man sich kauft, nennt man das Seine mit Recht.

Ohne Frage hat Walter v. Hauff Nietzsches Werke gekauft. Mehr noch: er hat sie sorgfältig gelesen, und zwar nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit Nutzanwendung. Wenigstens den dithyrambischen Teil dieser Werke, wozu der Zarathustra und Ecce homo zu rechnen sind. Da schneidet der Verfasser wahllos ganze Seiten heraus und stückt sie — ohne Anführungszeichen! darin liegt das etwas Sonderbare dieses Verfahrens — aneinander, verbunden mit Hauffschem Mörtel. Gleich der erste Satz des Buches lautet: „Oh Himmel über mir, du reiner!" Das zweite Kapitel beginnt: „Seid mir gegrüßt, meiner Kindheit Gesichte!" Auf solche wörtlichen Sätze aus dem Zarathustra, deren Ursprung, wie schon betont, durch nichts kenntlich gemacht ist, folgen dann die geschwollenen und überschwenglichen Phrasen, die im Tonfall und in einzelnen Wendungen der Sprache des Zarathustra nachgebildet sind, nur daß für ihren Sinn und Zusammenhang der „Verfasser" glücklicherweise allein die Verantwortung trägt. Berichte über die Jugend Nietzsches werden mit dem immer gleichen rhetorischen Pathos, einer wahren Zarathustraparodie vorgetragen, auch wenn sie dem in bestem Prosastil gehaltenen Bericht Nietzsches „Aus meinem Leben" (vgl. „Der junge Nietzsche" von Elisabeth Förster-Nietzsche Kap. 2) entlehnt sind. Seite 55 ist wörtlich abgeschrieben, ebenso auf den nachfolgenden Blättern ganze und halbe Seiten. Höchst dürftig steht der Versuch da, Nietzsches Verhältnis zu Gott in bilderreichen Dithyramben zu schildern.

Walter v. Hauff hat als Mensch wie als Gelehrter sonst den besten Ruf. Um so unbegreiflicher ist bei ihm die Naivität, ein solches Buch zu schreiben, in dem Nietzsche durchweg als schwärmender Dionysier hingestellt wird, während in Wirklichkeit sein Leben ganz anders aussah. Er war im Grunde u. a. ein strenger Philologe (seine drei Bände „Philologica" beweisen das), und wie ihm tatsächlich auch um die Zeit, wo er mit

Digitized by Google

Freudentränen seinen Zarathustra dichtete, zumute war, zeigen seine Briefe, so etwa der vom 14. August 1881 an Peter Gast. Von der Mehrzahl seiner Werke, den Aphorismenbüchern, nimmt Hauff so gut wie gar keine Notiz, aber überall, wo er große Worte und stilistischen Lärm findet, greift er mit beiden Händen zu. Wobei er vergißt, daß man diesen in Gleichnissen explodierenden Dithyrambenschwung, diesen prophetischen Wortklang und getragenen Predigerton wohl anwenden kann, um hohe Gedanken auszudrücken, neue Ideen zu künden, nicht aber um einen Lebensabriß zu schreiben.

⁂ ⁂ ⁂

... Auf einem der gewohnten Sonntagsnachmittagsspaziergänge, die der Herr Rat Behrendt mit seiner Ehefrau Else — er nennt sie „Elsulein" — in der Richtung auf Schmargendorf zu machen pflegt, bemerkt er in einem Garten der Laubenkolonie eine Kletterstange. In ihrem Kranz hoch oben hängt verführerisch leuchtend eine rötliche Schlackwurst, und eine Anzahl Knaben bemüht sich, den Preis zu erringen. Schon ist einer so weit geklettert, daß er die Hand nach der Wurst ausstrecken will, da rüttelt ein anderer an der Stange und — der Kletterer rutscht herunter. Der Herr Rat schüttelt überlegen lächelnd den Kopf und bemerkt philosophisch im Weiterschreiten: „So geht's in der Welt, beinahe hat man's, da kommt ein anderer, und der Preis versinkt."

Der Herr Rat ahnt nicht, daß er damit sein eigenes Schicksal in ebenso knapper wie bestimmter Art vorausgesagt hat. Er selber wird nämlich, wie in dem Roman Die Kletterstange von Paul Fechter des weiteren zu verfolgen ist, mehrfach herabgeschüttelt, so oft er schon die Wurst gefaßt zu haben meint. Zuerst in seinem Eheleben, wo ihn ein ehemaliger Marineleutnant, jetziger Möbeltischler, von der Stange schüttelt, so daß er in die Scheidung von seinem „Elsulein" willigen muß, alsdann in seinem Beruf, wo er von einem neuen Chef, einem sehr schneidigen und sachlichen Geschäftsmann, heruntergeholt wird, und endlich auch in seinem Heim wie in seiner sozialen Stellung. Hier ist die Sache ein wenig verwickelter, der Abrutsch vollzieht sich mit mehrfachen Unterbrechungen, eingerissenen Splittern und Ruhepausen. Veranlaßt wird er durch Martha, das „Mädchen", das sich Rats zu Beginn der Geschichte zugelegt haben, das aber eigentlich eine Witwe ist, mit einem sechsjährigen Knaben und, was schlimmere Folgen hat: einem neuen Bräutigam, der bald ihr Mann wird; dem ehemaligen Chauffeur und Bootsmann Kieseweter. Es ist die humoristisch gelungenste Partie des launigen Romans: wie Martha immer mehr von der rätlichen Wohnung Besitz ergreift. Zuerst nimmt sie den Jungen zu sich, dann finden Geheimrats zu ihrem Entsetzen wiederholt Herrn Kiesewetter dort, dem es mitunter abends zu spät wird, um noch nach Hause zu gehen, und endlich muß es der Rat bald nach der Scheidung erleben, daß Herr Kiesewetter, der mit Glück die Chancen der Inflationszeit zu nutzen versteht, zuerst einen Teil der Ratswohnung mietet und dann das ganze Haus kauft, infolgedessen der gute Rat mit der ehemaligen Portierwohnung vorlieb nehmen muß. So scheint er am Fuß der Kletterstange angelangt zu sein, aber nur von da, von dem festen Boden aus, kann ein neuer Aufstieg beginnen, und schon reicht ihm „die mißratene Maria", seine jüngere Schwägerin, die Hand dazu.

Mit diesem tröstlichen Ausblick endet Die Kletterstange, der lesenswerteste und humorvollste Roman aus der unseligen Inflationszeit, der mir bisher vorgelegen hat. Paul Fechter, als Kunstschriftsteller und Literarhistoriker bekannt, klettert auf dieser Stange zum erstenmal im Wettbewerb um den Kranz (und die Wurst) des Erzählers empor, aber er rutscht nicht ab wie sein Rat Behrendt, er hält sich kräftig oben. Nur an ein paar Einzelheiten merkt man noch den Anfänger: öfter als nötig unterhält sich der Autor persönlich mit dem Leser, er tritt aus dem Rahmen der Erzählung und demonstriert, und ein paar Personen, die für den Verlauf der Fabel nicht unwichtig sind, der Tischler und namentlich die mißratene Maria, bleiben zu schemenhaft, als daß der Leser Interesse an ihnen nehmen, ja daß er den plötzlichen Entschluß der Maria, dem entgleisten Rat die Hand zu reichen, auch nur verstehen könnte. Aber das sind Belanglosigkeiten gegenüber den vielen Vorzügen des Romans, vor allem einem sich immer gleichbleibenden Humor, der Welt und Menschen ohne Grimm und Galle betrachtet, der ganz echt ist, weil er die Eigenschaften in sich vereint, die meiner Meinung nach unbedingt zu wirklichem Humor gehören: Heiterkeit, Güte, Lebensliebe und eine große Weltanschauung.

Ein eigenartiges Problem, zu dem einen leisen Anstoß vielleicht auch hier (wie anderweitig schon) eine berühmte Stelle in Goethes „Wahlverwandtschaften" gegeben hat, behandelt Julius Berstl in seinem Roman Das Bild im Spiegel. Zwei Doppelgängerinnen, die sich täuschend ähnlich sehen, verwirren die Sinne eines sonst durchaus normalen Mannes. Markwold glaubt auf der Straße seine Braut Doris zu sehen, aber es ist die Dirne Sonja, der er, ein wenig erhitzt vom Wein, in ein Freudenhaus folgt. Von da an ist es um seine Ruhe und seine innere Reinheit geschehen: immer glaubt er, wenn er bei seiner Braut und späteren Frau vornehmer Zurückhaltung begegnet, ihr sinnenheißes Spiegelbild vor sich zu sehen. Ein Schulfreund, der lange im Ausland gewesen, brutal und ungezügelt, tritt zwischen ihn und die Frauen. Er, der mit Sonja intim verkehrt, lüftet Doris gegenüber das Geheimnis des „Spiegelbildes" und nun beginnt zwischen den vieren ein psychologisches Schach- und Rätselspiel, in dem Kla-

Digitized by Google

witter — so heißt der „Freund" — zunächst die Führung hat. Der sonst so selbstsichere und korrekte Markwold wird aus der Bahn geschleudert; er kann es sich nicht anders vorstellen, als daß Doris und Sonja eine Person sind, und als er endlich beide nebeneinander sieht, ist er völlig gebrochen, treibt er wie ein Wrack auf den Wellen. Klawitter sucht diese Lage der Dinge auszunutzen und auch Doris zu erobern. Es gelingt ihm, die innerlich gemarterte Frau in einem Augenblick der Nervenzerrüttung und Bewußtlosigkeit in seine Wohnung zu schaffen. Sobald sie aber wieder zu sich kommt, erweist sie sich als die Stärkere. Als Klawitter einmal das Zimmer verläßt, um Wein zu holen, ruft sie telephonisch ihren Mann zu Hilfe. Er kommt, zerschlagen, wie ein Nachtwandler. Als er aber den Feind und Nebenbuhler vor sich sieht, erwacht der Mann in ihm, es droht zu einem Kampf auf Leben und Tod zu kommen, da tritt Doris, die in diesem Augenblick das Gesunde und Starke in ihrem Mann wieder aufleben sieht, zwischen die beiden. Sie fordert von Klawitter, daß er mit Sonja abreisen solle. Der verspricht es. Markwold und Doris aber gehen nach Hause. Jetzt erst werden sie ganz Mann und Frau sein.

Einen „psychoanalytischen Roman" nennt der Dichter sein Werk. Und obwohl dieser Untertitel nicht gerade schön klingt, trifft er doch das Rechte. Das Wesentliche in dem Roman sind nicht die äußeren Geschehnisse, die ich hier zu skizzieren versuchte, sondern deren Widerspiegelungen im Innern der Personen, die seelischen Verwirrungen, geistigen Hemmungen, die dort durch sie hervorgerufen werden. Es ist ein höchst fesselndes Kapitel der Sexualpsychologie in Romanform, von starker geistiger Spannkraft, dabei taktvoll und in schimmernder Sprache geschrieben — trotz seines schwierigen Stoffes das am sichersten hingestellte Werk Berstls.

Ein kleiner Bücherschatz von bleibendem Wert ist, namentlich für die Norddeutschen, das sehr schön und gediegen ausgestattete Werk Klaus Groth; sein Leben und Werden von Geert Seelig. Hier wird endlich einmal eine fühlbare Lücke im deutschen Schrifttum ausgefüllt. Gerade heute, wo sich die deutschen Stämme wieder auf ihre Eigenart, auf die Wurzeln ihres Wesens besinnen — und das mit Recht, ja mit Notwendigkeit — wird dies Buch ein „Quickborn", ein lebendiger Quell für alle sein, die niederdeutsche Mundart kennen und lieben. Geert Seelig, der Verfasser, war sicherlich der Berufene, es zu schreiben; erfüllt er doch damit ein Versprechen, das er dem Dichter noch bei seinen Lebzeiten gegeben, und für das er als Gegengabe von Groth selber mancherlei Stoff erhalten hat. Das Buch, mit vielen vortrefflichen Bildern geziert, liest sich wie eine dichterische Erzählung, es ist alles so wundervoll echt darin, schon darum, weil es mit Groths Versen, die alle aus lebendigem Drange geboren, an Volkslied und Volksleben anklingen, durchsetzt ist, wie ein Plumpudding mit Korinthen. Wer sich längere Zeit nicht mit Klaus Groth beschäftigt hat, erstaunt aufs neue über die unfehlbare Sicherheit, mit der dieser Nachbar Hebbels und Storms nicht nur das humor- und gemütvolle Volkslied, sondern auch die dunkle, schwere Ballade meistert, wie er die Natur und die gegenständliche Welt mit seltenem Wirklichkeitssinn erfaßt. In der ganzen norddeutschen Tiefebene wird dies Buch bald heimisch werden, ist es doch selber ein Stück Heimat.

Für „Theaterinteressenten", wie es in unserer immer schöner werdenden Zeitungssprache heißt, höchst anziehend darf das Buch Aus der Theaterwelt, Erlebnisse und Erfahrungen von Eugen Kilian empfohlen werden. Ein durchaus persönliches Buch. Aber weil die Person des Verfassers eben eine Persönlichkeit ist, weil Eugen Kilian mit Recht nicht nur als einer unserer feinsinnigsten, sondern auch furchtlosesten und gebildetsten Fachmänner in der keineswegs immer holden Welt des Scheins gilt, geht die Bedeutung des Buchs über seinen eigentlichen Zweck hinaus. Die hier wiedergegebenen Erfahrungen und Eindrücke sind vom Verfasser vornehmlich während seiner vierzehnjährigen Tätigkeit am Karlsruher und seiner achtjährigen am Münchener Hoftheater, weiterhin auf zahlreichen Vorstellungen, die er in anderen Städten im Lauf der Jahre geleitet oder gesehen hat, gesammelt. Für die theatergeschichtliche Forschung ist dieses breite und helle Streiflicht auf die Bühnenkunst unserer Zeit zweifellos von Wert; für die Mehrzahl der Leser wird die Darstellung der äußeren und inneren Entwicklung ebenso anregend sein, wie die vielen wechselvollen Bilder aus dem Theaterleben der Gegenwart, und die zahlreichen persönlichen Erinnerungen Kilians an Heyse, Greif, Ruederer, Wedekind u. a. Hie und da ist der Verfasser etwas einseitig. So wenn er von einem bekannten Meisterregisseur unserer Zeit spricht, der zu seinem sichtlichen Ärger mit einem Sommergastspiel am Hoftheater zu München Erfolg gehabt hatte. Aber Eugen Kilian darf man es nicht allzu übel nehmen, wenn er mitunter gereizt und ungerecht wird: ihm ist oft bitteres Unrecht geschehen. Wie wissenschaftlich und künstlerisch gründlich er im übrigen arbeitet, bezeugt sein soeben erschienenes Buch Goethes Egmont auf der Bühne. Nicht weniger als 218 Seiten über die Inszenierung dieses Dramas! Und alles mit einem staunenswerten Reichtum von Wissen und Erfahrung dargestellt! Kilian hat sich offenbar das Xenienwort zur Richtschnur genommen:

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe, die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt. —

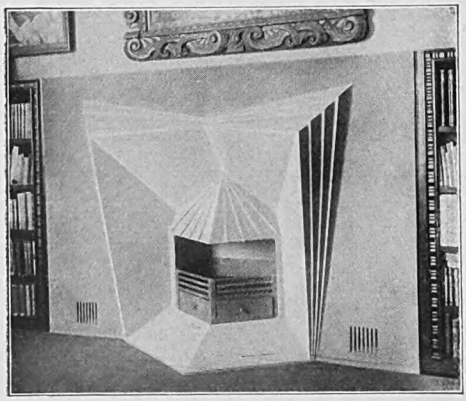
Digitized by Google

Digitized by Google

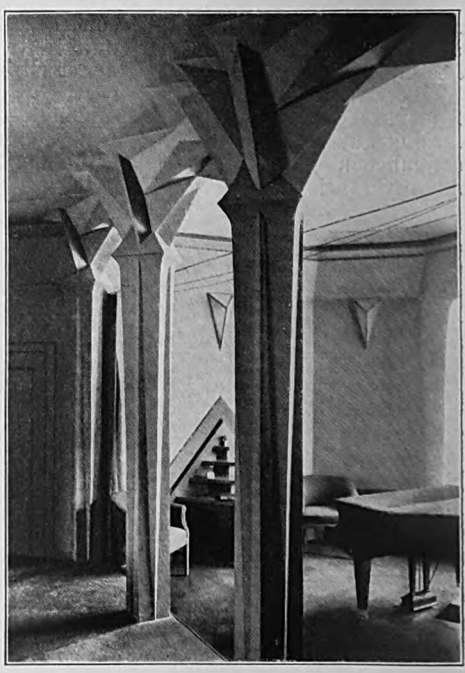
Digitized by Google

Digitized by Google

ein Verlust für die Kultur, wenn das Interesse für die edle Reit- und Fahrkunst abhanden käme. Veranstaltungen wie das Berliner Herbstturnier verdienen darum höchste Aufmerksamkeit. Und hierin wiederum weniger die großen Jagdspringen mit Totalisator-



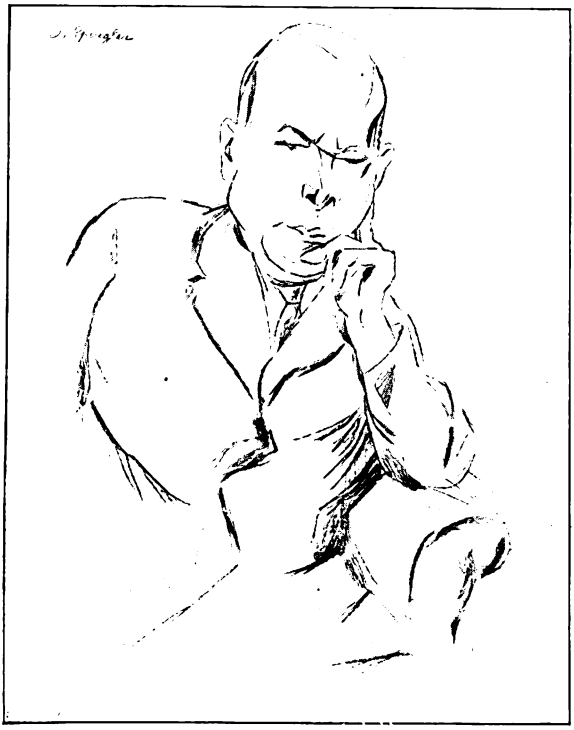
betrieb als vielmehr die Dressur-Prüfungen, die Prüfungen auf reine Schrittarten, Gehorsam, Seitengänge, kurz auf das richtige Reitenkönnen! Das Programm des Turnieres bot viel Abwechselung; auch Ausländer befanden sich unter den Konkurrenten: eine Abordnung von 25 der besten ungarischen Kavallerie-Offiziere, außerdem einzelne schwedische, schweizerische und holländische Offiziere. Es gab u. a. einen Patrouillenritt der Reichswehr-Regimenter, eine große Quadrille von 24 ostpreußischen Hengsten, einen Wettkampf der ländlichen Reitervereine aus dem ganzen Reich. Die besten Reiterinnen Deutschlands erschienen im Sportpalast und erkämpften sich Ehrenpreise. Die ganze Veranstaltung legte Zeugnis dafür ab, daß deutsche Pferdezucht und deutsches Reitertum nach Krieg und Zusammenbruch nun doch wieder einer neuen Blütezeit entgegenreifen. Jetzt, wo die Frühjahrsritte im Berliner Tiergarten wieder beginnen, da wird jedes alte Reiterherz traurig bewegt:



Oben: Landhaus in neuzeitlichem Stil
Entwurf der Architekten H. und W. Burkhardt, Berlin-Charlottenburg. Unten: Kamin und Musikraum

Digitized by Google

Digitized by Google



Oswald Spengler
Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

mehr eine Art Modenschau. Böse wird's, wenn man der „Arbeit" zusieht. Die Herren ihrer Begleitung wirken noch schlimmer. Früher hatte doch jedes halbwegs lebensfähige Individuum in Deutschland seine militärische Ausbildung. Da wurde der Körper erzogen — und der Wille. Die gesuchte Saloppheit — besonders der jungen und jüngsten Herren im Sattel — ist unausstehlich und unreiterisch: die emporgezogenen Absätze, die vorgeschobenen, hängenden Schultern, die Zügel lässig in einer Hand, womöglich in der rechten, die Zigarette im Mund, und — natürlich! — die Peitsche! Man wünscht diesen Leutchen einen tüchtigen Schwadronswachtmeister, der sie zusammenrisse wie in alter Zeit! — Unsere Reitturniere haben da ein großes Erziehungswerk vor sich!

⁂

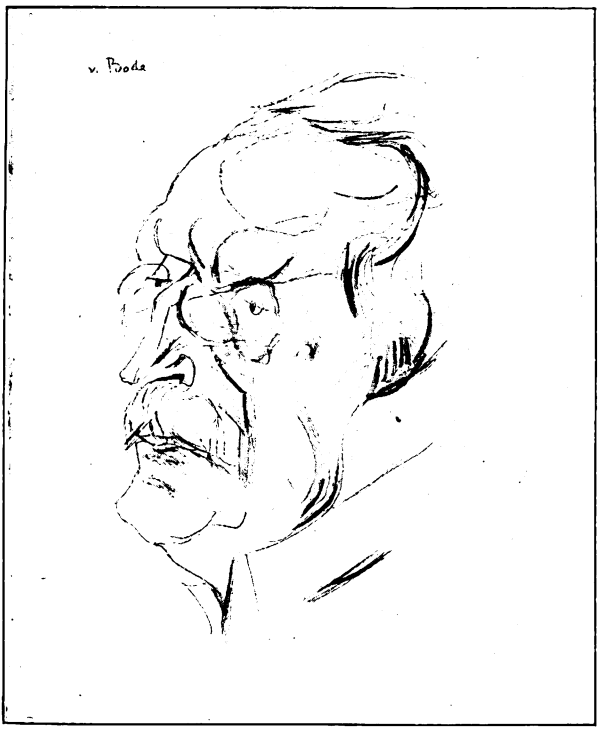
In der Villenkolonie Westend bei Berlin fällt ein kleines, einstöckiges Wohnhaus allen Spaziergängern auf, das auf den ersten Blick verrät: hier wird an die Ideen von Bruno Taut angeknüpft. Es sind junge Architekten — H. und W. Burkhardt in Charlottenburg — die eine Erneuerung der Baukunst erstreben. Die bisher üblichen Formen sind auch in der Innenausstattung verlassen. Es gibt nur wenig Möbel, fast alle Behältnisse sind als Wandschränke usw. eingebaut. Hauptgrundsatz: Der Hausfrau soll alle überflüssige Arbeit erspart werden, die Räume sollen bequem und hygienisch sein. Kühne Farbenverwendung soll dem Auge Freude geben. — Es wird von Wert sein, in Jahr und Tag von den praktischen Erfahrungen der Bewohner eines solchen neuartigen Wohnhauses zu hören.

⁂

Von dem jetzt in Amerika

Thomas Mann
Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

Digitized by Google

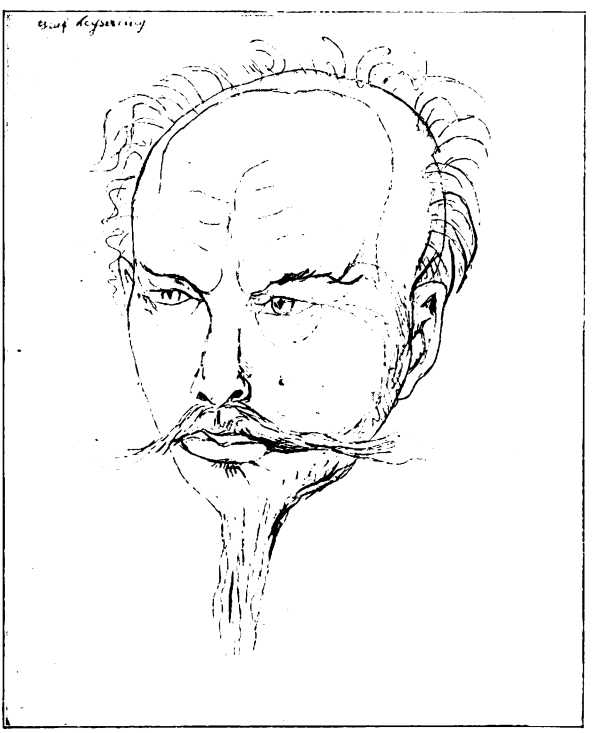


Wilhelm von Bode. Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

lebenden Porträtisten Leo Katz zeigt die Rundschau hier ein Damenbildnis, das einem abenteuerlichen Einfall folgt: Der Künstler hat über die Brust der jungen Frau einen Tiger hinter Gittern ins Bild hineingemalt. Es ist für uns ein Witz — möglich, daß man sich in amerikanischen Kreisen mit dieser Allegorisierung in vollem Ernst abfindet — die natürlich trotz allem eine Schmeichelei sein soll. Man entsinnt sich des vielgelesenen Buches von R. Stockton: „The Lady, or the tiger?" Monatelang bewegte drüben die Frage eine breite Gesellschaftsschicht: wer von beiden aus der sich öffnenden Tür heraustreten werde ...

Die köstlichen Bildnis-Steinzeichnungen Rudolf Großmanns von Oswald Spengler, Thomas Mann, Wilhelm von Bode und dem Grafen Keyserling entstammen dem Mappenwerk „Zeitgenossen", das der Kreis graphischer Künstler und Sammler im Verlag Arndt Beyer herausgegeben hat. Der „Kreis" versucht Werke von Rang in der graphischen Kunst und in der Kleinplastik zu sammeln. Durch eine neue Form der Subskription werden hier die Künstler mit den ihre Kunst Suchenden in Verbindung gebracht. Eine kleine Gemeinde hat so durch den „Kreis" Jahresgaben von Wert erhalten, Mappenwerke und illustrierte Bücher wie Stendhals Äbtissin von Castro mit handgedruckten Steinzeichnungen vom Grafen Luckner, Shakespeares Sonette mit Holzschnitten von Walter Teutsch u. v. a. m.

Den Reigen der Rundschaubilder beschließt ein Modebildchen von Poiret. Dieser geniale Tausendsassa hat sich da wieder eine kleine Teufelei ausgeheckt. Die Tournüre taucht in seinen neuesten Modeschöpfungen auf. Wir zeigen es, damit sich möglichst viel Damen über diesen Unfug entrüsten — mitmachen werden sie ihn ja doch, wenn er Mode werden sollte! — — — — —



Graf Keyserling. Steinzeichnung von Rudolf Großmann (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Liebespaar. Gemälde von Jacob Ochterfelt

(Aus der Kunstausstellung Karl Haberstock, Berlin W.)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / März 1925 / 7. Heft

Das wahre Gesicht

Preisgekrönte Novelle von Friede H. Kraze

Prinzeßchen stand am See. Auf dem Steg, der zwischen Röhricht und gelben Mummeln ein Stück ins Wasser hineinführte, stand das Prinzeßchen so steif und silbern, als sei in mailichem Übermut eine der silbernen Lämmerwolken vom Himmel gefallen und vor Schrecken darüber versteint.

Kerzengerade, eine dunkle Flamme in den blauen Augen, hielt sich die kleine Prinzeß in ihrer engen Schnebbentaille, deren Art, samt Reifrock und Paniers — man mag es getrost zugeben — draußen in der Welt schon eine rechte Weile aus der Mode waren. Prinzeß Sibylle trug nämlich ihrer lieben hochseligen Frau Mutter Hochzeitskleid.

Wer sie so stehen sah in ihrer brokatnen Pracht, mochte sich wohl staunend die Augen reiben. Hatte er geträumt, daß den petits bals champêtres von Trianon ein so jähes und grausiges Ende bereitet wurde? War es nur ein Traum, daß der blutrote französische Himmel wieder verblaßte? — Daß jenes Hasenjagen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt durch eines Volkes Einkehr und Gottes Gnade längst wettgemacht worden? — Und daß ein Hemd auf dem Leibe und ein zweites darüber vollauf genügten, ein Frauenzimmer angenehm auszudrücken notabene, wenn die Natur bei besagtem Frauenzimmer sich ein wenig Mühe gegeben? —

Nun, was das Prinzeßchen anlangt, so hatte sich die Natur bei ihm in keiner Weise versäumt. Und wenn es an andern Tagen sein lavendelblaues oder pfirsichblütnes Hemdchen über dem weißen darunter trug, so waren Ausdruck wie Eindruck gleichermaßen zufriedenstellend. Auch hatten Seine Durchlaucht, der Herr Vater, eine Mode, die ebenso unbefangen sich gab wie ökonomisch, durchaus in seine Gunst genommen. Denn es war nicht immer bequem, der pflichtbewußte Nachfolger eines Landesherrn zu sein, dem nur wenig Zeit zum Regieren blieb, weil das Leben — das Leben nun einmal so schön und so kurz ist. Gar zu viele Säulengänge waren nötig gewesen, Labyrinthe und Wasserkünste, Reitställe, geheimnisvolle Schlößchen, seidne Tapeten und vergoldete Meubles. Gar zuviel hatten die Herren Hofmarschälle gekostet, die Herren Hofjäger-, Hofstall-, Zeremonien- und anderen Meister. Die Hofdamen, Hofballettdamen und Hofpastetenbäcker. Dazu die vielerlei Aphroditen aus Marmor, aus Bronze, gemalt und gewebt, — die Aphroditen aus Fleisch und Bein — helle und dunkle, zarte und üppige, aber alle einmütig in der Unbeschränktheit ihrer Wünsche — schon gar nicht gerechnet. — Wenn für derlei Lebensbedürfnisse seines Herrn ein kleines Fürstentum die Gelder aufzubringen hat, so mochten noch so viel brave Landeskinder, in fremde Armeen eingestellt, ein gutes Stück Silber bringen und der, wie bereits erwähnt, pflichtbewußte Nachfahr eines so breitlebigen, sorglosen Herrn Vaters stand doch vor mehr als einer unruhigen Nacht.

Was, wo und wie sollte zuerst gebessert werden? Die Schulden, und daß die fürstlichen Kredite nichts mehr galten, war der drückendste Ehrenpunkt. Aber der Weg die Berge hinunter, wo jedes Jahr ein paar Pferde und ebensoviele Holzknechte das Genick brachen, war auch eine Schande. Es gab Häuser, wo es den fürstlichen Beamten in die Suppe regnete, und wenn man die Wäl-

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

der an den Hängen, die verantwortungslos seit Jahrzehnten geschlagen wurden, nicht bald aufforsten ließ, so mochten die Täler in kurzer Zeit eine völlige Sage geworden sein von dem abschwemmenden Geröll. Brücken waren auszubessern, ein Spital erschien als höchste Notwendigkeit, die Porzellanöfen in den fürstlichen Manufakturen waren veraltet. Auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft hätten die Erfindungen der Neuzeit genutzt werden sollen. Wie es stand, waren selbst die vorhandenen, einfachen Hilfsmittel kaum noch gebrauchsfähig. Es konnte sehr wohl geschehen, daß der alte Hofgärtner, den sonnverbrannten Filz peinvoll zwischen den Händen drehend, wie der Koloß von Rhodos sich aufstellen mußte, während, durch solche Maßnahme nicht vollkommen gedeckt, seine zwei Gehilfen eine bedeutungsvolle Tonne an dem Prinzeßchen, die mit Fräulein Adelaide auf der Terrasse Filet nähte, vorüberkarrten. Trotz aller schwitzenden Angst mußten aber gerade vor der Terrasse die Hinterräder des Kärrleins sich lockern, so daß besagte Tonne mit einem untertänigen Kompliment mitten auf dem Wege sich niederließ, und Fräulein Adelaide, das Mouchoir vor dem Gesicht, mit beschwörend erhobener Rechten über solch unerwarteten Prospekt, das Feld räumte. Während die Prinzeß mit hohem Näschen und spitzwinkligen Brauen, zuletzt laut lachend die Marmorstufen hinunterspringen mußte, um den unglücklichen Koloß von Rhodos vor einer Apoplexie zu bewahren.

Es war klar, daß mit so vielen Erfordernissen und dem festen Willen, ein verwirtschaftetes Land wieder in die Höhe zu bringen, Fürst Lucian nicht viel übrig behielt, weder für die Garderobe seiner Tochter, noch für Bildungsreisen seines Sohnes mit Hofmeister und kostspieligem Train. Vielmehr stand der Erbprinz, den Traditionen des Hauses getreu, vorläufig bei einem Kavallerieregiment — nicht dem allerkostspieligsten — in der Hauptstadt des Reiches. Aber mit kommendem Herbst sollte er heimkehren und unter Leitung seines Herrn Vaters sich auf das künftige Herrscheramt vorbereiten. Prinzeß Sibylle hingegen, deren Geburt die Fürstin mit ihrem jungen und, wie sie meinte, nicht gerade beneidenswerten Leben erkaufte — das Prinzeßchen mußte so verheiratet werden, daß nicht nur Trousseau und Mitgift fortfallen konnten — sondern zugleich der Herr Gemahl in der Lage wäre, dem Kredit des durchlauchtigen Herrn Schwiegervaters wieder einiges Ansehen zu verschaffen. Ja, dies war allerdings Pflicht und Schuldigkeit des Prinzeßchens.

Einmal hatte sich schon durch Gottes gnädigen Ratschluß die politique einer geeigneten Heirat aufs passendste gefügt. Nur, daß gleich nach der Verlobung — wie allerdings nicht bezweifelt werden durfte, ebenfalls durch Gottes gnädigen Ratschluß — der Herr Bräutigam, Graf Kunibert, Erlaucht, auf einer Parforcejagd sich zuschanden geritten. Aber nun — da zum zweitenmal ein unverhofftes Glückspförtlein aufsprang mit — dem armen Othmar — dem jüngeren Bruder des Kunibert . . . Es mochte allerdings ein gewisses Opfer für das Prinzeßchen mit dieser Heirat verbunden sein — aber eine Weigerung kam doch wohl nicht in Betracht, denn opfern mußten schließlich alle, Fürsten und Untertanen. —

Wie gesagt — das Prinzeßchen stand am See. Noch immer zuckten die feinen Nasenflügel, die Augenflamme dunkelte tiefer, die Mundwinkel stellten sich immer schräger und hochmütiger zusammen, und das Gesicht glich auf ein Haar dem Bilde der Ahnfrau, die vor etlich hundert Jahren ihrem Herrn Gemahl ein böses Tränklein gebraut hatte und die seither weiß und seufzend in den Galerien und Sälen des Schlosses lustwandelte, durch alle Türen hindurch, ohne eine einzige vorher öffnen zu müssen. Aber Prinzeß Sibylle dachte nicht an die Ahnfrau. Sie dachte daran, daß sie grad heut vor einem Jahr schon einmal hier an derselben Stelle am See gestanden. Ebenso wie heut war sie fortgerannt aus dem Schloß, die Marmorstufen mit dem goldnen Bechermoos zwischen den Ritzen herunter, und an der Venus in ihrem Tempel vorüber. Und heut wie damals hatte die heitre Göttin ein kleines impertinentes Lächeln um den verlockend geschwungenen Mund: ‚Quelle folie!‘ dachte die Aphrodite. ‚So zu rennen vor einer amour!‘

Prinzeß Sibylle mußte plötzlich hell lachen. Siebzehn Jahre! Und der zweite Bräutigam in Sicht! — Aber gleich danach veränderte sich ihr Ausdruck wieder: Zum Lachen war das alles wirklich zu traurig.

Mit dem seligen Kunibert — die kleine Prinzeß schauderte plötzlich zusammen, als habe etwas Kaltes, Schlüpfriges, etwa ein Frosch — ihre zarte, warme Nackenhaut berührt — aber gleich richtete sie sich wieder hoch in ihrem Fischbein — also, mit dem seligen Kunibert hatte sie sich zuletzt abfinden lernen. — Nicht etwa weil er stark war und für schön galt! — Prinzeß Sibylle schüttelte heftig den Kopf. Aber gleich danach errötete sie bis tief in den Taillenausschnitt. Irgendein andrer Gedanke, der nicht Kunibert hieß, mußte sie verwirren. Ihre Augen schimmerten wie von einer Erinnerung, die süß und

Digitized by Google

schmerzlich zugleich war, und das hochgereckte Hälschen bekam eine sehr rührende Wendung zur Seite.

Grade in diesem Augenblick geschah es, daß sich die Zweige der Erlen und der Faulbaumbüsche gegenüber dem Wasser ein wenig voneinander bogen. Und dies war durchaus kein Mittagsspuk, wie man hätte annehmen können. Sondern es gab seit gestern den Maler Dominikus Läubele im Schloß, der mit seiner gewaltigen Größe, dem Bart und den guten mächtigen Augen so merkwürdig an den lieben Gott erinnerte auf den Fresken des Michelangelo, als er, von Engeln getragen, die Erde erschafft, und um deswillen das Prinzeßchen zu so früher Morgenstunde im drap d'argent der hochseligen Frau maman und mit dero kostbarem Smaragdschmuck umherwandeln mußte. Weil der Herr Läubele, im Auftrag des neuen Verlobten, Graf Othmar, Erlaucht, von der Prinzeß Sibylle das Porträt sollte nehmen.

Gestern abend, als der Herr Läubele anlangte, war das Prinzeßchen, von einer heftigen Migräne befallen, unsichtbar geblieben. Und jetzt, da der Maler, der ersten Sitzung gewärtig, noch ein wenig im Park lustwandelte, hätte er über solch unverhofftem Anblick jenseits des Sees beinah einen Juchzer getan, wie er ihn in seinen Kindheitstagen wohl geübt hatte. Daß er im letzten Augenblick sich dessen enthielt, geschah aber nicht, weil er seither ein berühmter Mann geworden — denn in der frommen Lauterkeit seines Herzens, die alles von Gott nahm und in der strengen und atemlosen Ausübung seiner Kunst, war er von seinem Ruhme gar nichts gewahr geworden — bloß weil der Läubele als Gast auf fremdem Terrain herumvagierte, und von Rechts wegen als Lauscher — wenngleich allein mit den Augen — konnte aufgefaßt werden, — darum mußte der vollkommenste Juchzer, den der fürstliche Park jemals erfahren hätte, ein ungeborener bleiben.

Aber eine unbändige Freude hatte der Läubele, daß er sich vor eine Aufgabe gestellt sah, die ihn anpackte, wie ihn noch nicht gar viel angepackt hatte. Und außerdem, weil er dem Grafen Othmar, der das Porträt bestellt hatte, in treuer Freundschaft ergeben war.

Der Läubele war dem Grafen vor etlichen Jahren in Rom begegnet. Da dieser als zweiter Sohn für den übrigens sehr ausgedehnten Besitz nicht in Betracht kam, so durfte er, einer innerlichen Neigung entsprechend, viel in dem Lande weilen, dem seit Jahrhunderten die Kunst in einer so heitern und vollkommenen Weise gedient hatte. Seiner Seele, die, wie dem Läubele schien, von etwas anderm tiefer bedrückt wurde als von dem Unglück mit dem schleppenden Bein und den ungleichen Schultern, kam die sonnige Unbefangenheit dieses Landes zu Hilfe, und überdies mußte er hier nicht zu jeder Stunde Graf Othmar, Erlaucht sein, von jedem gekannt, von jedem beobachtet und von jedem bemitleidet wie daheim. Sondern frei und natürlich, Mensch zu Mensch durfte er sich geben und entfalten, wie es der besonderen Richtung seiner Gaben und der Feinheit seines Wesens entsprach. ‚Der Tausend!' dachte der Läubele, und das große herzliche Gesicht unter der Malermähne wurde um noch einen Schein herzlicher. ‚Der Tausend!' — Und wie er, ganz benommen vom Rausch künstlerischer Empfängnis, das Bild über dem See anstarrte und in sich aufnahm alles: Farbe, Form, Duft und — die Seele, vor allem die süße Seele — erblickte er nicht plötzlich ein anderes Gesicht neben dem des Prinzeßchens? — Weiß Gott — der Läubele, der ein ganz diesseitiger Mensch war, auf starken, festen Füßen — und nur soweit Rapport mit den geheimnisvollen und unbegreiflichen Dingen hatte, wie es — nun, wie es sich eben für einen rechtschaffnen Künstler gehört — dieser tüchtige Läubele, wie er hier stand, und wie das Prinzeßchen da drüben stand — ganz deutlich erblickte er neben dem Gesicht des Prinzeßchen plötzlich das Gesicht des verstorbenen Grafen Kunibert.

Er hatte es oft genug gesehen bei seinen Besuchen auf Schloß Klinke beim Grafen Othmar, dieses kraftstrotzende und dabei leere Gesicht mit den runden, breit auseinandergestellten, gutmütigen Augen, die ein bestimmter Blick plötzlich so seltsam brutal machen konnte. — Und wie der Läubele noch hinstarrte, stand plötzlich auf der anderen Seite vom Prinzeßchen noch ein zweites Gesicht, das der Maler noch besser kannte. Das war feinknochig und schmal und von bleicher Farbe, wie bei Menschen von zarter Konstitution und deren Innenleben sehr stark ist. Und alles in diesem Gesicht war wie überschattet, auch die Augen, als müsse ein wehmütiges Geheimnis zugedeckt werden.

Zwischen den Gesichtern der beiden Brüder und Bräutigame aber stand noch immer das von der Braut, mit der süßen, sehnsüchtigen Seele im Blick.

Dem Läubele brach der Angstschweiß aus allen Poren. Heiliger Lukas! — und welcher von denen beiden nun wäre der eigentliche? — Aber wie er noch immer hinstarrt, abwechselnderweis nach rechts und nach links und zuletzt wieder in die Mitte — eine Stimme hört er obendrein. Völlig deutlich:

Digitized by Google

„Den Kunibert sollt' das Prinzeßchen im Sinn haben, wenn's jetzt grad so ausschaut? Und grad das Prinzeßchen!" sagte die Stimme zum Läubele. „Den Grafen Kunibert, der die hochnobeln Passionen gehabt hat — und spielen und wetten und amouren und Leute kujonieren und Vieh, und zuletzt hat sich zuschanden geritten!"

Da fuhr der Läubele zusammen, mächtig wie er war, von einer jähen und herzbeweglichen Erkenntnis: War hier auch der Knoten zu dem Geheimnis, unter dem sein Freund, der Graf Othmar, wie unter einem Schatten ging? —

Er lauschte noch einen Augenblick, ob etwa die kluge Stimme weiter wüßte. Aber es geschah nichts dergleichen. Jetzt konnte der Läubele selber probieren, wie er den Knoten auseinander fitzte. —

‚Ja,' dachte der Maler, ‚für die Diplomatie bin ich halt nicht geschaffen, und selbiges wird der Himmel schon nicht verlangen von mir.' Aber: schau Läubele — halt, jetzt heißt's aufgepaßt!

Und wenn jemand aufpassen mußte, nach höherem Gesetz, so mußten Faulbaum- und Eschenzweige noch weiter in ihrer Zwangslage verbleiben, bis es sich zu besonderer Genugtuung des Herrn Läubele erwies, daß ein Prinzeßchen auch noch ein anderes Gesicht könnt' zeigen. Ein ganz anderes! Nämlich wie vor etlichen Minuten eines! —

‚Ob es sich wohl wieder würde begeben wie voriges Jahr' — mußte das Prinzeßchen nämlich schamvoll und zornig denken. — Als der andre Bräutigam mit der maman auf Besuch kam. Ob der Herr Papa wieder würde die Kutscher und Gärtnergehilfen in die alten, goldstrotzenden und zermotteten Lakaienlivreen stecken heißen, daß der ganze Saal nach Stall roch, und alle servierten von der verkehrten Seite?! Bis auf den einzigen, der von der richtigen Seite kam, wie immer, den alten Joseph, und der mit den verkehrten zusammenprallte und das Kompott — Äpfel à la Jeannette mit Mandelfüllung — direkt auf der Frau Gräfin erlauchter Schulter anrichtete, die sanft und ausgedehnt die Tunke und die Mandeln in noch sanftere und ausgedehntere Gegenden hinableitete. — Ein übermütiges Lachen, das der Herr Läubele zum Glück auch noch verzeichnen konnte, glättete dem Prinzeßchen den ausnehmend kühl und streng zusammengestellten Mund. Aber gleich danach quoll die Schamröte doch wieder in die Wangen; denn der Stadtpfeifer war noch zu bedenken, der mit fliegenden Rockschößen, seine drei Musikgesellen hinter ihm drein, den Schloßberg hinaufgekeucht war, um während des Festmahles lauter sonnevergoldete klingende Staubwolken von der Estrade herunterzuschmettern, und wie die Demoiselle Elvira — von der Frau Hofkanzleirätin die Schwester, die so schön sang, — heraufgemußt hatte, daß außer der alten Möllhoven, dieser getreuen und geliebten Adelaide, die alles für das Prinzeßchen war — Oberhofmeisterin, dame d'honneur, Lehrerin und vor allem Mutter — ja Mutter — daß außer ihr doch noch jemand da war, der sozusagen eine Hofdame könnte markieren.

Das Prinzeßchen erglühte noch dunkler, und die kleinen Hände ballten sich in den starren silbernen Falten: Wenn dieses alles heut wieder ihr auferlegt würde — wie vor einem Jahr! — War sie denn ein Sack Korn? Man lebte hier doch wohl noch nicht direkt in Kaukasien, wo eine Frau — der Onkel Hilarius hatte das erzählt — nicht ganz halb so viel kostete wie eine Kuh. Voriges Jahr der eine Bräutigam, und dies Jahr der andere. Und kein Mensch fragte sie, ob sie diesen wollt' oder jenen oder keinen von beiden. Und alles schriftlich perfekt gemacht.

Der Kunibert — ein leichter Schauder ging wieder dem Prinzeßchen über den Nacken, — ja, was half das alles? Mit dem hatte sie sich abgefunden, wie man sich mit Wassers- und Feuersnot abfinden muß, ob man will oder nicht. Von ihrem siebenten Jahr an wußte sie es nicht anders, als daß sie den Kunibert sollte heiraten, wenn er mündig war. Der Herr Papa hatte das so bestimmt. Es war wegen der politique und wegen sonst noch etwas. Die gute Möllhoven hatte es gesagt, mit Tränen in den Augen. Sie hatten als Kinder ein paarmal zusammen gespielt, sie, der Kunibert, ihr Bruder Lucian und — der arme Othmar. Und daß jetzt er — der Othmar grade — ihr könnt' auch so einen Schimpf wollen antun . . .

Jetzt sah die kleine Sibylle aus, als ob sie vor allen anderen Dingen einen Schoß benötigte, in den sie den schmalen, schimmernden Kopf eingraben könnte: Hochmut, Zorn, Herzeleid und alles. —

„Goldkind! Chérie!" Das Prinzeßchen konnte grade noch zwei dicke Tränentropfen von den heißen Wangen abfegen, mit dem Handrücken — denn das Mouchoir — Gott weiß, wo diese Fetzlein auch immer hingerieten! Und schon stand die Baronin Möllhoven neben ihr auf dem Steg. Die ganze Innigkeit ihrer verblaßten Augen unter der ein wenig fadenscheinigen aber sehr kunstvoll errichteten Coiffure umfing das Prinzeßchen wie ein warmer Mantel. „Ich dachte es mir schon, Chérie. Natürlich dachte

Digitized by Google

ich es mir," sagte die alte, gute, geliebte Adelaide und legte den Arm und die Hand im Filethandschuh dem Prinzeßchen um den Hals. „Das Kind wird an die See gelaufen sein, dachte ich. Um sich zu besinnen. Grade so machte es die hochselige maman. Wenn sie etwas agacierte, lief sie an den See, stieg in den goldenen Kahn und besann sich ein wenig."

Prinzessin Sibylle betrachtete den Kahn, dessen einstige Pracht aus der Wirklichkeit längst in die Legende hinübergeglitten war. „A — ga — cie — ren?" sagte sie.

„Ach," bat das Hoffräulein — die einzige, letzte und sehr morsche Säule eines kostbaren Hofparkes, und in die blasse Innigkeit ihrer Augen trat etwas wie ein zitternder Schein — „Herzenskind," sagte die Möllhoven — „ich weiß ja doch, daß es tiefer geht. Chérie, ich sollte dich doch wohl kennen. Nur — man macht die Dinge ein wenig leichter, wenn man die leichteren Worte dafür wählt. Glaub' es mir doch. Und vielleicht müssen wir darum so vieles französisch sagen, weil es uns auf deutsch das Herz zerbräche. Und denk' nur, Liebling, in welcher bescheidenen Kalesche er eben vorgefahren ist, der arme — der Herr Bräutigam, Graf Othmar, — ohne allen Train, ein einziger Bedienter, und Herzchen — sein lahmes Bein." — Aber weiter kam sie nicht, die alte getreue Seele. Denn ein Paar weiche Arme zerdrückten ihr den Atem, und ein warmer junger Mund bemächtigte sich des alterskühlen, verklärten Runzelgesichts. „Ja, wenn ich dich nicht gehabt hätte!" sagte das Prinzeßchen. „Wenn du nicht in der Welt wärst!" Dann richtete es sich hoch auf in seiner silbernen Pracht, nahm sanft den Arm der Getreuen, und machte so kurz kehrt mit ihr, daß der Steg schwankte.

Also, besonnen hatte sie sich jetzt, die Prinzessin Sibylle. Auch außerhalb des Kahns, und seine Vergoldung spielte dabei keine Rolle. Man würde ja wohl erfahren, weshalb Erlaucht, der Herr Bräutigam, geruhten, einen so plötzlich zu überraschen, während er doch eigentlich zwischen Florenz und Venedig zu vermuten war!

Gestern abend vor dem Maler hatte man eine Migräne bekommen können. Heut vor dem Bräutigam selber lief man davon. Aber — wie weit man 'auch rannte . . . Und als das Prinzeßchen merkte, wie ihm die Lippen vor Empörung zitterten, mußte es sich stracks und auf der Stelle besinnen, denn der See lag schon viel zu weit dahinten, und der dünne Arm der getreuen Möllhoven hielt sehr innig fest. Und so, ganz zusammengerafft, kostbar kühl und hoheitsvoll schritt das Prinzeßchen den Marmorstufen entgegen. Daß den linken Trakt entlang die Mamsell grad wieder einmal die Wäsche aufgehängt hatte, bis hinunter zum Pavillon, war eine kleine Genugtuung. Auch daß die Glucke den Platz vor dem Venustempel als Kinderstube passend erachtete. Aber die tiefste Befriedigung gewährte dem Prinzeßchen der Anblick der väterlichen Pantalons, die, in der Eile nicht gewechselt, an bestimmten und besonders ausgesetzten Stellen einen Glanz verbreiteten, wie Vollmond bei Frost.

„Mag er nur schau'n, wie's bei uns hergeht!" zürnte das Prinzeßchen hochmütig. Aber im nächsten Augenblick vergaß es vor lauter Staunen Hochmut und Zorn. Denn oben auf der Terrasse, neben dem Herrn Papa, stand jemand mit mächtiger Mähne und mächtigen Augen, und auch sonst akkurat wie der liebe Gott, als er von Engeln getragen die Erde aus einem Ei schafft, und wie er über dem schmalen Bett vom Prinzeßchen hing, solange es denken konnte.

Nun, der liebe Gott — sonst ganz einfach der Herr Dominikus Läubele, verneigte sich sehr tief, und ein schlanker, junger Mann in schlichtem Tabaksbraun stieg leicht befangen und etwas mühsam am Stock die Marmorstufen herunter. Die kleine Prinzeß hob das allerliebste Näschen so hoch in die Luft, daß es bei dem steifen Kompliment in den ungewohnten Reifen beinah hätte ein Unglück gegeben. Und wie sie so peinlich verschwiegen innerhalb ihrer silbernen Glocke balancierte, bemerkte sie gar nicht, was für eine sanfte Güte und schwermütige Scheu in den dunklen Augen des Herrn Bräutigams geschrieben stand. Nur als sie sich wieder in Sicherheit befand mit dem perfiden Fischbein, konnte sie grade den Unterschied gewahr werden zwischen ihrem runden, sonnverbrannten Patschchen mit dem Riß von den Brombeerbüschen, über das der — arme Othmar sich ganz tief niederbeugte, und seiner eignen, schmalen, durchseelten Hand.

Diese Hand schien den Blick nicht los zu lassen. Man konnte vergessen, zu wem diese Hand gehörte. Man dachte nur: wie fein sie ist, die Hand! Sie ist ganz leise. Sie würde niemals zupacken, aber führen, sehr sanft und fest . . . Und wie es aussieht, als ob irgendein Erinnern das Prinzeßchen übergleiten möchte wie sanfter Rosenschein, und ehe der Graf Othmar sich noch völlig hat aufgerichtet von der kleinen Hand — da — in lauter Triller und Rouladen zerflattern Erinnerung und Rosen.

‚Aha,' — dachte das Prinzeßchen — ‚die Demoiselle Elvira wenigstens haben's an-

Digitized by Google

geschafft. Und zu Gehör bringen alsbald tut sie sich auch, kokette Person, die!'

Kein einziges Mal dachte das Prinzeßchen, daß die Demoiselle Elvira ihm sonst recht scharmant vorgekommen. Aber wie es das Näschen unter den flammenden Augen gar nicht mehr höher heben konnte, — grade da hatte der arme Othmar die kleine sonnverbrannte, zerrissene Hand zurückgegeben und seine Braut angeschaut. —

Die leise und höfliche Frage des Herrn Bräutigams nach dero Wohlbefinden beantwortete das Prinzeßchen mit einem sehr kurzen: „Dieu merci," — und daß sie in ihrem Befinden noch niemals eine Unregelmäßigkeit verspürt habe. — Aber kaum, daß das Wort gesagt war, fiel ihr Blick auf die zwei ungleichen Schultern vor ihr, die sich dabei noch schmaler zusammengerückt hatten, und etwas inwendig tat ihr weh. Aber dann lachte sie doch wieder, wie schrecklich das wäre, wenn jemand könnt' denken — ihr, der Prinzeß Sibylle, wär' alles recht, der Bräutigam oder jener, bloß daß sie eine gute Partie tät machen, à tout prix. — Und wie sie so ratlos mit dem hohen Näschen herumirrte, trafen ihre Augen plötzlich den Herrn Dominik Läubele, und der schaute sie durch und durch.

Ja, jetzt konnte man doch wieder meinen, daß das Prinzeßchen vor allem den bewußten Schoß brauchte. Aber weil, selbst wenn diese Ausflucht vorhanden gewesen, jetzt doch kein Gebrauch davon hätte gemacht werden können, — so seufzte sie leicht, die Prinzeß Sibylle, errötete, streckte das zerrissene Patschchen aus — und sehr hold und statiös stieg sie am Arme des Herrn Bräutigams die Marmorstufen hinauf.

Dem Herrn Vater, Durchlaucht, war es nicht unangenehm, daß er die Pantalons nicht hatte wechseln können. Die Erinnerung an voriges Jahr jückte ihn und die vorgetäuschte Pracht. Als ob gewisse kleine Fatalitäten in Betracht kämen bei famille und Stammbaum wie die fürstlichen! — Und so, sanft glänzend an besonders ausgesetzten Stellen — erhaben und angenehm gerührt, empfing er das Brautpaar auf der obersten, völlig zerborstenen Marmorstufe und legte ihre Hände ineinander.

Die gute Möllhoven gebrauchte das Mouchoir, weil ihr so sterbensbang und zugleich inbrünstig hoffnungsvoll zumut wurde. Und der liebe Gott, als wie der Dominik Läubele, betrachtete die zwei Brautleute, als seien sie wirklich das erste Menschenpaar der Erde und das Paradies ihnen ganz gesichert. Bloß, daß sie vorläufig noch nicht wußten, wo es tät liegen, das Paradies. —

Nachher bei Tafel servierten nur zwei Lakaien, wie es sonst hier Brauch war bei einem Gast. Und um nichts zu wiederholen, so gab es anstatt mit dem Kompott diesmal eine andre Überraschung, indem die Demoiselle Elvira, als sie des Herrn Dominikus Läubele ansichtig wurde, tief erblaßte und dann errötete und in ihrem orangenen Popeline nach der letzten Mode und dem hohen beinernen Kamm in den Haaren eigentlich superbe aussah.

Das Prinzeßchen mußte sie immerfort anschauen. ‚Sie macht Augen wie Chineser Laternen,' dachte es. ‚Und sie schmeißt damit gründlich. Ob der Othmar soll Feuer fangen?' Und dann erachtete das Prinzeßchen den Zeitpunkt für günstig, den Herrn Bräutigam flammenden Auges und mit sehr kühler Stimme zu informieren, daß ihr Silberbrokatnes der seligen maman Hochzeitsstaat sei. Von ihr heut bloß zum Malen angelegt, weil sie — nun weil sie eben — in ihrem Alter — und — auch — so — nicht weiter kostbare Toiletten besäße. —

Der Herr Bräutigam hatten ein feines, melancholisches und doch insgeheim sehr zärtliches Lächeln über diesem Geständnis. Er hörte ebensowenig wie das Prinzeßchen, daß der Herr Läubele und die Demoiselle Elvira sich erinnerten, daß sie sich doch wohl schon einmal irgendwann und irgendwo begegnet seien. Sondern er äußerte, in welcher Toilette es auch wäre — die Prinzeß sei ihm immer sehr holdselig erschienen. Er hob sein Glas mit dem dunklen süßen Südwein, der noch von dem Fürsten, der so ausgedehnt gelebt und so sparsam regiert hatte, im Keller gelegen, und trank zum erstenmal auf das Wohl seiner Braut. Aber das Prinzeßchen, dem seine Antwort heftig zu mißfallen schien, dankte so kühl und fern in die Luft, daß der arme Othmar plötzlich wieder aussah, als ob er sich ganz in sich vermauern müßte. Und hätte nicht die gute Adelaide unter dem Tisch behutsam ein schmales Knie angestoßen, und der Herr Läubele, der sich eigentlich mit der Demoiselle Elvira unterhielt, trotzdem das Prinzeßchen die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen, so hätte es beinah etwas wie eine Situation gegeben. Aber so ging alles in Gnaden vorüber, wie manche himmlische Aktion, die mit Sturm und grauer Angst anfängt, und hernach wetterleuchtet es bloß ein wenig hinter dem Walde.

Später im Gartensaal, als man mit den Mokkatäßchen herumstand, wäre um ein Haar aber doch das Unglück passiert. Die Kattunkappen waren in aller Eile von dem zartblauen Damast der vergoldeten Meubles fortgerissen worden, und die Gärtnerbur-

Digitized by Google

schen, die alle das Prinzeßchen adorierten vom kleinsten bis zum größten, hatten den halben Park ausgerauft: gelbe und weiße Narzissen, Tulipan, Schneeball, Rotdorn und Flieder. Alle die kostbaren Vasen aus Nymphenburg, Meißen und Sèvres strömten über von Farbe und Wohlgeruch und die Aufsätze standen wie blühende Bäume. Aber die bereits tiefere und dunklere Sonne gab in die alte verblaßte Pracht des Saales und dieses ewig junge und blühende Leben aus dem Park eine Note sehr süßer Bangigkeit. Daß durch die weit offnen Glastüren ein Heimweh hereinschlich, wie es immer unterwegs ist, wenn ein übervolles Herz kein andres weiß, daß es ihm die größte Schönheit darreiche, und sie zurückempfange, zur großen Liebe verklärt.

Das Prinzeßchen wußte nicht warum, aber es wurde ihm plötzlich so sehr bedrückt in seiner kleinen Schnebbentaille, die es sowieso nicht gewohnt war, daß es kurzerhand und wie um Hilfe quer durch den Saal lief und den Herrn Dominik Läubele fragte, ob es nicht bald Zeit würde zum Malen, weil es doch nun schon einmal — und es zupfte heftig an dem steifen silbernen Zeug.

Aber der Maler lachte und sah zugleich mit seinen mächtigen Augen das Prinzeßchen so durch und durch, daß das hoch erhobene, schlanke Hälschen anfing hin und her, und her und hin, bis es sich zuletzt mit einer sehr rührenden Wendung zur Seite bog.

„Nein," sagte der Läubele, ahnungslos, daß des Herrn Gebot von einem schlichten Ja — oder — Nein, Prinzessinnen gegenüber nicht gemeint war. — „Nein!" wiederholte er ohne jede anmutsvolle Umschreibung und mit starker Stimme. Weil nämlich eine unerwartete Ankunft für heute die Kreise sozusagen gestört habe.

Und wie das Prinzeßchen etwas murmeln wollte von: sie wüßte doch gar nicht — und was sie beträfe — grade da meinten Seine Durchlaucht der Fürst, daß jetzt eine angenehme Zeit wäre, ein wenig im Park zu lustwandeln. Er selber gedachte sich zu absentieren für eine Weile. Er wollte die Meiereirechnung prüfen, weil die Kerls betrogen.

Graf Othmar bot dem Prinzeßchen den Arm und das Prinzeßchen ließ einen flehentlichen Blick zwischen der geliebten Adelaide und dem Herrn Läubele hin- und herreisen. Aber beide taten gar nicht dergleichen. Vielmehr verneigte sich der Maler zuerst vor der Baronin Möllhoven und hernach vor der Demoiselle Elvira. Und so — immer zwanzig Schritte Abstand — wandelten die beiden Paare, das eigentliche und das dreifältige, die Marmorstufen hinunter in den Park.

Das Prinzeßchen wartete immer und dachte: ‚Othmar kann anfangen mit der Konversation.' Und der Graf Othmar dachten dasselbe, nur gerade umgekehrt. Und wie gar nichts erfolgte, und immer zwanzig Schritt breit nicht das geringste Menschliche hinter ihnen — erfaßte den Grafen Othmar zuletzt eine wahre Not. Also gar nichts genutzt hatte es, daß er dem Freunde, dem Maler, hinterdrein gereist war, stehenden Fußes. ‚Der Dominik,' hatte er gedacht, — ‚so ein Stück bare Natur ist der Dominik Läubele. Vor dem wird jede Etikette zuschanden. Vielmehr der Sinn und die Wahrheit hinter der Etikette kommt wieder ans Licht, und der Mensch. In seiner Nähe wird mir's eher gelingen, an — an die kleine Sibylle heranzukommen. Nämlich — vielleicht — an ihr Herz.'

Nein, gar nichts genutzt hatte das. Die Sibylle — wie er sie einmal gekannt hatte — früher — und von der er gedacht hatte, eine so große Liebe wie die seine, könnt' sie vielleicht wieder errufen — die Sibylle war fort. Gott weiß, wo. Vielleicht war sie niemals wirklich gewesen. Nur seine große Sehnsucht nach ihr war wirklich.

‚Sie hat Kunibert geliebt,' dachte der arme Othmar. ‚Sie kann ihn niemals vergessen. Wie wäre es auch anders möglich bei so viel Schönheit und Kraft und Jugendmut.' Und er machte sich bitterliche Vorwürfe, daß er ihn auch nur angedeutet hatte in seinem Schreiben an den Fürsten vor etlichen Wochen, seinen tiefsten, zärtlichsten und geheimsten Wunsch. Er hatte nur angefragt, in aller Zurückhaltung, ob er für die Zukunft vielleicht einmal die leiseste Hoffnung hegen dürfe, ob das Herz der Prinzessin . . . Zur Antwort mit dem schnellsten Kurier war eine so affektionierte Zustimmung des Fürsten angelangt, daß ihm — dem armen Othmar — das eigne Herz aussetzte vor dem Unbegreiflichen. In diesem Taumel des Glücks, in der Erschütterung über eine so völlig unverhoffte Gnade des Lebens, die zu ihm kommen wollte, dem Abgewandten, Resignierten, — ja — in diesem ganz aufgelösten Gemütszustand hatte er es übersehen damals, daß der Gefühle des Prinzeßchens nicht direkt erwähnt wurde, in dem so freudigen und ausführlichen Schreiben des Herrn Schwiegervaters. Jetzt wurde ihm das erschreckend deutlich. — ‚Ach,' — dachte der arme Othmar — ‚über mir und grade über meiner Person sollte sie des andern vergessen können?' — Und ein großes Mitleid überkam ihn, nicht mit sich selber, sondern mit dem Prinzeßchen, daß es ihm, dem Krüppel, seine junge Holdseligkeit opfern sollte.

Digitized by Google

Im nächsten Augenblick aber rückte der Graf Othmar seine Gestalt sehr hoch und fest zusammen in den schmalen, ungleichen Schultern. Er dachte — von einer amour, — und er wählte das fremde Wort in seinen Gedanken aus Gründen, wie sie der guten Möllhoven so wohl bekannt waren — von einer neuen amour der Prinzessin kann nicht die Rede sein. Aber so heilig bewahrt sein wie bei mir, wird sie bei niemand anderm. Und so dachte der Graf, so soll alles bleiben wie es ist. Es gibt auch noch andere Dinge, von denen man reden kann als sentiments. Und er fing plötzlich an von Florenz und Venedig und Rom.

‚Was er alles gesehen hat!' dachte die kleine Prinzeß. — ‚Er ist viel klüger als sein Bruder. Ich hab' es immer gewußt. Und viel feiner und tiefer. Und immer klingt seine Stimme wie eine Glocke im See!' — Und sie tat einen befreiten Seufzer.

Aber als Graf Othmar in diesem Augenblick in die Allee einbiegen wollte, die zum See führte, gab das Prinzeßchen heftig und sehr bestimmt eine andere Richtung an. — ‚Warum er nicht ein einziges Mal gekommen nach der ersten Verlobung?' dachte die Prinzeß Sibylle, und ihre Kehle wurde dabei so eng, daß es ihr wehtat. — ‚Warum hat er mich nicht einmal in den Arm genommen und meine Hand gestreichelt wie damals am See? Der Kunibert konnt' halt eine Prinzessin gebrauchen, wegen der politique. — Aber daß der Othmar, daß der jetzt grad so einer will sein, wo er ist Erbgraf geworden . . . Und keiner fragt mich — und alles schriftlich perfekt . . .' Und der Blick, den das Prinzeßchen über die Schulter dem Herrn Läubele zuwarf, der brannte so lichterloh von Empörung, daß der Läubele gleich gewußt hat: Für heut ist's genug mit probieren. Und falsch ausgegangen ist's obendrein. Aber, weil er doch vom See her wußte, wie ein Prinzeßchen auch sonst kann ausschauen, und wie er wieder die Stimme hörte vom See — ganz vergnügt blieb er, der Läubele, ganz unverzagt. Bloß daß er ausrief: „Das Rund! Nein, aber dieses Rund!" Und er sah dabei vollkommen aus, als ob er das Rund — nämlich das mit den neun Musen, von denen die siebente allerdings abhanden gekommen — soeben selber vollbracht hätte. Und er schlug vor, ob man nicht im Kranz von Musen und Pensées ein wenig wolle im Kreise sitzen und den Abend genießen. So setzte man sich im Kreise und genoß den Abend. Und das Prinzeßchen war auf der einen Seite neben den lieben Gott geraten und saß ganz still und sanft und gelöst in seinem allmächtigen Schutz.

Der Graf Othmar war auch erleichtert, denn so mit der Braut am Arm, und ihr Herz ihm so fern wie auf einer andern Erde — das war nicht ganz leicht zu ertragen. Aber wie er sie jetzt neben dem Freunde erblickte, heiter und unbefangen — durchzuckte es ihn plötzlich wie ein Frostschauer: ‚Der Läubele! Der herrliche Mensch. Der begnadete Mensch. Körper und Seele gleich wert. Wird's jetzt noch einmal beginnen,' dachte der arme Othmar — ‚Leben zu Leben, Blühen zu Blühen? Frauensüße zu Manneskraft?' — Und er wurde noch schmaler in den ungleichen Schultern, aber beinah ebenso steif und zurückgeworfen hielt er sich, wie das Prinzeßchen vorher. Nur seine Augen flammten nicht.

‚Sie sind wie ein dunkles Wasser, und auf dem Grund liegt die Glocke' — dachte das Prinzeßchen, wie sie seinem Blick begegnete, und in ihren eignen Blick kam Unruhe, und wie in einen Hafen rettete sie ihn in die guten mächtigen Augen vom Dominik Läubele. Aber auch die Demoiselle Elvira hatte den Blick vom Prinzeßchen aufgefangen, und jetzt bekam sie wirklich Chineser Laternen unter die Stirnlocken. Sonst sagte sie weiter nichts. Bloß nach etlichen Minuten stand sie sacht auf, ging ein paar Schritte die Allee herunter, und plötzlich erscholl es: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe ..."

Sie sang ausnehmend schön, die Demoiselle Elvira, und dem Prinzeßchen wurde es sehr merkwürdig in der Herzgrube, und vor den Augen fing es ihm an zu flimmern. Wie dem Grafen Othmar der Gesang gefiel, konnte man nicht sagen. Er saß gebückt und bemühte sich mit der Spitze seines Degens Dreiecke und andere mathematische Figuren mit großer Genauigkeit in den Sand zu zeichnen. Nur daß das Unkraut ihm hierbei hinderlich war und ein eigentümliches Zittern seiner Hand.

‚Mon Dieu' — dachte die gute Adelaide — ‚wenn man in diesen Tagen seiner Muttersprache nachgäbe, müßte man sich gleich platt auf die Erde legen und losheulen. Ach, Chérie, Chérie, ich kenne mich nicht mehr aus.' Und leise und der Etikette entgegen, legte sie von rückwärts den dünnen Arm um die Schultern des Prinzeßchens, während sie von vorn hochaufgerichtet erschien, ganz Contenance und ein Lächeln um den eingefallenen Mund. Wie es einer Hofdame geziemt, wenn ihr auch das Herz bricht um ein geliebtestes Wesen der Welt.

Der Herr Läubele allein, eine große, bewegte Güte im Gesicht, klatschte zur rechten Zeit Bravo. Und sein Beifall schien das Echo zu wecken am Ende der Allee. Aber es war

Digitized by Google

Anfang des Ackerbaues bei den alten Germanen. Gemälde von Hansholzmüller
(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

der Fürst, der in der Meiereirechnung zwei Fehler entdeckt hatte zu je einem halben Liter Schlippermilch und zu fürstlichem Vorteil. Davon angenehm berührt, hatte er in so vorgerückter Stunde sich noch die perlgrauen Seidenstrümpfe anlegen lassen und die festlichen Pantalons ohne Mondglanz, so daß er mit dem goldknöpfigen spanischen Rohr mächtig, gebietend und leutselig zugleich erschien. Und als man dem Schlosse zuschritt, während die Demoiselle Elvira am Arm des Herrn Läubele durch etliche Arien noch ein wenig weiter für Verwirrung und Auflockerung sorgte, überkam den Fürsten eine plötzliche Tendresse. Er dachte der hochseligen Fürstin und ihres Charme, für den er so wenig Zeit gehabt hatte und noch weniger Revenuen, und den die Sibylle geerbt hatte, in der Tat. Und er dachte, wie die Vorsehung den Fürsten mitspielte zuweilen, und daß sich der Kunibert zuschanden geritten und daß die kleine Sibylle, der es mit Pferden und Rudern und Jagd sobald keiner nachmachte, daß sie jetzt den armen Othmar müsse nehmen. — Aber der Graf durch die Gegenwart seines Herrn Schwiegervaters mehr à son aise, äußerte so viel kluge und feine Dinge über Land und Leute und Fürsten- und Menschenpflicht, daß der Herr Schwiegervater zuletzt dachte: ‚Der Wechsel der Bräutigame sei vielleicht gar nicht das allerschlimmste.' Da wurde er frohen Gemüts, und auch das Prinzeßchen hatte beinah vergessen, wie sehr traurig es war —

Am nächsten Tag sollte nun die Malerei wirklich beginnen. Der Herr Dominik Läubele, im Malerkittel und mit den Augen das Prinzeßchen um und um kehrend, tat die überraschende Frage, ob Durchlaucht mit ihrem wahren oder mit dem andern Gesicht wollte gemalt werden.

Das Prinzeßchen richtete sich und das fein gebogene Näschen so hoch, wie es nur möglich war, und alles in ihrem Gesicht schien zu staunen. — Sie wüßte doch gar nicht, und überhaupt — und welches ..., ja, welches wäre denn wohl das wahre Gesicht?

Der Herr Läubele aber erklärte ohne jedes Zögern, das gegenwärtige sei es nicht. Da mußte das Prinzeßchen lachen, hellhals. Sie mochte wollen oder nicht. Und der Herr Läubele meinte, so wie die Prinzeß jetzt ausschaute, so tät er sie auch lebensgern einmal malen wollen. Das sei eine andere Seite der Wahrheit sozusagen. Aber zu dem Porträt, für den Herrn Grafen Othmar, ja, zu dem möcht' er auch um das ganz richtige Gesicht bitten.

Und wie das Prinzeßchen das Köpfchen noch drehte und staunte, wie sie's zuwege sollt' bringen — meinte der Herr Läubele und lächelte sehr tief und allwissend, das Prinzeßchen möchte sich gar nicht echauffieren. Es genüge völlig, wenn sie sich auf einen Tag besinnen wollte, oder auf eine Stunde bloß, ja gar nur auf einen einzigen Augenblick, wo sie einmal so recht von Grund aus glücklich gewesen, aber auch ebenso könnt' es sein traurig — und das allerbeste wär' — beides mitsammen —

Das Prinzeßchen in seinem silbernen Kleide stand ganz still in dem Sonnenfleck, den der Herr Läubele ausgesucht hatte. Es dachte: ‚Gut, daß die Adelaide draußen vor dem Fenster auf der Galerie sitzt. — Dabei sein müßt' sie ja halt, das Hofsträulein, wenn eine Prinzessin gemalt wird — aber ansehn hätt's einen nicht gedurft, beileibe nicht.' Der Herr Läubele ... Wie die Prinzeß Sibylle zu ihm hinüberschaute und grübelte — ‚der ist völlig kein Mensch' — dachte sie. ‚Der ist wie — nein — den hat mir der liebe Gott geschickt,' dachte sie. — ‚Der weiß doch alles im voraus!' — Da tat die kleine Prinzeß einen tiefen, glücklichen Seufzer. Daß da jemand war, der alles wußte, und im voraus, und wahrscheinlich besser als sie selber. Und sie war wie in einer guten, sichern Hut. — Da grübelte sie nicht länger, sondern sie errötete sehr tief und glücklich und vergaß ganz, wo sie stand, und warum sie da stand. Sie drückte die Hand auf die Gegend, wo ihr kleines Herz hinter dem Fischbein die tiefen Schläge tat, und wo ihre Gedanken hineilten, konnte der Herr Läubele freilich nicht wissen, aber das spürte er gleich: sehr selige und geliebte Wege mußten es sein. Und in den mächtigen Augen das Leuchten des Schaffenden, begab er sich an seine Leinwand.

Eine Stunde oder zwei hatte er gewerkt, und das erdhaft tiefe, geheimnisvolle Gebrumm einer braunpelzigen Hummel, die auf einer Fliederwolke in das Malzimmer reiste, war der einzige Lebenslaut. Denn daß die gute Adelaide des öfteren das Mouchoir gebrauchte, gehörte nicht dazu, da sie doch draußen saß auf der Galerie, zu der man durch den großen Gartensaal gelangte. Als nach den zwei Stunden der Herr Läubele den Pinsel hinwarf und gerade wieder noch den kostbarsten Juchzer eindämmen konnte, diesmal bloß, um niemand zu erschrecken, fuhr das Prinzeßchen auf, wie aus dem Traum einer langen, seligen Nacht, lief hin zu der Leinwand und wollte erfahren, wie denn das wahre Gesicht jetzt ausschaute. Aber der Maler zog plötzlich einen graublauen Vorhang vor das Bild. Wie der himmlische liebe Gott zuweilen einen graublauen Vorhang quer vor seine schönste Schöpfung zieht. Nein

Digitized by Google

— anschauen — das ging noch nicht. Eh' so ein Bild nicht fertig war, vertrüg's kein Menschenauge. Das mußte akkurat so geheimnisvoll zugehn wie alle Schöpfung. Aber wenn das Prinzeßchen ihm weiter so schön still hielt mit dem wahren Gesicht, da könnt's in der Hauptsache mit drei Malen schon geschafft sein, das Porträt.

An diesem Abend, als sie im Park promenierten, erschien das Prinzeßchen noch kühler und noch hochmütiger. Und zugleich war ein so unnennbares Hin und Wider von ihm zum Grafen, daß der arme Othmar in seinem durch körperliches und seelisches Leiden sehr fein gewordenen Nervenspiel es spürte und ebenso hin und her gerissen wurde wie das Prinzeßchen und wußte ebensowenig wie das Prinzeßchen den Grund. Nur daß ihm das Herz über seiner kleinen Braut, die ihm wie ausgeliefert erschien, immer größer wurde und immer barmherziger. Und er war froh, als der Dominikus Läubele etwas von ihr zu wissen verlangte, und sie sich hastig und mit einem tiefen Seufzer wieder in seinen allmächtigen Schutz gab. — Die Demoiselle Elvira aber bekam abermals Augen wie Stocklaternen darüber und sang noch beweglicher als am vorigen Abend, und Seine Durchlaucht, der Fürst, auch ohne den Fehler mit dem Viertelliter Schlippermilch zu fürstlichen Gunsten in sehr herzlicher Laune, belohnte sie mit bravo da capo —

Der zweite Malmorgen verging wie der erste. Bis auf die gute Adelaide, die hinterrücks einen Blick gewagt hatte zu dem Prinzeßchen hin, und das Mouchoir noch ausdrücklicher und wiederholter in Bewegung setzen mußte. So süß und tief glücklich hatte das Prinzeßchen ausgesehen, und dem Herrn Läubele seine Pinsel schienen lauter Flügel geworden, so selig schwebten und malten sie dahin. Und auch der übrige Tag war wie der vorige. Nur daß alles — Stimmung und Ausdruck gewissermaßen mit dem Pedal gespielt wurde, das heißt mit einem unterirdischen Rauschen dazu mit vielen Kreszendos und schweren Fermaten.

Aber etwas Besonderes geschah, als sich alle schon eine geruhsame Nacht gewünscht hatten und die zwei Lakaien mit den silbernen Armleuchtern die herrlich geschwungene Treppe heraufgeleuchtet in die verschiedenen Ruhegemächer. Plötzlich nämlich, schneeweiß im Négligé und eine fein gefältelte Dormeuse auf dem ganz klein gewordenen Köpfchen, wie es die Nacht allein kannte bei der guten Möllhoven, und die Verschwiegenheit ihres jungfräulichen Gemachs — ja — in dieser leichten Toilette — und sehr leise trat die getreue Adelaide plötzlich in das Zimmer vom Prinzeßchen, blies ihre Kerze aus, da Mondschein vorhanden, und setzte sich auf die Bettkante zu der kleinen Sibylle, die sehr schmal und rührend und mit gefalteten Händen in ihren Kissen lag.

„Chérie," sagte die Möllhoven, „mein Liebling, ich mußte kommen, weil mir das Herz bricht über dir und über den armen Othmar. Denn ..." — Aber schon hatte die Prinzeß sich aufgesetzt in ihrem kleinen Bett, und wie sie zu tun pflegte, küßte sie ihre Getreueste auf die Nase. „Du wirst mir doch keinen Rhume bekommen?" — sagte das Prinzeßchen. „Weiß Gott, was es mich gekostet hat, den Othmar — den Grafen —" es ruckte sich hoch zusammen — „vom See fortzuhalten." — Aber dann sagte es plötzlich: „Du weißt doch, Adelaide: das Deutsche — das Deutsche! Und jetzt bitt' ich dich recht schön, daß du ganz schnell in dein Bett gehst, und sage kein Wort mehr! Kein einziges! Ou — je me meurs!"

Da bückte sich die Möllhoven gehorsam, denn sie kannte ihr Prinzeßchen. Und sie tat ein paar zitternde Küsse aufs Geratewohl, an Ohren, Scheitel oder Stirn, schob die Dormeuse gerade und begab sich zurück in ihr Schlafgemach.

Und während das Prinzeßchen noch in die weiße Mondbahn starrte, mit groß offenen Augen, wie sie nötig sind, wenn eine Träne nicht soll überfließen — gerade da richtete sich der arme Othmar im andern Flügel des Schlosses auf in seinem Bett: ‚Morgen spreche ich mit ihr' — dachte der Graf. — ‚Wenn's der Dominik ist — den Adel könnt' man ihm schon verschaffen, wenn der nottut bei so einem Extramenschen, und das übrige läßt sich auch richten. Was mich angeht — darauf kommt's nicht an. Aber — wie sie leidet — ce n'est plus à supporter!'

Und nun war der dritte Malmorgen gekommen, und es war heut so viel Süßigkeit und Schmerz und flammender Zorn in den Augen des Prinzeßchens, daß der Herr Läubele am liebsten mit allen zehn Pinseln zugleich zugefahren wäre. Aber zuletzt schaffte er es doch mit den einzelnen, abwechselnderweise; denn jeder flog wie ein Flügel und loderte wie eine Kerze, und zwei Stunden dauerte es, als ob noch einmal der Atem des sechsten heiligen Schöpfungstages erbrauste, da Gott den Mann schuf, die Krone der Erde, und die Krone des Mannes: das Weib —

Allerdings verhüllte der Herr Läubele sogleich wieder das Bild mit der graublauen Wolke, als er alle seine zehn Pinsel mit dem Ruck der Vollendung von sich geschleudert. Aber er sagte, es bedürfe nur noch einiger Nachtupfer morgen, und dann — ja dann

Digitized by Google

sollten alle kommen — und das wahre Gesicht betrachten von der durchlauchtigsten Prinzessin Sibylle. — Und wiewohl er sonst immer die Fenster und Türen sehr fest und ängstlich verschloß — gegen die Fledermäuse und sonstiges Nachtgesindel, diesmal vergaß er's, und das Fenster zur Galerie hin, auf die man aus dem Gartensaal gelangen konnte, behielt ein verstohlenes Ritzlein.

Nun war an diesem Abend ein kostbarer Vollmond, und als sie wieder noch spät im Garten lustwandelten — das Prinzeßchen am Arm des Grafen Othmar — Gott weiß — diesmal ließ sich der Graf nicht davon abbringen. Immer wieder lenkte er hin zum See, und beim drittenmal endlich glückte es ihm. Durch ein Zufälliges war der Dominik Läubele mit seinen zwei Damen ein wenig weiter als die betreffenden zwanzig Schritte zurückgeblieben, und obwohl das Prinzeßchen heftig widerstrebte, stand es doch plötzlich an dem Steg, wo der Kahn lag, der einstmals wie aus purem Golde erglänzte. Und jetzt ruckte sich der Graf Othmar in seinen zwei ungleichen Schultern sehr hoch und sehr fest zusammen, und sein schmales Gesicht erschien noch weißer als sonst vom Mond, und in den schönen, schwermütigen Augen stand ein dunkler Glanz. „Prinzeßchen," sagte der Graf, „Sibylle — erinnern Sie sich nicht daran, als wir schon einmal hier standen, und Sie vertrauten dem — armen Othmar ...?"

„La grenouille," schrie das Prinzeßchen, zog heftig seinen Arm aus dem des Grafen und sprang von dem Steg, auf dem allerdings ein schöner, grüner Frosch ernst und abendlich konzertierte.

„La grenouille," wiederholte die kleine Prinzessin leise, und das klang wie ein bitterliches Schluchzen.

„Was für ein Untier hat Durchlaucht so sehr erschreckt?" Das dreifältige Paar war auf den Schrei des Prinzeßchens herbeigeeilt. „War es ein Frosch?"

„Ich glaube, eine Kröte," murmelte die Prinzessin. — Aber sie hatte nicht Zeit darüber zu denken, warum man eine Kröte leichter aussprechen konnte und der deutsche Frosch ihr so herzbrechend nahe ging. Denn gleich danach begann die Demoiselle Elvira so innig beweglich und traurig und schön: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe ..." daß alle ganz still zum Schloß zurückwandelten. Nur der Fürst, der ihnen entgegen kam, war ausnehmender Stimmung, obwohl die Meiereirechnung diesmal wieder um kein Quentchen zu fürstlichen Gunsten sich geirrt hatte. Aber der arme Othmar hatte im Laufe der Tage so sehr verständige Äußerungen getan zu den Plänen seines Herrn Schwiegervaters und nicht damit zurückgehalten, daß — in jedem Falle — und wie auch die Dinge sich entwickeln sollten, man auf seine Bereitwilligkeit zählen könne, vielmehr daß es ihm einen Vorzug bedeute, so ausnehmende Pläne favorisieren zu dürfen. Auch über die Prinzessin hatte er sich mit so viel Zartheit geäußert, und wie ein so junges Herz in keiner Weise dürfe bedrängt werden, daß der Fürst mit leichter Verlegenheit bemerkte, wie er sich soeben gratuliert hatte dazu, daß — wenn es nun einmal solcherart im Willen der Vorsehung begründet — daß — nun — wie gesagt, daß es wahrscheinlich ein rechtes Glück sei, wenn sich der selige Kunibert zuschanden geritten.

Obwohl hierauf alle sich wieder eine geruhsame Nacht wünschten, so muß leider bezeugt werden, daß diesmal das völlige Gegenteil eintrat. Auf dem linken Flügel, wo das Prinzeßchen, die getreue Möllhoven und Fräulein Elvira ihre Zimmer hatten, begann das Unheil. Indem die Tür beim Prinzeßchen sich so behutsam öffnete, daß man wirklich denken konnte, die Ahnfrau mit dem Tränklein, weiß, schlank und unselig, wäre hindurchgeschritten. Aber da ihr doch überhaupt Türen keine Schwierigkeit bereiteten, so war nicht abzusehn, weshalb sie aus dem Gartensaal auf die Galerie heraustrat und leise — leise das Fenster probierte, das der Dominik Läubele diesmal vergessen hatte. Vielleicht, daß dem Herrn Läubele gerade davon geträumt hatte, und er dachte, er kümmere sich besser einmal um sein Fenster — jedenfalls, am äußersten Ende der Galerie war ein Schatten ersichtlich, als wie von einem sehr großen Mann in einem Mantel, akkurat, wie dem Läubele seiner. Aber das Prinzeßchen wurde nicht gewahr darum, weil es so flink wie ein Kätzchen durch das betreffende Fenster glitt. —

‚Ich könnt' es nicht aushalten,' dachte das Prinzeßchen — ‚Gott weiß, wie mein wahres Gesicht ist, und das sollt' ich mit allen andern zugleich ansehn müssen, und der — und Othmar dabei!' — Da schlich es sich hin, wo die Staffelei mit der graublauen Wolke stand, und mit zitternder Hand schob es die Wolke beiseite. — „Ach Gott" — und das Prinzeßchen, das gar keinen Schutz an Fischbein und steifem Brokat hatte, sondern wie immer nach dem Malen bloß ein dünnes Hemdchen über dem andern trug — „mon Dieu" — wiederholte das Prinzeßchen und legte die Hände auf die Brust, weil es dachte, dahinter spränge etwas entzwei. Also das war das wahre Gesicht! — Und weil doch nun wirklich gar niemand in der Nähe war und die Not so sehr groß, so durfte eine kleine Prinzeß sich

Digitized by Google

gewiß einmal nachgeben, und sie schluchzte zum Herzzerbrechen. Aber da sie sich nach einer Weile doch wieder erinnern mußte, wer sie war und vor allem, wo sie war, fuhr sie zusammen; denn sie hörte einen Schritt — ach — einen wohlbekannten Schritt, der ein klein wenig schleifte, und der einem immer einen Stich durch die Brust gab. — Der Schritt kam die Galerie herunter auf das Fenster zu. Und als das Prinzeßchen dachte: ‚Jetzt steht mir mein Herz still. Jetzt — sofort muß ich sterben!' — schon war der arme Othmar, ein wenig langsam, aber gar nicht unelegant, zum Fenster hereingestiegen. Er legte die Hand auf die seidene Weste wie zu einer tiefen Verneigung. Denn er dachte — weiß der Himmel — er dachte einen Augenblick: die fürstliche Ahnfrau, für die keine Türen auf der Welt zu sein brauchten, stände da vor dem Bilde. Aber wie er sie verglich, die gemalte Prinzeß und die andere davor — und beide ihm so ganz neu erschienen und doch so tief und so süß vertraut, wie nur seine sehnsuchtsvollen Träume bisher sie erblickt, so konnte er zuletzt nicht mehr zweifeln: die leibhaftige Prinzessin Sibylle stand vor ihm und ganz überströmt von Tränen.

„Prinzeß," sagte der arme Othmar, „o Sibylle!" — Und ehe sie sich hoch machen konnte, hatte er ihre beiden Hände von der kleinen, warmen, wildpochenden Brust leise fortgenommen, und er hielt sie fest in den seinen. „Sibylle," sagte er sanft, „so vertrau' mir doch nur. So sehr liebst du den Läubele?"

Das Prinzeßchen wendete das Köpfchen hin und zurück, und die Augenbrauen wurden völlig spitz vor Staunen. „Den Läubele? Ja, was kannst du jetzt eigentlich meinen?" fragte es und war, wie der Graf, in das „du" der Kinderjahre hinübergeglitten.

„Ach Gott, Sibylle," sagte Graf Othmar. „Weißt du nicht, damals? Als mein Bruder Kunibert — er meinte es ja nicht schlimm ... mit dem Frosch ..."

„Mit dem Frosch?" stammelte das Prinzeßchen fassungslos, und der Schauder glitt ihr über das bloße Hälschen — „ja freilich mit dem Frosch ist's angefangen, und wie er mir den in den Ausschnitt gesetzt hat" — und es schluchzte zum Herzzerbrechen. — „Was hast du gesagt mit dem Läubele?" fragte es plötzlich, wie es ganz still hielt mit dem Köpfchen, das die schmale, feine Hand des armen Othmar fortwährend sanft streichelte.

„Du liebst — ihn — so sehr — nicht wahr, Sibylle? Weil er so schön und so kraftvoll ist und so ein Künstler von Gottes Gnaden. Vielleicht liebst du ihn mehr noch als meinen verstorbenen Bruder Kunibert!"

„Wie den — Kunibert?" Und das Prinzeßchen richtete sich auf im Arm des Grafen Othmar.

Aber der Graf ließ sich nicht unterbrechen. Diesmal nicht. „Ja, wie den Kunibert. Halt, mehr noch, Sibylle. Und du sollst dich nicht quälen mit der unseligen Mariage mit — mir. Ich mach' schon alles perfekt mit dem Herrn Vater. Und mit dem Adel, wenn's sein muß und sonst. Aber wenn du den Läubele hast angeschaut, Sibylle — wie da —" und er wies auf das Bild, „dann ist der Läubele der einzige Mann auf der Welt, den du darfst — heiraten, Sibylle, und kein Kavalier und kein Freund darf dir dein Glück wehren."

„Den Läubele angeschaut? Solcherweis?" Das Prinzeßchen bekam ganz runde Augen. „Den lieben Gott, halt, wie der die Erde aus dem Ei gemacht hat." Und als der Graf Othmar nicht gleich begriff: „Gar nicht den lieben Gott," rief das Prinzeßchen so laut, daß sie beide nicht merkten, wie der große, dunkle Schatten, akkurat wie der Läubele, vom Ende der Galerie am Fenster vorbei einem andern, sehr bewegten Schatten vom entgegengesetzten Ende zustrebte. „Gar niemand angeschaut habe ich," rief das Prinzeßchen. „Bloß weil hat sollen das wahre Gesicht herauskommen, und ich hab' sollen denken, wo ich am glücklichsten bin gewesen, oder auch recht sehr traurig, oder beides mitsammen — An den See hab' ich halt gedacht, wie es hat angefangen, du weißt schon. Immer sind wir am See gestanden, und jedesmal hätt' ich gewollt ins Wasser springen wegen dem Kunibert. Zuerst um den Frosch im Ausschnitt und zuletzt um die Mariage. Und dann bist du gekommen jedesmal und hast mich gestreichelt. Und immer hab' ich gedacht: ‚Wenn du nur kommst und mich streichelst — dann wird es schon gehen mit der Traurigkeit.' Aber jetzt, wo du bist Erbgraf geworden, und genau so schlecht bist du jetzt, als wie der Kunibert! Alles bloß Politik und schriftlich perfekt und wie eine halbe Kuh ..." Das Prinzeßchen konnte nicht weiter vor Schluchzen.

„Sibylle," sagte der Graf Othmar, und seine Stimme zitterte — „Sibyllchen — das mit der halben Kuh erklärst du mir später. Aber sag' doch — würde es denn wirklich gehn mit der Traurigkeit, wenn ich nur käme und dich streichelte?"

Das Prinzeßchen nickte heftig und seufzte befreit und streichelte ihrerseits und ganz zart die hohe, ungleiche Schulter, an die es sich lehnte.

„Aber mit dem Glück?" rief es plötzlich, richtete sich auf, und im weißen Mondschein

Digitized by Google

sah es dem armen Othmar fragend in die schönen, schwermütigen Augen.

Und wie die kleine Sibylle eine ganze Weile so gestanden, quoll ihr eine lichte Röte tief, tief den vorderen und auch den hinteren Ausschnitt seiner beiden kleinen Hemden herunter. „Was wirst du tun," murmelte sie, „wenn einmal das Glück beginnt?"

Gerade in diesem Augenblick tauchte der dritte Schatten auf am Ende der Galerie, der strahlte schneeweiß; denn es war die gute Möllhoven in ihrem zartesten Négligé, Dormeuse und Todesangst, da sie das Bett des Prinzeßchens leer gefunden. Wie sie sich nun unvermutet dem Herrn Läubele gegenüber sah, der die gelöste Demoiselle Elvira merkwürdig fest im Arm hielt — ‚sie sind sich schon einmal begegnet, irgendwann, irgendwo' — dachte die gute, alte Adelaide verloren. Und nicht einmal kam ihr der Gedanke: ‚Niemals ist mir jemand begegnet — irgendwo, irgendwann' — sondern nur: ‚Mein Herzenskind' — dachte sie — ‚Chérie, ach Chérie!' — Und wie sie mit der blassen, überströmenden Innigkeit ihrer Augen und flehend die gefalteten Hände aufhob, als sei der Herr Läubele wirklich der liebe Gott: „Pst!" machte der, nahm die mageren, flehenden Händchen in seine große, warme, gute Hand, und den freien Arm legte er der Demoiselle Elvira um die Schultern, und als in diesem Augenblick die Saaltür sich öffnete, und in robe de chambre mit gezogenem Degen der Fürst auf die Galerie trat, wo er Diebe vermutete, schon erscholl es so betörenden und herzbrechenden Jubels voll, daß die Sterne am Himmel erbebten und alle Nachtigallen im Park noch einmal anfingen: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe..."

„Du bist sicher, es ist nicht der Läubele?" flüsterte Graf Othmar, und die Hand, die dem Prinzeßchen noch immer über das Haar glitt, zitterte so heftig, daß das Prinzeßchen sie ergreifen mußte und schnell auf das Herz legen. Zugleich mußte es lachen, weil es so selig sicher war, daß es der Läubele nicht sein konnte. — Und da dieses zunächst als die Hauptsache erschien, und ein kleiner Mund ganz weich und ein wenig geöffnet dem Munde des Grafen Othmar sehr nah, so erfuhr die kleine Sibylle in diesem Augenblick, wie der geliebteste Mensch der Erde dem andern geliebtesten tut: wenn das Glück beginnt!

Vorfrühling. Von Karla Höcker

Nein, lächle nicht, wenn ich sage: der Frühling wird kommen!
Sprichst du nicht auch zuweilen von Gott und Geschick?
Sieh, es wird Frühling! Mein Herz ist mir fremd und beklommen,
Und des Nachts — ach, all die flüsternden Wege
Führen zurück, in Kindheit und Stille zurück.
Wie auch der Winter voll Schwermut so ängstlich gewesen,
Wie auch das Leben verborgen in Dunkelheit war —
Siehe, die ersten Winde duftend rühren mein Haar.
Ich kann wieder weinen — ich lächle — ich bin genesen!
Und aufs neue beginnt das atmende, selige Jahr.

Die Allee. Von Karl von Berlepsch

Schöner Laubengang der Illusionen,
Aller Sehnsucht sinniges Symbol! —
Reichst du endlos in die Ferne wohl,
Traurigkeit mit Hoffnung zu belohnen? —

Arme, die in Wipfeln sich verschlingen,
Säulenschäfte in gefügten Reihn,
Linien, die ins Zarte sich hinein
In Gedanken immerfort verjüngen! —

Und so könnt' ich warten lange, lange,
Käme da mein liebes, junges Leben
Aus den Schatten dieses grünen Raums,
Aus den Tiefen, aus dem Tal des Traums,
Mit den Füßen, die wie Flügel schweben,
Heim zu mir mit lächelnd leichtem Gange. —

Digitized by Google

Ein Festtag hohen Waidwerkes

Von Fritz Bley

Am 15. März 1925 steht die deutsche Waidmannschaft bewegten Herzens vor dem Feste des 50jährigen Bestehens ihres führenden Vereins. Zu Dresden ist am 15. März 1875 der Allgemeine Deutsche Jagdschutz-Verein begründet worden. Die Anfänge waren verheißungsvoll genug, obgleich die Begründer, abgesehen von ihrer fachmännischen Kenntnis, nicht gerade durchaus berufen erschienen. Die beiden hauptsächlich in Betracht kommenden Herren waren Herausgeber der damals maßgebenden Jagdzeitschriften, Herr Franz von Ivernois, Schriftleiter des „Waidmann", und Graf von Krockow von der „Deutschen Jagdzeitung". Allerdings strömte ihnen auf Grund des von beiden verfaßten Aufrufes sofort eine rege Aufmerksamkeit der besten Pfleger unseres deutschen Waidwerkes zu, insbesondere traten werbend für den guten Gedanken ein die Herren von Hohmeyer-Murchin, der Freiherr und spätere Graf von Mirbach-Sorquitten, Victor Ritter von Tschusi-Schmidhofen, der herzoglich Sachsen-Meiningische Forstmeister Georg von Türcke, von Elsner-Pilgramsdorf auf Sallentin, Graf Seherr-Thoß auf Dobrau, von Kamecke, Major im 63. Infanterie-Regiment zu Neiße, Oberforstmeister Tramnitz in Liegnitz, der Königliche Prinzliche Oberförster Dr. Cogho in Seitenberg, von Podewils auf Podewils bei Cörlin in Pommern, Baron von Nolde in Berlin, Landrat Graf von Rittberg in Ückermünde, Freiherr von Uchtritz-Mühlrädlitz, Graf zu Dohna auf Kotzenau, Hauptmann Brandt in Brandenburg und Professor Dr. Franz von Kobell in München, der Altmeister der bayerischen Jagd und Dichter des herrlichen „Wildanger". Ein von diesen Herren erlassener Aufruf hatte die Wirkung, daß sich am 15. März 1875 im Waldschlößchen zu Dresden 133 Jäger aus allen Teilen des Reiches zwecks Begründung des Vereins einfanden. Sein Zweck sollte sein: unter Beihilfe der Staatsbehörden im ganzen Deutschen Reiche gegenseitige Unterstützung hinsichtlich Durchführung der Gesetze über Jagdpolizei und Wildschonung herbeizuführen, dem Unwesen der Wilddiebe und Jagdverbrecher zu steuern, den Handel mit gestohlenem Wilde und Wildpret sowie solchen innerhalb der Schonzeit möglichst zu verhindern. Ferner sollte die Pflichttreue der Jagdschutzbeamten durch Aussetzung von Belohnungen angespornt werden und insbesondere sollte auf dem Gebiete der Jagdgesetzgebung der gesunde Jägerverstand zum Ausdruck kommen und für die Vereinheitlichung der Jagdgesetze wirken.

Dieser vortreffliche Plan fand lebhafte Zustimmung in allen Ländern des Reiches mit Ausnahme von Bayern: dessen Waidmänner bleiben, abgesehen von dem weitblickenden Altmeister Dr. Franz von Kobell, noch immer dem Vereine fern, obwohl sie seine Bestrebungen billigen.

Indessen blieb diese Leitung nicht frei von Kinderkrankheiten des Vereins und es bedurfte erst zweier hochangesehener Herren, um die schnell verfahrene Karre wieder auf festen Weg zu bringen: Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, der spätere kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen, und Graf Mirbach-Sorquitten, der das Elend unseres Vaterlandes heraufziehen sah und vergeblich bestrebt war, die Narrentollheit zu verhüten. Dem Fürsten Hohenlohe war insbesondere die glänzende Gabe verliehen, große Bewegungen gleichsam vom Schreibtische aus zu leiten, weil er in der Praxis sich die tüchtigsten Männer auswählte und diesen möglichst weiten Spielraum ließ. Ähnlich stellte sich Graf Mirbach selbst seine Aufgabe und hierin lag wohl die hauptsächlichste Bedeutung des A. D. J. V. in seiner Jugend.

Dem Grafen Mirbach stand allezeit als bewährtem Wirtschaftspolitiker vor Augen, daß der ostpreußische Wald nicht nach der Schablone des Lineals behandelt werden durfte. Er war von jeher ein Verkünder des Dauerwaldes und gemischten Waldes. Den heutigen Jägern und Waldfreunden, die sich in der Schule der Dittmar, Düesberg, Eberbach, Eberhardt, von Kalitsch, von Keudell, Kottmeier, Möller, Wagner, Wiebecke gebildet haben, mag es kaum noch verständlich erscheinen, wie schwer es gehalten hat, den sich selbst schützenden Wald mit seiner guten Bodendecke und seinen überdauernden Sträuchern wieder zu Ehren zu bringen, nachdem er viele Jahrzehnte lang durch die Begradigung aller Wege und Gestelle, sowie die Ausrottung des „Waldunkrautes" angeblich ertragsfähiger gemacht werden sollte. Wir alle hatten in den älteren Beständen die schauerigen Zerstörungen durch Nonnenfraß, Kienzopf, Kiefernspinner, Rüssel- und Borkenkäfer und des Kuckucks Lumpengesindel, zu dem sich nun auch noch die Eulen gesellt haben, als Wirkung dieser Schreibstubenwirtschaft vor Augen. Uns Jäger aber verdroß am allermeisten die Verödung, in der das Wild keine rechte Heimat mehr finden konnte. In Ehrfurcht gedenken wir noch heute des „alten Knorr", der als forstlicher Lehrer in Münden in seinen „Studien über die Buchenwirtschaft" mit Nachdruck betonte, daß die nachdrücklichste Ausnutzung durch einträgliche Holzarten in ihrer Einseitigkeit niemals die Bodenkraft vollständig nütze, und wie die Waldnatur alle gelahrte Weisheit zuschanden mache und die künstlichsten Betriebspläne durchlöchere.

Digitized by Google

Das war auch Graf Mirbachs Grundanschauung, aus der heraus er im Herrenhause für Pflege und Ausdehnung der preußischen Wälder eintrat; aber im Gegensatze zu der Amtsstube wies er am 31. März 1882 auf die Notwendigkeit hin, in Ostpreußen und insbesondere im Ortelsburger Kreise die kahlen Sandrücken aufzuforsten, sowohl zur Vergrößerung des Waldgebietes als um des Klimaschutzes willen. Von dem dortigen Sande hatte der Volksmund das Scherzwort geprägt, die Hälfte der Gutsböden sei immer als Flugsand unterwegs. Durch die geologische Erforschung ist aber erwiesen, daß diese Binnenlanddünen auf altem Geschiebemergel liegen, der keinem Ackerbau nützen kann, wohl aber von den Waldwurzeln erreicht wird. Dieser ersten Anregung hat sich denn auch die Staatsregierung nicht versagt. Allerdings wünschte sie eine Erweiterung der bereits bestehenden großen Forsten: im Osten der Johannisburger und im Westen der Tuchler Heide. Hingegen wünschte Graf Mirbach eine Erweiterung des Privatwaldes im Anschluß an die landwirtschaftlich genutzte Fläche, die eine sehr viel bessere und gleichmäßigere Waldverteilung zuließ. Zugleich diente eine solche zur Befestigung des Kleinbauerntums, dem der Wald im Winter erwünschte Gelegenheit zur verdienstsicheren Arbeit bietet. Die Aufforstungen an den Grenzen der Staatsforsten entsprechen dieser Forderung schon um deswillen nicht, weil sie meistens in tiefen Einsenkungen liegen — „auf der Schokoladenseite", wie der Volksmund sagt. Und daß dies Kleinbauernlegen nicht zur Stärkung des Deutschtums diente, war auch sonnenklar. Die Deutschen wanderten ab, und an ihre Stelle trat der Pole, der die Vorteile der neuen Lage am schnellsten erkannte und auszunützen verstand. — —

Der Fürst zu Hohenlohe traf, nachdem er die Leitung der Vereinsgeschäfte übernommen hatte, unverzüglich gesunde Maßregeln zur Vereinfachung der Schreiberei zwischen dem Oberstvorsitzenden und den Landesvorständen. Zugleich wirkte er darauf hin, daß durch Einsendung von Mitteilungen in nichtjagdlichen Zeitschriften die öffentliche Aufmerksamkeit auf die guten Zwecke des Vereins hingelenkt wurde. Dadurch und indem er den Landesvorständen den größeren Teil der Jahresbeiträge zur Verwendung überließ, erreichte er, daß ihnen größtmöglicher Spielraum geschaffen wurde. Die erste Wirkung war, daß unter Berücksichtigung der Anforderungen der einschlagenden sächsischen Gesetzgebung die lange versagte juristische Persönlichkeit dem Vereine erteilt wurde.

Dies gute Beispiel hatte nun auch anregend auf Bayern gewirkt. Dort hatte der Memminger Verein schon unmittelbar nach der Dresdner Gründung sich selbständig mit 112 Mitgliedern aufgetan. Er verkündete mit herzerquickender bayerischer Offenheit:

„Der Verein geht mit gleicher Strenge wie gegen Nichtmitglieder auch gegen seine eigenen Mitglieder vor, falls diese wegen kleinerer Übertretungen sich nicht zur Selbstanzeige entschließen oder lediglich ein zweifellos entschuldbares Versehen in Mitte liegt, und hält dies für unerläßlich für seine Zwecke."

In dem Einflußgebiete des „Allgemeinen Deutschen Jagdschutz-Vereins" liegen Bestimmungen von gleich erziehlicher Wirksamkeit erst seit wenigen Jahren vor, ausgehend von dem ausgezeichneten Vorbilde, das der Oschatzer Verein gegeben hat. Auch im Erzgebirge ist dieser Gedanke aufgenommen und breitet sich jetzt nach 48 Jahren auch im Norden hocherfreulich aus. In Bayern wirkte das Memminger Beispiel zunächst dahin, daß sich auch in Nürnberg ein Hauptverein bildete, um den sich dann eine Anzahl von Zweigvereinen scharte, die sich wohl unter Nürnbergs Vorherrschaft fühlten, aber beileibe nichts vom größeren Deutschland in jagdlicher Hinsicht wissen wollten. Diese Beschränkung auf das schöne engere Vaterland hatte selbst in dem ausgezeichneten Leiter des „Deutschen Jägers", Oskar Horn, das Verständnis für Norddeutschland nur verkümmert entwickelt, obwohl er sein prächtiges Buch „Von deutschem Waidwerk" 1908 bei Parey in Berlin verlegt hat. Ein wohliges Behagen umspielte in seiner unaufdringlichen und bescheidenen Weise seine Erzählungen von Hunden, Jagden und Strecken. Aber die Aristokraten nach Standbesitz und Erziehung waren ihm unbequem.

In Österreich griff der Gedanke des Zusammenschlusses der Waidmannschaften auch stark um sich, als 1881 die Rüstungen für die Erste internationale Jagdausstellung in Cleve auf den Plan riefen. Die Führung lag bei dem nieder- und oberösterreichischen Jagdschutzverein. Neben dieser Zwillingsbildung taten sich zahlreiche Provinzialvereine auf, die zum Teil Jagd und Fischerei in Tirol und Mähren, Aussig und anderen Kronländern schützten. Außer diesen gab es auch noch Vereinigungen, die neben Forst und Fischerei den Schutz der Jagd mit bezweckten. Auf Anregung des Fürsten Starhemberg schlossen sich alle diese Vereine zusammen. Ihr Arbeiten liefen den reichsdeutschen ziemlich parallel. Die Statthalter kamen diesen Vereinen gern entgegen. Indessen trat hier wie auch in vielen norddeutschen Gebieten eine vollkommene Verkennung des eigentlichen Zweckes und Wesens des A. D. J. V. hervor. Sicherlich ist es in keiner Hinsicht den Vereinen zu verdenken, daß sie sich in der Ausübung der Jagd auf ihr Eigengebiet beschränken, zumal die Geselligkeit in den Winterversammlungen ihre begründeten Rechte fordert. Man kann sich sogar darüber freuen, daß so viele örtliche Vereine dieser Art entstehen. Nur wird es immer schwieriger, sie zur politischen Vertretung der Jagd gegenüber einer leider noch immer

Digitized by Google

vorhandenen jagdfeindlichen Stimmung zu vereinigen. Dazu kommt noch der Umstand, daß der landwirtschaftliche Besitz durch die politische Mißwirtschaft der letzten Jahre auf den Aussterbe-Etat gesetzt wird. An die Stelle des sorgsamen Gutsherrn, dem die Jagd seinen Besitz doppelt lieb machte, tritt nun eine durchaus nicht immer waidmännische Gesellschaft; und die Behandlung der Jagd wird immer mehr in ihren geistigen Werten gesenkt. Mit Fug und Recht ist dies bereits 1917 von dem ehemaligen Leiter der bosnischen Staatsjagdwirtschaft Fr. V. Laska in seiner Schädlichkeit gezeichnet und er empfiehlt in seinem Buche über den Jagdpachtvertrag als Wirtschaftsgrundlage, daß in Zukunft nicht nur das Jagdrecht verpachtet werden soll, sondern daß die Verpächter Gewähr für das Vorhandensein von so und so viel Wild bürgen müssen. Das hätte zur Folge, daß der jeweilige Pächter die Jagd nicht abgeben kann, ohne für den entsprechenden Grundbestand an Wild gesorgt zu haben. Nun liegt doch klar auf der Hand, daß dieses eine Beispiel nicht etwa vereinzelt erscheint. Es bedarf nicht der Ausführung, daß in der Handhabung des Abschusses, in der Führung der Waffen, der Wildpflege in strengen Wintern und bei Seuchen u. dgl. ein einheitlicher Plan für ganz Deutschland durchgeführt werden muß. Dazu kommt die wenig erfreuliche Tatsache, daß sich auch in dem Jagdschrifttume Gruppen bilden, denen es weniger um das hehre Waidwerk, als um den geschäftlichen Rucksack zu tun ist. In alledem ist der aristokratische Zug des alten Jagdschutzvereins nicht zu entbehren.

Hinwiederum läßt sich nicht bestreiten, daß die recht oft nicht sowohl aristokratische, als vielmehr höfische Auffassung von der Behandlung der Waidmannschaft den hochgebildeten Stand der Gelehrten, Künstler, Großkaufleute u. a. mißvergnügt machen konnte. Zum Teil hatte dies zur Wirkung, daß die in der Heimat heimatlosen Jäger in ferne Weltteile gingen und oft beneidet um ihre Beute heimkehrten. Aber auch dies Paradies wurde uns bald verschlossen, nicht so sehr durch das Ausland als durch den Geldsack und, soweit unsere Kolonien in Betracht kamen, durch die dort begangenen Fehler in der Verhätschelung der Eingeborenen, denen sogar der Abschuß von Großwild und damit dessen Ausrottung gewährt worden ist.

Alles in allem ist die Lage schwierig und durch die Entente noch besonders schwierig gemacht. Die Wirkung alles dessen ist in früheren Jahren recht oft auch verstärkt durch gelegentliche Fehler der ausführenden Organe des A. D. J. V. Anderseits haben Männer wie Major Thiel und insbesondere der frühere württembergische Oberjägermeister Freiherr von Plato das Waidwerk so hoch in Ehren gestellt, daß um ihretwillen man anderen schon mancherlei vergeben konnte.

In der Zeit dieser Wirren ist es insbesondere der im Sommer 1923 verstorbene Herzog Victor von Ratibor gewesen, der nach dem Ausbruch der Revolution Verständigung mit dem gesunden Denken und Fühlen der Arbeiterschaft suchte. Das war keineswegs so schwer, als Hinz oder Kunz es sich vorzustellen vermochten. Vielmehr konnten wir vor einer in das Automobilklubhaus einberufenen Versammlung von Parlamentariern, unter ihnen einigen sehr weit links stehenden, darlegen, daß die Jagd gerade in den Republiken am besten verstanden und das edle Wild dort am besten geschützt sein konnte. Ich wies in einem scherzenden Vergleiche zwischen der Begeisterung der Amerikaner für Tody (Buffalo Bill) und Thedy Roosevelt darauf hin, daß der Büffeltöter Tody die beliebteste Heldengestalt aller Kuhjungen war, hingegen Thedy Roosevelt durch die weitgehenden Schongesetze und seine Ermahnungen zur Schonung des Wildes gleicherweise Liebling der Bevölkerung ward. Und in der Schweiz? Ist die nicht auch eine Republik? Dort war der Gemsenschießer Colani der Liebling des Volkes; jetzt aber hat die freie Schweiz dem Krickelwilde genügende Schonung und selbst dem Bären in Graubünden in dem zum Naturschutzparke erklärten Urwalde am Ofenberge, im Val Scarl und im moosgrünen Val Mingir unter der silbern leuchtenden Pyramide des Piz Plavna eine gesetzlich geschützte Heimat gesichert. Warum sollen nicht auch Republiken sich zur Hochherzigkeit erziehn lassen?

So viel freilich steht fest, daß zur Behandlung solcher Fragen eine leichte Hand und der erforderliche Mutterwitz gehört, der sich ja erfreulicherweise bei der Jagd und der Beobachtung des Tierlebens frischer herausbildet als im verschnupfenden Amtsstubengeruche.

Hierfür hat der verstorbene Herzog von Ratibor ein außerordentlich fein entwickeltes Verständnis bekundet. Das ist ihm hoch gedankt und wird auch seinem Nachfolger die keineswegs geringe Arbeit sicherlich sehr erleichtern. Die deutsche Waidmannschaft aber wird zweifellos auch unter der Führung des Fürsten Ernst zu Stolberg-Wernigerode dies als ihre Hauptaufgabe erblicken. Und wenn sie auch am 15. März bei dem Vergleich zwischen heute und damals einer wehmütigen Stimmung sich nicht wird enthalten können, so weht das weg der frische Morgenwind: Deutschland braucht Männer und die sind immer noch am allerersten bei der grünen Farbe zu holen!

Digitized by Google

Positano

Eine Frühlingsfahrt von Julo Fehr

Mit der Wiedergabe von 11 Aquarellen des Künstlers

Positano, Provinz Salerno, am Fuß und den Hängen des steil in die Bucht von Salerno abfallenden Monte San Angelo malerisch gelegen. 1300 Einwohner. Im 13. Jahrhundert wichtiger Hafen, blühende Stadt von 35 000 Einwohnern. So meldet der Reiseführer.

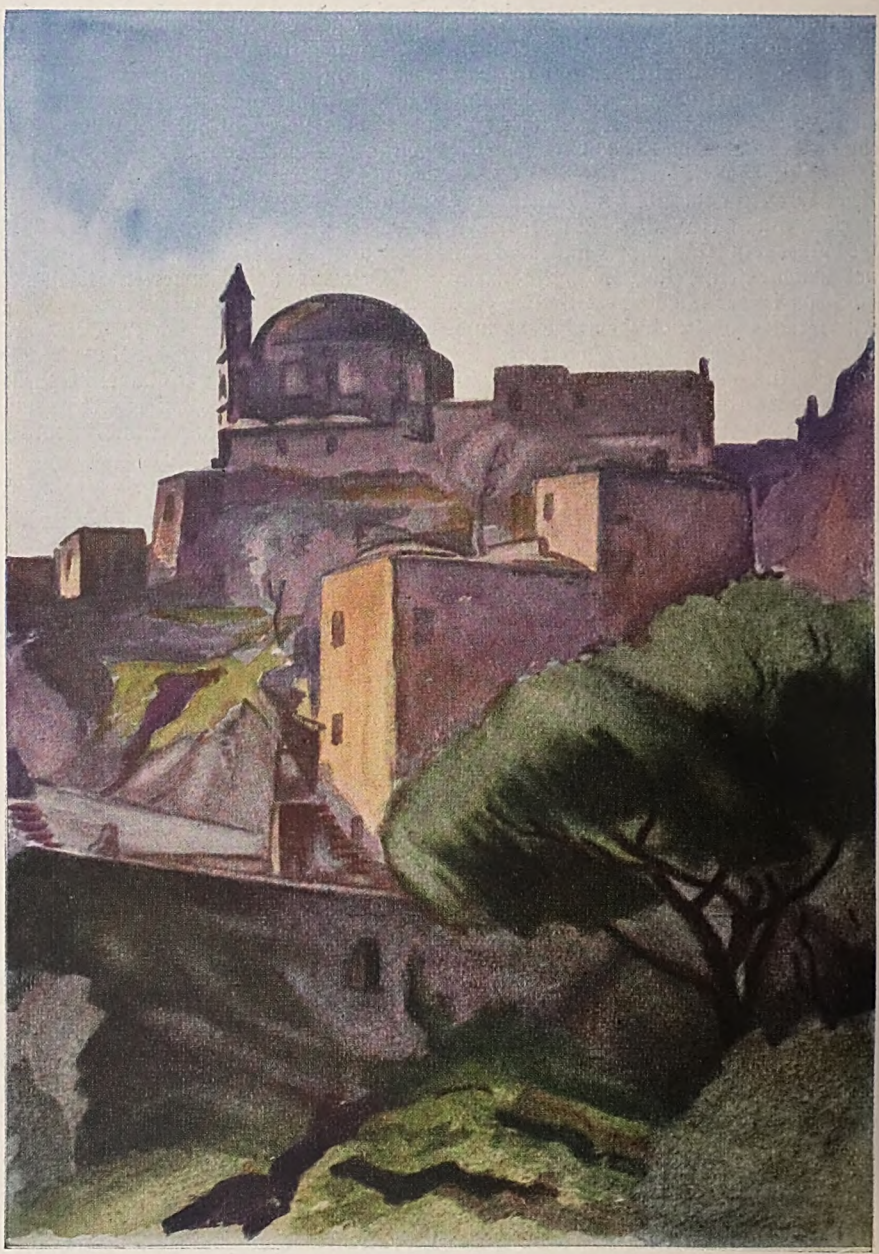
Dieser Ort liegt im Sterben. Stirbt unbekümmert und mit Grazie. Die lachende Sonne duldet kein tragisches Besinnen. Noch einmal zucken kleine, tänzelnde Flammen. Fremd schon in der längst ins Sinnlose entrückten Vergangenheit. Bedeutungslos und weniger am Platze als der zugereiste Beschauer, der in romantischem Träumen Verwehtes wieder zurückbannt, sich begeistert am Reiz der Patina. Wo bleibt der Sinn, wenn in Palästen Bettler hausen; wenn dort, wo einst Wege Welten verbanden, wo Geist und Kraft geschäftig zum Spiegel des Weltbildes werden durften, wenn dort auf versandetem Hafen Männer die Tage im Spiel verbringen! Das Leben ist auf den Augenblick gestellt. Es sperrt kein Ziel ins Joch aufbauender Arbeit.

Wenn ich auch ganz den Stätten des zielbewußten Schaffens, den schlagenden Pulsen zugewandt, so spricht mein Herz doch für die Orte des unbekümmerten Daseins, der Zwecklosigkeit, dieses reinsten Luxus. Ich liebe die Atmosphäre dieser Orte. Ihre Seele — nicht ihre Menschen. Zu den meisten finde ich keine und will ich keine Brücken schlagen. Nur dem Zauber, dem unfaßbaren Duft, der über allem und jedem liegt, bin ich hingegeben.

Blumenverkäuferin in Positano. Aquarell

Digitized by Google

Ja, verzaubert ist dieser Ort. Aus allem zu Irdischen losgelöst. Kein Zweck, keine Richtung erkennbar. Die Stimmung des Reisenden mag vieles magisch illuminieren. Er, der sich selber für eine Zeit abseits stellt von „seinem Leben". Jetzt nur gewillt, wie im Parkett, unterhaltener Genießer zu sein. Einem Spiel gegenüber.



Mühle. Aquarell

Positano, 24. 2. 24.

Fünf Stunden sind wir von Vietri nach Positano gefahren. Unverzagt, ohne zu rasten, trotteten die kleinen Gäule auf der „schönsten Straße der Welt". Schwindelnd hoch über dem brausenden Meer, durch die öde Starre gigantischer Klüfte. Senkrecht stürzen die grauen Berge in die See. Ein schmaler Streif ist die Straße in ihre Härte graviert. Tausend Fuß über dem Meer.

Digitized by Google

Mehr und mehr sind die Schatten um uns gesunken. Wir fahren in den Abend, in die Nacht. Wenig ist zu erkennen von den Orten, durch die wir kommen: eine Bucht glitzernder Lichter im dunklen Samt der Nacht; dann, wie die Wagen im lärmenden Geratter aufzuwachen scheinen, ein paar helle Kulissen brüchiger Häuser, forschende Gesichter. Leuchtkäfer, aufflammend und im gleichen Moment ins Nichts zurücksinkend! Amalfi: Vision Genua. Hohe Fassaden mit übertrieben gereektem Erdgeschoß.

„Letzter Gruß der Kultur!“ ruft S. aus dem hinter uns fahrenden Wagen, und wie T. und ich uns umdrehen, deutet er zu der funkelnden Lichterreihe des Hotels Cappuccini hinauf. Der Wagen rollt dumpf in einen langen Tunnel. Fährt wieder auf der einsamen Straße. Weiter in das unbekannte Dunkel. Es ist uns, als ob wir den sicheren Boden der Zivilisation verlassen. Wir gleiten in das Abenteuer.

Nina. Studie

In stockfinsterer Nacht halten wir vor einem beleuchteten Zimmer. Leute treten heraus, begrüßen uns lächelnd, packen unsere Koffer, nötigen uns in den Palazzo. Wir sind im „Hotel Roma“.

Im Gastzimmer, in das zwei Azetylenflammen ihr weißes Licht strahlen, sind die Tische vollbesetzt. Wir sind überrascht, ausschließlich deutsch sprechen zu hören. Es ist phantastisch und irgendwie rührend: inmitten des großen, fremden, rätselvollen Dunkels dieser kleine leuchtende Würfel, in dem ein Stück Deutschland eingefangen ist.

Anita. Studie

Positano, 25. 2. 24.

Köstliches Erwachen am Morgen. Italien! Vor uns, so weit der Blick reicht, das tosende, giftgrüne Meer. Im Halbbogen gewaltige Berge, die ihre Nasen steil in die See vorschieben. Wir befinden uns im Scheitelpunkt einer großen Bucht. Eingebettet in grüne Zitronengärten liegt unser Haus. Blühende und doch an Früchten schwer sich beugende Bäume. In blütenbestreuten Terrassen wogt es zum Meer hinab. Silbriggraue Schleier in den Zweigen der Olive. Aus den Felsen hängen wie Kobolde riesige Kakteen und Aloeen. Auf dem Meer herrscht tobender Sturm. Wir stehen an geschützter Stelle, verspüren nicht den geringsten Wind. Draußen aber tost und wütet es. In maßloser Wut fegen die Wellen heran. Lange, weiße, wehende Mähnen. Haushoch sprüht dann der dampfende Gischt. Wir sind begeistert.

Positano, 26. 2. 24.

Entzückt sind wir von der seltsamen Schönheit Positanos. Wun-

Digitized by Google

Neue Kirche. Aquarell

dervolle Häuser von glücklichen Ausmaßen, in farbigem, von der Zeit getöntem Anstrich. Paläste in bescheidenem Sinn. Barocke Verzierungen; durchweg schöne, von Wappen gekrönte, steinerne Portale. Alles im Zustand jammervollen Verfalls. Oft das obere Stockwerk mit leeren Fensterhöhlen, eingestürzten Dachkuppeln. Ein paar bewohnte Zimmer darunter. Von der großen Straße abgesehen, die den Ort oben in weiten Windungen umschlingt und in Serpentinen zur Mitte herunterführt, nur enge, halsbrecherische Treppen und Gäßchen.

Unten am Strand, an der Marina, das Symbol, die Seele Positanos: die Madonna madre. Hart am Saum des Meeres stehend, den Blick auf die Madonna gerichtet, begreift man die Anlage der Stadt. Wie ein Kegel

Digitized by Google

Blick auf die Mutter Gottes-Kirche. Aquarell

im Mittelpunkt der von hohen Bergen umspannten Bucht steht die Kirche mit den angeklebten Häusern. Das „Motiv"! An den Hängen bauen sich amphitheatralisch die zwischen Zitronen und Weinterrassen liegenden Häuser auf. Zur Linken beängstigend eng aufeinander geschachtelt.

Der befremdend dunkle Strand (winzige Kristalle vom hellsten bis dunkelsten Grün färben diesen Schmutzton) ist wie ein Fußabstreifer vor den Ort gebreitet. Ein paar, von zwei wehleidigen Vestibüllöwen bewachte Stufen, führen auf einen winzigen Platz, dem Forum, Börse, Korso, Puls Positanos. Zwei bescheidene Cafés zu jeder Seite.

Positano, 4. 3. 24.

Vom tütenblauen Himmel strahlt die Sonne. Ich habe oben in der Citta morte aquarelliert. Eine enge Schlucht zwischen

Digitized by Google

Neue Straße

verrotteten, in verblichenen maurischen Streifen getönten niedrigen Häusern. Ein kleiner Glockenturm zackt über den weißgrauen Blasen der Dächer. Hinter ihnen aufsteigend schimmernd grüne See und der im frühen Morgen funkelnde Himmel. Riesige Kakteen, schief aus dem Verfallenen wuchernd, machen das Bild vollends afrikanisch.

Ich spähe über den Hang hinab zur Marina. Ein kleines rosa Blütenblatt liegt hingeweht auf den dunklen Sand. Ich erkenne T.

Wie ich zu T. trete, sitzen bei ihr die Schwestern B. Da ich das Italienische nicht sonderlich beherrsche, horche ich nur auf die musikalische Modulation ihrer Sprache und beginne die reizenden Geschöpfe zu skizzieren. Sie repräsentieren den hier merkwürdigerweise seltenen Typ der Süd-Italienerin. Mittelgroß, schlank gegliedert, von glücklicher Proportion. In den Bewegungen von beherrschter Leidenschaft. Fein gedrechselt die Gelenke. Merkmale einer alten Rasse. Starke, in dunkles Blau spielende Haare. Vergilbtes Pergament, gelbes Elfenbein der Teint. Edel und doch schon afrikanisch die leichte Wölbung von Stirne, Nase und Auge. Diese bezaubernden Augen der Kinder mit den scharf gezeichneten schwarzen Wimpern!

Spellen von Bocciakugeln und lärmendes Lachen schallt zu uns herüber. Vor uns, hinter der Gänseschar der Boote mit ihren aufgereckten bunten Hälsen toben die unermüdlichen Spieler. In wieviel Orten habe ich nicht das leidenschaftlich geliebte Boccia spielen sehen! Nie aber mit dieser fanatischen Lust, diesem Aufwand an Zeit und Lungenkraft. Nie so über alle Maßen miserabel. Nicht einmal zu einer Bahn haben sich die guten Leute aufgeschwungen. Allem Planmäßigen feind schmettern sie in unbekümmerter Freude die Kugeln auf dem Strand herum. Von ihrem Geschrei und wil-

Digitized by Google

den Gestikulationen abgesehen, repräsentiert sich die Bande wenig italienisch. Diese Leute in gut sitzender Hose, schmalem Ledergurt, karierten Reisemützen, mit dem englischen Seehundsschnurrbart oder der kleinen Zahnbürste, oft stahlgrauen Augen, würden stilgemäßer den Peer von Liverpool bevölkern. Fast alle beherrschen die englische Sprache. Es sind auf Reisen entfärbte Italiener. Das Englische wird zum Scheidewasser. Durchweg alle englisch Sprechenden sind unliebsame, unhöfliche Gesellen. Der nicht yankeesierte Positaner dagegen ist von liebenswürdiger, chevaleresker Zuvorkommenheit.

Positano, 10. 3. 24.

Auffallend ist die Freude am Lärm. Schreien und überlautes Hantieren ist keineswegs nur die selbst unbeobachtete Begleitung eines sprudelnden Temperaments. Es wird als Steigerung des Daseins empfunden. Ja, es wird zum Ausdruck ihres Madonnenkults.

Heute, während ich an der großen Straße male, schallt wieder von der Chiesa nuova das Schießen herüber. Tagtäglich knallt es da oben. Jetzt eine ganze Salve und darauf, kaum ist das endlos in den Bergen widerkrachende Echo verhallt, eine Serie von Kanonenschlägen, daß ringsumher die Felsen wie Glokkenwände schwingen

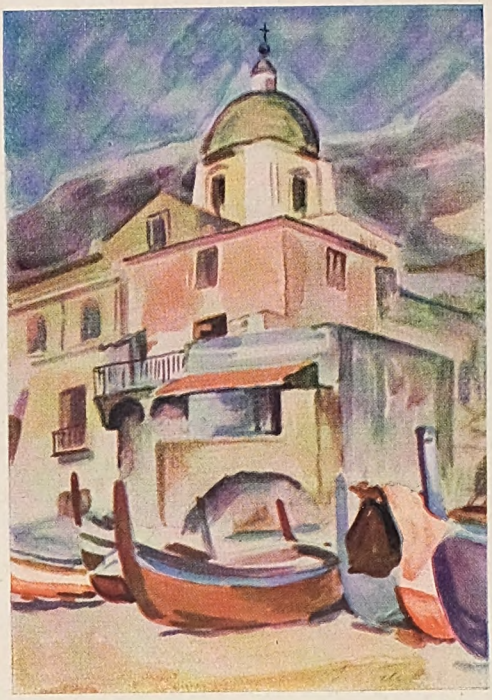
Mädchen von Positano

Celeste. Bildnisstudie

Abends im „Roma“ erhalte ich Aufklärung. J. verschafft mir einigen Einblick in die Psyche der Positaner. Die Schüsse oben an der Chiesa nuova erschallen zu Ehren der Madonna. Im vergangenen Sommer wurde dem Ort von Angehörigen in Amerika (es leben weit mehr Positaner drüben als in Positano selber) eine größere Summe gestiftet. Es soll sich um zweitausend Dollar gehandelt haben. Die Positaner opferten das Geld in Schall und Rauch der Madonna. Man trug in feierlicher Prozession die Statue an die Marina. Stundenlang wurde zur Freude der Heiligen mit Handgranaten geworfen. Böller auf Böller. Donnern und Prasseln. Ein Höllenspektakel. Die gewaltige Schlucht schien in die Luft zu krachen.

„Heiden,“ sagt Professor T. „Ihr ganzer Madonnenkult ist primitives Heidentum.“ Und er

Digitized by Google



Marina mit der Mutter Gottes-Kirche

erzählt, wie jede Gemeinde eifersüchtig ihre Madonna für die beste, stärkste, wundertätigste hält. Die von Positano hat allerdings auch in anderen Gemeinden Geltung. Die Bewohner der ganzen Umgegend pilgern zu ihren Festen. Der Sage nach soll die Statue aus Amerika stammen. Ein Schiffbruch warf sie an den Positaner Strand. Als Abschluß der Feste besteht die mystische Handlung, daß die Feiernden am Strande knien und mit den Händen im Sand graben. Sie suchen nach kleinen durchlöcherten Steinen. Dies sind die Male der verehrten Hände der Madonna da Positano, die sie hinterließ, wie sie voll Todesangst sich mit ihren Fingern die glatten Felsen hinauf ans Land krallte. Glückbringende Kraft hat dieser am Festtag gefundene Stein.

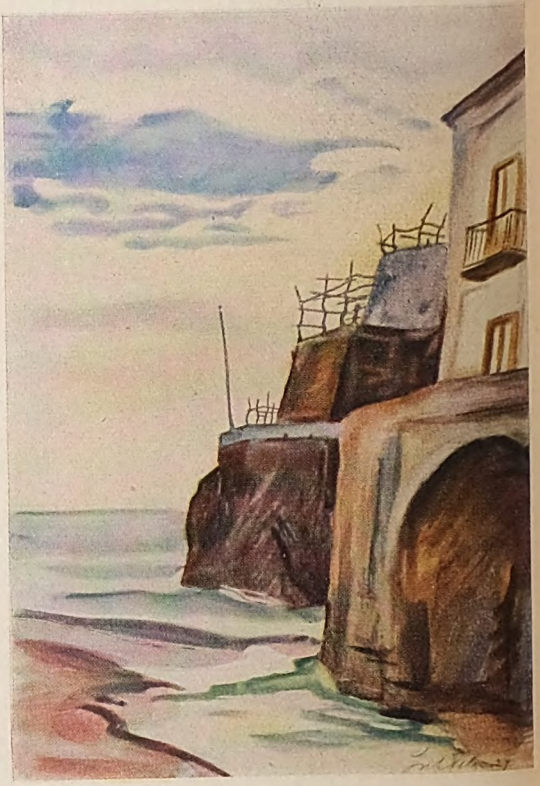
Positano, 28. 3. 24.

Am frühen Morgen stehen wir auf unserer Terrasse. Wie immer in den letzten Tagen hängt auch heute am Gipfel des Monte commune die unsympathische, schlecht Wetter verheißende, milchige Wolke. Bis weit hinaus ist das Meer lehmfarben und wie mit treibendem Stroh bedeckt.

Plötzlich packt mich S. am Arm und deutet erschreckt auf den Hang oberhalb der Chiesa nuova, uns genau gegenüber. Wir sehen, wie hoch oben, dicht unter dem Nebel der hängenden Wolke, der Berg in einer häßlichen Furche aufbricht. Unter dumpfem Donnern stürzen gewaltige, zähe Massen. Reißen die Terrassen in fürchterlichem Sturz herab. Infernalisch schrillen die im tobenden Fall sich reibenden Felsmassen. Bäume splittern wie Streichhölzer. Unaufhaltsam braust der schreckliche Strom den Berg herunter auf Positano zu. Ein gewaltiger Wassersturz tost hinterher. Die Bergnase zwischen uns und dem eigentlichen tieferen Ort läßt nicht erkennen, wie die Lawine im Tal weiterwütet. Wir hören nur das dröhnende Poltern, das unheimliche Knirschen der Steine und das sausende Rauschen von Wasser.

Wieder donnert es dumpf. An einer anderen Stelle klafft der Berg. Ein grauer Strom wälzt hinunter. In seiner Richtung — ein kleines helles Haus! Wir starren entsetzt, versteinert. Fort! Weggewischt ist der weiße Fleck. Ein Sturzbach, aus dem riesige Felsbrocken springen, jagt über die Stelle, wo eben noch das Häuschen stand.

Jetzt sinken in dichter, flockiger Wolke die Wolken über Positano herab. Bis zum Vorsprung, der die große Schlucht ab-



Haus an der Marina. Aquarell

Digitized by Google

schließt, können wir nur noch sehen. Scharf steht die Silhouette des Felsens vor dem weißen Nebel, der bis zum Meer herunterkriecht.

Das Meer selbst liegt frei vor unseren Blicken. Wir erkennen treibende Bäume. Nackte, von Blättern, Ästen, Rinde entblößte Bäume. Heruntergerissen von den Terrassen. Zerknickt, zerfetzt, ja poliert von den strömenden Massen.

Dumpfes Dröhnen. Neue Rutsche. Unmöglich zu sehen wo. Aus den bergenden Wolken klingt das entsetzliche Poltern unbarmherziger Vernichtung. Abschätzend blicken wir zum Hang hinter unserem Palazzo hinauf. Ein hängender Garten und oben auf senkrechtem Fels der Friedhof. Schief und klein winkt ein weißes Kreuz.

„Die Toten werden über uns kommen!" Der Satz ist kaum gesprochen, da poltert und tost es oben. Grollender Donner. Zwei . . . drei entsetzte Herzschläge! Doch dann hören wir das Brausen des Wassers entfernt zu unserer Linken.

Durch den rieselnden Regen eilen wir zur Chiesa madre hinunter. Dort auf dem Platz wogen schwarze Regenschirme. An der Balustrade, an der Treppe staut sich die Menge. Wir zwängen uns durch und erblicken statt der täglich begangenen Gasse einen brausenden Strom. Schmutzig braun, fast mannshoch tobt das Wasser an den Häusern entlang. Fässer, Säcke, Tische, Türen, alles mögliche schießt tänzelnd vorbei. Die Positaner unter ihren Regenschirmen geben sich teilnahmlos, ja lachend, der Sensation hin. Fürs erste denkt niemand daran, eine Hand zu rühren. Mag das Zeug ruhig ins Meer treiben. Bis ein paar fremde Maler zugreifen. Es ist die höchste Zeit, denn die Trümmer klemmen sich, eine Stauung entsteht. Die Häuser sind in Gefahr, eingedrückt zu werden. Es entschließen sich ein paar Einheimische, mitzuhelfen. Ein Anker wird in die Barrikade geworfen. Verzweifelt ziehen die auf den schon überspülten glatten Türstufen stehenden Männer. Da kräht ein aufgeregter Diskant, und ein Mann in Schiffermütze verbittet sich fluchend, daß man mit seinem Anker hantiere. Einige aus der Menge scheinen ihm durchaus recht geben zu wollen. Doch helle Entrüstung anderer entscheidet für die Hilfsbereiten. Es gelingt, den Damm zu zerreißen, und das befreite Wasser braust, um eine Ecke hoch aufprallend, zum Meer.

Auf der oberen Straße, soweit sie nicht verschüttet oder in den Abgrund gerissen ist, steigen wir vorsichtig herum. Scheu blicken wir zu den Terrassen über uns, aus denen sich jetzt noch Steine und Mauern lösen. Auf Schritt und Tritt Felstrümmer, Bäume, Schutthalden. Wir übersehen die Verwüstungen. Fünf große Rutsche und viele kleinere Terrassenstürze. Was in jahrhundertelanger Arbeit und Pflege dem Boden abgerungen, fruchtbare Gärten mit dem alten Bestand an Oliven, Zitronen, Wein, ist sinnlos unbarmherzig in wenigen Minuten vernichtet. Ein Hang herrlicher Oliven am Monte communk ist schrecklich verwüstet. Wir treffen den Besitzer, und V., der ihn kennt, will ihm ein paar teilnehmende Worte sagen. Er wehrt lässig ab: „Ich habe genug zum Leben. Ich bin gesund!"

Wie durch ein Wunder sind Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen. Auch abgesehen von kleinen Häusern am Hang und der vom Wasser durchschlagenen Bäckerei, sind die unteren Wohnungen durchweg verschont geblieben. Überall preist man die segnende Hand der Madonna da Positano! Denn im grausigen Gegensatz zu diesem Glück im Unglück steht das Entsetzen im Nachbarort Vettica. Dieser wurde fast vollständig ins Meer geschmettert. Grausig, das Denken an die armen alten Frauen, die in ihren Todesängsten Schutz bei ihrer Madonna suchten und mit ihrem Pfarrer (man spricht von fünfzehn Personen) mit der zusammenbrechenden Kirche in die Tiefe stürzten.

An der ganzen Küste, von Vietri bis über Positano hinaus, haben Rutsche stattgefunden. Das romantische Villago dei Mulini und Vettica sind nahezu restlos verschwunden. Hundert Menschen sollen umgekommen sein. Die Ursache der Katastrophe ist in dem unaufhörlichen Regen der letzten Tage zu erblicken. Seit fünfzig Jahren (damals fand ein ähnliches Unglück statt) sind derartige Niederschläge nicht beobachtet worden. Dann allerdings in der verhängnisvollen Sorglosigkeit der Bewohner, die die Abflußöffnungen der Terrassen verwuchern ließen. Die Mauern vermochten das Übergewicht der angestauten Wassermengen nicht mehr zu stützen. Die obersten Terrassen brachen auf die unteren, die Steile der Hänge verdoppelte die Wucht der Schwere, und die schrecklich anschwellende Lawine riß im reißenden Strom unbarmherzig alles mit sich fort.

Positano, 10. 4. 24.

Ich stehe an der Reeling des schaukelnden Dampfers. Aus den gefährlich auf- und niedertauchenden Booten werden die Koffer herüberjongliert. Heiser dröhnt die Sirene. Der alte Kasten beginnt zu stampfen. Mit einem letzten Blick umfasse ich Positano. Der junge Morgen strahlt unbekümmerte Freude über den bunten Zirkus der Häuser. Leuchtend grüßt die Madonna herüber. Was wollen die paar Sorgenfalten bedeuten, die braun die Hänge durchziehen! In ein paar Monaten wird sie die lachende Sonne geglättet haben. Klein und kleiner werdend, tanzen die Boote vor dem dunklen Strand. Unser Palazzo ist nur noch ein winziger weißer Fleck. Madonna madre verklingt im Grau der Küste. Düster tauchen die Felsen der Sirenen-Inseln auf. Der Dampfer schwenkt in einem leichten Bogen, wir fahren Neapel zu.

Digitized by Google

Der deutsche Staat und die Reformation

Von Dietrich Schäfer

Jedermann weiß, eine wie schwere Belastung unseres staatlichen Lebens die Spaltung in zwei Bekenntnisse darstellt, zumal das Bedenkliche unserer mitteleuropäischen Lage hinzutritt. Sie teilen sich ungefähr hälftig in die auf der Erde vorhandenen Deutschen. Im Reiche bilden die Evangelischen eine Mehrheit, aber entfernt nicht groß genug, um ohne Rücksicht auf die katholische Minderheit (erheblich mehr als ein Drittel) regieren zu können.

Man muß im Auge behalten, daß unser Volk als einziges unter den größeren europäischen Völkern mit dieser Erschwerung seines staatlichen Daseins zu ringen hat. Frankreich zählt zwischen 8- und 900 000 Protestanten; sie spielen politisch keine Rolle. In England und Schottland haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Katholiken durch irische Einwanderung stark gemehrt; als Partei sind sie im Parlament nicht hervorgetreten. Von den übrigen Staaten Europas sind die Schweiz und die Niederlande konfessionell gespalten. Beide Länder haben eine evangelische Mehrheit, aber in den Niederlanden ist fast ein Drittel, in der Schweiz sind zwei Fünftel der Bevölkerung katholisch. Alle anderen Völker Europas, größere wie kleinere, gehören so gut wie geschlossen einem Bekenntnis an. In den Niederlanden und der Schweiz kann man auf ähnliche Folgeerscheinungen hinweisen wie in Deutschland.

Daß es von Wichtigkeit ist, über das Werden dieses Zustandes unterrichtet zu sein, wird niemand bestreiten. Allein wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann man seine Bedeutung richtig einschätzen und die eigene Haltung entsprechend bestimmen. Wie ist es gekommen, daß allein Deutschland von der Glaubensspaltung betroffen wurde? Die Niederlande und die Schweiz sind es auch nur, weil sie zur Zeit der Reformation noch Teile des Deutschen Reiches waren.

Religion und Volkstum, Kirchenbildung und Staatsentwicklung stehen geschichtlich in engstem Zusammenhang. Wir wissen nicht anders, als daß in allen ursprünglichen Verhältnissen die Religion an das Volkstum geknüpft war, und daß sie bei dessen staatlicher Ausgestaltung in unlöslicher Verbindung mit ihm blieb. Christus mahnte als erster: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Aber wie hervorgehoben worden ist, daß im Dienste der Religion, deren Verkünder lehrte: „Gott wohnet nicht in Tempeln, mit Menschenhänden gemacht“, die gewaltigsten Kirchenbauten entstanden sind, welche die Erde kennt, so kann man auch sagen, daß Christi Lehre vom Verhältnis der Religion zum Volkstum sich im Lauf der Geschichte in ihr Gegenteil verkehrt hat. Das Christentum hat Verbreitung gefunden auch über die Kreise des Judentums hinaus, aus dem es hervorging; aber daß es zur Herrschaft gekommen ist im ganzen weiten römischen Reiche, das verdankt es seiner Verbindung mit eben diesem Reiche. Konstantins Übertritt ist entscheidend geworden für die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums; ohne den engen Anschluß an den Staat ist sie nicht denkbar.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf: „Was bedeutet im geschichtlichen Leben die Idee, was weltliche Macht?“ Es hat noch keine Idee gegeben, die sich zu menschheitbewegender Bedeutung erhoben hätte ohne Inanspruchnahme realer, weltlicher Mittel. Idee und Macht, Gedanke und Tat hängen zusammen wie Leib und Seele, Körper und Geist; eins ist ohne das andere nicht denkbar. Die Religion greift an den tiefsten Grund des Menschenherzens. Aber ihre Lehren führten noch immer zum Sektenwesen, wenn sie nicht durch Anschluß an den Staat zu fester Kirchenbildung gelangten. Wer die römische Kirche in Mittelalter und Neuzeit nicht als einen Staat auffaßt, versteht sie nicht. Staaten haben sich in den Dienst der Kirche stellen lassen; aber nie ist es der Kirche gelungen, die Staaten über die sie trennenden Fragen hinweg zum gemeinsamen Eintreten für kirchliche Machtbestrebungen zu gewinnen. Im Mittelalter haben christliche Fürsten um politischer Vorteile willen Verbindungen geschlossen mit Ungläubigen; die Neuzeit sieht den allerchristlichsten König von Frankreich in Verbindung mit dem Großtürken gegen das Deutsche Reich. In der Zeit der Gegenreformation sind alle Bemühungen, einerseits eine katholische, anderseits eine evangelische Allianz zusammenzubringen, gescheitert; Spanien und Frankreich ließen sich auch im Interesse des Glaubens nicht vor einen Wagen spannen und ebensowenig Dänemark und Schweden.

Was so die religiöse Idee nicht vermochte, hat noch viel weniger die politische fertiggebracht. Die Heilige Allianz mit ihrer Tendenz zur Erhaltung des Bestehenden ist als-

Digitized by Google

bald in die Brüche gegangen, als sie einzelstaatliche Gegensätze auszugleichen hatte. Die weit verbreitete Auffassung, von der z. B. auch Bethmann Hollweg beherrscht war, daß es sich in der großen Politik um den Gegensatz der konstitutionellen und der absolutistischen Regierungsweise handle, hat im Weltkriege in dem Bündnis der Demokratien des Westens mit dem Zarentum ihre gründliche Widerlegung erfahren. Auch die kaiserliche Mahnung: „Völker Europas! Wahret eure heiligsten Güter!“ sah die Weltlage in falschem Lichte. Deutschlands Feinde, Wortführer der Menschheitskultur mit jeder nur erdenklichen Phrase, haben Farbige aller Schattierungen unter Waffen gestellt, den verhaßten weißen Gegner niederzukämpfen. So wird auch die Vorstellung deutscher betrogener Betrüger, die Welt durch die Internationale von allem Unfrieden befreien zu können, sich als leerer Wahn erweisen, dazu noch als ein Wahn, für den unser Volk das Reugeld zu zahlen hat. Die Menschen handeln als Gesamtheit auf Grund ihrer staatlichen Einordnung und nicht nach Bekenntnis, Weltauffassung oder Rasse.

Das Vorherrschen des Staatsgedankens im Völkerleben muß man sich auch gegenwärtig halten, wenn man das Verhältnis von Staat und Kirche im eigenen Volke verstehen will. Über die Bekehrung der Germanen zum Christentum sind wir mangelhaft genug unterrichtet. Das aber ist gar nicht zu verkennen, daß dabei nicht allein das verkündete Wort, sondern auch die hinter ihm stehende Macht eine Rolle gespielt hat. Nicht nur der Übertritt Chlodwigs, sondern auch was wir über die besser beleuchteten Zeiten der Bekehrung der Angelsachsen und der skandinavischen Germanen wissen, belehrt uns darüber. Wie Karl der Große die Sachsen zugleich zu Christen machte und ins Fränkische Reich einfügte, ist weltbekannt. Zum Verständnis dieser Hergänge, wie überhaupt der Verbreitung des Christentums muß man sich klarmachen, daß Christi Weisung: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ insofern stets lebendig geblieben ist, als der Christ sich immer verpflichtet fühlte, seine Mitmenschen im weitesten Umfange an den Segnungen seines Glaubens teilnehmen zu lassen. Zum Unterschiede vom Muhamedanismus, der es vor allem auf Herrschaft, weit weniger auf Verbreitung der Lehre abgesehen hat! Daher die zahlreichen Rajah, die beherrschten Ungläubigen! Hier liegt der Grund, daß die jahrhundertelange Herrschaft der Muselmänner auf der Pyrenäischen Halbinsel so gut wie spurlos hat verschwinden und die türkische Bevölkerung der Balkanhalbinsel nach einem halben Jahrtausend der Unterjochung in unseren Tagen als dünne Oberschicht hat weggewischt werden können. Die Russen, obgleich Christen, sind in diesem Punkte, wie in anderen, orientalischem (asiatischem) Brauche gefolgt. Sie waren Herren in gewissen Teilen des Baltenlandes, als die Deutschen um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts anfingen, dort ihre Macht aufzurichten. Um den Glauben ihrer Untertanen haben sie sich nicht gekümmert; sie waren mit Tributzahlung befriedigt. Erst die Deutschen haben das Werk der Bekehrung begonnen und, wie es nach abendländischer Auffassung gar nicht anders denkbar war, auch binnen kurzem vollendet.

Aus dem Reiche Karls des Großen ist das Deutsche Reich hervorgegangen. Es ist unter Otto I. zu einer Macht gelangt, die ihm den Vorrang sicherte unter den Staaten des Abendlandes. Unter Karl dem Großen hatte sich — nicht von ihm ausgehend, sondern vom Papste, auch nur dem Namen, nicht der Sache nach — eine Wiedererstehung des römischen Kaiserreichs vollzogen. Die Kirche brauchte eine Stütze durch weltliche Macht. So wurde sie Hauptvertreterin der Auffassung, daß die Christenheit nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine staatliche Einheit darstellen müsse. An der Hand der Kirche hat auch König Otto sich zum Kaiserthrone geleiten lassen. Er trug seit 982 neben der deutschen Königs- die römische Kaiserkrone. Es sind seitdem entfernt nicht alle deutschen Könige auch römische Kaiser gewesen; aber auf die höchste Würde der Christenheit hatten fortan nur noch deutsche Könige Anspruch. Kein Herrscher eines anderen Volkes hat die römische Kaiserkrone getragen, wenn auch verschiedene hier und dort den Titel (imperator) angenommen haben.

Entsprechend neuzeitlicher Denkweise, die aufs Konkrete eingestellt ist, verbindet man mit der Kaiserwürde den Anspruch auf ausgedehnte Herrscherberechtigung. Ein solcher hat nie bestanden, auch bei den machtlüsternsten Oberhäuptern des Deutschen Reiches nicht. Die Stellung der deutschen Könige in Italien und Burgund beruht nicht auf der Kaiserwürde — sie ist besonders erworben worden — ebensowenig die dauernd über Böhmen, kürzere oder längere Zeit über Polen, Dänemark und Ungarn geübte Herrschaft. Man begeistert sich heute am „heiligen römischen Reich deutscher Nation“. Man begeistert sich an einer inhaltleeren Phrase: Es hat nie ein heiliges römisches Reich deutscher Nation gegeben, das als solches in der Lage gewesen wäre, ausschlaggebende Macht zu üben. Das eigentliche Mittelalter kennt

Digitized by Google

die Bezeichnung überhaupt nicht. Erst unter Konrad II. wurde „römisches Reich“ üblich, unter Wilhelm von Holland, der doch wahrlich kein Repräsentant deutscher Macht war, „heiliges römisches Reich“. Das Wort Nation kommt im staatlichen Leben erst im 15. Jahrhundert auf; es wurde dem Gebrauch der großen Konzilien entlehnt, die sich (nach Universitätsbrauch) nach Nationen gliederten. Es wurde dem Titel unter Friedrich III. hinzugefügt, unter dessen Regierung bekanntlich „des Reiches Herrlichkeit in einem Ochsenwagen daherfuhr“. Die volle Bezeichnung „heiliges römisches Reich deutscher Nation“ findet sich zuerst im Kölner Reichstagsabschied von 1512, ist aber noch im Laufe des 16. Jahrhunderts wieder in Abgang gekommen. Es ist nichts anders, der volltönende Klang stellte sich ein, als es keinen Inhalt mehr gab.

Denn längst war das Reich, das als solches Macht geübt hatte, verschwunden. Es ist Brauch geworden, die Reformation verantwortlich zu machen für Deutschlands staatliche Schwäche und Uneinigkeit. Es liegt ja für oberflächliche Kenntnis so nahe, der kirchlichen Spaltung solche Wirkung zuzuschreiben. Seitdem Johannes Janssen seine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ schrieb (der erste Band erschien 1878), ist das besonders in den katholischen Kreisen unseres Volkes die herrschende Auffassung geworden. Janssen sieht auf allen Gebieten des deutschen Lebens seit dem Ausgang des Mittelalters nur Niedergang. Daß unser Volk im Mittelalter Zeiten hoher Blüte erlebte, erkennt jeder, der auch nur unsere mittelalterlichen Bauten ins Auge faßt. So weit sie städtischen Ursprungs sind, entstammen sie weit überwiegend dem späteren Abschnitt der vielgerühmten Zeit. Wer den Blick aber etwas tiefer hinabsenkt, der gewahrt bald die betrübenden inneren und äußeren Zustände des Reiches in diesen Jahrhunderten: Ununterbrochene Fehden unter den Ständen des Reichs, zwischen Fürsten, Rittern und Bürgern und traurigste Schwäche nach außen. Schmachvoll flohen deutsche Reichsaufgebote vor den Bauernheeren der Hussiten, die weithin das Land verwüsteten. Der Deutsche Orden wurde niedergeworfen, ohne daß sich im Reiche auch nur eine Hand für ihn erhob; ruhmvoll erworbenes, in früheren Zeiten nie polnisches Land geriet unter polnische Herrschaft. Im Westen wurden weite, wertvolle Landschaften, in denen früher die Kraft des Reiches vor anderen rege gewesen war, Besitz der emporgekommenen französischen Herzöge von Burgund, dem Reiche dauernd entfremdet. Wäre Frankreich nicht während der langen dynastischen Kämpfe mit England vollauf mit sich beschäftigt gewesen, es hätte schon damals mit der Abbröckelung deutschen Gebiets erfolgreich begonnen. Der Niedergang deutscher Macht setzt mit dem Bürgerkrieg nach Heinrichs VI. Tode und der unseligen Regierung des zu Unrecht hochangesehenen Friedrichs II. ein, der sizilianischer Herrscher, deutscher König aber nur im Nebenamt war. Unter ihm und nach ihm hat deutsche Macht nur noch Geltung gehabt, so weit sie durch Fürsten und Städte an den Grenzen aufrecht erhalten werden konnte; als das gegenüber der nationalen und dynastischen Festigung der Nachbarstaaten nicht mehr möglich, war das Deutsche Reich schlechterdings kein Faktor mehr in den Fragen des Erdteils. Seine Könige und Kaiser bedeuteten nicht mehr, als sie vermöge ihrer Hausmacht zu leisten vermochten. Unter Friedrich III. hat die Lage einen Tiefstand erreicht. Durch die Heirat mit Maria von Burgund hat er dem Sohne Maximilian aber einen Machtzuwachs des Hauses gesichert, der es ermöglichte, standzuhalten gegen Frankreich und auch sonst in der europäischen Politik wieder Stellung zu gewinnen.

Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese Heirat Deutschlands Bestand rettete. Denn der hing, wie die Dinge geworden waren, an der Hausmacht seiner Könige. Die Habsburger waren jetzt weitaus Deutschlands mächtigstes Fürstengeschlecht. Bisher waren sie mit eigenem Besitz nur im Südosten, in Schwaben und am Oberrhein verankert gewesen. Jetzt hatten sie das aus französischen und deutschen Landen zusammengewachsene burgundische Herzogtum in Händen. Sie waren hier Grenzhüter zugleich des Reiches und eigenen Guts. Maximilians und Mariens Sohn Philipp gewann mit der Hand der spanischen Johanna die Anwartschaft auf Kastilien, Aragonien und Granada, auf beide Sizilien und weiteren italienischen Besitz. In all das wuchs der Enkel Karl hinein. Sein Bruder Ferdinand hat, wiederum durch Heirat, Böhmen und Ungarn erworben: Tu, felix Austria nube! Habsburgs, Österreichs Macht hütete jetzt im Westen, Osten und Südosten zugleich die Grenzen des Reiches und seines eigenen Besitzes. In dieser Stellung ist sie durch drei Jahrhunderte geblieben und danach ist ihre Bedeutung für Deutschland einzuschätzen.

Es ist ihr oft der Vorwurf gemacht worden, sie habe nicht deutsche Politik getrieben. Es hat überhaupt keinen Stand des Reiches gegeben, der unentwegt deutsche Politik getrieben hätte. Alle größeren, nicht nur die

Digitized by Google

fürstlichen, sondern auch z. B. die Hanse und die Eidgenossenschaft, haben das nur getan, wenn das, wofür sie eintreten sollten, auch ihren Interessen entsprach. Man kann Fälle verzeichnen, in denen eine allgemeine oder fast allgemeine Bereitwilligkeit, das Reich zu verteidigen, vorliegt, wie etwa bei der Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen oder der Bedrohung Wiens durch die Türken; aber in der Regel nimmt man die Haltung ein, die dem eigenen Staate förderlich ist. Auch die Hohenzollern haben es nicht anders gemacht. Als sie ziemlich gleichzeitig zu ihrem märkischen Besitz Preußen und niederrheinische Gebiete erwarben, als die Schweden ihnen an der Mündung der Oder auf den Leib rückten, wurden sie gezwungen, an den Grenzen des Reiches zugleich für dieses und für sich selbst einzutreten, Stellung zu nehmen in allen Fragen, in denen Frankreich und die Niederlande, Schweden und Polen in Betracht kamen. Das erkannt und danach gehandelt zu haben, ist das Verdienst des Großen Kurfürsten. Von den Zeiten Maximilians bis zu denen Napoleons aber hat Habsburg vor dem Riß gestanden gegen Türken und Franzosen, zugleich mit den eigenen des Reiches Lande gedeckt. Es konnte ja auch gar nicht anders sein; jeder Staat, welcher auch immer, ist sich selber der nächste, muß es sein. Das eben ist der Unsegen deutscher Entwicklung, daß es durch ein halbes Jahrtausend und länger kein Reich, nur noch Einzelstaaten gegeben hat.

Unter Maximilian ist die Reichsreform zustande gekommen. Die Stände haben ihn dazu gedrängt; er hat zugestimmt, weil er seine große, seine habsburgische Politik zu fördern hoffte. Aber der Wormser Reichstag von 1495 hat doch, im Gegensatz zu den bisherigen heillosen Zuständen, den allgemeinen und ewigen Landfrieden aufgerichtet, hat den Grund gelegt zu Reichskammergericht, Reichswehrverfassung und Kreiseinteilung. Deutschland war damit in keiner Weise geeint und gefestigt wie die andern europäischen Staaten; daß aber die Neuerungen einen Fortschritt bedeuteten gegenüber den bisherigen Verhältnissen, kann gar nicht bestritten werden. Nicht dem Mittelalter, sondern der beginnenden Neuzeit ist das zuzuschreiben. Nicht um Luther zu verhören, sondern um die begonnenen Reformen zur vollen Durchführung zu bringen, ist der Wormser Reichstag von 1521 berufen worden. Luthers Auftreten dort ist nur eine Episode, allerdings eine weltgeschichtliche.

Staat und Kirche stehen in engstem Zusammenhange. Im Mittelalter und weit darüber hinaus lassen sie sich getrennt voneinander gar nicht denken. Luther legte in Worms sein Bekenntnis ab vor Kaiser und Reich. Kaiser war Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Er hörte den Mönch. Am Abend des Tages (18. April) hat er das erste Schriftstück aufgesetzt, von dem wir wissen, daß es das Erzeugnis seines eigenen Geistes war. Er beruft sich darauf, daß er von den christlichen Kaisern deutscher Nation und den katholischen Königen der Spanier, von den österreichischen Erzherzögen und den burgundischen Herzögen stamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treuesten Söhne der katholischen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholischen Glaubens zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Seelen gewesen seien; er erklärt, daß er erhalten wolle, was die genannten Vorgänger, sowohl auf dem Konstanzer als auf anderen Konzilien festgesetzt haben: „Da es nun offenbar ist, daß ein einzelner Mönch, durch seine besondere Meinung betrogen, in die Irre geht, sich mit dem Glauben der ganzen Christenheit in Widerspruch setzt und sich anmaßt zu behaupten, alle Christen seien bis jetzt im Irrtum gewesen, so haben wir beschlossen, an diese Sache all unsere Reiche und Lande, unsere Freunde, unser eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu setzen."

Es ist bekannt, welchen Anhang Luther im deutschen Volke gefunden hatte. Wir können es ziffermäßig nicht feststellen; aber die erdrückende Mehrzahl folgte ihm. Keine andere geistige Bewegung hat unser gesamtes Volk mit der gleichen Wucht ergriffen. Es hat das zum Teil seinen Grund in der Ergebnislosigkeit der großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts für Deutschland. Frankreich hatte im Anschluß an das Basler Konzil seine pragmatische Sanktion erhalten; in Deutschland dauerten die alten Übelstände fort. Was Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" gegen die Kurie vorbringt, ist in der Hauptsache eine Wiederholung der oft erhobenen Beschwerden (gravamina), die noch auf dem Augsburger Reichstage von 1518, wo Luther Cajetan gegenüberstand, vorgelegt worden waren. Viel tiefer als diese äußerlichen Fragen greift aber die germanische Auffassung der Religion. Sie ist dem Germanen vor allem Sache der Persönlichkeit, nicht einer Gesamtheit. Der einzelne hat das Bedürfnis, Stellung zu nehmen zum Ewigen. Der Germane konnte es auf die Dauer nicht ertragen, den Priester eingeschoben zu sehen zwischen sich und Gott, wie es durch die Dogmatisierung der Transsubstantiationslehre auf der Late-

Digitized by Google

ransynode von 1215 geschehen war. „Es gibt nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, welcher ist Christus.“ Das ist der Kern lutherischer Lehre. Je mehr im Laufe des Mittelalters nationale Bildung sich freimachte von der lateinischen Umhüllung, die ihr umgehängt worden war, desto mehr drängt dieser Wesenszug deutschen Geistes an die Oberfläche. Die Mystik hat allein in deutschen Landen volle Entfaltung gefunden. In tief innerlichen Gründen liegt es auch, daß Luthers Lehre nur bei germanischen Völkern durchschlagende Erfolge gehabt hat. Kaiser Karl V. hat mit deutscher Geistesart nie Fühlung gewonnen.

Mit dieser Sachlage ist es auch gegeben, daß Luther bei seinem Auftreten keinerlei Äußerlichkeiten im Auge hatte. Sein reformatorisches Streben ging allein und ausschließlich auf Stillung eines seelischen Verlangens: Wie werde ich gerecht vor Gott? Ihm war es Bedürfnis, Christi Lehre wieder zurückzuführen auf ihre ursprüngliche Abgewandtheit von dieser Welt. Vor allem wollte er sie auch erlösen aus den Banden, die sie an den Staat fesselten. Das Autodafé vor dem Elstertor von Wittenberg war mehr gegen das corpus juris canonici, das Staat und Kirche verschmolz und den Staat zum Diener der Kirche machte, als gegen die päpstliche Bannbulle gedacht. Hier öffnet sich auch die tiefe Kluft zwischen Calvinismus und Luthertum. Calvin beharrte in der mittelalterlichen, romanischen Überlieferung, die dem Staat kirchliche Aufgaben zuwies und ihn demgemäß kirchlicher Oberleitung unterstellte, der Kirche demnach zur Stütze ihrer Lehre und Macht auch staatliche Mittel zur Verfügung stellte. Nach Luther mußte „das Wort es bringen“; weltliches Schwert konnte nicht helfen. Erst als er nach den Wittenberger Unruhen sehen mußte, daß die unentbehrliche Neuordnung ohne Anlehnung an den Staat nicht erreicht werden konnte, bequemte er sich zu anderer Haltung. Hier liegt auch der Grund, warum der Calvinismus sich so viel schlagfertiger in der politischen Vertretung seines Glaubens erwiesen hat als das Luthertum, was ihm bekanntlich nach neuzeitlicher Auffassung als hohes Verdienst anzurechnen ist.

Diese unvermeidliche Verbindung mit den staatlichen Verhältnissen hat dann zu der eigentümlichen deutschen Lösung der durch Luthers Lehre gestellten Aufgaben geführt. Der berufene Herrscher dachte und fühlte anders als sein Volk; daran konnte irdische Macht nichts ändern. Wie oft ist gesagt worden: „Warum hat man nicht den Mann zum Kaiser gewählt, der die Hand über Luther hielt, Friedrich den Weisen?“ Man kann nicht sagen, daß das unmöglich gewesen wäre, wohl aber, daß es sich als unheilvoll erwiesen hätte. Der Habsburger war weitaus der mächtigste Mann im Reiche; niemals hätte er sich einem der Fürsten gebeugt, der sich auf nichts stützen konnte als auf die Tatsache der Wahl. Wie oft hat es in Deutschland jahrzehntelange Thronstreitigkeiten gegeben! Und in solchem Streit hätte der Gegner Karls V. keineswegs alle Reichsstände für sich gehabt. Die Weltmacht des habsburgischen Hauses hatte durch ihre Stellung in der großen Politik unerschöpfliche Mittel, bald diesen, bald jenen Reichsangehörigen auf ihre Seite zu ziehen. Dazu die überlieferten Zwistigkeiten unter den Reichsständen, in den einzelnen fürstlichen Familien selbst! Man denke nur an den Gegensatz zwischen Friedrich dem Weisen und seinem Vetter Georg dem Bärtigen, der obendrein in der Frage der Reformation an demselben Strange zog wie Karl V. selbst! In den unvermeidlichen inneren Zwist hätte zweifellos Franz I. eingegriffen, der bereit stand, an der Spitze des geeinigten Frankreichs mindestens n e b e n Karl V. Stellung zu nehmen. Einmischung in solchen Streit hat dem Erbfeind die Bistümer Metz, Toul und Verdun eingetragen; Karl hat gegen Ende seines Lebens vergebens versucht, sie zurückzugewinnen. Eine andere Wahl als die des mächtigen Habsburgers hätte dem Deutschen Reiche schwersten Schaden zugefügt, wahrscheinlich seine Auflösung herbeigeführt. Es ist nicht anders, infolge seiner unglücklichen Schicksale in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters war Deutschland in eine Lage geraten, in der es entweder seine staatliche oder seine kirchlich-religiöse Einheit oder gar beide verlieren mußte.

Denn die kirchliche Einheit zu erzwingen, erwies sich auch Karls V. Macht nicht stark genug. Der Kaiser hat ehrlich und nachdrücklich kirchliche Reformen erstrebt; er hat sie gegen Roms Widerstand nicht durchsetzen können. Sein Versuch, die Evangelischen mit den Waffen dem Interim zu unterwerfen, ist trotz siegreicher Anfänge ebenfalls mißglückt. So ist seine Regierung ausgegangen mit dem Augsburger Religionsfrieden, der den Grundsatz: Cujus regio ejus religio zur Geltung brachte. Die Bestimmung des zuzulassenden Bekenntnisses wurde ein Recht der Landeshoheit. Bis zu den Säkularisationen des Reichshauptrezesses von 1803 gliedert sich die Verteilung der Konfessionen in Deutschland genau nach den Landesregierungen. Das entsprach der Entwicklung seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, die an die Stelle der

Digitized by Google

Reichsgewalt die Geltung der Landesherren, der domini terrarum, gesetzt hatte.

Daß der Kaiser nicht imstande sein würde, die kirchlichen Verhältnisse im Reiche nach seinem Gutdünken zu ordnen, hatte sich schon bald nach seinem ersten Reichstage gezeigt. Er hatte das Wormser Edikt, das Luthers Lehre verbot, nicht zur Nachachtung zu bringen vermocht. Um willig zu machen zu nachdrücklicher Hilfe gegen Franz I., hatte er ein Reichsregiment zugestanden, das bis 1524 in Tätigkeit gewesen ist. Es schützte die Lehre, die der Kaiser unter Strafe gestellt hatte. Luther verließ die sichere Wartburg, um den Wittenberger Unruhen entgegenzutreten. Die Notwendigkeit einer Neuordnung konnte seinem Tatsachensinn nicht entgehen. Stützen konnte er sie allein auf die einzige Autorität, die in deutschen Landen vorhanden war, die der Landesregierungen, mochten sie nun fürstlich oder städtisch sein. Luther ist oft getadelt worden, daß er den Schwerpunkt nicht in die Gemeinde verlegt habe. Wer sich in die Verhältnisse der Zeit vertieft, hat gegenüber solcher Kritik den Eindruck, als mache man Luther einen Vorwurf daraus, daß er von Wittenberg nach Worms nicht mit der Eisenbahn gefahren ist oder seine Thesen nicht durch einen Funkspruch „an alle" verbreitet hat. Es gibt auch außerhalb der Technik Dinge, die in dieser oder jener Zeit schlechterdings unmöglich sind. Die Gemeinde ist zu ihrem Recht gekommen in den selbständigen Städten; in ihnen bedeutete sie etwas für das bürgerliche Leben. Die ländlichen Gemeinden — und da machen die städtischen Landgebiete keinen Unterschied von den herrschaftlichen — wären schlechte Schützer neuer Ordnung gewesen, in der kirchliches Leben hätte gedeihen können. Sie waren im Lauf der Jahrhunderte mit ganz vereinzelten Ausnahmen ausgeschaltet worden von jeder Selbstverwaltung über die Flurordnung hinaus. Auch wenn Luther und der Reformation der Vorwurf gemacht worden ist, daß Toleranz nicht in neuzeitlichem Sinne geübt worden sei, liegt ein Mangel an geschichtlichem Verständnis vor, der zur Kritik unfähig macht. Die Ordnung cujus regio, ejus religio erscheint uns ungeheuerlich; aber sie erklärt sich aus den Verhältnissen, und hier ist wirklich verstehen lernen gleichbedeutend mit entschuldigen.

So ist Deutschland durch die Jahrhunderte gegangen, belastet zugleich mit der konfessionellen Spaltung und der staatlichen Zerrissenheit. Daß diese doch viel tiefer und unheilvoller eingegriffen hat als jene, ist gewiß. Der Dreißigjährige Krieg ist zwar aus religiösen Anlässen entstanden, sehr bald aber um politische Ziele geführt worden. Man erinnere sich nur, daß der allerchristlichste König von Frankreich im Bunde mit deutschen Protestanten den Kaiser bekämpfte, und der gut lutherische Christian IV. von Dänemark gegen Schweden zu Felde zog. Der Streit über das Hereinrufen der Fremden ist müßig. Weder Christian IV. noch Gustav Adolf sind gekommen, weil sie gerufen wurden; keiner von ihnen war erwünscht. Sie mischten sich in den deutschen Krieg, die Interessen ihrer Länder oder ihres Hauses zu vertreten. Mit Frankreich ist es natürlich nicht anders. Wohl aber hätte im 16. Jahrhundert die Gegenreformation am Niederrhein und Westfalen nicht durchgeführt werden können, wenn die Spanier nicht herbeigerufen worden wären. Der Schutz, den Deutschland der Macht Habsburgs verdankt, hat auch seine Kehrseite. Das gegenwärtige Königreich der Niederlande zählt elf Provinzen. Fünf davon hat Karl V. vom Reiche losgerissen und seinem burgundischen Besitztum einverleibt, nachdem das gleiche schon mit zweien durch Maximilian geschehen war. Es handelt sich um mehr als die Hälfte des Königreichs. Ohne diese Zugriffe hätte es einen besonderen niederländischen Staat nie gegeben. Habsburgs überlieferte deutsche Besitzungen wurden zwar zu einem „österreichischen" Kreise zusammengelegt, haben aber den Einrichtungen des Reiches nicht unterstanden. Auch mit Säkularisationen hat Karl V. begonnen. Er hat die Bistümer Utrecht (drei niederländische Provinzen, fast ein Viertel des Königreichs), dazu das Bistum Cambrai eingezogen, hätte dasselbe gern mit Lüttich und Trier gemacht. Mit geschichtlichen Vorwürfen hinüber und herüber sollte man vorsichtig sein.

Der Westfälische Friede, der das dreißigjährige Ringen zum Abschluß brachte, hat zwei geschichtliche Ergebnisse festgelegt, zunächst, daß es nicht mehr möglich war, die bestehende Kaisergewalt in Deutschland wieder zu der Geltung zu bringen, die ein Herrscher benötigt, wenn er wirklich als Lenker eines einheitlichen Staates anerkannt sein will, dann, daß religiöse Einheit mit Waffengewalt nicht mehr hergestellt werden konnte. Ein Versuch in dieser Richtung ist seitdem auch nicht mehr gemacht worden, wenn es auch an konfessionellen Reibungen nicht gefehlt hat. Der Reichsdeputationshauptschluß und die Bestimmungen des Wiener Kongresses haben die Bekenntnisse völlig ineinander gemischt, so daß es heute nur noch paritätische deutsche Staaten gibt. So sind die Konfessionen mehr noch als früher auf gegenseitige Duldung angewiesen. Es

Digitized by Google

sollte ihr unverbrüchlicher Grundsatz sein, den Wert des Glaubens, den sie vertreten, nur durch geistige und sittliche Leistungen zu erweisen. Versuche, den Andersgläubigen von der Wahrheit der eigenen Lehre zu überzeugen, können nur in Einzelfällen Erfolg haben, noch weniger Bemühungen, die religiösen Anschauungen über das Gebiet des allgemein Christlichen hinaus einander anzupassen. Die beiderseitigen Überzeugungen sind viel zu fest verankert, als daß eine Verschmelzung in irgendeiner Form möglich wäre. Man kann sich aber auch so auf dem Boden des gemeinsamen Christentums achten, ehren und lieben.

⁂ ⁂ ⁂

Im neubegründeten Reich hat der Gang der Geschichte ein evangelisches Herrscherhaus an die Spitze gebracht. Wenn das in weiten katholischen Kreisen als eine Enttäuschung empfunden wurde, so ist das verständlich. 1866 preßte der preußische Sieg dem gutdeutschen rheinischen Katholiken August Reichensperger das Geständnis aus: „Es kostet sehr viel Mühe, sich in solche Ratschlüsse Gottes zu fügen." Der preußische Staat und das neue Reich haben dann durch Jahrzehnte mit der katholischen Kirche in einem Kampfe gelegen, für den man Reich und Staat gern mehr Schuld beimißt, als ihnen aufliegt. Die Kirche ist nicht weniger Angreifer als Angegriffene gewesen. Als der Weltkrieg ausbrach, war der Zwist bis auf Plänkeleien beigelegt. Auch sie verstummten vor dem Ruf des Vaterlandes. Nach der Revolution hat das Zentrum zwischen links und rechts, zwischen internationaler Demokratie und nationaler Zielsetzung Stellung genommen. Es ist ihm so ein besonderer Einfluß zugewachsen, über seine ziffermäßige Vertretung hinaus. Es hat der Republik drei Kanzler gestellt; es ist das Zünglein an der Wage.

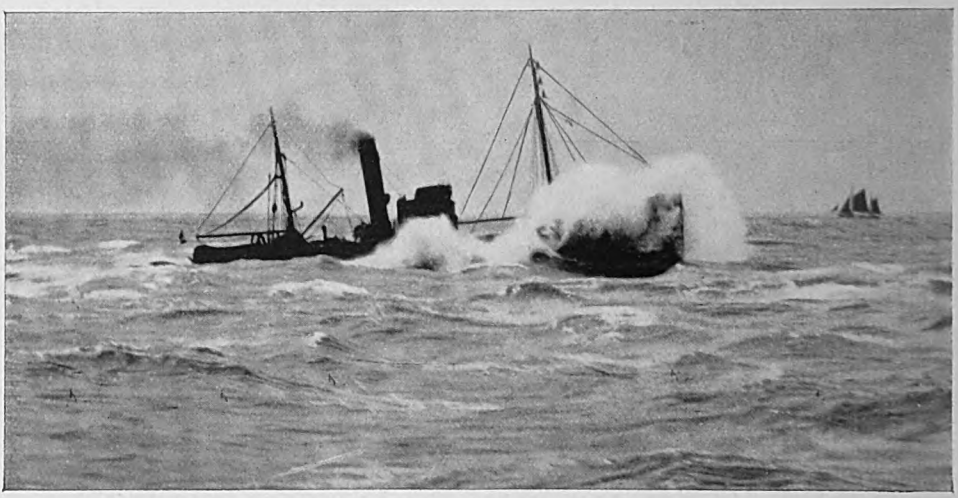
Zweifellos kann auch ein Katholik ein wahrhaft deutscher Mann sein. Unsere Geschichte belegt das tausendfach. Aber das Zentrum hat allen Anlaß, Anhänger abzuschütteln, welche die Lage ausnutzen möchten, die Reformation und den preußischen Staat zu bekämpfen, weil er durch protestantische Herrscher zur Macht gelangte. Vor mir liegt ein soeben in Regensburg erschienenes Büchlein, betitelt: „Vierhundert Jahre Niedergang vom Groß- zum Klein-Deutschland". Es hat einen dick schwarz-weiß-rot umränderten Umschlag, ein rechter Wolf im Schafspelz. Denn es ist wahrhaftig kein deutsches Beginnen, wenn man für alles Mißgeschick, das unserm Vaterland seit mehr als vier Jahrhunderten widerfahren ist, die Reformation und Preußen verantwortlich macht, wie es in diesem Büchlein geschieht. Daß es einmal einen Befreiungskrieg gegeben hat, und daß in diesem Kriege doch auch Preußen einiges leistete, erfährt der Leser dieser Schrift schlechterdings nicht. Die Belege werden den verbissenen Hetzern entnommen, die zur Zeit des Kampfes um die deutsche Einheit und die Führung im vorigen Jahrhundert ihr Gift gegen den „Raubstaat" Preußen verspritzten. Die Schrift ist nur ein Beleg unter vielen, die sich aus ultramontanen Äußerungen zusammenstellen ließen. Es möchte doch ernstlicher bedacht werden, daß es sich um das Schicksal unseres ganzen Volkes handelt, daß die Bekenntnisse sich nicht voneinander sondern lassen, daß sie zusammen stehen oder fallen müssen. Was Volk und Reich trifft, trifft beide.

Im Reich, wie es bis zum November 1918 bestand, und unter der Ordnung, die seitdem Platz gegriffen hat, war und ist beiden Bekenntnissen die gleiche Bewegungsfreiheit gewährt. Sie können beide in gleicher Weise an der geistigen und sittlichen Hebung unseres Volkes arbeiten. Wer diese Freiheit benutzt, um einen Keil zu treiben in die staatliche Einheit unseres Volkes, macht sich gottlosen Frevels schuldig. Deutschlands staatliche Zersplitterung war Jahrhunderte vor der Reformation entschieden. Gerade daraus erklärt es sich, daß die Reformation nicht zu einer einheitlichen kirchlichen Neuordnung führte.

So wenig wie das Leben des einzelnen Menschen spielt sich die Geschichte der Völker nach allgemeinen Gesetzen ab. Unseres Volkes Geschichte ist besonders reich an unheilvollen Zwischenfällen; man denke nur an die Kurzlebigkeit unserer mittelalterlichen Herrscher, den häufigen Wechsel der Dynastien und die zahlreichen Thronstreitigkeiten, was alles die französische Geschichte nicht kennt. Durch solche „Zufälligkeiten" ist auch die Lage zur Zeit der Reformation beeinflußt worden. Sollte eine staatliche Einheit erhalten bleiben, so war eine kirchliche nicht zu erreichen. Aus jedem Gesichtspunkt muß das Urteil lauten: Es war eine glückliche Fügung, daß wenigstens ein staatliches Band bewahrt blieb. Wieder einmal ist uns heute die bange Frage gestellt: „Wird es weiter erhalten bleiben?" Konfessionelle Streitigkeiten sind besonders geeignet, es zu lockern. Möchte das allgemein erkannt werden!

Digitized by Google

Digitized by Google



Geestemünder Fischdampfer bei stürmischem Wetter

Seine ersten anfeuernden Worte gingen zwar etwas vorbei an mir: Er erzählte mir, um schnell mit mir in innerlichen Konnex zu kommen, von zwei Naturforschern, die auch einmal mitfuhren, und daß man auf einem Schiff immer sehr flucht usw. Schließlich begriff ich auch ohne Dolmetscher den Sinn dieser ebenso unbeholfenen, wie äußerst herzlichen Ansprache. Während der Fahrt sollte ich noch kennen lernen, was für eine Seele von Mensch diese rauhe Haut war, und wenn von irgend jemand, so gelten von ihm die Worte:

„... Denn ein rechter Kerl muß jedes Wetter vertragen
Und nur auf Gott und seinen Kaptein vertraun ..."

Die „Vorstellung" bei dem Fischdampfer-Kapitän — der noch in „Wäsche" war, wie der schöne Ausdruck heißt (d. h. er trug richtigen Kragen mit Schlips und ein weißes binnenländisches Hemde), und dem Rest der Besatzung verlief programmäßig. An Bord eines Hochsee-Fischdampfers fahren für gewöhnlich ein Fischdampfer-Kapitän, zwei Steuerleute, drei Matrosen, zwei Maschinisten, zwei Heizer und — nach dem Kapitän die Hauptperson: der „Herr Koch". Von ihm hängt Wohl und Wehe der Männer ab, mit denen ich für die Reise Koje und Eßnapf

Ansicht des Fischereihafens in Geestemünde. Aufnahme Meinken

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

was man unter einem Seemannsbegräbnis versteht; wie man die Leiche in Segeltuch einschlägt und langsam unter kurzem Gebet über die Reeling in die See versenkt. Auf diese Weise werde jedoch nur ein richtiger Seemann begraben. „Wenn Sie zum Beispiel während der Fahrt sterben, Herr Doktor, dann nehmen wir Sie richtiggehend ans Land mit." Ich war beruhigt. So ging es mir wenigstens nicht wie jenem armen Fischdampfer-Kapitän, der bei Island untergegangen war und von dem man mir erzählte, daß seine Leiche zweimal von einem Dampfer im Netz hochgezogen wurde. Man habe ihn dann jedesmal wieder über Bord geworfen, bis sich schließlich ein anderer „Kollege" seiner erbarmte und ihn weiter in die See fuhr, wo er zunächst vor den Netzen der Dampfer Ruhe hatte. — Das sind die Würzen des Mahles. Es mundet den Männern, denn sie haben eiserne Magen. Und die muß man haben! Denn die Bordkost ist für einen mehr kontinental eingestellten Zeitgenossen immerhin etwas eigenartig. Schon die „Tischzeiten"! Wichtige Mahlzeit z. B. 12 Uhr mitternachts. Frisch eingelegte Heringe vom letzten „Hole" (Fang). Wer das verträgt: Beim schlingernden Schiff aus der Koje zu purzeln, um 12 Uhr nachts einige und mehrere „marinierte" zu vertilgen, und dann, wenn dienstfrei, selig weiter zu pennen (natürlich mit sämtlichen Unterjacken usw.) — der ist ein wirklicher Seemann! Wie sagte doch Jagow? „Ich warne Neugierige". Oder man labt sich an Curry, Reis mit Fleischstücken, sehr stark gewürzt. Ein anderes Mal sind Plumen und Klüten (Pflaumen und Klöße) die Devise. Nicht jeder Magen ist ein starkwandiger Gummisack. Und wer auf die Fischdampferkost nicht „trainiert" ist, der muß sich erst daran gewöhnen, mit Hochseefischern zu tafeln.

Mittlerweile nähern wir uns immer mehr dem Fladengrund (58—58½ Grad Norden). Dieser Platz war 1920 und 21 ziemlich ausschließlich der Schauplatz des Trawl-Heringsfangs (trawl = schleppen, ziehen). Ein von dort zurückdampfender „Kollege" teilt uns — welch ehrliche Solidarität! — mit, daß das ehemalige Favoritengelände abgegrast ist. Wir dampfen zurück zur Doggerbank, um an ihrem Westrande mitten in die gegenwärtigen Heringsjagdgründe der Saison hineinzustoßen. Eine große, tausendköpfige, quibbelnde Masse lagern die Heringsschwärme auf der Oberfläche der See.

Und ob es einen Fang gibt! Im großen Halbkreis, offen zum Schiff, erscheint das Netz: Erst sieht man eine große elastische Gummiblase, wie sie die englischen Fischer benutzen, dann das hintere, später das vordere Scherbrett. Eilig verlassen noch einige Glücksheringe das Netz. Breit aufgebläht, wie eine ins Wasser gestürzte Zeppelinhülle erscheint der Heringsbeutel an der Oberfläche, der mit der Kraft der Dampfwinde an mächtigen Tauen herangeholt wird. Eine Myriade von Schuppen um-

Die Ausstellung der ausgeladenen Fische in der Cuxhavener Versteigerungshalle. Aufnahme Mocsigay

Digitized by Google

Digitized by Google

Fischerstube auf Finkenwärder. Aufnahme Breuer

müssen gut gefangen haben: Man sieht sie, tritt man im Dunkel der Septembernacht heraus auf die Brücke des Steuerhäuschens: eins, zwei, drei, vier und noch mehr tanzende Lichter. Das sind die Lampen der anderen Dampfer, die sich allmählich hier eingefunden haben. Dort, hell erleuchtet über das ganze Schiff wie zum Bordball, das sind französische Fischdampfer. Sie lassen ihre Netze (fleets) bis auf drei Kilometer schleppen. Infolgedessen sind sie schwer manövrierfähig und bei plötzlichem Unwetter in erhöhter Gefahr. Auf der Rückfahrt am Tage kreuzen wir noch den Weg eines holländischen Fischseglers. Ein Haufen lebhafter Jungen wimmelt herum: Fischarbeiter, Heringssalzer.

Die Reise, die sonst 14 Tage dauert, konnten wir diesmal in etwas mehr als einer Woche beenden. Im Fischerhafen kommen

Digitized by Google

Digitized by Google

Fischerboote. Gemälde von Otto Lange-Dresden

Digitized by Google

OF THE

Digitized by Google

In der Mühle

Novelle von Paul Ernst

Ein Müller lebte auf einer Mühle in einem engen Tal einer gebirgigen Landschaft Mitteldeutschlands. Neben dem Bach lief auf der Sohle des Tals die Landstraße, und so schmal war die Sohle, daß die Mühle schon halb am Berg hing.

Der Müller hatte zu beiden Seiten die Berge hinauf bis an den Waldrand seine Wiesen und konnte sich wohl vierzig Stück Vieh halten. Seine Mühle lag günstig und hatte deshalb viel zu mahlen. Er war der einzige Sohn seines Vaters gewesen, der gleichfalls keine Geschwister gehabt hatte. Und so konnte man ihn denn wohlhabend, ja, reich nennen.

Seine Frau war ihm früh gestorben, indem sie ihm eine einzige Tochter hinterließ. Er war ein langer, hagerer Mann mit helldünnem Haar und der ungesunden, blassen Gesichtsfarbe, welche die Müller so oft haben; man merkte ihm wohl an, daß sein Haus nicht in der Sonne lag. Die kleine dicke Nase stand rot in dem blassen Gesicht, er hatte sie einmal als junger Mensch erfroren; und die Augen waren oft leicht geschwollen und rot gerändert.

Die Tochter, Anna war ihr Name, glich ihm schon als ganz kleines Kind auffallend. Eine Pate, eine entfernte Verwandte der Mutter, besuchte den Müller einmal und sah das schüchterne, starre Kind traurig an. „Einen Mann kriegt sie doch," sagte der Vater, „die hat einmal Geld, die kann aussuchen."

Als Anna zur Schule kam, machte der Müller dem Schulmeister einen Besuch. Er sagte, das Kind solle mehr lernen als die Dorfkinder, denn es solle es einmal besser haben als er und nicht ihr ganzes Leben auf der Mühle sitzen. So machte er mit dem Lehrer ab, daß das Kind noch Klavierstunden bekommen solle.

In jener Zeit geschah es einmal, daß ein Mühlenknappe, den er kurz zuvor angenommen hatte, im Walde wilderte, mit dem Förster zusammentraf und einen Kampf mit dem Beamten hatte. Im Verlauf der gerichtlichen Untersuchung kam ein Assessor aus der Stadt mit dem Gerichtsschreiber und besah die Mühle, fragte nach verschiedenem und ließ alles Erkundete durch den Schreiber aufzeichnen. Der Müller hatte Amtspersonen und ihr gegenseitiges Verhältnis, aus dem er denn die Bedeutung beider entnehmen konnte, noch nie in solcher Vertrautheit und Nähe gesehen. Die beiden kamen im Wagen; der Assessor saß allein, der Gerichtsschreiber hatte seinen Platz auf dem Bock neben dem Kutscher. Während der Untersuchungen und Verhandlungen trug der Assessor ein herrschaftliches Benehmen zur Schau, der Schreiber, ein graubärtiger Mann, zeigte sich unterwürfig und dienstbeflissen. Dem Müller kam der Gedanke, daß Anna einmal einen solchen Mann heiraten solle, wie der Assessor war.

Das Kind wuchs auf, häßlich, linkisch und schüchtern. Sie war groß und schlotterig gewachsen, mit übermäßig großen Händen und Füßen, einwärts gekehrten Knien, mit dünnem, hellem Haar, das glatt zurückgekämmt war, und wässerigen Augen in einem bleichen Gesicht über einer kleinen, ungebildeten und etwas geröteten Nase.

Als sie etwa achtzehn Jahre alt war, da wurde ein junger Unterförster in die Gegend versetzt, ein frischer, hübscher, junger Mann im saubern grünen Rock, mit blitzenden dunklen Augen im bräunlichen Gesicht, der selbstbewußt und heiter zufrieden daherschritt, das Gewehr auf der Schulter und den Hund an der Leine. Es wurde bald allerlei von ihm erzählt, daß er lustige Gesellschaft liebte und gern den Herrn spielte, und daß es ihm nicht darauf ankam, seine Gesellschaft im Wirtshaus frei zu halten. In der ersten Zeit hieß es, daß er einen reichen Vater habe, der eigentlich höher mit ihm hinausgewollt habe, aber er habe nun einmal eine solche Leidenschaft für den Wald gehabt, daß er den Vater gezwungen habe, ihm die Försterlaufbahn zu gestatten. Dann wurde von Schulden allerart erzählt, die der junge Mann machte, und es hieß, sein Vater sei durchaus nicht reich, sondern sei nur ein armer Tagelöhner, der alles an seinen Sohn gehängt habe, um ihn höher zu bringen.

Anna hatte den jungen Mann öfter auf der Landstraße vorüberschreiten sehen. Sie hielt sich meistens in ihrer Stube auf, denn der Vater wollte nicht, daß sie sich in der Wirtschaft betätigte. Sie war nach dem Schulschluß zwei Jahre in der Stadt gewesen, auf der Benehme, wie es in diesen Kreisen genannt wird, und hatte selber nicht große Lust, bei grobem Schaffen mit zuzugreifen, und ihr Vater sagte ihr immer: „Du brauchst nicht zu arbeiten, du hast einmal Geld." So saß sie denn meistens am Fenster, mit einer Häkelei beschäftigt oder in einem abgegriffenen Leihbibliotheksbuch lesend. Von ihrem Fenster aus aber konnte sie gerade einen Teil der

Digitized by Google

Landstraße jenseits des Mühlbachs überschauen.

Sie wußte, um welche Zeit der Förster voraussichtlich auf der Landstraße sein werde, denn seine Gänge waren regelmäßig. So wurde sie denn eines Tages von dem jungen Mann auf der Landstraße eingeholt; sie war weiß gekleidet, hatte eine rote Rose im Gürtel stecken und las im Gehen in einem Gedichtbuch mit Goldschnitt. Der Unterförster grüßte ehrerbietig, denn er wußte, daß sie die Tochter des reichen Mannes war, sie dankte mit einer städtischen Verbeugung, das Blut schoß ihr in die Wangen, und sie sah ihn, wohl unbewußt, mit einem leuchtenden Blick an.

Der junge Mann zwirbelte sich das Bärtchen hoch, rückte sein Gewehr zurecht und die Hand weltmännisch an den grünen, federgeschmückten Hut legend und sich verbeugend, redete er Anna mit einer Bemerkung über das Wetter an. Sie erwiderte, indem sie noch tiefer errötete; in ihrer Verwirrung sagte sie: „Was müssen Sie von mir denken, ich leide an solchem Blutdrang ins Gesicht.“ Der Unterförster war gleich mit einer Antwort zur Hand, die freilich seinem Stande wohl angemessener war, als den zarten Gedichten in dem Goldschnittbändchen, er sagte, das finde man oft bei jungen Mädchen, und das gebe sich, wenn sie erst einen Mann hätten.

So kam es denn nun schnell zu einem Einverständnis der beiden. Das Mädchen war bis über beide Ohren in den stattlichen Menschen verliebt und dieser faßte dreist zu, indem er wohl fand, daß sie gänzlich reizlos war und auch töricht, aber es schwebte ihm herrlich vor Augen, wie er auftreten könne mit dem Geld des Mädchens, wie er sich einen vergoldeten Hirschfänger kaufen werde und am Wirtstisch die erste Rolle spielen müsse. Er wußte ja wohl, daß der Alte ihn nicht ohne weiteres als Schwiegersohn annehmen werde, aber er sagte sich, daß er dem gegenüber gar keine Verpflichtungen habe, und daß der froh sein solle, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen, denn sonst könnte das Mädchen irgendeinem Schuft in die Hände fallen, der ihre Narrheit ausnutzte; und so gedachte er denn alles so zu wenden, daß der Müller ihm schon wohl oder übel die Einwilligung geben mußte, auch wenn er nicht wollte.

Er brachte es nun bei dem verliebten und vertrauensseligen Mädchen dahin, wohin er wollte, und ging am andern Tag, in seiner Festuniform, zu dem Alten, um ihm sein Anliegen vorzustellen. Er hatte sich einen Plan gemacht, wie er vorgehen wollte. So tat er denn zunächst zerknirscht, sprach von der Macht der Leidenschaft, sagte, daß er ritterlich denke und alle Schuld auf sich nehme, und schloß damit, daß unter den Umständen eine baldige Heirat wohl das Beste sei, zu welcher er sich als Ehrenmann selbstverständlich anbiete.

Der alte Müller war ein Schlauberger. Er merkte sofort, worauf der junge Mann hinauswollte, und durchschaute seinen ganzen Plan. Er bezwang sich aber, und tat, als sei er von dem Edelmut des Jüngern gerührt; dann fragte er, wann alles geschehen sei, und da zeigte sich denn, daß man von Notwendigkeiten noch gar nicht sprechen konnte. So erwiderte er denn sehr zurückhaltend, er müsse sich alles erst noch überlegen, er werde ihm Bescheid zukommen lassen, er rechne ihm seine Ehrenhaftigkeit hoch an, und er habe das grüne Tuch immer gern gehabt. Damit drückte er dem Verdutzten die Hand und entließ ihn.

Als die Haustür hinter dem jungen Mann ausgeklingelt hatte, ging er die Treppe hoch und trat in die Stube seiner Tochter, die nun wohl schon ahnte, daß nicht alles so ausgegangen war, wie der Geliebte geprahlt hatte. Das Mädchen saß an ihrem Fensterplatz und stickte an einem Pantoffel für den Vater; die Tränen rollten ihr rund aus den geröteten Augen, und sie wischte ängstlich an der Stickerei.

Auch hier bezwang sich der Alte, denn er sagte sich, daß er mit Ruhe vielleicht noch wieder alles gutmachen konnte. So sagte er ihr denn, sie wisse ja, weshalb der Unterförster dagewesen sei, er habe auch alles gehört, er könne sich aber noch nicht entscheiden. Zunächst dürfe sie nicht mehr mit ihm zusammenkommen, er werde sie im Zimmer einschließen; dann wolle er sie für eine Weile aus dem Hause tun und erst einmal abwarten.

Das Mädchen wußte nicht, was diese Rede und ihr gezwungen sanftmütiger Ton bedeuten sollten; sie legte ihre Stickerei fort und weinte vornübergebeugt in ihre Hände; der Vater ging aus der Stube, schloß draußen ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Einige Tage vergingen so, er brachte ihr das Essen auf das Zimmer. Nachts bellte der Hund heftig, und am andern Morgen sah der Müller, daß Mörtel in den Fugen unter dem eng vergitterten Fenster seiner Tochter ausgebrochen war. Er lachte in sich hinein und sagte ihr nichts von seiner Beobachtung. Er fand schnell ein Unterkommen für das Mädchen bei den Leuten, wo sie auf der Benehme gewesen war; die weihte er in alles ein und trug ihnen Wachsamkeit auf; und dann ließ er Anna in der Stadt.

Er ließ sie drei Monate dort, um ganz sicher zu gehen. In dieser Zeit hielt sich der

Digitized by Google

Unterförster ihm gegenüber ruhig, grüßte ihn immer beflissen, wenn er ihn sah, und suchte die Verbindung mit dem Mädchen durch Briefe heimlich aufrecht zu erhalten; die Leute, bei denen sie war, zeigten sich aber geschickt genug, seine Versuche zu vereiteln, und da er ja durch sein Amt festgehalten wurde, so konnte er nicht selber ihr nachreisen.

Nachdem die Zeit verflossen war, welche der Müller sich gesetzt hatte, bestellte er sich den Unterförster ins Haus. Er sagte ihm ruhig, daß er nicht daran denke, seine Tochter einem Mann zu geben, der nichts sei und nichts habe; der junge Mann brauche sich keine Hoffnungen weiter zu machen und er rate ihm an, sich versetzen zu lassen, denn er wolle das Mädchen jetzt wieder in die Mühle nehmen, und wenn er etwa sehen sollte, daß er wieder hinter ihr her sei, so lasse er ihm alle Knochen im Leibe zerschlagen. Er wolle ihm aber einen freundschaftlichen Vorschlag machen, denn es liege ihm selber nichts daran, daß sein Kind in den Klatsch komme. Wenn er binnen vier Wochen die Gegend verlasse, so solle er tausend Taler haben.

Der junge Mensch begehrte auf, sprach von Beleidigung, Ehrgefühl, Liebe und anderem; aber der Müller blieb bei seiner Rede, hielt ihm seine Schulden vor und sagte, er solle Gott danken, daß er durch das Geld aus seinen Verlegenheiten komme; jetzt wisse niemand etwas Sicheres, er könne als ehrlicher Mann gehen, wenn aber die Schulden angezeigt würden, dann sei es zu spät, und er verliere seine Stelle. Da kam der Unterförster ins Weinen, Schluchzen und Selbstbezichtigen; der Müller faßte seine Forderung noch einmal zusammen, gab ihm den Tag an, wo er das Geld holen könne, und schob den Zerknirschten dann aus dem Zimmer.

Es geschah alles so, wie der Müller beabsichtigt hatte; der Liebhaber holte sich das Geld aus der Mühle und ging dann, den Daumen im Gewehrriemen, den Kopf hoch und pfeifend; nachdem er die Gegend verlassen, kam Anna zurück, und es schien alles so zu sein wie früher.

So vergingen Jahre. Anna hielt sich meistens in ihrer Stube auf, denn eine alte Magd besorgte Küche und Haus; zuweilen aß sie auch allein auf ihrer Stube. Auf dem längst verstimmten Flügel übte sie täglich zwei Musikstücke, das „Gebet einer Jungfrau" und „Die Klosterglocken".

Als sie etwa fünfundzwanzig Jahre alt war, kam ein neuer Mühlknappe. Er war ein Mensch in ihrem Alter, der etwas Feines und Zurückhaltendes in seinem Wesen hatte. Am Feierabend setzte er sich in die Laube und spielte auf der Ziehharmonika, Anna saß am geöffneten Fenster und hörte ihm zu. Die beiden andern Knappen hatten ihren Spott mit ihm und nannten ihn den sanften Heinrich.

An einem Sommerabend sah sie ihn ohne sein Musikzeug in die Laube gehen, und nach einer Weile hörte sie aus den dichten Jelängerjelieberranken hervor ein Schluchzen. Sie zögerte lange, dann zog sie sich feste Schuhe an und ging hinunter zur Laube, und sah den Knappen sitzen, der sich bei ihrem Anblick ermannte; er wollte aufstehen, sie sagte ihm aber: „Bleiben Sie sitzen, Heinrich," dann bedachte sie sich noch einen Augenblick und setzte sich zu ihm. Sie fragte ihn: „Was haben Sie denn?" Der freundliche Ton ihrer Stimme löste sein Gefühl. Er schlug die Hände vor das Gesicht und begann aufs neue zu weinen. Sie redete ihm zu, er solle vernünftig sein, vielleicht könne sie ihm helfen. Da erzählte er ihr, daß der Müller ihm gekündigt habe, weil das Wasser knapp sei, und er könne ja überall wieder eine Stelle bekommen, denn er sei ein ordentlicher Kerl, das sei es nicht, aber nun sei er seit seinem zwölften Jahr allein in der Welt, einen Vater habe er nicht gehabt, und er sei bei fremden Leuten aufgewachsen, und seine Mutter sei tot, und er habe höher kommen wollen und habe in Büchern gelesen, und wenn er an einer Stelle ein paar Monate gewesen sei, dann müsse er immer wieder fort, und kein Mensch bekümmre sich um ihn, und er habe eine Kiste voll Bücher, die habe er bei einem frühern Herrn stehen.

Das Mädchen nahm seine Hand und drückte sie selbstvergessen an die Brust, dann sagte sie, daß der Schein trüge und daß andere Leute es auch nicht besser haben, dabei kamen ihr gleichfalls die Tränen. Der Knappe erwiderte, sie sei ja freilich nicht schön, und das gute Essen mache es auch nicht, es sei eben so, daß der Mensch etwas fürs Herz haben müsse, sonst gehe er zugrunde. Sie seufzte tief auf und sagte, da habe er recht; er erzählte von einem Mädchen, das er gern gehabt und das dann mit einem andern gegangen sei; sie erwiderte ihm, das verstehe sie immer nicht von den Mannsbildern, daß sie sich an so eine hängten, die es vielleicht gar nicht verdiente, wo es doch so viele Mädchen gäbe, die froh wären, wenn sie einer wollte; und so kamen sie denn immer tiefer ins Gespräch, der Mond ging auf und spielte in den Blättern, die Nachtigall schlug, und der Bursche sagte einen Vers aus einem Volkslied. Da war es den beiden, daß sie zueinander gehörten, und keiner von ihnen wußte nachher, wie es geschehen war, aber sie küßten sich und sagten sich, daß sie sich lieb hätten.

Digitized by Google

Indessen aber war den beiden andern Müllerburschen aufgefallen, daß in der Laube etwas vorging, und da sie das Spiel nicht hörten, dachten sie sich, daß Heinrich dort eine Liebschaft habe, und, wie das auch nun kommen mochte, sie gerieten gleich auf den Gedanken, daß das Anna sein müsse. So schlichen sie heimlich hinzu und belauschten die beiden, und als sie eine Weile Küsse und Worte gehört, brachen sie mit Johlen vor. Sie dachten sich nicht anders, als daß Heinrich so sein müsse, wie sie selber, und so konnten sie sich nur vorstellen, daß er das häßliche Mädchen, das sie für närrisch hielten, für sich beschwatzt habe, um die Mühle zu erheiraten; und in Neid über dieses Glück, Hohn über den jungen Mann, der sich mit dem lächerlichen Wesen beladen wollte, triebmäßigem Haß gegen das Höhere, das sie dennoch in ihm witterten, Dünkel über die eigne Vortrefflichkeit, die sich nie so wegwerfen würde, eine solche Person zu heiraten, und Verdruß darüber, daß sie nicht auch so gescheit gewesen waren, zuzugreifen, wo sie doch früher in der Mühle gewesen waren als der andere — in diesem Wirrwarr niedriger Gefühle äußerten sie sich denn in Spottreden, wie sie solchen Leuten angemessen sind.

Heinrich sprang auf, wollte Anna schützend an seine Brust ziehen, das Mädchen sträubte sich und verkroch sich im Winkel der Laube; plötzlich stieg dem jungen Mann die blinde Wut in den Kopf, er zog sein Taschenmesser, schnappte es auf und stach auf den Vordersten; das Messer aber schnappte zu und verletzte ihn an den Fingern, so daß er es fallen ließ, und die beiden andern riefen entrüstet: „So, ein Messerstecher willst du auch noch sein?“ und stürzten sich auf ihn mit Faustschlägen und Fußtritten. In dem Kampf stürzten alle drei und wälzten sich nun erbittert ringend, stoßend und schlagend und schreiend im Dunkel.

Nun kam der Müller mit einer Stalllaterne. Er übersah sogleich, was geschehen war, zog seine Tochter hervor, die sich nicht sträubte, und brachte sie ins Haus, dann kehrte er zurück zu den drei, die sich inzwischen mit blutenden Nasen, verbeult und zerkratzt, erhoben hatten; er rief den Verdutzten zu, daß er in seiner Mühle keine Schlägereien dulde, und als die beiden Lauscher mit Anklagen gegen Heinrich in ihn drangen, da sagte er, daß sie alle drei gehen könnten, und zwar gleich morgen früh, er wolle ihnen Lohn und Kostgeld für die Zeit bezahlen, die sie eigentlich noch bei ihm bleiben müßten.

Die Wut und das Schimpfen der beiden teilte sich nun zwischen Heinrich und den Müller und wendete sich bald gänzlich auf den Herrn. Alle drei gingen zu ihren Schlafstätten. Am Morgen verließen sie die Mühle, Heinrich allein und die beiden andern zusammen, und so war denn nun auch die zweite Liebschaft Annas zu Ende. Nur, daß dieses Mal die beiden verabschiedeten Müllerburschen den ganzen Vorgang ausgeschmückt im Dorfe erzählten. Dazu tauchten nun dumpfe Gerüchte über die alte Geschichte mit dem Unterförster auf und es wurde über Anna ungünstig gesprochen.

Nun liefen die Jahre wieder. Der Müller wurde älter, ein Bauch entwickelte sich bei ihm breit und hängend, der zu seiner schlottrigen Figur, seinem ungesunden Gesicht nicht paßte. Sein Gang wurde langsamer, er schlief oft ein, wenn er sich setzte. Anna wurde magerer und eckiger, ihre Bewegungen wurden wackelig, es war, als ob ihr die Oberarme unbeweglich waren, und sie trug einen falschen Scheitel und falsche Zähne.

An einem Morgen lag der Müller tot im Bett. Er wurde begraben, und nun war Anna allein in der Mühle.

Seit einigen Jahren war ein Mühlknappe im Hause, der allmählich die Leitung des Ganzen an sich genommen hatte, wie der alte Müller immer schwächer wurde, ein ruhiger und ordentlicher Mensch von etwa dreißig Jahren. Der führte Betrieb und Geschäft nun in der alten Art weiter, gab der Herrin jeden Abend Bericht und sorgte für alles wie für sein Eignes. Er wurde Franz genannt.

Bei der Beerdigung waren auch entferntere Verwandte zugegen, von denen einige nicht in guten Verhältnissen lebten. Unter diesen war eine Witwe mit mehreren Kindern, deren ältestes, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen namens Marie, sie mitgebracht hatte. Sie war mit der Tochter noch einige Tage in der Mühle geblieben, indessen die andern sich gleich nach der Feier verzogen hatten, und benahm sich sehr beflissen und zuvorkommend gegen das alte Mädchen. Sie rühmte die Mühleneinrichtung, das Vieh, das Leinen, sie lobte den Verstorbenen und beteuerte, daß sie ihm immer besonders nahe gestanden habe, sie pries Anna selber und ihren Verstand, der ein so großes Anwesen überschauen könne; und allmählich kam sie damit heraus, daß Marie doch ein sehr tüchtiges Mädchen sei, und daß Anna jemanden aus der Familie um sich haben müßte als Vertrauensperson, denn wenn man mit lauter fremden Leuten wirtschaften muß, das weiß man ja, wie das ist, sie vermied vorsichtig, auf das Altern Annas anzuspielen, ließ aber doch einfließen, daß der Mensch einmal krank werden könne und dann habe er niemanden zur Pflege, und kurz, sie dachte

Digitized by Google

sich, wenn sie Marie hier unterbringen könne, daß sie als vertraute Dienerin der Verwandten in allem zur Hand sei, dann sei es doch nicht ausgeschlossen, daß das Kind vielleicht die Aussteuer geschenkt bekomme oder bei der Erbschaft besonders bedacht werde, denn ein langes Leben gab sie der nun schon fünfundvierzigjährigen Person nicht mehr.

Anna merkte von allen Nebenabsichten nichts; aber das freundliche, rundbäckige und eifrige Kind war ihr in allem so dienstfertig zur Hand, wußte sich so nötig zu machen in ihrer überströmenden Dankbarkeit für das gute Essen, welches sie in diesen Tagen hatte, daß sie gern auf den Vorschlag der Alten einging, Marien gegen einen mäßigen Lohn als Magd und Beschließerin bei sich zu behalten.

Die Wirtschaft ging nun weiter, wie sie zuvor gegangen war, und Franz besorgte Mühle, Acker und Vieh, als sei alles sein Eigentum. Anna kam selten aus ihrer Stube, sie lebte in ihrer gewohnten Weise mit Lesen, Klavierspielen, Sticken und Aufräumen ihrer Stube und Kammer. Jeden Abend kam Franz zu ihr hinauf, um Bericht zu geben und abzurechnen; zuweilen, wenn eine Arbeit war, wo Franz selber mit anfassen mußte, sah sie auch eine Weile der Arbeit zu. Marie machte sich gut in Haus und Wirtschaft, sie melkte und fütterte und besorgte für alle die Küche. Ganz natürlich kam es, daß Franz und Marie manches zusammen besprachen und daß sich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen entwickelte.

An einem Abend, als die beiden noch allein in der Küche aufsaßen, Marie mit dem Ausbessern eines Sackes beschäftigt und Franz in einem Rechenbuch Zahlen zusammenzählend, indessen die andern Dienstleute schon lange zur Ruhe gegangen waren, sagte Franz: „Nun wollte ich dich noch etwas fragen.“ Er sagte das in einem Ton, daß dem Mädchen das Herz bebte und eine rote Flamme über das runde, offne Gesicht flog. Franz fuhr fort: „Die Wirtschaft so kann nicht weitergehen. Wer nicht mit der Zeit fortschreitet, der kommt zurück. Aber wenn ich einen Vorschlag mache, dann heißt es immer: ‚Das ist bei meinem Vater so gewesen, ich verstehe das nicht, wir wollen es nur weiterhin so lassen.‘ Nun habe ich mir gedacht, ich habe von Hause aus etwas und habe immer gespart, ich will ihr vorschlagen, daß ich die Mühle pachte, und daß sie hier wohnen bleibt. Dann bin ich mein freier Herr und kann machen, was ich will. Hier ist etwas zu verdienen. Aber allein kann ich das nicht machen, ich brauche eine Frau; und da wollte ich dich fragen, ob du das sein willst.“

Franz konnte wohl nichts anderes sagen, als diese trockenen Worte; aber was er nicht sagte, das war in seinen Augen, die sich mit Tränen füllten, und in dem Stocken seiner Sprache. Marie spürte das auch, sie wurde blaß und es war, als ob sie ohnmächtig werden wollte. Sie sagte: „Ich will dir auch eine gute Frau werden, und ich danke dir, denn ich bin ein armes Mädchen, das nichts hat.“ Er sprach: „Das laß deine Sorge nicht sein, ich kann es schon machen, und wenn das Herz spricht, das ist die Hauptsache.“

Nun war es ihm wohl, daß er Marie küssen mußte; aber seine letzten Worte waren so gewesen, daß er das nicht konnte. So nahm er den Stöpsel der Tintenflasche und korkte die Flasche zu. Marie aber stand auf, trat zu ihm und küßte ihn auf den Mund. Da umarmte er sie und konnte nichts sagen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Franz ging zur Herrin hinauf und sagte ihr seinen Plan, dann fragte er sie, ob sie ihm die Mühle in Pacht geben wolle, denn er sei nun in den Jahren, wo einer für sich selber arbeiten müsse.

Anna sah ihn ruhig an, der fest und verständig vor ihr stand. Dann sagte sie: „Ich verpachte Ihnen die Mühle nicht. Sie könnten eine andre Heirat machen, und mit dem Mädchen da verplempern Sie sich nur.“ Als sie das sagte, da wurde es Franz klar, daß er die Herrin selber bekommen konnte, wenn er wollte, und sogleich verblendete ihn die Aussicht auf den Reichtum. Er faßte ihre Hand, die sie ihm schwach ließ, und rief: „Dann heirate ich dich.“ Sie gab ihm mit der freien Hand einen leichten Schlag auf die Backe und sagte: „Ich könnte ja Ihre Mutter sein, haben Sie mich denn so lieb?“ Er nahm die fast nicht Widerstrebende in den Arm und küßte sie; er mußte sich dazu zwingen, und es wurde ihm fast schwindlig. Da sagte sie: „Nun, wenn du es denn durchaus willst, so will ich ja sagen, und wir brauchen auf nichts zu warten, du kannst heute gleich das Aufgebot bestellen.“

Mit unsicheren Schritten trat Franz aus dem Zimmer und ging die Treppe hinunter. Auf der untersten Stufe hatte Marie gewartet, sie streckte ihm die beiden Hände entgegen. Als sie sein Gesicht und Gang sah, da dachte sie, daß Anna ihm die Verpachtung abgeschlagen hatte, ihr blühendes Gesicht wurde aschfahl und sie ließ die Hände sinken. Franz sprach mit heiserer Stimme, ohne sie anzusehen: „Du mußt es ja doch wissen. Ich habe mich mit der Herrin verlobt und gehe zum Bürgermeister und Pfarrer, um es anzusagen.“ Sie hielt sich am Treppengeländer fest und sah ihm nach, erst langsam verstand sie den Sinn seiner Worte in ihren Ohren.

Digitized by Google

Am Nachmittag ging Marie zu ihrer Herrin hinauf und sagte, sie bitte um ihre Entlassung, sie wolle zu ihrer Mutter zurück. Anna sah sie ratlos an und erwiderte: „Wie soll ich denn das machen? Du hast alles unter dir gehabt, so schnell bekomme ich doch keine andere, der ich so viel vertrauen kann. Ich weiß wohl, weshalb du gehen willst. Aber das wäre Unsinn gewesen für euch beide; so ist es besser auch für dich." Wie das Mädchen aber auf ihrem Verlangen bestand, da wurde sie ärgerlich und sagte: „Ja, wo ihr mich brauchtet, da war ich gut genug. So sind die Dienstboten heutzutage, nur an sich denken! Halten kann ich dich nicht." Da kamen Marie die Tränen und sie sprach: „So will ich denn bleiben, bis du eine andere gefunden hast für mich."

Als das Aufgebot gewesen war, da kam ein Jude aus der nächsten Kleinstadt in einem feinen Landauer mit zwei prächtigen Kutschpferden vorgefahren. Er sagte zu Anna, daß er immer noch kein Geschäft mit ihr habe machen können, trotzdem er ihr verschiedentlich billige und gute Ware angeboten habe, aber nun sie gnädige Frau werde, müsse sie doch einen Landauer haben, und sie müsse doch zur Trauung auch im eigenen Wagen fahren. Anna ging auf die Straße hinunter, besah sich alles und kaufte Wagen und Pferde. Franz war in Geschäften auswärts, als er heimkam, da erzählten ihm die andern grinsend, er werde ja nun eine gnädige Frau haben, und der Landauer sei schon angeschafft. Franz ging in den Stall, sah sich den Kauf an und biß sich auf die Lippen.

Der alte Müller hatte längst alles vorgesorgt gehabt für die Aussteuer. Nun aber wollte Anna noch Kleider haben und auch Möbel in eine gute Stube. Sie lag ihrem Bräutigam in den Ohren, daß er mit ihr in die Stadt fahren solle, um auszusuchen; er weigerte sich störrisch, und so fuhr sie denn allein und erzählte ihm am Abend glücklich, was sie alles erstanden hatte. Sie sagte, jetzt hätte sie erst Freude von ihrem Geld. Die Sachen kamen, wurden abgeladen und ins Haus gebracht; Franz stellte mit dem ältesten seiner Arbeitsgenossen die Möbel auf, schlug Nägel ein und hängte Spiegel und Bilder, dann aber sah er sich den Prunk nicht wieder an und Anna ging allein zwischen den blitzenden und schimmernden Möbeln auf und ab.

So nahte der Hochzeitstag. Die Trauung sollte in der Dorfkirche stattfinden, ein Festessen war im Wirtshaus bereitet. Am Nachmittag wurde der Landauer angespannt. Die Braut war mit Schleier und Myrtenkranz geschmückt, Marie hatte ihr beim Anzug helfen müssen. Vom Hof herauf kam der Gesang des jüngsten Müllerburschen, eines frischen und unverschämten Menschen. Es war das Lied: „Wir winden dir den Jungfernkranz". Der Bräutigam wurde bleich, die Braut merkte nichts, sondern zupfte sich vor dem Spiegel noch an Kleid und Schleier. Marie hatte sich geweigert, mit in die Kirche zu kommen; so hatte die Herrin ihr aufgetragen, daß sie Kerzen in die Fenster stellen solle, in jedes Fenster drei, die sie anzünden mußte, wenn sie den Wagen von weitem rollen hörte.

Nun fuhr der Wagen ab. Die Dienstleute standen vor dem Tor und sahen hinter ihm her, indem sie lachend Bemerkungen austauschten. Marie räumte in der Stube oben alles fort, dann bereitete sie die Lichter und setzte sie in die Fenster.

Der Wagen rollte in der Dunkelheit zurück. Alle Fenster waren erleuchtet; die Torfahrt war mit brennenden Lichtern besteckt; die Leute standen im Feiertagsanzug und erwarteten das junge Ehepaar. Franz stieg zuerst aus dem Wagen, nickte den Leuten zu und ging schnell ins Haus, hinter ihm rauschte die Neuvermählte und suchte ihn mit schnellen Schritten einzuholen. So ging das Paar die Treppe hoch, der Mann, zwei Stufen nehmend, vorauf, die Frau so schnell sie konnte hinter ihm.

Im Gang oben stand Marie. Sie hatte auf ihr Zimmerchen laufen wollen, aber Franz war eher oben, als sie gedacht hatte. Sie stand da, in der Hand das Licht, mit welchem sie die Kerzen angesteckt hatte, blaß, mit weit offnen Augen und zitternd. Franz zog den Zylinderhut vom Kopf und schleuderte ihn auf die Erde, dann nahm er die Zitternde unter den Arm und sagte: „Komm!" Sie hielt ihr Licht fest angeklammert, sah ihn entsetzt an und hielt die Füße so gestellt, daß er sie nicht fortziehen konnte. „Komm, sage ich dir!" schrie Franz. Da kam atemlos in ihrem Brautschmuck, auf den Schleier tretend, der mit hörbarem Ton riß, Anna. Sie ergriff mit ihrer weißbehandschuhten Rechten durch den Schleier den Arm Franzens und rief: „Bist du verrückt?" — „Laß mich, Weib!" brüllte Franz sie an, sie wich ängstlich zurück und sagte: „Schlage mich nicht." Eben wankte Marie in halber Ohnmacht. Er ergriff sie stark in seine Arme und trug sie; sie legte ihr blasses Köpfchen bewußtlos an seine Brust, er trug sie die Treppe hinunter zwischen den erstaunten Leuten hindurch. Der Kutscher wollte eben die Pferde absträngen. „Aufsitzen!" befahl ihm Franz. „In die Stadt," und damit riß er den Schlag auf, hob die Ohnmächtige in den Wagen, setzte sich zu ihr und schlug den Schlag hinter sich zu. Der Kutscher saß schon wieder auf dem

Digitized by Google

Bock, wendete, und die Pferde stoben wieder aus dem Tor hinaus.

Wie eine Rasende stand Anna in der Haustür. Sie riß an dem Schleier, der in Fetzen an ihr nieder hing; ihr Haar hatte sich gelöst, der Myrtenkranz lag auf der Erde und wurde zertreten. „Anspannen!“ schrie sie den Knecht an. Schnell schob der den Kälberwagen aus dem Schuppen und spannte ein Paar Pferde davor. Sie lief in dem Schmutz des Hofes umher, half ihm, brachte ihm Kummet und Ketten; ihre weißseidenen Schuhchen wurden von Kot und Mist beschmutzt, die lange weißseidene Schleppe zog sich durch Jauche und Schmutz. Als die Pferde vor dem Wagen standen, schwang sie sich auf, der Knecht saß neben ihr und peitschte auf die schweren Ackergäule los, die sich prustend, rasselnd in Trab setzten hinter den Flüchtigen her. Der Landauer flog auf der Straße, durch das Dorf, vorbei am Wirtshaus, aus dessen erleuchteten Fenstern noch Stimmen und Gläserklirren der Hochzeitsgäste drang, weiter in die Nacht hinein. In immer weiterer Entfernung ratterte und keuchte der Kälberwagen mit der gespenstisch weißen Frau auf dem Bock neben dem Knecht. Fast eine Stunde dauerte die Fahrt, da hatte der Landauer die Stadt erreicht. Der Kutscher klopfte an die Scheiben und fragte, wohin er fahren solle. Franz nannte ihm den Namen eines Gasthofs, der Kutscher fuhr dahin, Franz stieg mit Marie aus und befahl dem Kutscher, zurückzufahren.

Auf dem Rückweg begegneten sich die beiden Wagen. „Das ist unser Landauer,“ sagte der Knecht, indem er sich vorbeugte. Die beiden schrien Halt, der Landauer hielt und der Kutscher erkannte seine Herrin auf dem Kälberwagen. „Ist der Herr drin?“ fragte ihn Anna. Der Mensch war wohl roh, er hatte mit den andern zusammen über die liebestolle Alte gespottet, nun aber bewegte ihn doch der Ausdruck der Angst und Verzweiflung in ihrer Stimme. Er nahm den Hut ab und zögerte mit der Antwort, dann sagte er verlegen nur das eine Wort: „Ausgestiegen.“ — „Fahren Sie mich zurück,“ sagte Anna, stieg vom Kälberwagen, der Kutscher half ihr beflissen, öffnete die Tür des Landauers; sie verwickelte sich in ihrem Kleid, riß mit den Händen den untern Streifen ab und ließ sich matt in die Polster sinken.

Im Gasthof wurde sie vom Kellner in das Zimmer der beiden geführt.

Sie stand an der Tür, zerfetzt, beschmutzt, mit vorquellenden Augen, das ergrauende Haar wirr in der Stirn, die Beine mit den Fußspitzen nach innen breit gestellt, die dürren Arme zitternd vor die Brust gestreckt.

„Satan, was willst du von mir?“ schrie Marie. Zähneklappernd, flehend sagte Anna: „Er ist doch mein Mann.“ Franz ging im Zimmer auf und ab, schlug sich mit den geballten Fäusten vor die Brust und wiederholte beständig die Worte: „Verfluchtes Geld! Verfluchtes Geld!“ — „Ich bin doch auch ein Mensch!“ sagte Anna; da kamen ihr die Tränen.

Im Gasthaus war die Geschichte der drei bekannt geworden. Der Wirt besprach sich mit seiner Frau, was er tun solle. Der Kellner, welcher den beiden ein Zimmer gegeben, wurde hart angelassen, er hätte wissen müssen, daß da etwas nicht in Ordnung war. Die Frau war ängstlich, daß ihr Haus in Verruf kam, und sie drängte den Mann, daß er den dreien sagen solle, sie dürften nicht hier bleiben.

Da sprach die alte Mutter des Mannes, die alles mitangehört: „Wenn du ein Gastwirt bist, so kommen die Leute zu dir, weil sie kein Nachtlager haben. Ein jeder muß tun, was seines Berufes ist. Laßt mich mit den Fremden sprechen.“

Sie stand mühsam am Stock auf, ging aus dem Zimmer und die Treppe hoch und klopfte dann an der Stubentür der Fremden. Niemand hörte sie, so trat sie denn ungerufen ein.

Sie schloß die Tür hinter sich. Da standen die Betten, weiß bezogen. Sie setzte sich auf einen Bettrand und sah die drei mit scharfen Augen an. Dann sagte sie: „Ich bin eine alte Frau und habe viel erlebt. Ihr seid mir wie Kinder. Was soll denn das werden?“

Als sie das sagte: „Was soll denn das werden,“ da kamen auch Marien die Tränen. Sie rief: „Meine Mutter, meine Mutter!“ warf sich über das andere Bett und schluchzte. Die Alte streichelte ihr begütigend über das hellblonde Haar und sagte: „Ruhig, Kind, ruhig, es kann ja alles noch gut werden.“

Franz trat vor und sagte zögernd: „Ich bin ja schuld an allem. Ich habe mich verblenden lassen, und wie ich sie nun stehen sah, da kam es über mich, es war, als ob ich es nicht mehr war.“ Die Alte sah ihn an und sprach: „Und diese Person da, der du vor Gott und Menschen angetraut bist, denkst du nicht an die?“ Franz schluckte und trat zurück. Die Alte fuhr fort: „Du mußt dir doch etwas gedacht haben auf der Fahrt nach hier!“ Widerwillig erwiderte Franz: „Ja, ich wollte mit ihr nach Amerika fahren. Da fragt man nicht nach Papieren, da sieht man nur den Menschen an. Da wollte ich sie dann heiraten.“ — „So, so!“ machte die Alte und nickte ernst mit dem Kopf. „Das ist die neumodische Sittlichkeit.“ Dann wendete sie

Digitized by Google

sich zu Anna: „Und du, altes Gerippe, mußt du einem jungen Mädchen den Bräutigam wegnehmen, mußt du einen jungen Mann haben? Hast du nicht an Gott gedacht, der das Unrecht straft auf Erden?“ Sie stand mühsam auf und ging drohend auf Anna zu: „Ich habe deinen Vater gekannt und deinen Großvater, sie haben nur immer Geld zusammengekratzt, und ich sage dir, wahrlich Gott sucht der Väter Missetat heim bis ins dritte und vierte Glied.“ Anna stand schweigend und sah vor sich nieder.

Nun legte die Alte die Hand auf Mariens Haupt und sagte: „Das Kind bleibt bei mir. Mein Sohn kann im Hause noch eine Magd brauchen, und ich habe ein Auge auf sie.“ Zu Anna sprach sie: „Unten steht noch dein lächerlicher Wagen. Steige ein und fahre zurück.“ Endlich wendete sie ihre Rede an Franz: „Du kannst nicht in meinem Haus bleiben, denn dies ist ein ehrliches Gasthaus, mit deiner Frau kannst du auch nicht zurückfahren, das siehst du wohl ein. Was willst du nun tun?“ — „Ich kann zu meinem früheren Herrn zurück, er hat mir gestern geschrieben und angefragt, ob ich will,“ sagte Franz dumpf. — „Gut, dann gehe,“ schloß die Alte. Schon war Anna aus dem Zimmer gelaufen, die Hände vor die Augen geschlagen; langsam folgte Franz. Die Alte erriet seine Gedanken. „Kommt Zeit, kommt Rat,“ sagte sie zu ihm. „Du weißt, wo sie ist, und daß sie gut aufgehoben ist. Nun geh!“ damit schob sie ihn aus dem Zimmer.

Der Kutscher stand noch unten neben seinem Wagen. Er half der Frau hinein und sagte tröstend: „Lassen Sie nur, Frau, wer weiß, wozu alles gut ist.“ Dann schlug er den Schlag zu, setzte sich auf den Bock und fuhr ab.

Noch brannten die Lichter in den Fenstern, als der Wagen zurückkam, in der Gesindestube waren die Leute noch lebendig, aber als der Wagen auf dem Hofpflaster rollte, kam niemand zum Vorschein, sie scheuten sich alle. Anna lief schnell die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, verriegelte die Tür hinter sich und warf sich auf den Boden. So lag sie lange.

Dann erhob sie sich, trat vor den eisernen Schrank, schloß ihn auf und warf die Papiere, welche darin waren, auf den Boden. „Verfluchtes Geld, verfluchtes Geld!“ schrie sie. Aus dem Fenster nahm sie eine der Flaschen, in welchen ein Licht steckte, schon fast niedergebrannt, sie hielt es an die Papiere, die hell aufflammten. An der Wand hängte ein Spiegel; sie hob ihn ab und löste mit zitternden Händen den Strick, machte eine Schlinge; dann schob sie einen Stuhl unter den Haken, stieg hoch, befestigte den Strick, steckte den Kopf in die Schlinge und stieß den Stuhl fort.

Nach einer Weile ging der Kutscher über den Hof. Er hatte noch sein Abendbrot in der Küche gegessen und wollte nun in den Pferdestall, um sich schlafen zu legen, da sah er die Fenster in der Stube der Frau hell durch das Feuer. Er lief ins Haus zurück, die Leute eilten die Treppe hoch und erbrachen die verriegelte Tür, da fanden sie die Tote hängend und sahen das angelegte Feuer. Sie löschten es bald; von den Papieren war nur einiges angebrannt, denn sie hatten zu fest übereinander gelegen; das glimmende Feuer hatte die Tischdecke ergriffen.

Als Marie die Nachricht erfuhr, da weinte sie. Sie sagte zu der alten Frau: „Ich kann das nicht vergessen, wie sie sagte: ‚Ich bin doch auch ein Mensch‘.“

Nun kam Franz zu der Alten und sprach mit ihr und der Geliebten. Er sagte: „Einmal habe ich mich von dem Geld verführen lassen, daraus ist ein großes Unglück entstanden. Nun bin ich der Erbe, nun habe ich das Geld, und nun könnte ich Marie heiraten . . .“ Er redete nicht weiter Er fühlte, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war.

Da sagte Marie: „Wenn du das Geld behältst, dann nehme ich dich nicht, dann bleibe ich lieber so, denn das ist Blutgeld.“ Franz blickte ernst zur Erde und sagte: „Das ist ja wohl wahr, aber es ist doch ein schönes Stück Geld, Marie.“ Da nahm die Alte ihre Hand und sagte: „Tue, mein Kind, was dir dein Gewissen sagt.“ Marie warf sich an seine Brust und sprach unter Tränen: „Ich wäre ja auch wohl mit dir nach Amerika gegangen, aber wenn du das Geld behalten willst, so sind wir geschiedene Leute.“ Franz reckte sich auf, machte eine Bewegung mit dem Fuß, als wolle er etwas fortschieben, und dann sagte er: „Dann schenke ich das Geld der Armenkasse.“ Sie stand auf und umschlang ihn und küßte ihn.

Digitized by Google

Edmund Steppes, ein deutscher Maler

Von Jos. Aug. Beringer, Mannheim

Über jedes Schaffenden Leben und Wirken funkelt ein Stern, der Stern seines Schicksals. Aus je weiteren Fernen sein Strahl zu uns kommt, um so lebhafter und strahlender glänzt sein Licht, Fixsternen gleich, die ihren Glanz aus fernsten Räumen zu uns herüberflimmern. Und doch zieht der Flimmerglanz uns mehr an, als das ruhige, nahe Leuchten der Planeten, die ihr erborgtes Licht zu uns senden. Das Eigenlicht, auch wenn es unstet scheint, ist uns Gewähr für die größeren Temperaturspannungen, für das Schicksal, das mit seinem stolzen „Und doch" aus seinem Beharren in sich und seinem Wandel zu immer Neuem Kunde gibt.

Von einem solchen in sich Beharrenden und doch scheinbar Unsteten soll hier gesprochen werden: Von Edmund Steppes, dessen Werk in verschiedenem und wechselndem Glanz aufleuchtet und unsere Sinne gefesselt hält. Zwar hat Steppes nie einer der rasch wandelnden und fertigen Tagesmoden gehuldigt oder sich angeschlossen, und doch hat er im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts seine künstlerische Vortragsart wiederholt geändert, ohne auch nur ein Mindestes von seinem charakteristischen und persönlichen Wesen aufzugeben. Im Gegenteil, er hat sein Eigenstes immer stärker, eindrucksvoller herausgebildet und damit seiner Schaffensform eine so charaktervolle Prägung gegeben, daß er im Kunstschaffen unserer Zeit als eine der eigenwilligsten Persönlichkeiten angesehen — und deswegen wohl auch vom großen Kunstpublikum gemieden ist. Da er das, was er ist, nur seiner ureigenen Kraft verdankt, ist seine Kunstform fern von allen Wünschen, Meinungen und Forderungen des Tages. Sie ist einfach und unbedingt und ohne Zugeständnis an andere das Ergebnis seines eigenen zuchtvollen Künstlerwillens. Das war so von Jugend an und wird wohl so bleiben bis an sein Ende.

Der Bildnerdrang, das Malen, regte sich sehr früh bei Steppes. Schon als Gymnasiast benutzte er Freistunden und Ferienzeiten zu eifrigen Studien in den damals noch wild und chaotisch sich gebenden Isar-Auen zu München. Das nachdrückliche, leidenschaftliche Naturstudium der Jugend ist dem jetzt Fünfzigjährigen noch ebenso angelegen. Es treibt ihn jeden Sommer irgendwo in die stille, einsame Gebirgswelt, wo er ungestört von der Menschheit mit der Natur und dem Gott in seiner Brust sich auseinandersetzen kann, während die Winterzeit vornehmlich der ernstesten Verarbeitung seiner Naturstudien und der Schöpfung neuer

Lämmerhüpfen. Gemälde

Digitized by Google

Digitized by Google

Glockenblumen. Gemälde. 1922

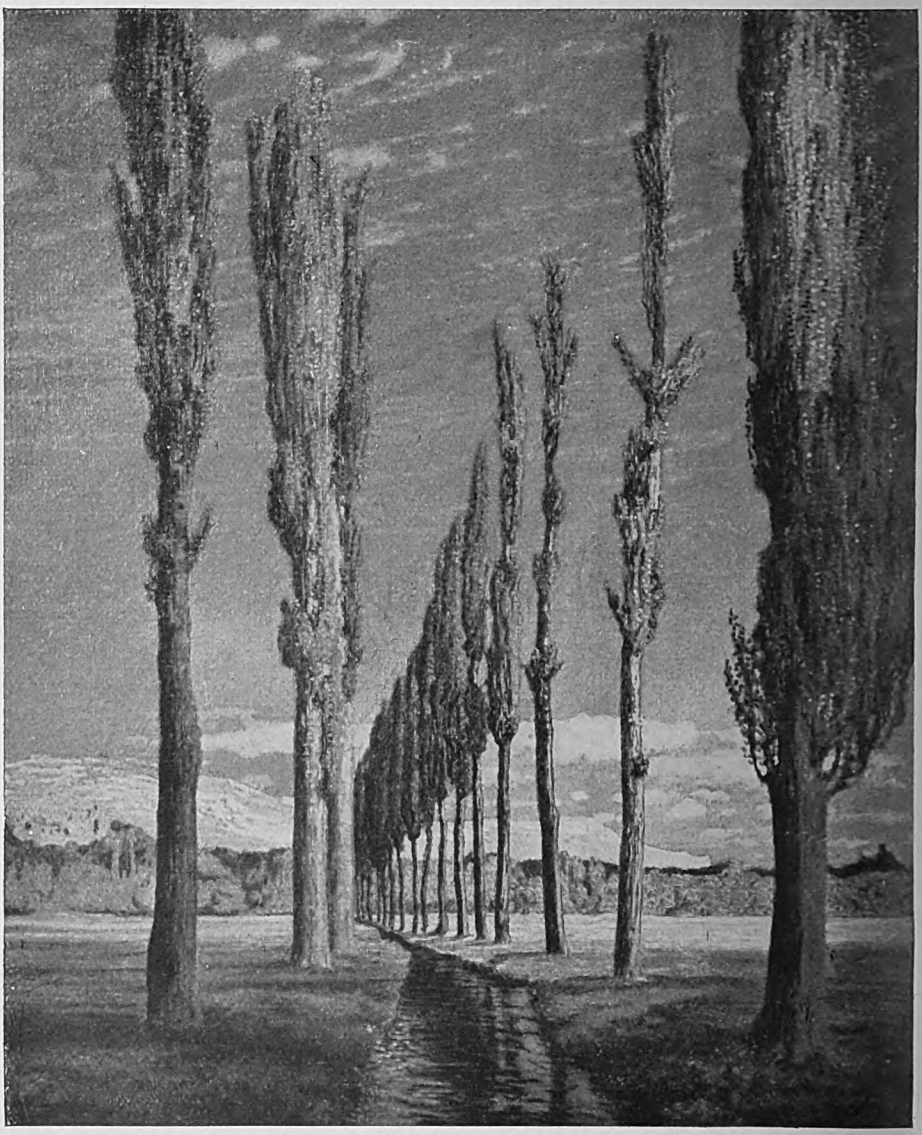
auf genialisch freie Technik und ähnliche Richtungsvorschriften ausgingen, hatten diese einsamen, zähen Ringer um das Ideal in der Kunst der Landschaft nicht allzuviel gemeinsam.

Da war vor allem Emil Lugo in München, der, abseits vom „hohen Schaffen" der Parteien, die Feiertagswelt seiner in Form, Farbe, Poesie und Naturherrlichkeit unübertrefflichen Landschaften mit musikalischer Unterströmung ins Bild formte. Er hatte sich nach vieljährigen Versuchen auf Grund der Heinrich Ludwigschen kunsttheoretischen und praktisch-technischen Veröffentlichungen eine Vortrags- und Farbentechnik geschaffen, die dem Glanz und der Dauerhaftigkeit der alten Meister nahekam. Außerdem war Albert Lang aus Italien nach München zurückgekehrt, um seine an Leibl, Trübner und Böcklin geklärte und gestählte Vortragsweise im Natur- und Figurenbild zu bewähren. Alle drei waren im Künstlerischen und Technischen zum Strom der Zeit abseitig und galten damals in der großen Bewegung um die „rationellen Malverfahren" und um Bildgestaltung nicht eben viel. Höchstens, daß sie in einem kleinen Kreis von Kennern und Kunstfreunden Geltung hatten. Auch der in Schliersee einsam lebende und schaffende Karl Haider, der mit tiefer poetischer Begabung und mit eigenartiger Vortragsweise seine Weltanschauung durch Verbindung von Landschaft und Figur ins Bild formte, zählte zu den Leuchten, die den Dornenweg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Elsässische Landschaft. Gemälde. 1905

die unwiderstehliche Sprache dieses Hochmeisters der Farbe, des Ausdrucks und der Form als Künstler, berauschte seine Seele an dem Pfingstwunder dieser Sendung des heiligen Geistes in der Kunst und bewahrte ihren Sinn in gläubigem Herzen. Nun wurde, um den Ratschlägen Lugos Folge zu leisten, mit dem Farbenreiben begonnen, mit dünnen Malmitteln auf den weißen Grund die Untermalung über die streng gezeichneten Hauptformen des Terrains, der Bäume und des Figuren- und Gestaltenwerks vorgenommen, um schließlich durch Lasurenauftrag das Bild zur vollen künstlerischen Wirkung zu treiben. Hier in Kolmar erstand dem jungen Künstler auch der erste Gläubige an seine Kunst, der mit seiner künstlerischen und ermutigenden Teilnahme das Werden und Wesen von Steppes stärkte: der Onkel Fr. Schmidmüller, ein Justizbeamter in Kolmar, kaufte ihm von den ersten Werken ab. Das gab, auch innerhalb der eigenen Familie, dem jungen, lebensunmündig angesehenen Künstler festen Halt und schuf ihm in diesem Kreis Beachtung und Vertrauen. Damit war der Punkt gewonnen, von wo aus die weitere Entwicklung des Eigenen vor sich gehen konnte.

Jeder Künstler, vorab der Landschafter, ist außer seiner Eigennatur abhängig von

Digitized by Google

Des Künstlers Töchterlein. Gemälde. 1924

seiner Umgebung, von der Landschaft, in der er sich befindet, und den Besonderheiten, die gerade diese Landschaftscharaktere ihm zu sagen haben. Wie sich die Eindrücke der Natur in der Seele des Künstlers umgestalten und auswirken, wie sie sich im Schauen klären und im technischen Ausdruck gestalten, das ist eine Sache der Künstlerpersönlichkeit. Der Landschafter, der es wesentlich mit den Kunstelementen aus der Natur zu tun hat, wird sich durch Studienreisen aus weiten Bezirken die Grundlagen für sein Schaffen holen. Wie der Dramatiker, der es nur mit den Menschen, ihrem Wesen und ihren daraus sich ergebenden Schicksalen zu tun hat, ein „Menschenfresser" wird, so sucht der Landschafter eine Mannigfaltigkeit von Landschaftscharakteren in sich aufzunehmen, um daraus sein seelisch gespiegeltes Werk aufzubauen. Münchens Flußauen, das Voralpenland der Seenzone, das Elsaß mit dem Wasgau haben in der ersten Zeit für Step-

Digitized by Google

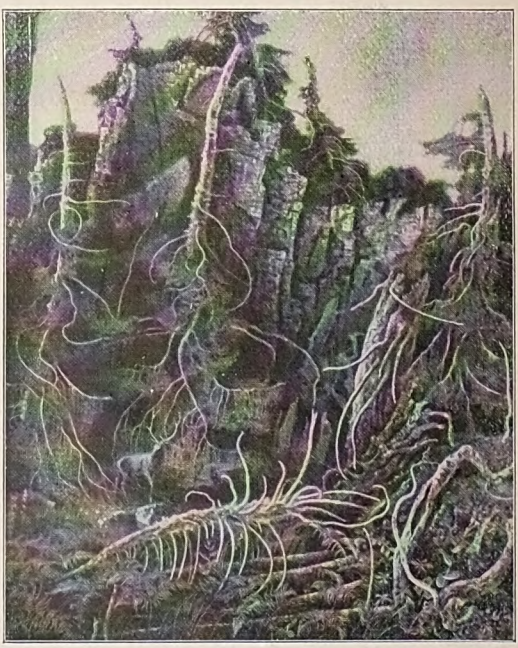
Digitized by Google

Digitized by Google

Auf Regen folgt Sonnenschein. Gemälde. 1918. (Köln, Sammlung Max Bühling)

Stellung von Steppes im gesamten Kunstschaffen dringt zwar vor, wird aber ob ihrer asketischen Strenge noch nachdrücklicher umkämpft und angefeindet. Der Kampf entbrennt in voller Heftigkeit.

Das Schlagwort von der Inhaltslosigkeit in der Kunst, vom Reinmalerischen des Gehaltes im Bild, der sich an den einfachsten Gegenständen dartun müsse, beginnt seine zeitweilige Herrschaft anzutreten. Steppes hätte nicht von besonderer Eigenart sein müssen, wenn er nun der blöden Parademalerei von Blumen- und Früchtestilleben



Märchenhafte Hochwaldwildnis. Gemälde. 1918

sich zugewendet hätte, wie es vielfach bei anderen geschah. Der Theoretiker in Steppes löste das malerische Dogma nach seiner Art und Natur auf. Das Hochgebirge mit seinen zugleich raumweiten und doch malerisch intimen Möglichkeiten, die Fernblicke, die zarte Patina der Felswände, das stürmische Erdleben der Verwitterungen und der Wildwasser, das tausendfarbige Gestein der Gerölle und die blumigen Wiesen und seidigen Lüfte der Almweiden mit ihrem urtümlich sich gebenden Menschen- und Tierwesen: das umfaßte alles, was

Digitized by Google

Steppes jetzt erobern und in seinem Werk gestalten möchte. Er will das von der bisherigen Kunst noch nicht Ausgeschöpfte in der ihm gemäßen Sprache zum Ausdruck bringen und als Raumgebilde in Farbe und Fläche drucksfähigen Kunstmitteln schier unerreichbare Kunstwahrheit umzusetzen. Nur eine vollkommen beherrschte Auswertung und Setzung der Farben und ihre im Verhältnis richtige Zusammenstimmung kann ein har-

Herbstliche Stille. Gemälde. 1921

setzen. Er will als Künstler in der klarsten Zeichensprache des Farbigen die Einheit und Herrlichkeit aller Gottnatur in farbenseligen Wundern zum klarverständlichen Ausdruck gestalten. Er will Heimlichkeit und Stille in ihren kräftestrotzenden Spannungen malen. So erlebt er die Natur. So sucht er Naturwirklichkeit in die mit den beschränkt-ausmonisch und wahr wirkendes Bild ergeben. Der Künstler mußte also mit der sinnlich-geistigen Höherbildung und Verfeinerung zugleich die technische Vortragsweise stufenweise mit den Forderungen der Kunst in Einklang bringen, um das zur Geltung zu bringen, was innerhalb der künstlerischen Absichten von Steppes lebte und webte: Form und Farbe,

Digitized by Google

Digitized by Google

Erika im Rosenhag. Gemälde. 1917

gliedern, oder wenn in der „Pappelallee" der Blick rhythmisch in die Tiefe geleitet wird. Unnötig zu sagen und unmittelbar zu fühlen, wie die Schar der aufrechten Stämme das System der Wagrechten von Bildrand, Waldlinie, Wipfelhöhe und Wolkenlage wirksam höht. Oder wenn im „Wiesenbach" die blumige Bergwiese durch das vom Hang herunterrauschende Bächlein mitten entzwei geschnitten wird und doch einheitlich Höhe, Frische, freie Luft und Sonnenglanz symbolisch zum Ausdruck bringt.

Zur Spitze getrieben bis zum Eigensinn wird dieses bezaubernd bizarre Spiel mit preziösen Einzelheiten in den Hochgebirgsbildern, den Alpenweiden mit ihren Felsschroffen und Ziegenweiden, den Baumleichen in den Karen, um deren Heldentod die Sonne ihren Goldglanz webt und neues Leben aus Moder und Tod ergrünen und das Thema des Symbols in Variationen erklingen läßt: Natur ist Allmacht; der Mensch ist Nichts, eine Morgenröte, die im hellen Tageslicht zerschwimmt.

Aber daneben ersteht noch ein anderes, zaghaft und leise zuerst, aber mit der Klarheit einer fernher schwingenden Melodie. Der Vordergrund baut sich zu, der Bildraum wird zur Bildfläche, die formal und farbig bewegt, Sinn und Seele ergötzt und höher stimmt. „Lämmerhüpfen", „Viehweide im Hochgebirge", „Morgen" usw. sind die über-

Digitized by Google

gangsstufen zu der neuen Bildform, die aus dem Pantheismus der Naturfreude zu einer gottinnigen Versenkung in das Geheimnis der Blumen- und Menschenwelt übergeht. Was für wundervolle Pflanzenstilleben, was für feierlich anmutende Tierbilder, welch innig und tiefsinnig auf blumige Gründe gestellte Menschenblüten sind aus den Räumen auf die Bildfläche geholt. Wie wird das sich im Raum früher Verlierende holdselig auf die mit Farben gezierte Bildfläche gebettet, in die Natur eingetaucht. Der Kreis wird geschlossen: Natur

Oben: Stute und Füllen. Gemälde. 1908
Unten: Morgen. Gemälde. 1917

wird durch die reine Sprache der Kunstsprache wieder Natur, Naturwirklichkeit wird Kunstwahrheit. Und noch eins: Wo sind die Wirrnisse und Schrecken des Kampfes und der Zerstörung? Ein holder Friede liegt über diesen letzten Bildungen. Vielleicht noch mit dem Hauch der Schwermut des Siegers über die Widerstände. Aber Friede und Einigkeit zwischen Geist und Materie, zwischen Mensch und Natur, zwischen Stoff und Seele. Ausgekämpft sind die Widrigkeiten und Schwierigkeiten in Bildform und Bildinhalt.

Das Bildwerk wird zum sinn-

Digitized by Google

Junge Liebe. Gemälde. 1924

vollen Schmuck der Wandfläche, als Flächenbild im Schimmer von tausend Farben und Formen. Die Blumenglocken läuten mit seligem Schall von den reinen Freuden, die die Natur durch die Kunst geben kann. Die in dünnen Lagen aufgetragene Kaseintempera gestattet sowohl feinste zeichnerische, wie breite malerische Behandlung und gewährleistet durch ihre Härte gegen Stoß und Druck Haltbarkeit für lange Zeiten.

Bei aller Erfüllung, die das unausgesetzte Streben nach dem Besten in der Kunst dem Leben des Künstlers gebracht hat, Erfolg, Anerkennung, Ruhm, Sicherheit im Schaffen, Freiheit in sich und um sich, würde doch eines fehlen, was schöpferische Naturen nach ihren Kämpfen und Verkennungen durch die Mitwelt zu Wohltätern an der Nachwelt macht: die Nachwirkung durch ihr Erkämpftes, die Überlieferung des Erfahrungsreichtums, der in ihrem Kunstwerk aufgespeichert ist, von dessen Gut die Nachwelt leben und nutzen kann. Steppes, in dem nicht nur eine große, eigenartige Begabung und ein eherner Fleiß Höchstes in der Kunst errungen haben, hat auch dieses Wertvolle und Unersetzliche erreicht, obschon die berufenen Stellen davon keinen Gebrauch machten: die Weiterwirkung in getreuer Schülerschaft. Was er für sich erkämpft und errungen hat, lebt in treuen und zuverlässigen Anhängern seiner Kunst weiter, in jungen Künstlern, die nicht bloß viel versprechen, sondern schon viel gehalten, weil Beträchtliches geleistet haben. Davon seien nur genannt: der Elsässer Rud. Commissar-Tübingen, Siegfried Czerny-Heidel-

Digitized by Google

Hochwaldwildnis. Gemälde. 1917

berg-München, Karl Flügel und Hermann Kaspar-München, Joseph Nicklas-Reutte bei Waldsee, Freiherr von Richthofen-Schlesien, Rudolf Scheller-Oberstdorf und Alfred Vollmar-Ulm.

Wenn einmal der eigentliche und letzte Sinn des Expressionismus (der Ausdruckskunst) zum Leben erwacht und der Lärm um den oberflächlichen und äußerlichen Begriff darüber verstummt sein wird, dann wird man Edmund Steppes und seiner Schule einen wesentlichen Anteil an der Erhaltung und Gestaltung der deutschen Kunst zu Anfang des 20. Jahrhunderts einräumen, so wenig die Machthaber im Kunstleben auch daran glauben und danach handeln mögen.

Digitized by Google

Die Söhne · Roman von E. von Bonin

Fortsetzung und Schluß

Heute wieder, da die Hochzeit, die Feste und die schönen Berge schon als abgeschlossenes Erlebnis hinter ihm liegen, denkt er unvermittelt an den Spruch vom Heiland und von den Rosen. Denkt daran in einem ganz ungeeigneten Augenblick. Muß selber darüber lachen. Am Rand einer Schneise steht er und wartet auf die Schwarzkittel, die mit viel List und vielzuviel Lärm eingelappt wurden und nun gedrückt werden. Sicher wird er es gerade verpassen — er ist nicht allzu geübt. Der unangenehme süddeutsche Baron, der mit seinem Nachbar um jeden Hasen aneinander gerät, wird wieder Schützenkönig werden ...

„Ich liebe die Rosen" ... Was bedeutet es eigentlich? Vielleicht dies: Es muß hinter der Liebe noch etwas Größeres stehn als die Passion — das sind die Rosen. Und der Heiland, das ist Opfer und Hingebung über das eigene Glück hinaus. „Oh, wehe du, wie selig sang so erossüß, so jesusbang die schwarze Rosenlaute" — Was ist das eigentlich? Er las es vor lange einmal bei Larifée — Knackte es nicht hinter ihm? — Er wendet sich vorsichtig — ein Fuchs — ja der Schlaukopf — noch beinahe, ehe das Treiben begann, drückt er sich — bautz — er liegt wirklich. Ha — daraus macht man eine schöne, rote Mütze für Ljuba — auf ihr rotes, rotes Haar. Schon wieder denkt er an sie. Allzuoft beinahe. Soll er denn nur den Heiland finden, da die Rosen ein andrer in Händen hält —

Ein paar Schüsse noch — drei — vier. Der Trieb wird abgeblasen. „Was ist denn oben geschossen worden?" fragt mit seiner unangenehmen Krähstimme der süddeutsche Baron. „Na, es sind doch mehrere Schüsse gefallen. Ich habe fünf Hasen." — „Hier zwei Eber, eine Bache und ein Fuchs," ruft Swantus mit nachgemachter Krähstimme zurück ... Soll er sich nur ärgern ...

Es ist eine große, aufs beste geleitete Wirtschaft, in der Swantus jetzt arbeitet. Der Besitzer ist viel abwesend, ein unruhiger Geist, aber großzügig und von einer Elastizität, die man bewundern könnte. Er scheint nicht zu ermüden. Seine Frische reißt mit. Er kennt keine Hindernisse, und er zieht unglaubliche Leistungen der andern aus verschütteten Quellen heraus.

Swantus kommt sich zuweilen neben diesem viel älteren Manne schlaff und überaltert vor. Es macht ihm Mißbehagen, den andern kritisch zu bewerten, wie er es doch müßte, da immerhin sein schnelles, oft mehr dramatisches Fortschreiten Kritik herausfordert; Mißbehagen, weil so viel Wärme und Draufgängertum in ihm ist — die das Herz gerne bewundert, die der Verstand bedenklich abwägt.

„Sie sollten sich, jung wie Sie sind, nicht hier vergraben, Ramin," sagt der Amtsrat. „Sie haben Blick und Organisation — was wollen Sie so unheimlich viel Erfahrung herunterschlingen." Swantus stimmt zu. Ja, er ginge wirklich auch lieber irgendwo in die Weite; aber er entschließe sich schwer. „Ja, ja," antwortet der andre. „Das sehe ich. Man muß einen ungeheuren Satz machen, mit dem man gleich die Phase von Hemmung, Überlegung und Entschluß überspringt."

„Ich bin nicht gerade ein geborner Landwirt," sagt Swantus. „Ich weiß überhaupt keinen Beruf, der mich wirklich fesselte."

„Ihnen hängt zu sehr das an, was Sie schon in der Wiege vorfanden, Ramin."

Swantus lacht. Der andre hat recht. „Ja — so ist es. Immer zieht in mir jemand am Seil. Ich werde eines Tages das Seil kappen müssen."

Vielleicht sind die unruhigen Briefe, die er — er weiß es wohl — hin und wieder an seine Mutter schreibt, der Nachhall solcher Gespräche. Nein. Er verwechselt Ursache und Wirkung. In Wahrheit graut ihm vor dem Gedanken ruhigen Dasitzens. Und trotzdem sehnt er sich nach Gleichmaß und Ruhe. Er hat seit seiner Kindheit so sehr das Gefühl, keine Heimat mehr zu besitzen, obwohl sie gerade immer auf ihn wartet, und er nur einzukehren braucht in sein Haus. Aber denkt er sich nach Ramin und legt den Plan des zukünftigen Lebens dort zurecht, dann erscheint ihm das Ganze als eine von Anfang an verfahrene Geschichte.

Das Gut ist nicht groß, er hat es immer gewußt. Sein Großvater saß ja nicht dauernd da, sondern war im Staatsdienst gewesen und sah Ramin nur als den Rückhalt an, wo er im Alter wohnen wollte. Auch sein Vater hatte in der Verwaltung gearbeitet und war dann durch die Heirat gleich in den großen Kreis der Geschäfte getreten, die ja nun Christoph oblagen. Ja — dies Feld war weiter ...

Heute sah sich das alles anders an, gewiß. Die jungen Leute nahmen die Landwirtschaft zum Beruf, manche zum Vorwand. Aber hierfür war ihm Ramin zu sehr ans

Digitized by Google

Herz gewachsen — als einziges Arbeitsfeld wiederum schien alles zu beschränkt. Man täte immerhin besser, von solchen Dingen zu schweigen, wenn man nach Hause schrieb. Seine Mutter hatte anscheinend Sorgen ohnehin. Wie sollte es auch anders sein, wenn man bedachte, daß sie von Anfang an mit so viel Vorurteil und Mißtrauen an die Heirat herangegangen war. Nun sah sich alles schief an, natürlich. Was seine Mutter schrieb, war fast nur verhaltne Klage — die schon begann, in stumme Verbittrung umzuschlagen. „Warum das mir?" so klang ihr Leitmotiv.

Sie wollte nicht einmal den Winter zu Hause verbringen — plante Reisen, ins Ausland sogar, vielleicht um sich ganz und gründlich von den unerfreulichen Eindrücken abzutrennen. Und im letzten Brief — kaum zu übersehen — der Wunsch, daß Swantus sie auf dieser Reise begleiten solle. Der Amtsrat riet dringend zu. „Ein Mann wie Sie sollte erst wieder in seinem Lehnstuhl Platz nehmen, wenn der Rücken steif geworden ist. Zuweilen reut es mich auch, daß ich fortwährend dieselben vier Wände um mich habe." —

Es hat nicht allzuviel Überredung gebraucht, um Swantus aus dem Einerlei von Pflug und Sense herauszuholen. An einem ganz in weiße Nebel gehüllten Wintermorgen verläßt er das Dorf und trifft seine Mutter in Berlin. Seinen Vorschlag, sie zu Haus abzuholen — er hatte Ljuba zu sehn gehofft, die unruhige Neugier, die ihn immer überfiel, wenn er an Bruder und Schwägerin dachte, hatte er gehofft loszuwerden — den hatte seine Mutter kurzerhand abgelehnt. Auffallend kurz vielleicht. Es sei wenig opportun, wenn er komme; die Stimmung zwischen Christoph und seiner Frau sei oft gereizt; der Frieden hänge an einem Faden, und man müsse alles fernhalten, was seinen Bruder irritieren könne. — Gut. Warum aber sollte seine Anwesenheit Christoph irritieren ...

Er trifft seine Mutter im Hotel. Da der Zug Berlin abends verläßt, und zuvor noch ein kurzer Besuch bei Verwandten vor sich gehn soll, findet er zu Nachfragen über dies und das keine Zeit. Seine Mutter setzt ihm noch schnell Grad und Zusammenhang der Verwandtschaft auseinander, als sie schon in die Tür treten, und aus des Zimmers Hintergrund sich mit einem spitzen Aufschrei, der Freude bedeutet, eine kleine verhutzelte alte Dame erhebt. — Ihr Mann, der Hofmarschall, General und, Gott weiß was, gewesen ist, wird herbeigerufen. „Verehrte, liebe Maria, welche große Freude," sagt er und küßt jede Hand der Mama zweimal. Swantus sitzt, von der Reise ein wenig müde, teilnahmlos dabei. Er hört ab und an Bemerkungen über sich. „Dein Jüngster, wirklich Landwirt, wie reizend, daß er dich begleitet." Er hört kaum hin. Doch wird er aufgeschreckt, da plötzlich nach einer unbequemen Pause die Mama sagt: „Gewiß, liebe Albertine, auch ich hätte vorgezogen, eine deutsche Schwiegertochter zu bekommen. Aber wir dürfen uns nicht überheben" ... So, also da waren sie. „Ja, natürlich, ganz richtig," erwidert der General. „Und schließlich hast du ja allen Einfluß auf die junge Frau, meine verehrte Maria. Und du wirst ihn zu nutzen wissen." ‚Ein Glück, daß Ljuba nicht mit ist,' denkt Swantus bestürzt.

„Das ist nicht so einfach, wie du dir vorstellst," entgegnet die Generalin. „Ausländerinnen sind sehr eigensinnig. Denke an Hennie. Das ist nämlich die Frau des Neffen von meinem jüngsten Bruder Fritz; Fritz — du erinnerst dich, er stand bei den Stendaler Husaren — Spinat mit Ei, nicht wahr, so nannte man sie ja. Also richtig, was ich sagen wollte, übrigens, hast du eigentlich gehört, daß Fritz so schrecklichen Ärger mit seinem Pächter hat? Der Mensch findet tausend Ausreden, ehe er einmal zahlt, und dabei ist er doch aus unseren Kreisen" ... Hier bricht Swantus in ein gräßlich albernes Lachen aus, findet aber Gott sei Dank eine Geschichte über irgendeinen faulen Schuldner, die das Lachen rechtfertigt und endgültig den Weg freimacht. Die Generalin sitzt beleidigt und in sich gezogen da.

Als sie wieder außer Hörweite sind, ergeht sich Swantus geärgert über die taktlosen Aperçus der Generalin. „Gott sei Dank, daß Ljuba nicht mit war, eine Geschichte wäre es geworden," er lacht vergnügt. „Ich zweifle nicht, daß sie sich ungezogen und unverschämt betragen haben würde — wie übrigens stets," antwortet seine Mutter kalt. —

Die Alpen, Genua, der schiefe Turm neben dem schönen Baptisterium auf einer grasgrünen Wiese, liegt lange hinter ihnen. Auch Rom, das seine Mutter jener Erinnerungen wegen, die sich mit seinem Vater verknüpfen, meiden will, bleibt zurück. Nur diesen einen außerordentlichen Eindruck: Das unerwartete Aufsteigen der großen Kuppel am Horizont einer stillen, flachen Landschaft nimmt Swantus staunend auf.

Seine Versuche, die Langeweile der Reisetage zu verkürzen, indem er von seiner Mutter über das Zusammenleben zu Haus etwas in Erfahrung brächte, blieben erfolglos. Ihre Antworten sind einsilbig. Hin und wieder wirft sie ein gänzlich ablehnen-

Digitized by Google

des Urteil über ihre Schwiegertochter sozusagen auf den Tisch. Ohne Begründung, ohne eigentlichen Anlaß. Ein Produkt ihrer wachsenden Erbitterung, weiter nichts. — Auch als sie einige Tage schon in Taormina haltgemacht haben und auf Spaziergängen Gelegenheit genug wäre, gelingt es nicht, ein ernsthaftes Gespräch anzufangen. — Aber auf einmal gibt das Auftreten einer Familie, die offenbar polnischer Herkunft ist und von seiner Mutter ostentativ als Kompatrioten von Ljuba bezeichnet wird, den Anlaß.

„Da siehst du, wie sie lärmen, wie sie ihre Kinder schon zu abscheulichen, vorlauten Rangen erziehn," beginnt seine Mutter und wendet sich ärgerlich zur Seite. Swantus erwidert das übliche, daß auch Inländer dergleichen täten, daß überhaupt nach seiner unmaßgeblichen Meinung die meisten Kinder zu Feinden der Erwachsenen heranwüchsen ... „Ich habe jedenfalls euch so erzogen, wie es sich gehört," erwidert seine Mutter. „Aber wenn ich mir Ljuba vorstelle" ...

„Ja," sagt Swantus. „Ja, sie ist ganz Natur und Ursprünglichkeit. Es ist nicht im mindesten gelungen, an ihr herumzuschnitzeln." — „Nun, es wäre besser, wenn sie etwas aufgäbe von dieser Ursprünglichkeit," antwortet seine Mutter. „Es sind unmögliche Dinge vorgekommen. Wie soll diese Ehe enden." Von neuem kriecht glühende Neugier ihm ins Herz: Ob seine Mutter von den Vorfällen sprechen wird? „Streiten sie sich denn viel?" fragt er, unruhig besorgt, seinen Worten einen gleichgültigen Klang zu geben. — „Nein, nicht das," gibt seine Mutter zurück. „Wenn man sie so sieht, scheinen sie ganz lustige Kameraden zu sein; Ljuba neckt ihren Mann und treibt allerhand Schabernack. Nicht immer in einer ihrer Stellung angemessenen Form. Aber manchmal auch wieder ganz amüsant. Das ist es nicht" ... Seine Mutter scheint beinahe etwas versöhnt mit dem Wesen der fremden Schwiegertochter.

Wenige Tage, nachdem sie in Syrakus, wo sie etwas bleiben wollten, eingetroffen waren, machen sie die Bekanntschaft einer deutschen Familie; oder eigentlich macht seine Mutter die Bekanntschaft. Als er abends von einem Ausflug sehr verspätet zurückkommt und in das Hotel eintritt, läuft ein junges Mädchen auf ihn zu — macht kurz vor ihm wieder kehrt und ruft in die Halle hinein: „Er ist da, hier kommt er." Er erschrickt, weil er nicht anders denkt, als daß seiner Mutter etwas zugestoßen sei. — Aber gleich darauf kommt mit einer fremden Dame seine Mutter auf ihn zu und begrüßt ihn erregt, sie habe sich so gesorgt —

Als sie nachher zu Tisch hinunterkommen, wird Swantus vorgestellt. Es ist die Frau des ehemaligen Botschafters Brühl und ihre Tochter.

„Ich konnte Ihre Mutter gar nicht beruhigen, lieber Graf," so wird er gleich angeredet und erfährt, daß man bereits herumtelephonierte, und daß Elisabeth, die Tochter, eine Stunde lang beinahe immer wieder zur Tür geschickt wurde, um nach ihm zu sehn. Gräfin Brühl ist eine lebhafte, sehr versierte Frau, mit der er schnell tief in die Unterhaltung kommt. Mit der er auch gleich ein wenig aneinandergerät über politische Tagesfragen. Seine Mutter ist im Gespräch mit dem jungen Mädchen, die ihr andächtig zuzuhören scheint und sie aus großen, sanften Augen betrachtet.

Gemeinsames Essen und gemeinsame Ausflüge folgen. Und einer dieser Tage wird ihm mehr, als er erwartet hat. Eliza Brühl wollte das Grab des Dichters Platen sehn, ihre Mutter war unlustig und Swantus bot seine Begleitung an. Sie gingen schweigend durch die hohen Steinmauern der Vignen, läuteten und traten ein. Der Park mit Anhöhe und Abhang ist ziemlich verwildert — unter Steineichen findet sich das Grab und eine Herme des Dichters, der Elisabeth einen Kranz aufsetzt, den sie eilig zusammenflicht. Es macht sich sehr hübsch, wie sie das tut, wie sie langsam und mit etwas feierlicher Geste den Kranz über dem steinernen Haupt hebt und niederlegt ...

„Er muß sehr unglücklich gewesen sein," sagt sie. „Und es ist recht beschämend, daß er so verbittert Deutschland verließ und hier zur Ruhe ging." — „Immerhin," antwortet Swantus, „waren es besondere Umstände." ... „Man erzählte mir, daß Heine ihn so angefeindet hat," sagt Eliza Brühl. — „Ja, aber, soviel ich weiß, war Platen so ungeschickt, damit anzufangen. Was Heine schrieb, war allerdings ebenso gemein wie geist- und witzlos; aber ein jüdischer Dichter kann nichts dafür, glaube ich. Das Gehetzt- und Beleidigtwordensein ihrer Generationen macht ihre Kritik bissig und ihren Spott geifrig." —

„Heine liegt in Frankreich, das ist viel schlimmer," sagt Eliza Brühl. Sie steht einen Augenblick ganz versunken da — die Arme schlaff herabhängend und das Gesicht, das vor dem tiefblauen Himmel auffallend weiß aussieht, gesenkt. Ihr Haar ist wie von Goldfäden. — Swantus nimmt ein Blatt von Platens Kranz und gibt es ihr: „Zum Andenken," sagt er. Sie gehn.

Dies war der Nachmittag vorher. Den nächsten Morgen wird früh aufgebrochen,

Digitized by Google

weil man viel vor hat. Anapo und Cyane werden befahren, wo in Europa allein Bambusrohr steht. Das Wasser gluckst im Boden des leichten Kahnes und Swantus bringt seine Mutter damit auf, zu behaupten, die Stremme zu Haus sei mindestens so schön wie dieses Flüßchen. Sie streiten darüber, und seine Mutter lädt Eliza Brühl als Schiedsrichter ein.

Dann kommt eine staubige und lange Fahrt auf die Anhöhen, die die Stadt umgrenzen, zu den Befestigungsmauern der griechischen Stadt, wo man niedersitzt, um das Mittagsmahl zu nehmen, das in bunten Körben hübsch verpackt ist. Seine Mutter findet nachher eine schattige Stelle, wo sie ruhen will, und da auch Elizas Mutter zurückbleibt, wandert Swantus allein mit ihr durch die grauen Steinreste. Sie trägt an einem grasgrünen Band ihren großen, weichen Hut und schaukelt ihn beim Gehn. Ihr Gang — er bleibt ein paarmal wie zufällig zurück, um das zu beobachten — ihr Gang hat etwas Losgelöstes, als kämen ihre Füße nicht einmal ganz hinunter auf die Erde.

Sie gehn auf den Steinquadern des alten Stadtpflasters ... über der weiten Ebene vor ihnen steigt das Meer auf, beglänzt von der klaren, erkaltenden Sonne. „Hier oben ist es freier als auf hohen Bergen," sagt Eliza Brühl. „Wer hier steht, kann denken, es gäbe keine Städte, sondern nur Himmel und Meer."

„Warum mögen Sie die Städte nicht?" fragt Swantus, ohne eigentlich eine Antwort zu erwarten. Er erhält auch keine. Seine Begleiterin scheint müde zu sein, macht an einem der Mauerreste halt, stützt sich auf die steinige Kante und blickt in die Abgründe.

Er betrachtet sie, einfach wie man ein anmutiges Bild ansieht, das sich den Augen zufällig darbietet — betrachtet sie, fühlt unerwartet Glück und Rührung in sein Herz einströmen, und nur Sitte und Konvention halten ihn ab, ihre Hände zu streicheln oder ihr Haar, oder sonst irgend etwas Törichtes anzufangen, das man ihm gewiß übel aufgenommen hätte.

Es ist spät geworden, als sie zum Wagen zurückkehren. Eine leichte Dämmerung fällt. Die Silhouette von Wagen und Pferden steht unheimlich schwarz — als sei es ein Leichenkondukt — vor der hellen Himmelswand. Eliza Brühl bleibt stehn: „Es ist schauerlich hier oben," sagt sie. „Sehn Sie doch, wie gespenstisch der Wagen aussieht. Er steht da, als wäre er aufgestellt, um uns in den Abgrund zu fahren." —

Sie gehn weiter. „Gewiß wird Ihre Mutter wieder unruhig sein, weil wir uns verspäten," sagt Eliza. „Nun," antwortet Swantus und lacht, „mir scheint, die Ihre hätte mehr Grund dazu — ein halbes Kind, wie Sie sind. Was soll mir großem Kerl denn zustoßen." — „Ach, davon kommt es nicht," antwortet sie. „Ihre Mutter hängt so sehr an Ihnen. Ich habe es gleich den ersten Abend gesehn, und ich bin selber ganz unruhig geworden, obwohl ich Sie doch gar nicht kannte." — „Eigentlich aber ist mein älterer Bruder der Liebling zu Haus," antwortet Swantus. „Ich war sehr oft neidisch, weil die Mama ihn vorzog."

„Meine Mutter und ich sind einander recht fremd," sagt Eliza Brühl leise. „Es wäre mir einerlei, wenn sie andere vorzöge. Aber ich hatte nur eine Schwester, die als Kind starb. Wäre meine Mutter wie Ihre! Wie gut war sie zu mir gleich am ersten Abend. · Und neulich, als Sie segelten, ist sie lange mit mir am Strand spazieren gegangen, und wir haben immer Ihr braunes Segel verfolgt, das kleiner und kleiner wurde, und sie hat mir von der Kindheit ihrer Söhne erzählt. Besonders die rührende Geschichte von dem Zettel, den Sie in der Hand hielten, als Ihr Bruder ausgerissen war." Swantus lacht: „Ja — jetzt lacht man, und damals war es ein schrecklicher Verrat."

Als sie den Wagen erreicht haben, tritt er auf seine Mutter zu, um sie zu begrüßen; sie hält seine Hand einen Augenblick fest und sieht ihm ernst in die Augen.

Es zeigt sich schon in den nächsten Tagen, daß seine Mutter für Eliza Brühl außerordentlich eingenommen ist, und es ist nicht gerade schwer, den Zusammenhang zu durchschauen. Mehr als nötig absentiert sie sich mit der Gräfin Brühl bei gemeinsamen Ausflügen. Da diese einige Tage mit einer Erkältung in ihrem Zimmer bleibt, wird Eliza ganz seiner Mutter anvertraut, und reist sogar mit ihnen allein nach Girgent zu den schönen Tempeln. Swantus fühlt sich durch das Bewußtsein, daß sie beide beobachtet werden, beunruhigt und beengt. Er weiß, daß er eher still ist als unterhaltend, eher kühl als entgegenkommend. Er bemerkt auch die Reaktion seiner Mutter auf diesen Wechsel und er bemerkt — und das mit einem Bedauern, das sich nicht wegleugnen läßt — daß Eliza Brühl ihm unruhig auszuweichen beginnt. —

Sonderbar; so hat er seine Mutter, wie ihm scheint, noch nie gesehn. Sie ist froh, heiter sogar. Sie hat tausend Unternehmungen vor und keine Fahrt ist ihr zu mühsam. Selbst die Ehe ihres ältesten Sohnes sieht sie schon beinahe mit Humor an, obwohl die

Digitized by Google

Berichte nicht erfreulich lauten. Aber er ist nicht blind: Eine neue Nußschale schaukelt mit buntem Wimpel auf dem Wasser ...

Man hat sich in Mailand getrennt, wo sich die Wege schieden. Und wandelt nun — seit Wochen zum erstenmal ohne die Reisebekannten — an dem schönen Kai unter den Platanen. Swantus hat sich schon lange auf Lugano gefreut, das nicht so sehr die Fehler Italiens und doch seinen Charme hat. Es ist wohltuend, wieder allein zu sein. Elizas Mutter wurde leicht etwas laut, da sie gewöhnt war, daß noch in des Saales Ecken man interessiert einander fragte, was die Gattin des Hofmarschalls vorgebracht habe. Eliza hatte zwar ein sympathisches, sanftes Organ, aber sie philosophierte viel; sie wollte fortwährend wissen, wie man dies und jenes ansehn solle, und brachte nur — es war die mütterliche Unkultur — zwischen einer Menge allzu billiger Ware zuweilen spontan Wunder an Gefühl und Sprache heraus. Man könnte sie formen, ohne Zweifel. Ausgesprochen banal war das, was sie sagte, selten. Zu viel Phrase vielleicht. Sie täte besser, gewisse Wendungen, wie ‚begeisternd, himmlisch' und dergleichen, zu vermeiden. Er hatte sogar einen kleinen Streit gehabt mit ihr, weil sie behauptete, eine große Wagnersche Melodie sei ihr ‚entweiht', da irgendwelche Kusinen während der Musik Bohnen gepahlt hätten — Er lacht ein wenig, als er daran denkt. Dennoch — sie ist gutes Material ...

Wie lustig sah das Wasser aus — die weißen Dampfer mit ihren bunten Wimpeln vor dem Blaugrün von See und Bergen. Das Ein und Aus und Hin und Her der Fremden. — Die Lust, in die Welt zu kommen, in fremde Länder, nimmt von ihm Besitz. Die Schiffe Riesenleiber — der See Ozean — die Berge Wolkengetürm am Horizont ...

— Als seine Mutter eben dabei ist, den Brief, der sie in Dresden anmelden soll, zu schreiben, bittet Swantus, sie möge entschuldigen, wenn er sie nicht begleite, er gedenke gleich nach Tübingen zu fahren, wo er das Sommersemester zubringen und dann das Examen zu machen vorhabe. Seine Mutter hebt das Gesicht und sieht ihn erschrocken an. „Du willst nicht mit nach Dresden fahren," das sagt sie ohne zu wissen, daß sie nur seine Worte wiedergibt. „Nein," antwortet er, bemüht sich nichts merken zu lassen. „Und schließlich, was soll ich dort?" — „Nun, ich bin überzeugt, daß Eliza sich freuen würde, und ich, denkst du, es ist angenehm, allein zu reisen?"

„Wir könnten uns kurz vor Dresden trennen," sagt Swantus. „Dann habe ich eben einen kleinen Umweg. Und Eliza Brühl, du lieber Gott, warum sollte sie sich besonders freuen."

„Hast du nicht bemerkt," sagt seine Mutter, „daß Eliza viel für dich übrig hat?" — Er lacht. Das glaubten die Mütter immer, gibt er zur Antwort. Sie hielten natürlich ihren Sohn für unwiderstehlich ...

Seine Mutter ruft ihn zu sich heran. „Es hat gar keinen Sinn, mit dir Versteck zu spielen, Swantus," sagt sie. „Du weißt ja, wie Eliza mir lieb geworden ist. Sie ist ungewöhnlich gutherzig, dabei einfach und gescheit und von starkem Pflichtgefühl. Sie wäre gerade die Frau, die ich für meine Söhne gewünscht habe. Ich dränge dich nicht. Ich weiß, Swantus, mir kommt es nicht zu, dich zu beeinflussen — aber" — und nun wird die Stimme seiner Mutter ganz sanft, „aber verschließe wenigstens dein Herz nicht."

Swantus hat sie angehört. Nein, er verschloß sein Herz gewiß nicht. Lange schon ...

Seine Mutter fährt fort: „Du könntest dich nicht entschließen?" fragt sie. „Gerade weil ich Eliza Brühl nicht auf irrige Gedanken bringen möchte, bleibe ich zurück. Vielleicht wäre es sogar besser, wenn auch du" — Seine Mutter unterbricht ihn erregt: „Ist also doch geschehn, was ich befürchtet habe von dem Augenblick an, als dein Brief kam, der in begeisterten Tiraden diese Zirkushochzeit beschrieb —"

„Ich bitte dich, nicht so zu sprechen," fährt es Swantus heraus: „Ich war Gast und Zeuge eines schönen, stilvollen Festes ..."

Seine Mutter wendet sich ab und verläßt das Zimmer. — Da auch in den folgenden Tagen ein starres und feindliches Verhältnis bestehn bleibt, wird die Abreise beschleunigt.

Einige Stunden reisen sie gemeinsam, dann trennen sie sich. Während der Fahrt wurden nur gleichgültige Dinge besprochen. Als Swantus, der den Zug wechseln muß, am Fenster des Wagens von seiner Mutter sich verabschiedet, Grüße für Dresden aufträgt und sagt, was so in Abschiedsaugenblicken gesagt wird, greift seine Mutter unerwartet nach seiner Hand: „Ich hoffe dich Pfingsten bei mir zu haben, Swante," sagt sie. Er nickt und winkt ihr nach. Dann geht er langsam vom Bahnsteig.

Er ist entschlossen, in Tübingen nur zu arbeiten, unbekümmert um die Geschehnisse zu Hause. Er hatte sogar den guten Blum abgelehnt, aber seine Mutter wollte nichts davon wissen — dennoch wäre es besser gewesen ...

Es dauert nicht lang, bis Blum, vorsichtig tastend, er klatscht nicht gern, wie er sagt, sich

Digitized by Google

für das Thema erwärmt: „Wie geht es zu Haus?“ fragt Swantus. — „Ach, das ist nicht besonders erfreulich,“ antwortet Blum. „Die Leute reden viel. Die jungen Herrschaften sollen große Zwistigkeiten haben ...“

„Ja, worüber denn?“ fragt Swantus. Blum ziert sich etwas, bis er mit der Wahrheit herauskommt. „Die Leute reden, weil die junge Frau Gräfin nicht mit ihrem Manne zusammenschläft,“ antwortet er. „Aber der Herr Graf müssen das nicht so auffassen. Die Leute wissen nicht, wie das bei den Herrschaften zugeht.“

„Nun,“ sagt Swantus, „das ist wohl ziemlich dasselbe.“

— „Die junge Frau Gräfin war drei Wochen zu Haus bei den Eltern und dann hat sie ganz überraschend der Herr Bruder zurückgebracht und ist ein paar Tage zu Besuch bei uns geblieben.“

„Zurückgebracht? Wie meinst du das, Blum?“

„Die Maja, die Jungfer, hat Reden geführt, daß es ihnen würde nicht einfallen, wieder zurückzukommen zu uns. Es ist überhaupt nicht schön, daß sie alles so herumträgt, was die junge Frau Gräfin sagt, daß sie wegwolle und es nicht mehr aushalte vor Heimweh, und daß der Herr Graf vor verschlossenen Türen stehe bei seiner Frau ...“

„Nein, das gehört gewiß nicht vor die Leute,“ antwortet Swantus ...

Es ist also doch so. Sie vertragen sich nicht. Ljuba fuhr fort und wurde von ihrem Bruder zurückgebracht! Sie war nicht glücklich, der bunte Schmetterling ohne Blumen ...

Als er, die Ferientage benutzend, Pfingsten bei seiner Mutter eintrifft, erfährt er, daß Christoph in Geschäften verreist sei und erst spät am Abend zurückkomme. Seine Mutter empfängt ihn freundlich; doch scheint sie bedrückt. Nach wenigen Worten schon erzählt sie ihm, daß heute abend der Pastor komme, mit dem wichtige Dinge zu besprechen wären. Sie erwartet eine Frage offenbar. — Ja, sehr schwierige Dinge ständen bevor. Es handle sich um Ljuba. „Um Ljuba?“ Swantus starrt seiner Mutter erschrocken ins Gesicht ...

„Wir haben den dringenden Wunsch, daß sie evangelisch wird,“ sagt seine Mutter mit einer kalten, steifen Stimme. „Wie — ja, was sagt sie selber denn dazu?“ fragt Swantus. Seine Mutter weicht aus.

Der geistliche Herr sitzt mit ihnen im blauen Zimmer; über dem Tisch hängt, ein großer flacher Schleier, der blaue Rauch seiner Zigarre; die Mama hält eine Spitzenarbeit in der Hand, ohne zu sticken.

„Also Sie meinen, meine verehrte Frau Gräfin,“ sagt der geistliche Herr langsam und mit milder Stimme, „daß es Ihnen gelungen sei, Ihre Frau Schwiegertochter zu überzeugen ...“

„Doch. Ich denke,“ antwortet seine Mutter. „Es ist auch die höchste Zeit. Man soll die Dinge am Anfang auf den richtigen Weg leiten. Wir versäumten schon viel.“

„Gewiß, gewiß, aber nichts überstürzen,“ sagt der geistliche Herr. Hier wendet er sich freundlich an Swantus und scheint dessen Meinung wissen zu wollen. Swantus? Ach, er hat eben an die goldenen Gewänder gedacht, die die Priester trugen, und an den Purpurmantel, mit dem der Bischof behangen war. Er hielt die Augen geschlossen und sah die geschmückten Knaben, die mit einer großen Stimme, erhoben über ihre dürftige Kindlichkeit, die Apostolos vorlasen —

„Es ist alles so anders bei uns,“ antwortet er.

„Ja, das ist mir bekannt, wie prächtig es dort hergeht,“ sagt der Pastor. „Der Ritus der evangelischen Kirche ist gewählt einfach. Aber die Orgel — denken Sie sich einen Gottesdienst ohne diese brausenden Klänge—“

„Ich habe das nicht entbehrt,“ sagt Swantus. „Der Gesang ist außerordentlich schön und imponierend —“

Der Pastor lächelt ...

Seine Mutter scheint diese Ablenkung nicht zu wünschen. Sie beginnt mit Erwägungen, wann am besten mit der erforderlichen Vorbereitung anzufangen wäre, und welchen Termin man zum Übertritt, der natürlich ohne jedes Aufsehn erfolgen müsse, könne ins Auge fassen ...

Werden sie wirklich Ljubas Seele verschachern? — Sprechen sie nicht darüber, als handle es sich um ein vorteilhaftes Geschäft. Warum widerspricht er nicht? Warum macht er so schwächliche Einwände?

„Ich würde am liebsten morgen mit Ihrer Frau Schwiegertochter Rücksprache nehmen,“ sagt der Pastor.

„Sollte man nicht besser warten,“ bringt Swantus verwirrt vor. „Ljuba wird die Tragweite nicht ermessen. Sie ist noch sehr jung. Sie wird eines Tages zu sich selbst zurückfinden und sagen, daß wir sie beschwindelt hätten —“

Seine Mutter klopft unruhig mit der Hand auf die gepolsterte Armlehne. „Mäßige dich, Swantus. Dein Ton ist der Wichtigkeit der Sache nicht angepaßt,“ sagt sie. Der geistliche Herr erhebt sich und beginnt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, eine Wandrung durch das Zimmer —

„Sie wünschen keine Übereilung, Swantus,“ sagt er stehen bleibend. „Sie haben

Digitized by Google

vollkommen recht. Natürlich. Insbesondere bei religiösen Fragen würde eine solche schwer ins Gewicht fallen. Aber," — hier macht er eine verbindliche Handbewegung in der Richtung der Mama — „es ist wirklich alles wohlüberlegt. Und" — er stockt einen Augenblick und fährt dann mit leiserer Stimme fort, „wenn Gott die Ehe mit Kindern segnen sollte" — Swantus stutzt: „Ist denn, ist das denn so?" fragt er. „Nein, leider nicht," antwortet seine Mutter. „Nun immerhin, es steht in Gottes Hand," fährt der geistliche Herr fort, „und es ist an uns, die Wege zu bereiten. Verschiedner Glaube entfremdet die Eheleute und macht ein wahres mütterliches Verhältnis zu den Kindern fast unmöglich —"

„Die Mutter würde die Kinder zu ihrem Glauben hinüberzuziehn versuchen," sagt seine Mutter. „Sie würde sie unruhig machen mit diesem Humbug von da unten."

„Nun — auch sie sind Christen," antwortet der geistliche Herr. Seine Mutter beachtet es nicht.

Der geistliche Herr geht. Er tut das keineswegs brüsk, sondern gerät wie zufällig in die Nähe des Ausganges, wirft einen schnellen Seitenblick in diese Richtung und verabschiedet sich dann freundlich und eilfertig, als zögen ihn dunkle Kräfte ...

Am andern Morgen besucht Swantus Ljuba und seinen Bruder. Er hat, ehe sie eintritt, Gelegenheit, Christoph wegen des Glaubenswechsels zu befragen. Aber dieser gibt einsilbige Antworten. Ljuba ist blaß und gänzlich verändert, so wenigstens scheint es Swantus, der vor Staunen über ihr stilles, fremdes Wesen gar nicht in eine ordentliche Unterhaltung hineinkommt, sondern nur ein paar alberne Reiseerlebnisse vorbringt und nicht einmal wagt, nach Ljubas Eltern zu fragen, nach ihren Geschwistern und dem eifrigen Diakon.

Seine Mutter erwartet Ljuba und Christoph zum Abendbrot. Sie habe mit Christoph, der etwas früher kommen wolle, zu sprechen, und Swantus möge so lange Ljuba unterhalten. Kaum daß Christoph da ist, ziehn sie sich zurück, und Swantus wartet in der Bibliothek auf seine Schwägerin.

Hier war es schon dämmrig, so daß die Wände schwarz dastanden, während hin und wieder die vergoldeten Lettern der Buchrücken glänzend sichtbar wurden. Swante stand still — unruhig gezwungen nach den Stimmen hinzuhören, die aus dem Zimmer nebenan kamen. Die vertraute Stimme, die mit den Jahren hart zu klingen begann, und die seines Bruders, die seltener kam und nur mit wenigen, unwilligen Worten. Einsamkeit fiel über ihn her. Es nutzte nichts, sich vorzuhalten, daß sein Leben eben erst angefangen, darauf wartete, in die Hand genommen und gestaltet zu werden. Warum diese Niedergeschlagenheit? — Was ging ihn das Ganze an, und warum packte er sich die Sorgen andrer Leute auf sein Herz ...

Wie laut die Stimmen wurden! Christoph fing nun an aufzutreten, wie es schien. Es war nicht ganz einfach, mit der Mama zu rechten, weil sie jeden Widerspruch wie etwas Ungehöriges abtat —

Die Tür ging. Ljuba kam herein. Sie hörte einen Augenblick auf die Stimmen, hob den Kopf, sagte ein Wort in ihrer Sprache und wollte wieder gehn. Aber Swantus rief sie an. „Du bist hier," sagte sie. „Worüber streitet deine Mutter?"

„Sie streiten wohl nicht geradezu," antwortet Swantus.

„Sie streiten fast immer," antwortet Ljuba. „Deine Mutter ist unzufrieden mit mir. Aber ich bin auch nicht zufrieden. Es ist alles anders."

„Was ist anders, kleine Ljuba?" fragt er. Ljuba lächelt. Sie sagt: „Es hat keinen Sinn, dir das vorzuhalten, Swante. Es liegt gar nicht an euch. Es liegt an der Beschaffenheit des Lebens hier, glaube ich."

„Wenn du manchmal etwas nachgäbest, wäre alles viel besser," antwortet Swantus. „Das hilft gar nichts," fährt Ljuba heftig heraus. „Wir wollen nicht mehr davon sprechen." Sie steht an dem großen Schrank zwischen den Fenstern und lehnt sich fest an sein geflammtes Holz. Swantus sieht sie an. Seine Augen halten ihre Gestalt fest und laufen unruhig entlang an ihren Konturen ...

„Wundert ihr euch wirklich, daß ich unglücklich bin? Was tut ihr denn dagegen?" Ljuba lacht. „Deine Mutter will mich ummodeln zu dem, was sie ist. Aber ich will um keinen Preis der Welt werden wie sie. Ich lasse mich nicht umformen. Ich bin fertig."

‚Wie tapfer das klingt,' denkt Swantus. ‚Gewiß hat sie jetzt das Gesicht gehoben und trägt diesen kleinen hochmütigen Zug um den Mund —'

„Du denkst vielleicht, ich hätte gar keinen guten Willen gehabt," sagt Ljuba. „Wohl. Ich habe viele von den Dingen getan, die deine Mutter wollte. Ich bin in eure Kirche gegangen und zu den langweiligen Besuchen, und ich habe Sandy und den andern Freunden meiner Brüder nicht mehr geschrieben, obwohl sie zornig sein werden, und ich schminke mich nicht mehr ..."

„Ja, und nun siehst du blaß aus — wie?"

„Ach Unsinn, Swante. Ich brauche mich

Digitized by Google

gar nicht zu schminken. Und ich bin nicht blaß."

„Die Mama meint das alles doch gut," sagt Swantus. „Sie will nicht, daß du dir durch irgendwelche Torheiten die Stellung verdirbst, die dir zukommt."

„Das sind die Einwände deiner Mutter, du kennst sie genau," antwortet Ljuba.

Seine Mutter und Christoph treten ein. Die Unterhaltung schleppt sich hin. Es fällt ihm auf, daß Ljuba es vermeidet, seine Mutter anzureden.

„Der Pastor möchte bald mit der Vorbereitung beginnen," sagt seine Mutter unvermittelt, als sie nach dem Essen zusammensitzen. Ljuba bläst Ringe aus dem Rauch ihrer Zigarette und antwortet nicht. „Wann paßt es dir?"

Ljuba wendet langsam das Gesicht seiner Mutter zu. „Ich brauche keine Vorbereitungen," sagt sie in schroffem Ton. „Ich habe dir in einer jämmerlichen Schwäche versprochen es zu tun und ich werde es tun. Aber Gott soll es verzeihn. Denn es ist eine große Sünde." Sie erhebt sich und verläßt das Zimmer ohne Abschied.

Swantus will ihr nachgehn. Seine Mutter hält ihn zurück.

„Ich hatte dich gewarnt, Mama," sagt Christoph mit einer gereizten Stimme. „Da haben wir's." — „Nun, dies ist nichts Neues," antwortet die Mama. „Ich wundere mich, daß es dir noch gar nicht gelungen ist, die Gewohnheiten deiner Frau zu bessern." Nun erhebt sich auch Christoph. Er verabschiedet sich und geht.

Als sie allein sind, sitzt seine Mutter noch eine Weile steif ihm gegenüber. Ganz unvermittelt wirft sie das Gesicht in die Hände und weint.

— — — — — — — — — —

Er ist nicht mehr ganz so unbekümmert, als er Wustermark wieder verläßt. Seine Mutter hat erneut das Thema auf die Möglichkeit einer Verbindung mit Eliza Brühl gebracht. Sie hat ihm vorgestellt, daß hier kaum Aussicht auf Nachwuchs vorhanden sei. Daß Ljubas Zustand in dieser Beziehung vorläufig ungeeignet wäre, und es an jedem guten Willen, denselben günstig zu beeinflussen, vollkommen fehle. An dem Abend, als sie, nachdem Christoph gegangen war, in Tränen ausbrach, hatte Swantus tief erschrocken begriffen, wie hier die Dinge lagen. Seine Mutter war verzweifelt, er sah es. Und mit dieser Mutlosigkeit wuchs ihr Haß gegen die Fremde ins Ungeheuerliche. Eben an diesem Abend bis in die Nacht hinein hatte sie ihre Bitterkeit, ihren Zorn, ihre Verachtung vor ihm ausgebreitet. Törichte Mutmaßungen, wie er sie einer realdenkenden, verständigen Frau, die sie war, niemals zugetraut hätte, kamen an die Oberfläche. „Sie haßt mich. Sie wird mir eines Tages Gift ins Getränk tun, glaub' mir das. — Sie spioniert, sicher. Wie hat sie neulich den General ausgefragt, der hier in Quartier lag. Und in der Nacht schrieb sie lange Berichte nach Haus." —

Swantus hat alles zu entkräften versucht. Vergeblich. Es war ganz unmöglich, auch nur im geringsten Wandel zu schaffen. Seine gutgemeinten Reden brachten seine Mutter auf. Sie warf ihm zu guter Letzt vor, daß er in seine Schwägerin verliebt sei, und er möge sich vorsehn, denn Ljuba wisse wohl, daß Swantus ihren niederträchtigen Plänen im Wege stehe. — Was für Pläne das sein sollen, bringt er nicht heraus. —

Ja — recht unerfreulich ist es zu Haus. Soll er am Ende nach vollbrachtem Examen doch lieber ins Ausland gehn, statt, wie seine Mutter wünscht, Ramin endgültig zu übernehmen? —

Er ist ein paar Wochen in Tübingen, als ein Brief von Ljuba eintrifft. Zögernd beginnt er zu lesen ...

„Du bist mein Bruder seit der Hochzeit, und Du mußt mir helfen. Denn wenn es nicht anders wird, bring' ich mich um. Ich kann es nicht aushalten, und der Papa war schrecklich böse, als ich von Christoph weg bin und nach Haus kam, und obwohl die Mama weinte und alle Brüder und Vettern baten, hat er mich wieder zurückgeschickt. Und keiner von den Verwandten wird mich aufnehmen, weil sie vor dem Papa Angst haben. Was soll ich denn tun?" —

Das ist ein Schrei der Verzweiflung. Er fühlt es. Sollte er nicht gleich hinfahren? Nein. Das wäre übereilt. Es muß möglich sein, sie zu beruhigen, wenn man ihr schreibt. Aber sicherlich wäre es gut zu erwähnen, daß ja nur noch ein paar Monate hingehn, bis er endgültig ihr Nachbar wird in Ramin; daß sie dann viel zusammen sein und alles Mögliche unternehmen wollen. Und endlich, daß er ja auch einmal heiraten wird, und dann bekommt Ljuba eine junge, heitre Schwägerin ...

Ljuba schreibt zurück, daß es noch so abscheulich lange hin sei, so lange, daß man alt und häßlich werde bis dahin. Und Christoph wäre so viel weg, weil er den ganzen Kram nach seinen Plänen auf den Kopf stelle und sich große Einnahmen davon verspreche. Aber was hätte man von dem Gelde, wenn man immer nur zu Haus säße. Sie wage gar nicht, eine ihrer Freundinnen oder Kusinen einzuladen, die sie nur auslachen würden und

Digitized by Google

zu Haus ins Gerede bringen, wie sie hereingefallen sei. Selbst zum Courmachen sei niemand da, obwohl neuerlich Job Witzenhausen sehr viel käme, und sie es längst bemerkt hätte, aber er sei ein fader Bursche, und sie möge ihn nicht.

Swantus, wegen dieses Job, den er als üblen Patron kennt, sehr in Aufregung geraten, antwortet mit nächster Post, das sei ein ganz windiger Kerl, der es als seinen Beruf ansähe, Frauen ins Gerede zu bringen, und sie solle ihn keinesfalls empfangen, ohne daß Christoph anwesend sei. —

Aber natürlich, seine weisen Mahnungen haben nicht den geringsten Erfolg gehabt. Der nächste Brief seiner Schwägerin, der nach ungewöhnlicher Pause eintrifft, erzählt von Ausritten und Tennisspiel mit dem bewußten Job. Der Ton ist heiter, als sei alles in schönster Ordnung. —

„Er macht mir so fade, altmodische Komplimente, wie sie bei uns höchstens die Fiaker zusammenbasteln möchten. Ich könnte mich krank lachen über diesen abgelebten Burschen, der sich gibt, als wäre er ein feuriger Don Juan. Ich glaube nicht, daß noch viel mit dem los ist. —"

Zwar ist Swantus ziemlich betroffen über diese Äußerung, aber er muß lachen. Und da er gerade ein Kolleg über die „Stickstoffproduktion in Deutschland" anhört, wird er wegen seines unbegreiflichen Ausbruchs von seinem Nachbarn mißfällig betrachtet. —

Wäre es nicht richtiger, einmal Christoph wegen dieses Job einen Wink zu geben? Ach, unmöglich. Es würde sofort eine große Tragödie daraus entstehn, und schließlich sahn sie doch selbst, mit wem Ljuba ausritt. Warum fuhr auch sein Bruder so viel umher. Warum nahm er seine Frau niemals mit, da er doch sehn mußte, daß es nicht gut tat, sie allein zu lassen ... Sie ist doch auch nicht gerade irgendeine. O nein. Sie ist eine auffallend schöne, fremdartige Erscheinung. Sie versteht zu unterhalten, anzuziehn, zu fesseln. Hat sie nicht, wenn er offen ist, muß er es zugeben, auch auf ihn eigentlich gleich von Anfang an stark eingewirkt, so daß er verbissen und neidisch seinen Bruder mit ihr abziehn sah. Hat er seitdem diesen geheimen, nagenden Neid gegen den Glücklicheren verloren? Keineswegs. Kann er behaupten, sein Herz wäre von ihrem Bilde frei ...

— „Ach Du langweiliger Prediger in der Wüste," anwortet ihm Ljuba auf seine Ermahnungen, „weißt Du weiter nichts, als ganz genau denselben Salat anzurühren wie die Mama und der Ehegatte. Das ist ein zu dummes Wort. Was ist denn schon dabei. Es passiert ja gar nichts. Ich bin froh, wenn ich den Christoph mit seinen ewigen Zärtlichkeiten los bin, das kann ich Dir sagen, und ich werde wahrscheinlich so töricht sein, mir noch einen zweiten aufzuhalsen." ...

Bald darauf erhält Swantus einen Brief seiner Mutter, in welchem diese über Ljubas ungehöriges Verhalten zu dem sattsam bekannten Baron Witzenhausen Klage führt. Sie habe sich genötigt gesehn, Christoph, der leider etwas viel abwesend sei, von den Vorfällen zu unterrichten. Dieser wäre, obwohl sie doch alles erheblich harmloser geschildert hätte, als es offenbar sei, wie ein Rasender auf die Sache losgegangen. Er sei unglaublich eifersüchtig. Nur durch die Umsicht des alten Bredow-Landin, der so oft schon ihr Ratgeber gewesen sei, wäre ein Zweikampf vermieden worden.

„Da Bredow nun einmal von der ganzen Sache erfahren hat, nahm ich die Gelegenheit wahr, mit ihm zu beraten. Er gab mir zu, daß Ljuba für unsere Begriffe ziemlich eigenartig wäre, machte aber auch Christoph seine fortwährende Abwesenheit zum Vorwurf. Er hat mir offen gesagt, daß gerade hieraus zuerst unerfreuliche Schlüsse in der Gegend gezogen worden wären. Christoph wird auf unseren Rat jetzt anfangen, auch in der weiteren Umgegend zu verkehren. Damit diese Veränderung organischen Zusammenhang erhält, habe ich mich entschlossen, in das Kavalierhaus zu ziehn und Christoph das Schloß zu überlassen. — Ljuba hat diese Neuerung natürlich wieder gleichgültig aufgenommen, während Christoph offenbar sehr zufrieden damit ist und mir lebhaft dankte. Hoffentlich wird nun alles besser." —

Aus einem späteren Brief seiner Mutter, der kurz vor dem Abschluß seiner Studien in Tübingen eintrifft, erfährt er von einem Vorgang, der ihn ganz aus der Ruhe wirft: Christoph hat, als ihm von seiner Mutter wegen Witzenhausen Mitteilung gemacht worden war, heimlich den Schreibtisch seiner Frau geöffnet. Er fand — mit Nummern versehn und geordnet — Briefe von Swantus, glaubte dem Unheil auf die Spur zu kommen und war sehr erstaunt zu finden, daß sein Bruder in allen diesen Briefen nichts weiter getan habe, als Ljuba zum Guten zu reden und von Unüberlegtheiten abzuhalten. — Da Ljuba, welche dahintergekommen sei und sich vor Wut kaum gekannt habe, ihm zweifellos davon erzählen werde, habe seine Mutter es übernommen ihn vorzubereiten —

So. Das also taten sie! Sie brachen ein und stahlen. Und nun bedankten sie sich dafür, daß er als guter Onkel und Schutzgeist neben ihr gewesen war, und hatten eigent-

Digitized by Google

lich gedacht, ganz andern Dingen auf die Spur zu kommen ... Da sitzt er und reißt den Brief in tausend Fetzen und wirft die Fäuste voll Wut und Ohnmacht auf den Tisch. Sie bedanken sich. Wirklich. Er hat ja nur seine Pflicht getan. Nicht wahr? Ist er etwa nicht dazu da, um stets und immer zur Hand zu sein, wenn der Ältere ihn braucht?

Muß er nicht schleunigst heiraten, weil hier keine Kinder kommen? War er nicht stets der Popanz, mit dem man drohte, wenn der Eigentliche, wenn Christoph, der Liebling einmal nicht gut tat ...

Mögen sie doch ihre Fideikommißerben bekommen oder nicht. Was geht das ihn an? —

— Er hat das Diplom als Landwirt in der Tasche, als er nach Wustermark zurückkehrt. Ramin schon jetzt zu übernehmen, hat er abgelehnt. Er will nicht angebunden sein an den Pflock, solange er ‚hinter den Bergen noch Wunder' erwartet.

In Ramin wird gebaut und Swantus soll im Wustermarker Schloß bei seinem Bruder wohnen. Auf die Bitte seiner Mutter hat er nichts erwähnt von jenem Vorfall, der ihn so sehr aufgebracht hat. Sein Bruder weiß ohnedies Bescheid. Man merkt es ihm an, wenn er mit etwas verkniffnem Lächeln morgens auf Swantus zugeht, um ihn zu begrüßen, oder wenn er bei Tisch Ljuba, die in den ersten Tagen kein Wort spricht, weder zu dem einen noch zu dem anderen, die Speisen zureicht. Er hat etwas Scheues, Beschämtes im Wesen, der ältere Bruder; er ist nicht mehr so herrisch. —

Nach wenigen Tagen schon erzählt Ljuba bei einem Spaziergang — sie holen Christoph von der Pirsch ab — die ganze Geschichte. Wie Christoph von der Mama aufgehetzt worden sei. — Hier unterbricht Swantus empört und versucht, seine Mutter zu rechtfertigen. — Wie er dann, ohne nur zuzuhören, was man ihm doch überzeugend nachwies, wie ein Wilder losgejagt sei zu dem unglücklichen Job, der überhaupt nicht gewußt habe, wie er zu dieser Ehre komme, da sie — Ljuba — ihn doch immer habe abfallen lassen — Wie das ganze Haus gewesen sei wie ein Ameisenhaufen und die Mama in Tränen, weil ihrem Liebling etwas zustoßen könnte ...

„Laß die Mama aus dem Spiel," sagt Swantus. Ljuba stößt zornig ihren Jagdstock auf den Boden: „Ach, immer macht ihr eine Heilige aus ihr. Aber sie ist nicht heilig — böse ist sie."

„Würdest du wollen, daß man so etwas von deiner Mutter sagt?"

„O nein," schreit Ljuba ihn an. „Nein, meine Mama ist die Güte selbst und hat niemals ein böses Wort ausgesprochen."

Die Erzählung von den Briefen, die Christoph — wie Ljuba sagt — ‚gestohlen' hat, hört Swantus mit den erforderlichen Ausrufen von Verwunderung und Mißbilligung an. Er verrät seine Kenntnis nicht. Er begütigt. Er sagt, daß man Handlungen der Eifersucht nicht so streng nehmen dürfe. Christoph liebe sie so sehr und sei seines Besitzes nicht sicher —

„Ach, warum hab' ich ihn geheiratet," sagt Ljuba und seufzt. „Warum habe ich überhaupt geheiratet! Wie dumm war ich. Wieviel schöner war es zu Haus mit den Buben, wo wir immer so viel Spaß vorhatten, und schließlich war doch der Papa, der [illegible] war, oft verreist, und die Mama erl[illegible] Es ist schrecklich, verheiratet zu sein.

„Aber so viele Frauen sind glücklich, obwohl sie selbstsüchtige, grobe Männer haben, und das kannst du doch von Christoph nicht einmal behaupten," antwortet Swantus. — „Ich verstehe nicht, warum sie dann glücklich sind," gibt Ljuba zurück. — „Du mußt über diese Jahre hinaus denken," sagt Swantus. „Wenn ihr Kinder habt, und du siehst sie heranwachsen —"

Ljuba fährt ihn an: „Was sagst du? Bist du verrückt! Ich werde keine Kinder haben."

Swantus fühlt sein Herz einen lauten Schlag tun; mit einem einzigen heißen Aufstrom steigt ihm das Blut ins Gesicht —

— Seine Stellung hier ist nicht gut, er weiß es schon lange. Mit Mißgunst und Widerwillen beurteilt er seines Bruders Handlungen — mit stets bereiten Entschuldigungen, nur vom Gefühl geleitet, das Tun und Lassen von Christophs Frau. Gewiß, man ist weniger kritisch gegen Frauen, es ist natürlich. Aber muß er nicht selbst, wenn er nachher in seinem Zimmer die Erlebnisse rekapituliert, zugeben, daß eigentlich Ljuba dies und das besser nicht gesagt und getan hätte, und daß Christophs Erregung und Ärger höchst begreiflich gewesen war. Wäre es nicht seine Pflicht, hier zu beruhigen, zu vermitteln, anstatt — wie er es tat — schweigend Ljubas Ausbrüchen zuzuhören, womit er doch schließlich ihren Eigensinn unterstützte.

Nein, für solche Überlegungen war gar kein Raum. Er stand ganz allein auf Ljubas Seite. Mehr noch: mit hämischem Wohlgefallen hörte er zu, wenn sie aneinandergerieten. Er fürchtete ihre Versöhnung, anstatt sie zu wünschen ...

— — — — — — — — — —

„Hat Ljuba dir gegenüber auch schon erwähnt, daß sie sich keine Kinder wünsche?"

Digitized by Google

fragt seine Mutter. Swantus erschrickt: Er könne sich nicht recht erinnern, es sei von vielem die Rede gewesen —

„Es ist ihr neuster Trumpf," sagt seine Mutter. „Sie weiß genau, wen sie damit am meisten trifft." — „Ich glaube nicht, daß sie es deshalb sagt," antwortet Swantus. „Könntest du dir nicht vorstellen, daß eine Frau keine Kinder wünscht, wenn —" hier zögert er und verstummt. — „O ja, gewiß," sagt seine Mutter. „Wenn ihr Mann krank ist oder ein Säufer oder ein Schuft; wenn der Hunger vor der Tür steht. Aber sie! — Hat sie nicht einen rührend liebevollen, vornehmen Mann? Er ist viel zu rücksichtsvoll, viel zu geduldig."

„Ich wundere mich, daß du so denkst," antwortet Swantus. Seine Mutter springt auf: „Gewiß. Genau so denke ich. Ist es etwa der Zweck der Ehe, seinen Mann von der Tür zu jagen, den Ärzten allerhand vorzujammern und mit deren Hilfe sich den natürlichsten Pflichten zu entziehn? Wie? Was meinst du dazu?"

Swantus schweigt. „Aber ich werde dieser unerhörten Komödie ein Ende machen. Ich lasse es nicht zu, daß sie mir alle Freude und Hoffnung zerstört." —

— Wie tückisch ist das Leben. Er liebt diese Frau, er kann nicht mehr daran zweifeln. Und nun kommt seine Mutter und setzt alles daran, daß sie dem anderen gehören soll, dem Bruder, dem Liebling, der immer alles bekam. — Unsinn! Was für Zeug bringt er vor! Sie gehört dem anderen längst — längst — längst. — Wird er nun jede Nacht zwischen Furcht und Hoffen verbringen ...

Ljuba ist schweigsam geworden. Er merkt es wohl. Folgen ihre Gedanken denselben Bahnen ...

„Zuweilen fürchte ich, deine Mutter könnte nach Haus schreiben an meine Eltern," sagt Ljuba. „Ach Swantus, lieber, lieber, ich bitte dich so: hindere sie. Tu den Brief weg, wenn sie geschrieben hat. Der Papa wird furchtbar böse werden und die Mama schelten, daß sie mich zu sehr verzogen hat, und die Mama wird weinen." — „Ich kann meine Mutter nicht hindern," antwortet Swantus. — „Aber ich will keine Kinder haben, ich will nicht; und wenn es kommt, bring' ich mich um."

Wenn es kommt — Wie? Ach, was geht das ihn an, wenn seines Bruders Frau so redet. Warum ist das, was sie gesagt hat, ihm wie ein Tropfen Gift, genug zum Taumeln, aber zu wenig zum Sterben ...

Wenn Ljuba hineinkam und ging an ihm vorüber, so kam ihm der Wunsch, ihre Schenkel anzusehn, die gerade und hochmütig heraufwuchsen. Er folgte ihren Bewegungen. — Er sah Frauen an, die in Hoffnung waren, und verglich besorgt ihren Gang mit Ljubas Schreiten und lachte sich selber aus.

Er mußte davon sprechen zuweilen. Es war in ihm eine verzweifelte Lust, Dinge auszusprechen, über die die anderen sich entrüsteten. Und immer gingen diese Äußerungen um Schwangerschaft und Geburten herum. — Er merkte, daß seine Mutter aufmerksam geworden war. Er fühlte Ljubas Empörung. Er sagte, wie schön es sei, Kinder zu haben, der Zweck der Ehe. Er zitierte hierfür Nietzsche. Er behauptete, daß die Liebe unmoralisch sei, wenn sie nicht einzig dieses Ziel wolle.

Seine Mutter sah ihn aufmerksam an und schien zuzustimmen. Ljuba schwieg, aber es gelang meistens sie unruhig zu machen, und Swantus brach ab mitten im Satz in kaltem Erschrecken, wenn er sah, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

In den Nächten lag er ohne zu schlafen in der heißen Luft, die träge über seinem Bett hing, lag und hörte in tödlicher Angst nach der Tür hin, hinter der Ljuba schlief und sein Bruder ...

— Es war nicht zu verwundern. Es war durchaus folgerichtig, daß sein Bruder eines Tages auf ihn zu kam und sagte, daß es am Ende nicht mehr Zufall sei, wenn Swantus fortwährend von derselben Sache in aufdringlicher Weise schwatze. Er könne sich kaum wundern, wenn er hiermit gefragt würde, was eigentlich das bedeute. Wolle er gegen Ljuba hetzen? Wolle er vielleicht die Mama, die — wie alle Schwiegermütter — unruhig auf das Ereignis warte, in ihrem Unwillen noch bestärken? ...

„Ich weiß nicht, was du meinst," antwortet Swantus kühl. „Was geht mich das an, ob ihr Kinder bekommt oder nicht. Schließlich brauchst du dich nicht getroffen zu fühlen, wenn man von den natürlichsten Dingen der Welt redet."

Christoph fuhr auf: „Was zum Teufel kümmert ihr euch darum!" schrie er.

Diesmal hat Swantus nichts in Erfahrung gebracht. Sein Bruder war zornig. Er muß einen günstigeren Augenblick abpassen. Er versucht es an einem regnerischen Nachmittag, als sie beide in der Bibliothek in alten Büchern stöbern. „Du mußt es der Mama nicht übel nehmen, wenn sie so oft auf das gewisse Thema zurückkommt," sagt er in gleichgültigem Ton. „Sie drängt mich auch seit einiger Zeit zum Heiraten." — Sein Bruder brummt etwas. „Sie sorgt sich

Digitized by Google

wohl auch um Ljuba," fährt Swantus fort. Christoph errötet leicht und senkt die Augen. „Ljuba ist zart," sagt er. — Wie, nun mußte man doch endlich an ihn herankommen. Es mußte möglich sein, diese gräßliche, verzweifelte Angst loszuwerden, die ihn jede Nacht überfiel ...

„Wenn das so ist, so muß man sie schonen," sagt Swantus leise. Sein Bruder schweigt. Könnte er doch dem anderen hinter die Stirn sehn. Wie verzweifelt wünschte er, daß Ljuba niemals hindurchgehn möchte durch dieses unheimliche Mysterium! Wie fürchtete er die ganze Zeit schon, daß sie anderen Sinnes werden könnte, und verfolgte in tödlicher Angst ihre Bewegungen, ihr schnelles, schönes Schreiten, das keine Bürde aufhielt.

„Ich habe mich ferngehalten — bisher," sagt unerwartet sein Bruder.

Was hören seine Ohren? Es war süßer als die Stimmen der Engel. Es war eine goldene Wolke über verhängten Tälern. Es war der große ambrosianische Gesang ...

Was war aus ihm geworden? Mit klopfendem Herzen schlich er nachts vorüber an seines Bruders Tür. — Wie, Gespräche? War sie bei ihm? Nein. Es mußte vom Hof kommen. Sein Bruder war noch gar nicht oben, wie es schien. Unten geht die Tür, Christoph kommt also. Swantus springt zurück und versteckt sich im Gang. Er sieht seinen Bruder langsam die Treppe ersteigen, stehen bleiben, dann plötzlich wieder sich wenden, eilig die Treppe hinuntergehn, aus dem Haus, über den Hof, zu den Ställen. — Was hat er vor? Wird er ausreiten mitten in der Nacht ...

Als das Tor, nachdem Christoph den Hof verließ, wieder zuschlug, als Swantus diesen dumpfen, metallnen Ton gehört hat, steigt er die Treppe hinunter, geht durch die Bibliothek und in das Arbeitszimmer seines Bruders. Hier brennt Licht, er hatte offenbar gearbeitet und war nur, von schnellem Impuls getrieben, hinaufgegangen. Da lagen Akten, an denen er geschrieben hatte.

Wie, kam man wirklich so weit, daß man in Christophs Sachen herumspionierte? Nun. Was würde es schließlich sein — Steuersachen, Korrespondenz mit dem Generaldirektor — nein, es sind Aufzeichnungen persönlicher Art. — Was hatte er gelesen? ... Dies: „Was mir anvertraut wurde, habe ich gut verwaltet und werde es anderen Händen geben müssen, da mein größter Wunsch, es in die Hände meines Sohnes zu legen, nicht erfüllt wird. Für den Fall meines Ablebens" —

Swantus legt erschrocken die Blätter zurück. Hier sitzt allein in der Nacht sein Bruder, ein junger, gesunder, starker Mann, und verfaßt sein Testament ...

Swantus ersteigt langsam die Treppe wieder. —

Er hat kein Auge zugetan die Nacht. Er kann, als er morgens wie immer seinen Bruder begrüßt, kaum seine Bewegung verbergen. Heute zum erstenmal seit lange sieht er ihn, wie er ist, unzufrieden, bekümmert, enttäuscht. Nichts von der Heiterkeit, die ihm eigen gewesen. War das noch der Ältere, der Bevorzugte, dem alles zuflog? ...

Diese Nacht hat ihn gewandelt! — Er sieht die leeren Zimmer und den verödeten Garten. Er sieht die unruhigen Augen des Mannes diese wilde, kindliche Frau umkreisen. — Er begreift den Jammer seiner Mutter und aller, die vor ihr waren und in den Gräbern liegen und fürchten müssen, daß die letzte Fessel zerreißt, die noch ihr starres Herz an diese Erde band. Diese Erkenntnis wirft ihn um und verschüttet seine eigensüchtigen Einwände. Wozu hat sein Vater gelebt — wenn beide Söhne kinderlos sterben? Dann war zwischen ihn und das Ende nur Zeit gelegt, nur ein lächerliches, sinnloses In-die-Länge-Ziehn.

Diese Nacht hat ihn gewandelt. — Auch er hatte die Rosen geliebt und den Heiland vergessen. —

— „Hast du niemals daran gedacht, Ljuba, daß dein Erscheinen bei uns, das mit so großen Festen vorbereitet wurde, nichts anderes mit sich gebracht hat als Kummer? Ljuba, kleine, liebe — sieh einmal Christoph an, wie er kummervoll und enttäuscht dasteht ohne Aussicht und Hoffnung. Weißt du warum —"

Ljuba, die eben lachend mit ihrer weißen Katze gespielt hat, läßt erschrocken die Hände los, das Tier fällt. — „Was meinst du?" fragt sie. — „Ich weiß, ich hätte längst dir mein Herz ausschütten sollen," fährt Swantus fort. „Ich bin mit daran schuld. Ich habe nur und allein an mich selber gedacht." — „Wieso hast du an dich selber gedacht?" fragt Ljuba. Swantus legt die Hand auf ihre. „Weißt du," sagt er, „weißt du noch, wie der Bischof in eurer goldenen Kirche eure Hände aneinanderband, und du knietest vor dem Bild der Mutter Gottes —"

„Das kommt vorher," antwortet Ljuba. Swantus lächelt. „So — vorher? Ja — und sie warfen Reis auf euch, und du küßtest das Kind, und alles sind Wünsche gewesen, daß du deinem Mann Kinder geben sollst ..."

„Ich habe dir gesagt, daß ich nicht mag," antwortet Ljuba. — „Du hast es gesagt.

Digitized by Google

Aber es ist häßlich von dir, lieblos und selbstsüchtig."

Ljuba fährt auf: „Wie sprichst du zu mir?" sagt sie.

Er erhebt sich und lehnt den Rücken gegen die Wand. Sein Blick geht durch das offne Fenster in den Himmel —

„Ich liebe dich mehr," sagt er, „als ich bisher einen Menschen geliebt habe. Ich bin seit Monaten verzweifelt um deine Tür herumgeschlichen, immer in tödlicher Angst, daß hinter dieser Tür mein Bruder dich in seinen Armen hielte. Ich habe alles durchprobiert von hämischer Schadenfreude an bis zum Vernichtungswillen. Ich weiß jetzt, daß ich da bin, um euch zusammenzuführen, und nicht um ihm zu nehmen, was ihm gehört."

„Wie weißt du das, Swante, wer hat dir das gesagt?"

„Mein Herz," antwortet er. Zornig springt Ljuba auf. „Eine sonderbare Liebe zu einer Frau ist das, daß man sie dem anderen zuschiebt," sagt sie außer sich und geht aus dem Zimmer.

Sie hat recht, es ist wirklich eine sonderbare Liebe ...

Swantus schweigt davon. Er geht Ljuba aus dem Wege, und nur manchmal bei Tisch, oder wenn sie abends zusammensitzen, fühlt er, nachdem sie tagelang ihn nicht beachtete, ihre Augen auf sich gerichtet.

„Hast du jemals gehört, Christoph," fragt plötzlich Ljuba, „daß ein Mann fortwährend auf die Frau eines anderen einredet, sie solle Kinder bekommen? Dein Bruder nämlich tut das."

Christoph, der zwei Kontobücher vor sich liegen hat, hebt das Gesicht, erblaßt und sieht Swantus an. „Ich verstehe nicht," sagt er. Swantus, zu Tode erschrocken, antwortet, daß Ljuba das Ganze unvernünftig aufbausche. Man habe wiederholt in der letzten Zeit das Thema erörtert, gewiß. Was sei daran Absonderliches, da doch natürlich alle Mitglieder der Familie die Erbfolge, wenn er dies überhebliche Wort gebrauchen dürfe, gern gesichert sehn wollten. — Christoph unterbricht mit einem wütenden Ausruf diese Entschuldigungen —, springt auf, schlägt nacheinander beide Bücher dröhnend auf die Tischplatte und schreit Swantus an, er verbäte sich die Fortsetzung dieses widerlichen Gebarens. Dies sei alles nur Heuchelei. Schließlich könne Swantus ja ganz zufrieden sein, wenn es so käme. Und ein für allemal verbäte er sich jede Einmischung. Er reißt die Bücher unter den Arm und stürzt aus dem Zimmer.

Swantus hat sich erhoben, steht — gestützt auf die Stuhllehne — und sucht den Blick seiner Schwägerin: „Was du eben getan hast, war unritterlich und schlecht," sagt er, dreht sich um und geht. —

Er sitzt in der Nacht in seinem Zimmer. Der Sturm geht draußen. Ist er gerade heut so stark, oder hört man ihn mehr, weil man unruhig ist ...

Hätte er doch endlich seine fürchterliche Aufgabe vollbracht. Es wurde von Tag zu Tag schwerer, gegen Herz und Sinne zu kämpfen, die immer gieriger — je näher das Ende rückte — nach der geliebten Nähe verlangten. Was für ein Wahnsinn, daß man sich hier befand, um zuzusehn, wie die Frucht reif wurde, die dem anderen Nahrung war und ihm selber Gift.

Ist das nicht vollkommen verrückt, was er vorhat, ein elender Selbstbetrug? Ein alberner, sentimentaler Bursche handelt so, nicht Männer. Ja, wir lieben den Heiland, aber halten wir deswegen die Wange hin, damit man uns schlägt? Im Gegenteil, wir verachten solche Schwächlinge ...

Der Sturm läßt nach — im Haus gehen Türen — der Hund schlägt an und wird beruhigt ... die Türe seines Zimmers öffnet sich und Ljuba tritt ein. — Sie bleibt an der Eingangswand stehn und sagt nur dies: „Du hast recht gehabt, Swantus. Es war schlecht von mir."

Swantus ist aufgesprungen: „Um Gottes willen, Ljuba — was ist? Wo ist Christoph?" — „Laß doch, er ist ausgeritten."

Sie ist bei ihm. Sie ist bei ihm! Was soll daraus werden! Sie nähert sich ihm langsam in dem fremdartigen, weißen Gewand, das sie trägt. Sie legt ihre beiden Hände — wie klein sind sie — auf seine Hand, die flach auf den Tisch gestützt daliegt. — Was soll daraus werden ...

„Warum redest du auf mich ein, daß ich deinem Bruder gehören soll, wenn du mich liebst. Warum quälst du mich damit?" —

Es ist Nacht. Sein Bruder ist ausgeritten. Niemand weiß, daß sie bei ihm ist. Er könnte die Tür verschließen und nähme sie in seine Arme und hätte endlich Ruh —

„Warum?" wiederholt er leise. „Weil ich Furcht habe. Weil ich mich ängstige um meinen Bruder, um meine Mutter und um unser Haus. Weil ich nicht eher ruhig sein kann, bis sie ruhig sind, und immer wie einen Stein im Herzen die Sünde tragen muß, die ich nie beging ..."

„Bist du unruhig um mich," sagt Ljuba und streichelt seine Hand. „Lieber Swante du, mein Herz, mein Herz —"

Großer Gott! Hat er darum diese fürchterlichen Wochen hinter sich, um heute nacht,

Digitized by Google

da die Gefahr vor ihm stand, jämmerlich zu unterliegen. War das das Ende —

„Hast du mich lieb, Ljuba?“ fragt er leise. „Ist das so? Und wenn es so ist, willst du nichts für mich tun? Was ist denn schließlich unseres Lebens Ziel, wenn nicht dies, daß wir eine Idee, die so stark in uns wirkt, daß wir uns ihr unterwerfen mußten, durchsetzen, ebensogut wie die Könige ihren Länderraub und wie der Heiland seinen Raub an den Seelen.“

Ljuba hört ihm zu und starrt groß in sein Gesicht. — „Rede weiter,“ sagt sie. — „Und vielleicht ist unserer Väter Land und Erbe und dieses alles von Ehre und Treue, wie es auf uns kam, und wie wir es weitergeben sollen, die Idee, der wir nun unterworfen sind, und der wir die eigenen Wünsche zu opfern bereit sein müssen.“

„Glaubst du das?“ fragt Ljuba. — „Ich fühle es so,“ antwortet er. Sie schweigen. „Und was wirst du tun, Swantus?“ — Er lächelt. „Ich werde neben dir sein, und der Treuste, den du hast. Ich werde deine Kinder ansehn, als wären sie meine eigenen — weil ich dein Bruder bin, wie sie in deiner Kirche gesagt haben ...“

Sind das nicht Hufschläge — er reißt das Fenster auf, aber er hört nicht den Ton des Tores, das zuschlüge — „Geh, Christoph kommt zurück!“ — Ljuba verläßt ihn. Er horcht an dem geöffneten Fenster. Wie? Das Tor öffnet sich nicht? Stampfen! Wiehern! — Das muß der Fuchshengst sein, der wiehert immer so eine Fanfare ...

Wo ist Christoph? Nimmt niemand das Pferd ab? — Swantus rennt durch die dunklen Gänge, über die Treppen, auf den Hof. — Vor dem Tor steht mit leerem Sattel das Pferd seines Bruders.

Er macht Lärm. Nicht lange, so ist alles auf den Beinen — Lichter brauchen sie nicht mehr. Am Himmel steigt schon der Widerschein der Sonne auf, die noch unter der Erde schwebt. — Swantus nimmt den Fuchs. Sie reiten ...

Was wird er erleben? Hat ein teuflisches Geschehnis ihm das Hindernis aus dem Weg gerissen, das er selber anzutasten nicht gewagt hat. Soll er so billig wegkommen ...

„Hier, Herr Graf,“ schreit der Jäger, der 30 Meter von ihm entfernt reitet. Swantus gibt Sporen — holla — das empfindliche Tier rast weiter — er muß zurück — hinunter vom Pferd — da liegt Christoph — eine Kopfwunde — aber er lebt und atmet ...

Die Leute jagen zurück, Wagen holen, Arzt rufen. Swantus hält seinen Bruder in den Armen. —

Nie in seinem Leben war eine Stunde so lang. Christoph atmet, ja. Aber der Puls? Irgendwie klopft er; schnell scheint es. Aber eigentlich versteht Swantus nichts davon. Etwas Blut klebt an der Stirn. —

Seine Mutter ist gottlob verreist. Ljuba, der er einen Boten geschickt hatte, steht weiß wie die Wand in Christophs Zimmer, als sie ihn bringen. Sie tritt neben den Arzt, und als dieser die erste Untersuchung beendet hat und mitteilt, daß es sich um eine leichte Gehirnerschütterung handle, daß anscheinend ein Bruch nicht vorliege — eine Sehnenzerrung allenfalls — als er vorschlägt, Christoph in ein Krankenhaus zu bringen, legt sie sanft die Hand auf Christophs Stirn und sagt: „Nein, er bleibt bei mir. Ich werde ihn pflegen.“ — Der Arzt sieht sie groß an.

— — — — — — — — —

Auf Christophs Wunsch, der bald darauf zu sich kommt, wird seine Mutter nicht benachrichtigt. Er erzählt den Hergang. Ein Karnickelloch im Sandweg, das man genau kannte, aber in der Dunkelheit nicht beachtete, war die Ursache. Der Fuß schmerzte, aber anscheinend lag weiter nichts vor. Sein Befinden war leidlich. Als er sich im Zimmer umsieht, fällt sein Blick auf Ljuba, und er lächelt ihr zu.

Christoph ist bald genesen, so daß, als die Mama zurückkehrt, der ganze Vorfall ihr harmlos erzählt werden kann. Sie erschrickt nicht einmal sehr. Nur mehrfach fragt sie Swantus unruhig: „Warum reitet er denn in der Nacht? Das tat sein Vater so oft,“ sagt sie bekümmert. „Ich ließ es nicht merken, daß ich darum wußte, aber ich habe mich sehr geängstigt, denn manchmal kam er erst gegen Morgen zurück. Er tat es aus Unruhe, er tat es aus Sehnsucht.“ — Swantus schweigt. „Darum hasse ich diese kalte, liebloſe Person,“ schreit seine Mutter wild ihn an. „Sie versteht es wahrhaftig, aus ihrem eigenen Mann einen unglücklichen Liebhaber zu machen, der vor der Tür beitelt. Wie ich sie hasse —“

„Es hat doch andere Gründe,“ bringt Swantus erschrocken vor. Seine Mutter lacht auf: „Das ist alles Komödie. Diese Sorte Frauen versteht es, sage ich dir. Wir lieben und strömen aus, aber diese tropfen klug berechnend den Wein in den durstigen Mund.“ — „Wie schön sagst du das!“ Seine Mutter lächelt: „O ich wiederhole es nur; das sagte dein Vater einmal.“

„Ich glaube nicht, daß es so ist,“ antwortet Swantus. „Du beurteilst Ljuba falsch, denke doch, wie sie Christoph pflegte —“

„Auch das war nur Pose,“ gibt seine Mutter zurück. „Sie sieht doch, wie er unter

Digitized by Google

dieser Scheinehe leidet, wie heiß er sich Kinder wünscht. Und ich —" hier bricht die Stimme seiner Mutter. „Das einzige, was ich nach einer freudlosen Ehe mein Leben lang gewünscht habe, wird mir verwehrt, weil diese Intrigantin meinen klugen, starken Jungen an jämmerlichen Fesseln herumzieht ...".

Seine Mutter bricht in Tränen aus. —

— Swantus hat Stunden gebraucht, um diesen unheimlichen Ausbruch zu besänftigen. Er erinnert sich kaum, was er alles vorbrachte, Beteuerungen, Zusagen. Er würde mit Ljuba reden. Er würde zu ihren Eltern fahren gegebenenfalls —

Hat er das wirklich versprochen? Ist er wieder elend unterlegen, wie damals als Junge, da seine Mutter weinend auf den Knien lag ...

Von diesem Tage an handelt er wie ein Nachtwandler.

Sein Bruder ist in der Stadt, um sich ein letztes Mal dem Arzt als genesen vorzustellen und einige Geschäfte zu erledigen. In den oberen Räumen schläft niemand außer Ljuba und ihm. Die Dienerschaft hat ihre Zimmer im Ostflügel. Er wartet ab, bis alles dunkel ist, und geht ohne Licht zu machen durch den langen Flur über das Treppenhaus zu Ljubas Tür. Findet die Tür offen und tritt ein.

Ljuba hat ein Buch vor sich und scheint zu lesen. — Sie fährt auf — das Buch fällt aus ihren Händen. — Stumm starrt sie ihm entgegen. Er verschließt hinter sich und geht langsam auf ihr Bett zu. Ljuba erblaßt, krallt die Finger in ihre Seidendecke und fragt: „Was willst du?" Fragt sie das — wirklich. — Ach, er will Unmenschliches. Er will das Herz sich aus dem Leibe reißen, damit es verstummt. Er will nicht mehr sehn, nicht hören, nicht fühlen. — Diese Nacht ist er fremder Wille und fremde Hand. Was also antworten auf diese Frage — was reden überhaupt, um über alles hinweg das Herz der Frau, die er liebt, auf den anderen zu lenken, auf den Bruder!

Wahrhaftig, er sitzt an ihrem Bett, hält ihre Hände, streichelt zuweilen ihr blasses Gesicht, lächelt sanft in ihre Augen hinein. Er war ja schon einmal der geschmückte Hochzeiter und führte sie bis unter die goldene Kuppel. Wie zu der kindlichen Braut redet er, um nicht nur die Gestalt zu umfangen, sondern Körper und Seele in eins. Sie schließt die Augen und hört ihm zu und wandelt lächelnd an seiner Hand. — Er verführt sie. So ist es und nicht anders. Er rühmt die Vereinigung der Geschlechter als den letzten Sinn alles Geschehens, und das Erwecken neuer Menschlichkeit als höchsten aller Triumphe. Aufgerissen wie ein Land, das lange wüste lag, erwartet sie diese Wunder ...

— — — — — — — — —

Aber nun fort von hier! Was hat er eigentlich getan? Ist es Opfer oder Sünde — Anbetung oder Verhöhnung? Wie wird er morgen darüber denken? Wankt nicht heute schon — großer Gott — der Boden, auf dem er steht? ...

Was hat er getan? War er es — er, der Bruder, der die ganze Nacht beinah an ihrem Bette saß, ihre glühenden Hände hielt und ihr Herz aufwühlte?

— — — — — — — — —

Heute kommt nun Christoph zurück. Er muß vorher aus dem Hause sein. Er wagt es nicht, ihr nachher unter die Augen zu treten. War es Selbstverleugnung — war es nicht vielmehr Verrat? ...

— — — — — — — — —

Unter dem Vorwand, daß er von Studienfreunden ein Telegramm bekommen habe, das ihn nach der Stadt riefe, fährt er ab, so früh am Morgen, daß er Ljuba nicht mehr sieht und nur mit seiner Mutter wenige Worte wechseln kann. Er wendet sich nicht um, wie er immer getan hat, wenn der Wagen aus dem Hofe fuhr. Hier ist alles aus —

Er findet sich wieder auf den Spuren von Larifée. Vor dem Gartenhaus mit dem schönen Spruch. Lebte sie doch! Vielleicht wäre ihr reich gewelltes Haar, das damals sanft schon zu ergrauen begann, nun weiß. Wie müßten ihre stahlblauen Augen darunter hervorleuchten. — Bei ihr wäre Frieden. Vielleicht auch würde es möglich sein, das Herz zu heilen bei ihr —

Im übrigen mutet die Kleinstadt fremd und beziehungslos an, wenn man, wie er, nach Jahren hindurchgeht. Das schöne Tor mit der Pappel steht noch. — Die Berge sind noch da. Von ihrer Höhe aus gesehn, liegt am freundlich gewundenen Fluß mit dem ernsten, grauen Kirchturm diese Stadt, in der man jung war. Gut. Was weiter? Die Burgenreste und die drei schönen Schlösser über der Saale — und die Lieder: ‚Ich alleine, der eine, schaue wieder hernieder' — Du lieber Gott, man muß machen, daß man hier weg kommt, will man nicht ganz und gar in die ‚Alt Heidelberg'-Stimmung hineinkommen.

— — — — — — — — —

In München trifft ihn ein Brief seiner Mutter an, aus welchem hervorgeht, daß Christoph und seine Frau unmittelbar nach

Digitized by Google

seiner Abreise zu Ljubas Eltern gefahren sind und erst nach Wochen zurückerwartet werden. Der Ton ist ein wenig gereizt. Seine übereilte Abreise ist offenbar übel vermerkt worden.

Aber warum mögen sie so plötzlich weggefahren sein? Da steht er wieder mitten drin in diesem zwecklosen Brüten, dem er doch entgangen zu sein geglaubt hatte. Warum dies und warum das? Lag es nicht diesmal klar am Tage, daß Ljuba von ihm beschwatzt, ihren ‚Pflichten' nachgekommen war und nun die Versöhnung durch eine Reise in die Heimat besiegelt wurde. Teufel auch — ein lächerliches Spiel — gewonnen für einen anderen. — Und der Einsatz? . . .

Was bot eigentlich diese Stadt, die man als besonders lustig ansah. Wo konnte man sich denn amüsieren — wo konnte man so recht mit geschlossenen Augen hineinspringen? —

War das schon eine großartige Sache, daß ein schnellgewonnener Spielkamerad einen die ganze Nacht durch Bars und Dielen schleppte, einen Schwanz von bunten Weibern hinter sich! Oder zu guter Letzt das geheime Lokal, in das man nur mit dem Stichwort hineinkam, und das einen doppelten Boden besaß, so daß man auf einmal aus dem Dunkel vor sich ein schmales Fensterloch, geblendet in ein Meer von Scheinwerferlicht starren mußte, das nackt und zynisch auf schlecht gewachsene Gestalten niederschien, die vor den hundert heißen Augen agierten. — „Nun?" fragt der Begleiter, der unruhig an seinem Kragen zerrt. Ach — gar nichts, mein Lieber. Mein Herz blieb ohne Bewegung, mein Blut zieht ruhig durch die Adern — sind wir Raubtiere, deren Fell sich sträubt — und die die Nüstern blasen, wenn sie Fraß wittern — wie . . . Und trotzdem hat man in dieser Stadt herumgejagt und getrunken und die Nächte vertan, immer in der wahnsinnigen Hoffnung, das Herz zu betören. — Schließlich war es auch beinahe gelungen. Müde und abgewirtschaftet stolperte man durch überfüllte Straßen. Und plötzlich kommt einen die Lust an, über den Schnee zu fahren, und also nimmt man die Skier, schiebt sich mühsam damit in das Abteil — steigt aus und beginnt die Wanderung. Aber nicht lange, so merkt man, daß die Muskeln ermüden, das Auge träumt, der Atem nachläßt. Da steht man vor dem weißen, wundervollen Schnee, ein blöder Verschwender mit leeren Taschen —

Man will es zwingen natürlich. Man will nicht wahr haben, daß man albern und läppisch gewüstet hat gegen sich selbst. — Da sieh doch die zwei Jungen, die gestern abend mit ihm aßen. Wie kraxeln sie blindwütig vor ihm her. — Da hinauf. — Nun gut, er kam nach, aber kann er leugnen, daß er eben beinahe die Nerven verloren hätte? —

Eigentlich kommt es ihm sehr gelegen, daß seine Mutter, die ein wenig nach dem Süden will, ihre Ankunft anmeldet. Als er, gut angezogen, wie sie es gern hat, sie am Zug empfängt, fühlt er sich auf einmal frisch und erneut; als habe ein anderer den unerfreulichen Schabernack getrieben, so geht er, ohne viel zur Seite zu sehn, steif und uninteressiert, neben seiner vornehmen Mama durch die Straßen.

Er merkt bald, daß man seinen unbegründeten Aufenthalt hier verdächtig gefunden hat. Bei der Mama hat alles sein Etikett. Man bummelt vor den Examina und nicht danach. Unruhig fragt sie, ob er hier Bekannte habe. Er sähe nicht zum besten aus. Sei er krank gewesen, dann würde er doch hoffentlich sofort Nachricht gegeben haben.

Es fällt ihm auf, daß seine Mutter gar nichts von zu Hause erzählt. — Sie sind nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt. — Ja. In welcher Laune Christoph gewesen sei? Nun. — Wie meine er das? Schließlich sei Christoph ein ruhiger und gehaltener Charakter, dem man nicht gleich alles so ansehe. Swantus horcht gierig auf jedes Wort, aber es ist offenbar, daß seine Mutter es scheut, sich zu äußern. Er erfährt nur so nebenhin, daß jedenfalls das gegenseitige Verhältnis sich gebessert habe, daß Hoffnung bestände. Auch sei Ljuba kräftiger und gesünder —

Da seine Mutter sieht, daß er hier gänzlich unnütz herumsitzt, fordert sie ihn auf, an der Reise teilzunehmen.

Diesmal wurde Pallanza gewählt. Er erlebt die alte Geschichte: Am ersten Tage des Aufenthaltes berauschen sich Nerven und Blick an dieser wundervollen blauen Ebene des Sees. Man glaubt, niemals von hier scheiden zu können. Am zweiten Tage bereits erlahmt die Begeisterung — der See ist glatt und unverändert blau — Kalkstaub überdeckt die langweiligen Zacken der Agaven. Man besichtigt die Isola bella, aber — ehrlich gesagt — man ist enttäuscht. Einmal doch, als man auf Prima Jean Paul las, schien alles märchenhafter, schöner —

Die Mama hat indessen wieder Bekanntschaft gemacht. Dieses Mal glücklicherweise ein Ehepaar ohne Töchter, Deutsche aus Welschtirol. Die Mama entrüstet sich über die Drangsalierungen, denen man — wie ihr erzählt wird — dort ausgesetzt ist. Eine Sängerin, den Tirolern befreundet, kommt hinzu. Sie ist Italienerin. Die Mama muß

Digitized by Google

Goldoni. Gemälde von Robert E. Stübner

(Große Berliner Kunstausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

das politische Thema verlassen, wird schweigsam und wirft, die Fremde steif betrachtend, nur selten ein Wort in die Konversation. Das natürliche Ergebnis ist, daß Gemma Benari ihn in Augenschein nimmt. Hier fühlt sie keine politischen Widerstände. Sie nennt ihn eigensinnig von Anfang an ‚il giovan Signor', den jungen Herrn also, obwohl er ihr vorhält, daß dies nicht mehr am Platze sei. Sie versteht es auf Ausflügen, die nun folgen, die Mama mit den Tirolern geschickt zu verstauen, und ehe man sich versieht, ist man ihr Kavalier, von einem amüsanten Gemisch von Deutsch und Italienisch überschüttet. „Sie sind so melancholisch," sagt sie. „Oh, wir Frauen lieben die melancholischen Männer. Wir suchen den Knaben in ihnen. Es ist das Mütterliche. Ich habe niemals ein bambino gehabt, nein, aber gerade deshalb —"

Zuweilen fängt zwischen solchen Unterhaltungen Swantus unruhige Blicke seiner Mutter auf. — „Wie, Sie sind noch niemals in Venezia gewesen? Oh, mio Dio. Aber Sie müssen es unbedingt besuchen. Kommen Sie zu mir. Ich besitze einen sehr graziösen Pallazzino dort." — Es geht mit der Unruhe der Mama so weit, daß unvermittelt der Tiroler Herr auftaucht und ihn ‚im Auftrag' auf irgendeinen Hotelgast, Berg, oder was es gerade ist, aufmerksam macht. Es dauert nicht lange, bis Gemma Benari es bemerkt hat und lächelt, so wie sie wahrscheinlich auf der Szene das malitiöse Lächeln sich angeeignet hat, und sich geziert abwendet und ihn stehn läßt. Natürlich moniert er nun das Ganze ärgerlich bei der Mama, da man in seinen Jahren wirklich nicht so als albernes Muttersöhnchen dastehn wolle, und er selber wisse, was er täte. Und die Mama, die viel zu klug ist, um ihre Macht in Belanglosigkeiten zu vertun, gibt ihm recht und versteht mit ein paar Scherzen zu versöhnen.

Von da an läßt die Mama ihn in Ruhe, und Gemma Benari kann nach Belieben ihre schönen Madonnenblicke an ihn verschwenden. Sie sind kaum drei Wochen zusammen, als sie ihn auffordert, zu Besorgungen mit ihr nach Mailand zu fahren. Seine Mutter sieht es nicht gern, er merkt es wohl. Indessen äußert sie sich nicht. Abends erst, als sie nach dem Essen im Garten des Hotels hin- und hergehn — es ist kühl, aber der Duft der Hyazinthen ist stark — abends erst macht sie ihm Vorstellungen. Man begreife nicht, wie es möglich sei, daß er nach jedem Weiberrock hasche. Hatte wirklich diese etwas völlige Sängerin, die auffallend vorwitzig sich an ihn herangemacht habe, irgendwelchen Charme? Und welchen, außer eben den, daß sie eine Frau sei? Wirke ihr Vordrängen nicht sehr unangenehm, und sei es nicht viel schöner für einen Mann, die Frau zu suchen, anstatt daß sie sich ihm anböte . . .

Swantus wehrt ab. Nicht und niemals habe die Benari irgend etwas angeboten. Ihr Entgegenkommen sei Instinkt und Natur. Man sei hierzulande an harmlose Offenheit gewöhnt in Dingen der Erotik. Dies sei die Angelegenheit aller, sei einfach ein Gebiet der Betätigung wie Kunst und Sport und Politik. „Es ist abscheulich, was du vorbringst," sagt seine Mutter entsetzt. „Eine schöne Auffassung." — „Ich habe nicht behauptet, daß es die meine sei," antwortet er lachend. „Ich wollte nur klarstellen, daß hier Prüderie nicht am Platze ist."

Sie gehn hin und her. Er hat mehrmals versucht, in den Weg, der zum Hotel führt, einzubiegen, aber seine Mutter ging geradeaus. Es scheint, sie hat etwas auf dem Herzen — — — — — — — — — —

„Ich denke daran, in kurzem zurückzukehren," sagt sie, „und ich werde auch diesmal in Dresden Station machen. Könntest du dich entschließen, Swante?" — Er erschrickt vor der Bedeutung dieser Frage. Er versucht eben den leichen Kahn heraufzuziehn auf flache Sandbänke, und nun stoßen sie ihn von neuem in die tiefen Gewässer. — „Du wünschest es sehr. Ist es nicht so?" fragt er. Seine Mutter bleibt stehn. „Du würdest mir damit viel von dem geben, was dein Vater mir an Freude vorenthielt."

Das Schiff verläßt Pallanza früh am Morgen, ehe die Gäste zu sehn sind. Der Direktor eilt verzweifelt über die Treppen — das Hotel-Auto tutet ein paarmal, bis endlich Gemma Benari — ihre Jungfer fuhr voraus — daher diese Katastrophe — Mäntel, Pelze und Tücher über dem Arm, ganz derangiert, einsteigt. — Ihre Laune so früh am Morgen ist ungeheuer schlecht. Mio Dio und ein paar Heilige müssen herhalten. — Erst in Mailand, in dem kleinen, bunten, parfümierten Salon erst, kommt sie wieder zu sich. Und nachdem die Jungfer den Tee weggetragen hat, erhebt sie sich, nähert sich ihm, steht einen Augenblick da und gleitet sanft wie eine verebbende Welle in seine Arme —

Wirklich, er war ein paar Tage froh, heiter und ausgelassen und vollkommen zu Haus zwischen den vergoldeten Stühlen, den Samttischchen und den schauderhaften Nippessachen, die überall herumstanden. Über der Tür das Holzschild, das in Ölfarbe freudig aufgetragen den qualmenden Vesuv zeigte, mit ‚oh bella Napoli' darunter, das

Digitized by Google

kleine Zuckermodell des Domes als Tintenfaß, die Dantebüste fabrikneu aus gestrichenem Gips; — nichts hatte ihn tangiert, nichts abgestoßen — je fürchterlicher desto besser. — Ja, heiter und ausgelassen war er in dieser Pracht versunken. Nichts störte; nichts ambitionierte hier schön zu sein außer der Gestalt aus dem großen Bacchusbilde des Rubens ...

Wie war es möglich — hier ging er über die breiten, leeren Avenüen dieser häßlichen Stadt — hatte alles vergessen und lächelte wie ein vertrauter Liebhaber dem Fenster zu, an dem sie stand.

Als er des Abends nach einer regnerischen Fahrt von Bord geht, findet er das Auto nicht vor. Müde und durchnäßt kommt er im Hotel an. Seine Mutter ist schon zu Bett gegangen; er sagt ihr kurz gute Nacht. Er fühlt sich matt, hat starke Migräne und ein unangenehmes Gefühl von Schwäche im Magen. Da er zum Ausziehn zu müde ist, wirft er sich aufs Bett und versucht zu schlafen. Der Kopf ist heiß, das Blut tobt gegen die Schläfenwände. Er will aufstehn, um Pulver zu holen, das immer noch den Schmerz beseitigte. Nach wenigen Schritten fällt er zurück — ihn schwindelt — seine Glieder gehorchen nicht mehr — kalter Schweiß bricht aus — er schließt die Augen —

Als hätte ihr Herz sie gerufen, steht seine Mutter vor ihm ...

Er weiß gar nicht, was weiter geschieht, da er, kaum wieder im Bett angelangt, tief einschläft. Er hört den Arzt hin- und hergehn. Am anderen Morgen sieht er eine Schwester im Zimmer hantieren. Auf die Frage, was eigentlich mit ihm sei, bekommt er nichtssagende Antworten. Der Arzt sucht auf seinem Körper nach Typhusflecken, findet keine, schüttelt das weise Haupt, entscheidet sich schließlich dafür, daß eine Darmgrippe vorliege und verkündet dies seiner Mutter.

In diesen drei Wochen, denn so lange dauert es schließlich, bis er wieder auf seinen Beinen steht, sieht er mit Rührung, wie ohne jede Rücksicht auf sich und alles andere seine Mutter um ihn besorgt gewesen ist. Hat sie überhaupt geschlafen, und wann? Wenn er die Augen auftat, tags oder in tiefster Nacht, da eine sanfte, rosa Lampe im Zimmer brannte, hielt sie die unruhigen Augen zärtlich auf ihn gerichtet. Er brauchte die Lippen, denen wirklich das Sprechen schwer fiel, nicht einmal zu bewegen, so war schon da, was er gewünscht hatte. Keinen Augenblick wich sie von ihm, weil sie diesen ‚Romanen' nicht traute, bis endlich Blum da war, der alte, treue, der dann Gott sei Dank sie überredete auszugehn und nun seinerseits am Bett Posto faßte. Aber kaum daß eine halbe Stunde vergangen war, stand seine Mutter wieder neben ihm. Sie traute auch der Nonne nicht, die nie die Hände still hielt, sondern in Arbeitspausen erstaunlich schnell die mageren Finger um die Holzperlen drehte. Jeden Morgen lagen Rosen von Gemma auf dem Bett, die die Nonne still zur Seite tat, und die Blum eigensinnig zurückholte. Ein belustigender Kampf zwischen Himmelsgüte und Übermut.

Kaum steht er wieder auf den Beinen, so bringt man ihn in Etappen nach den Bergen, um kräftigende Luft aufzusuchen. Und so geschickt hat die Mama den Umzug eingeleitet, daß er nicht einmal mehr Gemma Venari benachrichtigen kann, um sich zu verabschieden.

Die Höhe ist bekömmlicher ohne Zweifel, und dennoch ist er auch jetzt noch nicht ganz, wie er war.

Soll er noch weitere Orte zur Erholung aufsuchen? Er ist noch reichlich matt, man kann es nicht leugnen. Oder soll er seine Mutter begleiten, die offenbar nach Hause drängt und Dresden nicht fallen lassen möchte? Es ist schließlich Frühling, die beste Zeit für die anmutigen Orte der sächsischen Schweiz. Er möchte diesen Aufenthalt seiner Mutter, die ihn so rührend pflegte, nicht abschlagen.

Ja, so gesehn nimmt sich alles sehr einfach aus. Schandau oder Bodenbach, nicht wahr; — es ist einerlei. Aber diese Reise ist der Schlüssel zur Festung. Seine Mutter hat ihren Plan über alle Fährnisse hinweggerettet. Es ist klar: Er soll Elisabeth Brühl heiraten. Sie wird kaum ablehnen. Sie ist noch sehr jung — wen kennt sie denn eigentlich von den Söhnen des Landes? Man wird ihn ihr mundgerecht gemacht haben. Es ist sogar möglich, daß der Abend in den Stadtruinen, der ihm eine schöne, sanfte Erinnerung ins Herz legte, ihr ein großes und erhabenes Erlebnis gewesen ist ...

An ihrem Willen wird es kaum scheitern! Aber er? Hat er abgeschlossen? Kann er heute, kann er in diesem Augenblick die Lider schließen, und sich vorstellen, wie Ljuba seinem Bruder angehört — wie? Vorstellen? Nicht nur, daß es so ist, sondern plastisch als sähen es die geschlossenen Augen vor sich? — Nein. Er kann es nicht und will es nicht. —

Gut. Sie fahren nach Schandau, um hier einen letzten Erholungsaufenthalt zu nehmen, ehe Swantus wieder die Arbeit anfängt. Es ging nicht ohne Kämpfe ab, da

Digitized by Google

seine Mutter den Augenblick für gekommen hielt, ihm Ramin zu übergeben. Zur Überraschung wäre das Haus in seiner Abwesenheit renoviert und hergestellt worden. Es sei alles bereit für ihn. — Aber er schiebt diese Rückkehr hinaus. Er hat Verbindungen nach Rußland angeknüpft und wird zunächst sich einer Kommission von Fachleuten anschließen, welche im Auftrage einer großen Industriegruppe das Land bereisen soll; er wird dann gegebenenfalls gleich dort einen Posten in den landwirtschaftlichen Betrieben übernehmen. Gerade dieser Plan ist von seiner Mutter in sehr erregtem Tone bekämpft worden: Seine geschwächte Gesundheit, das rauhe Klima, die Strapazen des Reisens im heutigen Rußland — alles hat sie dagegen angeführt. Die Besprechung ist schließlich versandet, da man sich immer weiter voneinander entfernte —

— — — — — — — — —

— Ein — zwei Tage in Dresden! Ja. Er hätte sich das denken können. — Kaum sind sie angekommen und haben auf der Hotelterrasse an dem schönen Strom mit seinen prächtigen Brücken den Tee genommen, als bereits ein Brief der Gräfin Brühl eintrifft. Seine Mutter errötet erfreut, als handele es sich um eine herrliche Überraschung, sagt sogleich zu, und schon am Abend besucht man als Introduktion gemeinsam die Oper. Der alte Graf wird entschuldigt, da er in der Vermögensverwaltung der königlichen Familie beschäftigt, gerade abgerufen worden sei. Die Gräfin ist sehr liebenswürdig, stellt eine Reihe von Unternehmungen in Aussicht und lehnt es rund heraus ab, eine Abreise in so kurzer Zeit zuzulassen. Es wird auch wirklich allerhand vorgenommen: Ausflüge, eine Dampferfahrt nach Meißen, Ausfahrten im Großen Garten. Der Graf — was für ein alter verblichener Vater für solch eine junge Tochter — führt sie höchstselbst im Schloß herum, von den Kastellanen aus der alten Zeit ehrfürchtig begrüßt.

Eigentlich unterhält sich Swantus ganz gut. Man wickelt ein tägliches Programm ab, über welches andere sich den Kopf zerbrachen; Entschlüsse sind nicht erforderlich, Kämpfe stehn nicht bevor ...

Die Gräfin Brühl veranstaltet — weiß Gott — zu Ehren der Reisebekannten ein Gartenfest im Park ihres nicht zu fern gelegenen Gutes. Man nimmt die Bahn, wird an der kleinen Landstation in geschmückte Wagen verladen und fährt in den Schloßhof ein, der mit Laubgewinden ausgeputzt ist. Die Herren sind in Hoftracht mit Kniehosen, die Damen tragen Kostüme, gestickte Kleider oder doch Gewänder, die mit Blumen geschmückt sind, und Kränze im Haar. Da die Dämmerung hereinbricht, erhellen Lampen den Park; man tanzt auf dem Rasen. Swantus fühlt ohne Gegenwehr den Zauber des Ganzen — die Lichter vor dem schwarzen Parkmassiv, die bunten Kleider, die Musik, den süßen Geruch des Flieders —

Die jungen Mädchen in ihren Kränzen von Vergißmeinnicht, Laub und Veilchen tanzen Ringelreihn vor dem Schloß und das gerade sieht sehr reizvoll aus; — dieser Frühling vor den mißmutigen Mauern. —

Da Swantus keine Hoftracht besitzt, hat man ihn als Jäger angezogen, und Elizas kleine Schwestern hängten ihm grasgrünes Eichenlaub, eine große Girlande, über die Schultern. Er geht ein wenig unbeholfen einher und erinnert sich unvermittelt der großen Schleife mit Goldbesatz, die er bei Christels Hochzeit trug ...

„Sie fehlen beim Ringelreihn, Gräfin," sagt Swantus. Eliza Brühl antwortet nicht darauf. Sie beachtet ihn nicht, sondern geht langsam weiter. Er folgt ihr. Im Park, hinter der großen Baumwand, die als Kulisse die Szenerie des Festes abschließt, macht sie halt — nicht nur das — tritt ihm entgegen: „Sie müssen nicht glauben —" hier zögert sie und schweigt.

„Was denn, was soll ich nicht glauben?" fragt Swantus bestürzt. Wie es still ist in diesem Park. Er hört Atemzüge aus erregter Brust. Die Musik beginnt wieder ...

„Ich kann nicht; ich verstehe nicht auszudrücken, was Ihnen zu erklären notwendig ist," sagt Eliza Brühl. „Ich habe das bestimmte Gefühl, daß Sie mich verstehn, ohne daß ich weiterspreche ..."

Ja. So ist es. Er versteht. Ihr Herz ist hell wie Glas; er blickt hinein. Er antwortet ihr, daß dies die üblichen Bahnen der Konvention wären, wie sie nun einmal von besorgten Eltern beschritten würden. Daß ganz gewiß niemand anderes die Verantwortung dafür trage als eben diese Väter und Mütter, und daß man sich so wenig wie möglich darum kümmern müsse. — Er sieht ihr Gesicht nicht oder kaum, da nur hin und wieder ein Widerschein des Himmels, dessen Licht noch nicht erloschen ist, dieses Gesicht streift. Lächelt sie — oder nicht? Sieht sie ihn an, oder hängen ihre Augen am Boden ...

„Sie wissen es. Gut dann. Ich danke Ihnen," sagt Eliza Brühl. „Wollen Sie vielleicht zurückgehen, ich folge dann." Ihre Stimme klingt matt und enttäuscht —

„Nein, Gehn wir beide zum Fest zurück," sagt er und nimmt sie an der Hand. Sie folgt ihm.

Digitized by Google

Wenige Minuten nur wird dieser Gang dauern. Und Swantus erlebt Monate.

Er weiß es: Eliza Brühl liebt ihn. Sie geht, das Gesicht, über dem der Kranz von jungem Buchenlaub steht, gesenkt, an seiner Hand. Er wird sie loslassen müssen, wenn sie ins Licht kommen — Aber wer sie heute gehn läßt, gewinnt sie vielleicht nie mehr ...

Als sie hinaustreten, sehn sie ein schönes Bild: Voran Fackelträger — und hinter ihnen der Zug der Gäste in den feierlichen Kostümen, begleitet von anmutiger Musik. — Sie stehn vor der Szene und immer noch hält Swantus ihre Hand, während der Zug vorbeigeht. Die Träger senken die Fackeln, die Männer verneigen sich, und die Frauen nehmen ihre Kränze vom Haar und legen sie vor Eliza nieder, zu deren Füßen sich Hügel von Blumen häufen ...

Dies ist die Nacht seiner Verlobung. —

— Sein Herz ist still und zufrieden, als er, eine Woche danach, die Stadt verläßt. Nie hat er seine Mutter so glücklich gesehn. Ihre Wünsche sind erfüllt; ihre Voraussagen eingetroffen. Sie kann den Augenblick kaum erwarten, in Burgramin die Umbauten und Erneuerungen zu vollenden, die ihr notwendig erscheinen. Sie erzählt von der schönen Diamantbrosche, die der Großvater Ramin ihr bei Christophs Geburt gegeben habe und die sie Elisabeth zugedacht hätte. Sie ist wie ein Kind, dem man endlich die langersehnte, große Puppe auf den Weihnachtstisch gelegt hat. —

In den wenigen Tagen, die er jetzt mit seiner Braut verlebte, hat er sie tiefer eingesehn als in den Monaten vorher. Der Hintergrund ihres Wesens ist schmerzliche Resignation über die Kälte und innerliche Armut der Umgebung, in die sie hineingeboren wurde. Sie ist ungewöhnlich reif; sie fand mit ihren 19 Jahren schon den Abstand, der es ihr möglich machte, diese Kälte zu übersehn und über die Armut zu lächeln. Sie sieht ihn und seine Mutter als die Erlösung aus aller Jämmerlichkeit an, als die Schrittmacher zum Leben. — Sie ist vom ersten Tage an außerordentlich liebevoll und aufmerksam um seine Mutter besorgt gewesen. Auch um sein Wohlergehn war sie bedacht: sie fragte ihn mehrmals am Tage, wie es ihm gehe. Er habe die Krankheit noch nicht voll überwunden, sei blaß, müsse sich schonen. Man konnte sich kaum mehr an Güte und Rücksicht vorstellen. Aber wenn er — besonders in den ersten Tagen — unbesonnen sie in die Arme nahm, um sie zu küssen, wurde ihr Gesicht dunkelrot, und er fühlte, daß sie die Arme gegen ihn stemmte. Und als er — meinend, das sei Scherz und Spiel — ihre Arme wegschob und sie fester umschloß, wandte sie das Gesicht weg, trat, als er sie losgelassen hatte, schnell von ihm fort und sagte erregt: „Nein. Das sollst du nicht."

„Warum nicht?" fragt er bestürzt. „Du bist doch meine Braut." — Sie gibt keine Antwort.

Er versteht das ganz und gar nicht. Er zerbricht sich den Kopf vergeblich über den Grund. Sie hat ihm gesagt, daß sie ihn liebe. War er unzart — allzu übereilt? Nein, gewiß nicht. Was fürchtete sie? ...

Da er wenige Tage vor der Abreise einer ähnlichen Abwehr begegnet ist, hat er ihr beim Abschied nur Blumen gegeben und die Hand geküßt. Aber im letzten Augenblick noch, als er schon einstieg, legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte: „Swante, küsse mich."

Seine Mutter hat schon vor ihm die Rückreise angetreten und ist in Ramin, wo sie die Vorbereitungen trifft, da Eliza mit ihren Eltern in Kürze erwartet wird. Sie wünschte sein baldiges Kommen, aber Swantus, den immer noch ein unsicheres Gefühl von Hause forthält, hat vorgegeben, in der Hauptstadt wegen der russischen Reise zu tun zu haben. „Ich war überzeugt, daß du diese Pläne jetzt aufgeben würdest," war die Antwort seiner Mutter.

Er kennt niemanden in Berlin außer den fürchterlichen Verwandten, von denen er sich sorglich fernhält. Arbeit hat er nicht. Elizas Briefe machen ihm Freude, aber nachdem er über Grundsätzliches mit ihr ins reine gekommen ist, scheint es manchmal nicht ganz leicht, auf diese vielartigen Anregungen einzugehn, die sie von Musik, Theater, Büchern und Menschen empfängt und weitergibt, ohne das eigentlich Wesentliche immer genügend herauszuholen. Auch seine Mutter schreibt viel und beschäftigt sich, wie es scheint, ausschließlich mit Plänen und Vorhaben für die Zukunft. Sein Bruder, der ihm, wenn man die Kühle der gegenseitigen Beziehungen bedachte, auffallend herzlich gratuliert hatte, beteiligt sich nicht minder an dieser Zukunftsmelodie. Ljuba hat ihm nur kurz Glück gewünscht. Sie ist wieder — und diesmal unter allseitiger Zustimmung — nach Hause gefahren, um an dem 60. Geburtstag ihres Vaters teilzunehmen.

Auch die Festsetzung der Hochzeit spielt in den Briefen, die er von zu Hause erhält, eine bedeutsame Rolle. Seine Mutter drängt, unterstützt von Brühls, während Eliza und er übereinkamen, daß ein Jahr vergehn solle.

„Es macht mich alles noch so unruhig," schreibt Eliza ...

Digitized by Google

Er kann schließlich nicht wochenlang hier zwecklos herumlaufen. Die Russenkommission reist erst im Spätsommer. Seine Mutter erwartet Brühls in Ramin und fordert dringend vorher seine Anwesenheit.

Er fährt direkt nach Ramin und wird von seiner Mutter vor der umkränzten Tür mit sichtbarer Freude empfangen. Sie hat die Leute aufgestellt: Der Inspektor begrüßt ihn mit ein paar verlegenen Redensarten. Es ist eine kleine Szene, wie die Mama sie liebt, und er muß mitagieren. Im Hause ist alles vortrefflich erneut, mit Geschmack und Verstand eingerichtet, und nur das kleine Südzimmer ist leer, weil — seine Mutter lächelt verklärt, als sie das sagt, — der Raum für Elizas Sachen bestimmt ist. Im Mantel, den Hut noch in der Hand, wird er überall herumgeführt; das Ganze ist ihm eine peinliche Komödie; er ist keineswegs froh; er weiß nichts von der Freude an den eignen vier Wänden. Mühsam, ungeschickt und ohne Zweifel sparsamer, als seine Mutter es erwarten durfte, kommt sein Dank.

— Er ist nach Wustermark geritten, um Ljuba und Christoph zu begrüßen. Sein Bruder hat, offenbar erfreut, seine Glückwünsche wiederholt; er hoffe die Braut recht bald bei sich zu sehn ...

Ljuba? Ach, gesteh' es nur ein, kindischer Tor — du warst enttäuscht, daß sie es über sich gewann, dir harmlos und freudig zu gratulieren! Du hattest am Ende gedacht, sie würde den Kopf hängen lassen und bei deinem Anblick eine Träne zerdrücken. Auch diesmal hast du — wie wagst du es noch — unruhig ihre Gestalt betrachtet. — Dein Puls schlug erregt im Hals, als sie eintrat. Mit Unwillen und keineswegs angenehm überrascht nahmest du wahr, daß sie mit ihrem Mann ganz freundlich sich unterhielt, daß sie scherzten, daß Christoph sagte, auch Ljuba freue sich so auf die Schwägerin. Die ganze Zeit spracheſt du kaum und verstört — als hätte dir einer auf den Kopf geschlagen — ritteſt du nach Haus ...

— — — — — — — — —

— Brühls werden erwartet, und die Mama macht Vorbereitungen. Um alles hier nach Wunsch aufzustellen, holt sie halb Wustermark an Porzellan, Glas und Silber aus den Schränken. Ein unerfreuliches Programm mit Einladungen bei Christoph, in Landin, in Bredow, in Reinersdorff und so weiter. Für jeden Tag fast irgendeine Veranstaltung steht bevor. Seine Mutter hat, erstaunlicher Zustand, zum erstenmal in ihrem Leben, Geheimnisse mit ihrer Schwiegertochter und äußert befriedigt, daß Ljuba ganz nette Ideen habe, daß sie am Ende Qualitäten der großen Welt besitze, welche bisher nicht hinreichend zur Geltung gekommen wären.

Ein paarmal versucht Swantus — vergeblich natürlich — von diesem Pomp ein wenig abzustreichen. „Es liegt mir gerade daran, daß sie von Anfang an Bescheid wissen," antwortet die Mama.

„Aber es erfüllt mich mit Schrecken zu denken, daß man derartig leben soll. Es sind viel zu viel Räume."

Die Mama lacht ihn aus und gibt zurück, daß man den Stil, in dem das Haus geführt würde, seiner Frau überlassen müsse. Und schließlich wäre dieser Besuch doch auch etwas ganz Besonderes.

Swantus findet seine Braut auffallend blaß und schweigsam. Ihre Mutter dagegen erfüllt am ersten Abend schon die Zimmer mit lärmenden Lobsprüchen, wie alles aufs beste eingerichtet und vorgesehn sei. Selbst der Mama, Swantus merkt es wohl, wird es etwas zu viel, ja sie macht ihm sogar ein paar unwillige Bemerkungen darüber, daß Gräfin Brühl beim Anblick eines noch nicht eingerichteten hell und bunt gehaltenen Raumes oben ihre Tochter herbeigerufen und konstatiert habe, dies sei offenbar das Kinderzimmer. „Sie ist eine abscheulich taktlose Frau," sagt die Mama sehr gereizt, „und man wundert sich, wie es möglich ist, daß sie so lange in einer bedeutsamen Hofstellung nicht angestoßen hat." —

„Warum bist du so still, Eliza?" fragt Swantus seine Braut. Sie gehen durch den Garten; es ist warmer Nachmittag; Elizas Eltern haben sich, da heut abend das Gartenfest in Wustermark bevorsteht, zurückgezogen. „Ich weiß es eigentlich nicht," antwortet Eliza. „Ich fühle mich unsicher."

Swantus, von dieser Antwort verwirrt, geht schweigend neben ihr her. Er wünscht zu reden, aber er verwirft jedes Wort als ungeschickt, ehe er es ausgesprochen hat. Es gelingt endlich, das Thema auf Garten und Blumen zu bringen, und eben haben sie im Rosengang sich hingesetzt, und Swantus erzählt amüsiert von den Vorbereitungen der Mama, als er bestürzt merkt, daß Tränen auf Elizas Hände fallen, und als er sie umfaßt und sie trösten will, bricht sie in Schluchzen aus. Außer sich über sein Ungeschick und im Innersten entschlossen, alles gutzumachen, legt er den Arm um ihre Schulter und, da ihr Schluchzen stärker wird, reißt er sie unbesonnen an sich und zieht sie wie ein Kind auf die Knie —

Sie versucht sich loszumachen — er versteht nicht, drückt sie an sich und küßt sie. —

Digitized by Google

Jetzt wirft sie die Hände vor das Gesicht. Er läßt sie erschrocken los. Ohne umzusehn geht sie schnell ins Haus.

Swantus weiß nicht ein und aus. Mag sie ihn nicht? Aber dann, warum weint sie? Ist sie eifersüchtig? Unmöglich, sie ahnt ja nichts. Hat er sie vielleicht erschreckt? War er zu stürmisch? ...

Er geht ins Haus und geradeswegs in das Zimmer seiner Mutter. Er erzählt ihr den Vorgang. Was soll er tun? Wie Eliza beruhigen? — Seine Mutter antwortet ihm, daß sie bis jetzt nicht ganz sicher sei, jedenfalls aber sogleich mit Eliza sprechen und sie beruhigen wolle. Er sei doch recht ungeschickt gewesen, wie es scheine. „Es ist vielleicht nur Scheu und mißverstandenes Schamgefühl," sagt seine Mutter. Dann lächelt sie ironisch. „Nicht alle Frauen sind so entgegenkommend wie Madame Benari." —

Kurz ehe sie nach Wustermark abfahren, teilt ihm seine Mutter mit, daß es ihr entschieden gelungen sei, Eliza zu beruhigen, die allerdings sehr erregt gewesen wäre. Das Nähere später.

— Das Schloß, der Hof, die Einfahrt sind geschmückt. Im Park italienische Nacht — Musik unter den geöffneten Fenstern des Speisesaales. Girlanden von roten Rosen schaukeln unter den Kronleuchtern. In einem wundervollen, tiefroten Stoff mit goldenen Arabesken und geschmückt mit Perlen präsidiert Ljuba an dieser reichen Tafel. —

Toaste werden ausgebracht: Christoph begrüßt in kurzer, etwas forscher Rede Eliza und ihre Eltern. Der Hofmarschall, ziemlich gewunden und phrasenreich, bedankt sich und preist das Haus Werther-Ramin, wobei er nicht umhin kann, des großväterlichen Hofmarschalles zu gedenken. Bredow-Landin feiert das Brautpaar, indem er umständlich die Geschichte von dem Sack erzählt, in welchem bei 99 Schlangen ein Aal sich befinde, und den, gerade den heiße es greifen, was hier ohne Zweifel geschehn sei.

Die Stimmung belebt sich. Bei Kaffee und Likör, die auf der Terrasse genommen werden, steigen über dem Rasenplatz mit bösartigem Zischen flackernde Raketen in die Luft; zwischen den Parkbäumen schaukeln die sanft erleuchteten Lampions. Ljuba hat wirklich ein paar russische Musikanten in der Hauptstadt aufgetrieben, die in bunten Kitteln zwischen den Bäumen aufgestellt sind, von herabsausenden Leuchtkugeln hin und wieder grell beschienen.

Das Fest nimmt seinen Fortgang, und man durchwandert den Park. Der ‚französische' Garten mit seinen kunstvollen Taxusfiguren steht unbeteiligt da — eine finstere Wand. Im ‚englischen' Garten verbreiten sich die Gäste und tanzen auf dem Rasen. —

Swantus tanzte mit seiner Braut und führt sie soeben zum französischen Garten, um auszuruhn — er erzählt ihr davon, er achtet nicht auf den Weg. Auf einmal Stimmen — im Halbdunkel erkennt er Ljuba mit einem Herrn, die ihnen entgegenkommen. Es ist der zweite Sohn aus Landin. „Einen Augenblick verzeihst du, liebe Elisabeth," sagt Ljuba. „Ich brauche Swantus ganz dringend für eine Überraschung beim Feuerwerk." —

Ehe Swantus weiß, was geschah, entfernt sich Eliza mit Bredow. Ljuba wendet sich zu einem Seitenweg. Hier bleibt sie stehn. „Es war ein Vorwand," sagt sie. „Wir feiern heute deine Verlobung, so sollst du wenigstens auch wissen, was du mit mir gemacht hast. Nein, nicht dazwischenreden, es kommt doch, wie es kommen muß. Daß du weißt: Ich habe getan, was du verlangtest. Ich habe die Augen geschlossen und die Zähne zusammengetan und mir deinen Namen vorgesagt." — Er faßt sie entsetzt bei den Handgelenken: „Still, Ljuba, still!"

„Nein, nein," gibt sie zurück. „Nein, laß mich reden! Deinen Namen also. Aber die Täuschung gelingt nicht mehr. Ich werde starr wie Glas, wenn er an mich kommt. Ich bewege mich nicht und rede kein Wort und bin wie eine Puppe in seinen Armen."

„Um Gottes willen, Ljuba, wenn man uns hier fände ..."

„Ach, hast du schon wieder Angst," sagt sie leise. „Gut, gehn wir. Aber sage mir vorher, daß ich nun genug getan habe, daß kein Gott mehr verlangen kann."

Schritte nähern sich. Stimmen werden lauter. Sie stehn stumm. Jetzt sind die anderen ganz nahe — hinter der ersten Wand — sind vorüber. — Ljuba geht.

Er hat die andre Richtung eingeschlagen und mischt sich wieder unter die Gäste. Eliza findet er im Gespräch mit Christoph; als Swantus herankommt, tritt sie auf ihn zu. — „Wo warst du?" sagt sie leise. „Deine Schwägerin ist schon lange unter den Gästen."

Er braucht nicht zu antworten, denn — von einem allgemeinen Hallo begleitet — rast sirrend eine blutrote Leuchtkugel zwischen die Sterne — braust auseinander — und fällt alles überscheinend zurück. —

— — — — — — — — —

Die täglichen Fahrten als Gäste der Nachbargüter lassen es kaum zu, daß Swantus mehr als ein paar flüchtige Worte mit seiner Braut wechselt. Zu Haus nimmt Gräfin Brühl, die über Aussteuer und Hochzeit zu verhandeln hat, ihn vielfach in

Digitized by Google

Anspruch. Er ist selten mit seiner Braut allein. Da Elizas Eltern ihren Aufenthalt nicht länger ausdehnen können, schlägt seine Mutter vor, daß Eliza noch ein wenig in Wustermark als ihr Gast bleiben solle. Swantus sei ja mit der Wirtschafterin und Blum fürs erste gut versorgt. Und, wenn er sich in dem großen Raminer Haus verlassen vorkomme, so dürfe er aufsitzen und zu ihnen kommen. Übrigens werde Eliza auch Gelegenheit haben, bei der Mama und der Wustermarker Mamsell — einer Perle natürlich — allerhand Nützliches zu lernen. Dabei sei ein Bräutigam nur im Wege . . .

Er ist in seinem Haus allein. Nicht lange, so wird das Gleichmaß des Lebens anfangen, dem er bisher nicht unterworfen gewesen war. Ein Mann mit Frau und Kindern wahrscheinlich. Eine ruhige, überall abgegrenzte Figur. — Wo waren die Abenteuer hin? — Kieloben trieb sein Schiff. —

In diese Verlobung brachte die Mama System, es war nicht zu leugnen. Zu bestimmter Zeit, zum Tee und Abendbrot abwechselnd nämlich, wurde Swantus zitiert. Der Sonnabend fiel aus. Dagegen wurde der Sonntag ausgiebig genutzt. In aller Frühe schon verließ die Kavalkade, der Ljuba sich nicht anschloß, den Hof. — Man frühstückte nach dem Ritt in Ramin, von wo das Auto die Wustermarker zurückbrachte. Zum Essen trat Swantus bei seinem Bruder an, wo er mit Mutter und Braut zusammentraf. Am Abend setzte man das Essen bei der Mama fort. Eliza schien heiter, mehr und mehr an die Mama angeschlossen, die sie rührend und zärtlich umsorgte. Zu Ljuba schien sie keine Stellung zu finden. Sie äußerte sich sogar einige Male abfällig: Ljuba sei oberflächlich und herzenskalt. Wie könne man einer Frau wie der Mama kühl und unfreundlich gegenüberstehn? — Swantus entgegnete eifriger, als ihm lieb war, daß beide eben durchaus heterogene Naturen wären, daß die Mama leider über ihr Ausländer-Vorurteil nicht hinwegkomme. „Ljuba ist zwar nicht unfreundlich gegen ihren Mann," sagt Eliza, „aber so sonderbar fremd und kalt. Man schrickt geradezu zusammen, wenn sie ihn anredet . . ."

„Sie verstehen einander nicht," antwortet Swantus. — „Könntest nicht du sie beeinflussen?" fragt Eliza.

Ach, das ist wirklich ausgezeichnet, nun fängt auch seine Braut an, ihm diese gefährliche Aufgabe aufzuladen . . .

„Vielleicht müßte man eher Christoph beeinflussen," sagt er. — „Glaubst du denn, daß er Schuld hat?" fragt Eliza in vorwurfsvollem Ton.

„Schuld haben, Eliza! Was meint man schließlich damit. Darauf kommt es wohl gar nicht an," antwortet er. Eliza starrt ihm ins Gesicht. — „Wie, man sollte heiraten dürfen, und dann hat man sich's einfach anders überlegt und kümmert sich nicht um seinen Mann? . . ."

„Aus dir redet die Mama," antwortet Swantus.

„Ja, ich leugne nicht, daß sie mit mir darüber gesprochen hat," sagt Eliza. „Aber ich würde auch ohnedies so denken."

„Wie? Was meinst du?" antwortet Swantus erregt. „Sie liebt ihn nicht. Begreifst du das? Seine Zärtlichkeit stößt auf herbe Ruhe — seine Anmaßung auf Kälte — sein Begehren auf Widerwillen —"

Eliza tritt zurück und betrachtet erschrocken ihn, der außer sich vor ihrem Gesicht die erhobenen Fäuste schüttelt. —

Er hat vergeblich versucht, den Eindruck dieses unvernünftigen Ausbruchs abzuschwächen. Er entschuldigt sich: ein Mißverständnis liege vor. Er sei gereizt gewesen, weil seine Mutter ihm wiederholt schon dies alles vorgehalten habe . . .

Eliza hört ihn ohne Widerrede an. Als er nichts mehr vorzubringen weiß, sagt sie nur diese Worte: „Sie hat auch dir das Herz vergiftet, genau wie deinem Bruder . . ."

Swantus hat unter dem Vorwand dringender Geschäfte sich eine Weile von Wustermark ferngehalten. Aber zweimal schon hat Blum den Diener seiner Mutter — sie selber haßt das Telephon — mit diesen Ausflüchten abgespeist. Zu guter Letzt kommt Blum bestürzt ins Zimmer und meldet, daß die Frau Gräfin heut nachmittag zum Tee angemeldet worden sei. „Die Komteß kommt nicht mit, scheint es," fügt er zögernd hinzu.

Seine Mutter ist erregt, er merkt es deutlich an der Blässe ihres Gesichtes, als sie eintritt. Sie wirft keinen Blick auf Blums schön hergerichteten Teetisch; sie geht gerade auf die Sache los. „Was gibt es zwischen dir und deiner Braut?" Er antwortet, daß einige Äußerungen, die Eliza getan habe, ihn verstimmt hätten. Belanglosigkeiten an sich, gewiß. Aber, da er nun einmal in gereizte Stimmung geraten sei, habe er geglaubt —

„Um was handelt es sich denn?" fragt seine Mutter. „Nun," antwortet Swantus, „sie sprach etwas vorlaut und abfällig über Christoph und Ljuba." — „Auch abfällig über Christoph?" fragt seine Mutter mit ausdrücklicher Betonung.

„Ich glaube," antwortet Swantus verbissen, „daß es besser wäre, dies Thema zu verlassen." Seine Mutter sieht ihn kalt an und nimmt schweigend ihren Tee. Swantus

Digitized by Google

beginnt irgend etwas zu erzählen; es dauert aber nicht lange, so hat sich die Schlange in den Schwanz gebissen; man ist wieder bei Eliza angelangt. Indessen wählt seine Mutter jetzt einen milderen Ton, berichtet von Elizas Niedergeschlagenheit. Daß die bewußten Äußerungen wohl nicht so von ihr überlegt worden wären. Daß er unbedingt seiner Braut entgegenkommen müsse. — Ja, so ungefähr redet die Mama noch eine Weile auf ihn ein und schließlich fordert sie ihn auf, das Kriegsbeil zu begraben.

Beim nächsten Besuch ist Eliza noch sehr betreten. Sie streichelt heimlich unter dem Tisch seine Hand — hat gerade für ihn eine besonders schwierige Sauce, die sie bei der Mamsell gelernt hat, gerührt, schafft wahre Ströme davon auf seinen Teller, und schließlich, weil er immer noch nicht aus sich herauskommt — er kann eben nicht, sein Mund ist wie zugeklebt — „War es denn so schlimm, Swante? Ich hab's gar nicht so böse gemeint. Ich war auch ein bißchen eifersüchtig."

— Das also? Freilich, es ist nur ganz nebenbei gesagt worden. Und ist doch das Schlimmste von allem ...

Er war also schon erkannt! Was er selber kaum noch wußte, die anderen hatten es längst durchschaut. Nun lag sein Herz im Glaskasten ...

Seine Mutter hat Eliza wieder nach Haus gebracht. Der Abschied war verlegen und unsicher. Auf der Fahrt zur Bahn sprach eigentlich nur die Mama schnell und erregt. Er selbst versuchte ein paar Scherze, die reichlich matt ausfielen, Eliza lächelte befangen. Und mehrmals fühlte er die unruhigen Blicke seiner Mutter auf sich.

Ein paar Tage nach Elizas Abreise besucht er seine Mutter, die eben aus der Stadt, bis wohin sie Eliza begleitete, zurückgekehrt ist. Er merkt ihr eine betroffene, unruhige Stimmung an. Sie erzählt ein paar Späße über Elizas Mutter, mit der sie zusammentraf ... „Elizas Eltern sind ungehalten, daß du ihre Tochter zu so langem Warten veranlaßt hättest," sagt seine Mutter. „Sie wünschen die Heirat noch in diesem Jahr." Swantus antwortet, dies sei die Angelegenheit der Brautleute und nicht der Eltern. „Was aber ist der Grund, daß du es immer wieder auf die lange Bank schiebst?" fragt seine Mutter.

Swantus schweigt. Als kaum noch eine Antwort erwartet wird, gibt er zurück, daß er bitte, eine Zeitlang dies Thema nicht zu berühren. Er sei seiner selbst noch nicht sicher und werde in kurzer Zeit antworten.

Seine Mutter ist sehr bestürzt, man merkt es ihr an. Sie redet nicht mehr davon, aber sie redet auch von nichts anderem. Sie sitzen einander stumm gegenüber, und schließlich macht Swantus ein Ende und verabschiedet sich, weil er in Geschäften noch seinen Bruder aufsuchen wolle.

Christoph ist nicht zu Haus, muß aber bald zurückkommen. Er wird von Ljuba eingeladen, mit ihnen zu Abend zu essen, und sie erzählt heiter von den großen Festen zu Haus, die sie kürzlich mitgemacht hat. Wie das ganze Land auf den Beinen war, um ihren Vater zu feiern. — „Ach, so schön war es in der Heimat," sagt sie verklärt. „Und ich wäre nie weggefahren, wenn der Papa es nicht verlangt hätte." Swantus stutzt — sie machte doch eigentlich einen frohen und zufriedenen Eindruck ...

„Hier," sagt Ljuba und zeigt auf die Taxuswand des französischen Gartens, — „hier habe ich es dir gesagt, weißt du noch?" Er gibt keine Antwort. „Sag' mir doch, Swantus," fährt sie unruhig fort, „daß es nun genug ist, und daß ich getan habe, was ich dir versprach ..."

Er bleibt stehn, faßt mit beiden Händen in die harte Taxuswand und schüttelt die Zweige: „Laß mich in Ruh," sagt er. „Was ich dir angeraten habe, war Wahnsinn. Aber nun schweigen wir davon ..."

„Wie? Wahnsinn — warum?" schreit Ljuba ihn an.

Sie hören Christophs Schritte.

Nach dem Essen sitzt Swantus mit seinem Bruder allein. Auch dieser bringt die Rede auf die Heirat, welche zu allgemeinem Erstaunen mehr und mehr hinausgeschoben werde. Er wundere sich geradezu, sagt er mit einem unschönen Lächeln, daß die Familie der Braut sich dies gefallen lasse. Swantus erwidert hitzig, dies sei durchaus Sache der Familie Brühl. Im übrigen möge Christoph sich nur nicht aufregen. Alles gehe seinen Gang. — Christoph merkt, daß er sich etwas zu weit vorgewagt hat, entschuldigt sich damit, daß die Mama ihn ins Vertrauen gezogen habe, und wechselt das Thema.

— Eigentlich ist Swantes Entschluß im Herzen längst gefaßt, und es wird Zeit, daß er sich dessen bewußt wird. Warum soll er sich von anderen ein fremdes Schicksal umhängen lassen ...

Nimm doch die Glaskugel in die Hand, und wirf sie zu Boden! Soll sie zerbrechen, ehe du zerbrichst —

Es bekümmert ihn, daß er Eliza kränken muß, gewiß. Aber nicht heute wird er schuldig, er ist es längst. Damals begann es, da er läppisch wie ein alberner Junge sich bei Musik und Flieder und Sternennacht hinreißen ließ ...

Wie wird seine Mutter dies aufnehmen?

Digitized by Google

Figurengruppe. Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch
(Kunstausstellung Dresden 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

— Jetzt weiß er auch das: Steif — die Augen kalt auf seine gerichtet, schnell aufgesprungen vom Sessel, um dieses Unerhörte aufrecht zu bekämpfen, hörte seine Mutter ihn an. Noch schweigt sie. Aber kaum hat er mitgeteilt, daß er — das Gut einige Jahre dem Verwalter und der Kontrolle seines früheren Chefs überlassend — beabsichtige, das russische Projekt praktisch anzugreifen — als sie mit zornigen Vorwürfen ihn überfällt. So also fasse er Pflicht auf und Treue und gegebnes Wort. Das müsse sie erleben, daß er, während der andere Sohn, obwohl unglücklich, an Trennung nicht denke, er seiner Braut in schmählicher Weise die Treue breche. — Er bedaure es gewiß, antwortet Swantus. Es sei nicht zu entschuldigen, daß er sich damals nicht ernster geprüft und zur Verlobung durch unklare Stimmungen habe verleiten lassen. Aber besser nun ein Ende — als offne Heuchelei. „Du müßtest mich doch verstehn," fleht sein Herz zu seiner Mutter, „du — da du selber Ähnliches erlebtest. Wäre es nicht viel besser für dich gewesen, mein Vater hätte sich anders entschieden?"

„Wie?" schreit seine Mutter ihn zornig an, „besser? Niemals. Wagst du seine Handlungen zu bekritteln? Ich verbiete es dir —"

— — — — — — — — — —

Ach, es hat keinen Sinn, weiter zu reden. Alles ist Aufruhr. Der Strom zerriß die Dämme —

— — — — — — — — — —

— Er meldet sich nicht an bei Elizas Eltern, sondern bittet sie selber um eine Zusammenkunft. Er will nicht feige sein und das Ganze mit einer jämmerlichen Epistel abtun, wie es das Bequemste wäre. Eliza scheint — ihre Antwort läßt es fühlen — zu wissen, was er vorhat.

In einem Ausflugsort vor der Stadt treffen sie zusammen. Ein Spaziergang wird vorgeschlagen. Die Wälder sind herbstlich rot, die Luft noch warm; sie gehen am Ufer entlang, und grau — geglättet wie von fleißigen Händen — fließt der Strom neben ihnen.

Eliza nimmt seine Worte ruhig und gehalten auf. Als er ausgesprochen hat, daß er sie nicht liebe, wie es notwendig sei, um ein Leben zusammen zu wagen — als er das von der Seele hat und schweigt, nimmt sie seine Hand in ihre, und so gehn sie weiter.

Er erfährt von ihr, daß sie es lange wußte und darum betrübt war, als gar kein Grund vorzuliegen schien. Daß seine Zärtlichkeiten sie beunruhigten — seine wilden Gesten sie erschreckten — darum — darum.

Wirklich, sie gehn Hand in Hand, und so trennen sie sich auch. Nur dies: wegen der Dresdner Klatschbasen wird man den Eltern sagen, Eliza habe die Verlobung selbst aufgehoben.

— Zum erstenmal im Leben ist Swantus allein. So ganz und gar, daß er froh ist, seinen Jagdhund zu streicheln, der zärtlich die Nase an seiner Hand reibt und besonders des Abends sich dicht an ihn herandrängt. Er spricht sogar mit dem Hund. Er beschwert sich bei ihm. Er hält ihm vor, daß man es niemandem könne recht machen. Daß sein Herr ein ganz windiger Bursche sei, von dem sich die Frau Gräfin in Wustermark abgewendet habe, weil er sich nicht unter die Haube bringen ließ. — Der Hund wedelt freundlich und verlegen und sieht ihm klug in die Augen und versteht kein Wort. — Ach, alter Kerl, dein Herr sehnt sich so. Hast keine Ahnung, was? Verstehst nicht, wie das zugeht, wenn sich das Herz im Leibe umdreht. Läufst einfach los, wohin du magst.

Er ist wenigstens wieder frei und sein eigener Herr. Das Unheil hat er abgewendet.

Da man nicht weiß, was anfangen, wenn die Arbeit getan ist, fährt man hier und da zur Stadt, setzt sich zwischen die Nachbarn und putscht ein bißchen gegen allerhand Rückständigkeit und neuen Unfug. Die meisten kennen einen gar nicht und fangen fürchterlich zu schimpfen an über die Dickköpfe wie der Stolberg in Premnitz und der Werther in Wustermark. Denen gehöre ein Berg schlesischer Kohle und Fabriken und Gott weiß was. Da könnten sie freilich wirtschaften und immer, wenn es was zu bewilligen gäbe, nickten sie mit dem Kopf wie die Pagoden, denn ihre Taschen wären voll, und woher die anderen, die nur ihre Sandklitsche besäßen, das Geld nähmen, das wäre diesen Herren höchst einerlei. Und so einig wird Swantus mit dem dicken, rotbäckigen Domänenpächter aus Wefelow, daß jener sich verschwört, bei den nächsten Kreiswahlen ihn, und für den Landtag erst recht ihn auf die Liste und zur Wahl zu bringen, damit endlich einmal ein Kopf hineinkomme.

Auch Job Witzenhausen sucht eines Tages hier in aufdringlicher Weise seine Bekanntschaft und bringt nach allzu kurzer Respektfrist das Thema auf Ljuba und den Bruder. Swantus läßt ihn ruhig reden und hört verbissen zu. Als der andere dreist wird und mit einem üblen Lächeln anfängt, Ljubas Schönheit zu preisen, wirft Swantus, schon ein wenig erregt von Hitze und Wein, ihm ein paar Grobheiten an den Kopf und läßt ihn stehn.

Die Russenkommission hat leider nicht warten können, bis der Herr auf Ramin seine Familienangelegenheiten im reinen

Digitized by Google

hatte. Sie ist seit Wochen schon auf den Rädern, und hin und wieder kommen von Kapherr Nachrichten in lapidarer Kürze. Man hat Swantus klargemacht, daß jetzt in Rußland der weiße Winter kommt, und er besser täte, das Frühjahr abzuwarten ...

... Aus Wustermark kommt kein Ton. Blum, der immer Bescheid weiß, erzählt, daß die Frau Gräfin im Winter abwesend sein werde, und darum lüde sie jetzt wie üblich die Gäste zu den Diners ein. Den jüngeren Sohn übergeht man, wie es scheint. — Er bekam freilich von Christoph eine Jagdeinladung und entschuldigte sich mit Geschäften außerhalb. Seine Mutter fährt auffallend viel herum in der Nachbarschaft nach Blums Berichten. Sie will vorbeugen, den Hergang des Ganzen so dargestellt wissen, wie es ihren Intentionen entspricht, er weiß das wohl. Und wahrscheinlich ist nun diese so pompös eingeleitete, zurückgegangene Verlobung das Thema für die Winterunterhaltungen ...

Sein Domänenpächter fängt auch davon an; sitzt hinter seinem Rheinwein, der hier wahrhaftig immer noch in bester Qualität zu haben ist, hat eine dicke Zigarre im Mund und lobt ihn, daß er kurzerhand Schluß gemacht habe, da es offenbar nicht das richtige gewesen sei.

„Kümmern Sie sich weiter nicht um die Mama," sagt der Zechgenosse. „Der hat es eben gepaßt, weil das auch eine gräfliche Familie war und Geld dabei. Ihr Vater, ich hab' ihn gekannt, er paßte ja nicht recht hierher, das sage ich Ihnen ganz offen — ja also, der hat's so gemacht, und hat der Familie zuliebe geheiratet, na und was daraus geworden ist, Sie wissen's ja." Er schlägt zur Beteuerung die Faust auf den Tisch, daß die Gläser erschrocken anspringen. — „Er hat nicht hergepaßt," fährt der andere fort. „Obwohl er in den Versammlungen, was es auch war, immer obenauf gewesen ist. Aber ein Landwirt war er eben nicht."

Er schweigt, aber Swantus weiß aus Erfahrung: dies Schweigen ist trügerisch. Jetzt wird es erst richtig losgehn. Jetzt kommt zuverlässig die Geschichte, warum sein Vater kein richtiger Landwirt war, nämlich ... Und dann gibt es vor einer Stunde keine Gelegenheit, um das Weite zu suchen, und also erhebt er sich schnell mit der Ausrede, daß zu Haus sein Inspektor zur Besprechung bestellt sei, drückt dem redseligen Herrn die Hand und geht.

Er ist spät nach Hause gekommen, da er noch einen Nachbarn aufgesucht hat, mit dem politische Fragen zu besprechen waren. Er hat gegessen und steht im kleinen Kabinett neben seinem Arbeitszimmer am Pult. Die Karte von Ramin liegt vor ihm ausgebreitet. Sein Auge faßt die kleinen mathematischen Figuren, die, je nach ihrer Farbe, Fichten-, Kiefern- oder Eichenbestände vorstellen, stellt die Bäume auf — hier mußte die Axt hinein, die geraden, wüchsigen Eichen freimachen von dem quälenden Unterholz — ihre Krone sucht das Licht —

Es klopft — Blum meldet: „Die Frau Gräfin." — Swantus fährt ganz erschrocken herum. „Wie? So spät? Meine Mutter?" Der Diener tritt zur Seite — Ljuba kommt auf ihn zu. „Um Gottes willen, was ist geschehn, Ljuba?"

Er hält sie bei der Hand, die sie schnell zurückzieht, so daß ihr Arm schwach zur Seite fällt. „Nichts, gar nichts. Sie sind alle gesund," antwortet sie.

„Ja, aber du?"

Ljuba lacht auf. „Gewiß, es ist ungewöhnlich, ich weiß. Aber nicht immer kann alles auf die gewöhnliche Weise abgehn ..."

Sie schweigen. Swantus schiebt ihr ein Kissen unter und legt eine Decke über sie. Er setzt sich neben sie. „Was ist denn geschehn? Warum kommst du?" fragt er.

Ljuba antwortet nicht. Sie starrt, als ginge es sie gar nichts an, still und gerade vor sich hin. Lange danach wendet sie das Gesicht ihm zu, und sieht ihm in die Augen. „Ich muß dir wohl Bescheid geben," sagt sie. „Gut. Ich habe deinen Bruder verlassen und ich werde niemals zu ihm zurückkehren. — Ach — rede nichts dazwischen. Es hilft nichts. Ich kann dir nicht in Minuten erklären, was während eben so viel Jahren vor sich gegangen ist ..."

Swantus faßt nach ihrer Hand — „Ljuba, liebe," sagt er leise. „Es geht nicht, daß du hier bleibst." Sie zieht ihre Hand zurück und sieht ihn zornig an. „Geht es nicht? Nein? Soll ich jetzt in der Nacht in ein abscheuliches Gasthaus gehn, bloß damit eure kindische Konvention gewahrt bleibt? — Diese Fratze, der ihr alles hinwerft. Oh, ich kann hinausgehn — wenn du mich nicht willst — gewiß." — Sie springt hoch. Er hält sie erschrocken auf. Er redet unruhig auf sie ein und merkt, während des Sprechens, daß er sich sinnlos im Kreise dreht. — Was schwatzt er eigentlich? Hat er nicht selbst tausendmal gewünscht, sie möge frei sein, ohne Fessel, um ihm gehören zu können. Hat er nicht tausendmal, vor der eigenen Tollheit erschrocken, alle Ereignisse herangezogen, die hierzu verhelfen könnten? — War sogar vor dem Gedanken, daß sein Bruder sterben könnte — ach, wozu heucheln und beschönigen — sogar vor dem entsetzlichen Gedanken, daß er, er seinen Bruder töten könnte, war er nicht er-

Digitized by Google

blaßt. Er hatte ihn ausgedacht und verworfen ...

„Ich bin müde," sagt Ljuba. „Ich will schlafen gehn." — „Ich müßte doch zum wenigsten der Mama mitteilen, daß du da bist, nicht wahr?" fragt Swantus. Sie ist aufgestanden: „So, müßtest du?" fragt sie höhnisch zurück. „Und was glaubst du, würde geschehn? Sie würde auf der Stelle ins Auto steigen und in einer Viertelstunde hier vor uns stehn, deine Mutter, und verlangen, daß ich mit zurückkäme, und ich würde ohne irgendeinen Zweifel das ablehnen und du, du großer Held, du würdest dazwischen stehn und nicht ein noch aus wissen. — Du hast niemals ein hartes Wort zu deiner Mutter gesagt, und wenn du es bei dieser Gelegenheit tätest, so würdest du das nachher bereuen und du würdest es mir auf die Seele laden. Aber ich kann nichts Böses ertragen von dir —"

Das ist zu viel, um es so schnell zu erfassen. Was sagte sie? ‚Ich kann nichts Böses von dir ertragen ...'

Was bedeutete das — wenn nicht das eine, das er leidenschaftlich gewünscht hatte.

„Aber sie werden denken, daß dir etwas zugestoßen ist," sagt er. „Sie werden sich ängstigen." Ljuba lehnt sich zurück und schließt die Augen. „Sie werden sich nicht lange ängstigen," sagt sie; — ein Lächeln kommt auf ihr Gesicht und schwindet wieder — „Morgen geh' ich fort und in die Heimat. Dann hast du die Bahn frei." Sie steht auf, sagt Gutenacht und verläßt langsam das Zimmer.

Gute Nacht? Nein, gewiß nicht. Eine wahnsinnige Nacht, in der er durch alle Feuer der Hölle rennt, erlebt Swantus. Nicht lange und er hört das Auto auf dem Hof, und an der Haustür tritt ihm — von dem besorgten Blum benachrichtigt — sein Bruder entgegen. Ohne sich umzusehn läuft Christoph in das Arbeitszimmer, wo Ljubas Pelz und Hut liegen. Als Swantus eintritt, wendet sein Bruder, weiß wie die Wand, sich zu ihm um und fordert Auskunft über Ljubas Verbleib. Swantus fühlt die Erregung, die ihn überfiel, als er Christophs Wagen hörte, erstarren, vereisen, sich verwandeln in Ruhe und Entschlossenheit. Er verschließt die Tür und nimmt den Schlüssel. Die Fensterläden sind geschlossen — kein Hinaus. Er geht auf seinen Bruder zu und unmittelbar vor ihm stehend, sagt er, daß Ljuba im Hause sei, hier zu ruhn und morgen in ihre Heimat abzureisen wünsche.

„Machen wir keinen Lärm," fügt er hinzu. „Stören wir sie nicht."

Sein Bruder zieht die Lippen verächtlich zusammen. „Wenn meine Frau die Scheidung und in diesem Zusammenhang die Trennung von mir wünscht, so ist das ihre Sache, sie hat oft genug damit gedroht. So werde ich sie morgen zur Bahn geleiten. Heute wird sie zu mir zurückkehren. Man rennt nicht in der Nacht aus dem Haus."

„Ach was," schreit Swantus. „Man tut dies und das, gewiß. Hast du noch nicht heraus, daß Ljuba tut, was sie tun muß, und daß sie keineswegs die Sachen so anfaßt wie meinetwegen Frau von X. und Frau von Y. auf den Gütern ringsum."

„Allerdings zu meinem Leidwesen habe ich das gemerkt," antwortet Christoph mit kalter, widerwilliger Stimme. „Genug Gerede. Welches Zimmer bewohnt meine Frau?" fährt er fort und schreitet auf die Tür zu. „Ich schloß zu," sagt Swantus. Christoph sieht ihn erschrocken an — der Mund steht offen, seine Augen erweitern sich. — „Öffne," sagt er drohend.

Sein Bruder ist außer sich; Swantus sieht es. Es wäre Wahnsinn ihn zu reizen. Hier kann nur Ruhe und Verstand helfen, nicht Leidenschaft. „Ich versichere dir, daß nichts geschehen ist," sagt Swantus ruhig und überlegen. „Sie kam, ich bat sie zurückzukehren, was sie ablehnte. Sie saß etwa zehn Minuten dort auf dem Sessel und sprach mit mir davon. Dann erhob sie sich und ging, ohne mir die Hand zu reichen, hinaus. — Ich weiß selber nicht, welches Zimmer Blum, der sie anmeldete, ihr gegeben hat." — Es war alles verständig und geordnet herausgekommen. Vielleicht würde Christoph sich beruhigen.

„Öffne," sagt sein Bruder und schiebt sich langsam vor, um den Ausgang zu gewinnen. Swantus tritt zurück und lehnt den Rücken gegen die Tür. Sie starren einander in die Augen. Plötzlich vollführt sein Bruder eine rasche Bewegung. Swantus kommt zuvor — sie halten einander gepackt.

Swantus stemmt die Füße fest und wirft sich gegen die Tür. — Dann dreht er sich schnell herum, und es gelingt den andern loszuwerden. Er nimmt die erste Stellung wieder ein. Jetzt ist es aus mit der Ruhe. Sein Herz pocht dröhnend im Hals. Der Atem geht in Stößen. „Wir sind keine Jungen mehr," brüllt er.

Wenn Christoph stärker wäre! Er scheint noch ganz gesammelt. Sein Herz spielt ihm keine Streiche. Wenn jener ihn überwände —

Wirklich, von neuem packt ihn sein Bruder, reißt ihn seitwärts und wirft die Schultern mit aller Gewalt gegen die Tür. — Aber die Tür hält.

Draußen werden Schritte hörbar und

Digitized by Google

Sprechen: Ljuba, die der Alte herbeigeholt hat. Sie verlangt Einlaß.

Christoph tritt ins Zimmer zurück. Swantus öffnet. Er wird niemals die schöne und stolze Geste vergessen, mit der sie eingetreten ist ... „Ich wurde zu Hilfe gerufen," sagt sie. „Es scheint, Christoph, du bedrängst deinen Bruder, weil er mich nicht hinausgeworfen hat, als ich kam."

„Komm," antwortet Christoph. „Wir wollen nach Hause. Der Wagen wartet."

„Ich habe dir gesagt, daß dein Haus mich nicht wiedersehn wird."

„Du kannst es morgen verlassen," antwortet Christoph.

„Es ist hier nicht die Rede von dem, was ich kann, sondern von dem, was ich will," gibt Ljuba zurück.

„Ich möchte mit meiner Frau einige Worte allein sprechen," sagt Christoph und sieht Swantus herausfordernd an. — Swantus schüttelt den Kopf und bleibt stehn.

„Du kannst ruhig gehn; ich fürchte mich nicht," sagt Ljuba. Sie geht langsam zu dem Sessel, auf dem sie am Abend gesessen hatte, zieht die Decke über die Knie und schließt die Augen.

Soll Swantus sie mit Christoph allein lassen? Was wird geschehn? Wird Ljuba die ganze Nacht dasitzen mit geschlossenen Augen?

„Ich bat dich, uns allein zu lassen," beginnt von neuem sein Bruder.

„Ich werde es tun, wenn du dein Wort gibst, daß die Tür offen bleibt, und daß du Ljuba nicht beleidigst," antwortet Swantus. Sein Bruder tritt drohend auf ihn zu. Wie es kam — wie — er weiß es nicht — auf einmal war ihm, als mache sein Bruder eine schnelle Bewegung auf ihn zu — wollte er ihn anpacken, oder zur Tür drängen vielleicht —

Swantus parierte. Sie rangen. Zum Teufel — der andere war stärker, wie es schien. — Eine kurze Sekunde sieht Swantus sein weißes, verzerrtes Gesicht über sich —

Er sieht Ljuba aufspringen — ein kurzer, spitzer Knall. Christoph, am Arm getroffen, läßt von ihm ab. Eben noch gelingt es Swantus zur Seite zu springen. Sein Herz tobt — und setzt plötzlich aus — seine Arme finden gerade noch halt an der Zimmerwand — hinter ihm fällt das große Krönungsbild klirrend zu Boden —

Mitten im Zimmer steht Ljuba.

„Ein sehr tückischer Überfall war das," sagt Christoph. „Sitten und Gebräuche vom Balkan."

Ljuba nähert sich ihm. „Sollte ich ihn im Stich lassen, da er mich zu schützen unternahm?" fragt sie. Christoph geht langsam auf die Tür zu. Hier wendet er sich zu Swantus um.

„Du wirst mir Genugtuung geben."

Was für eine oft gelesene, törichte Redensart. Swantus nickt.

Christoph fährt unerwartet auf ihn los. „Habt ihr mich betrogen?" schreit er wütend. „Kam daher Ljubas Zurückhaltung?"

Swantus bringt Erklärungen vor, um ihn zu beruhigen. — Es scheint, daß Christoph zuhört, gierig glauben möchte —

„Ich liebe deinen Bruder," sagt Ljuba laut und bestimmt. „Aber er hat niemals ein Wort zu mir gesagt —"

Christoph geht hinaus.

Einen Augenblick zögert Ljuba, sieht Swantus an, zögert. Dann folgt sie dem Vorausgehenden . . .

Es ist noch sehr früh, als am andern Morgen der Wagen seiner Mutter vorfährt. Er geht ihr nicht entgegen, wie stets. Er öffnet nicht einmal die Tür. Er fühlt sich so vollkommen losgelöst von allen Zusammenhängen, daß er kaum daran denkt.

Seine Mutter tritt ein. Auf ihrem Gesicht steht Zorn geschrieben, Verachtung, Abscheu, er sieht es wohl. Er sieht auch und es schmerzt ihn noch mehr, daß sie mühsam die Stimme beherrscht, — da sie ihn fragt, ob er bereit sei, seines Bruders Verzeihung zu erbitten . . . Swantus achtet nicht einmal genau auf ihre Worte; betroffen hört er, daß die Stimme leiser wird und versagt . . .

Verzeihung? Sagte seine Mutter das? Will sie wirklich ihn dem Älteren vorwerfen zum Fraß? Denkt sie durch Demütigungen den Abgrund zuzuschütten? — „Ich brauche seine Verzeihung nicht," antwortet er, „und ich habe keinen Grund, darum zu bitten —"

„Also du bist ganz unbeteiligt an dieser taktlosen Liebeserklärung — nichts tatest du dazu. Sie verfolgt dich damit?"

„Sprich nicht so," sagt er schnell und erregt. „Warum treibst du mich in Konflikte?"

„Du rufst sie hervor," antwortet seine Mutter. „Allein du. Warum hast du nicht Christoph mit seiner Frau allein gelassen? Warum warfst du dich zu ihrem Beschützer auf?"

„Muß ich nicht den schützen, der in meinem Hause Zuflucht sucht?" antwortet Swantus erregt. „Seht ihr denn nicht, daß ich Ehre und Treue nicht hinwerfen kann um euretwillen? Begreifst du nicht, Mutter, daß ich nicht wert wäre zu leben, könnte ich nicht einmal die Frau schützen, die ich liebe?"

„Also doch, du gibst es zu," sagt seine Mutter kalt. „Und es tangiert nicht das, was du Ehre und Treue nennst?"

Digitized by Google

„Nein, denn ich habe mir alle Mühe gegeben. Ich habe gekämpft gegen dieses Gefühl. Ich habe bis zur Selbstzerstörung gekämpft. Soll ich dir wirklich all diese Quälereien schildern?"

„An das, was dein Bruder erlebt hat, dachtest du nicht," antwortet seine Mutter. „Und mit keinem Gedanken dachtest du an mich. Werde ich niemals dahin kommen, wo andre wie selbstverständlich anfangen, daß ich mein Haus in Frieden und Glück sehe. Warum diese unerhörten Erlebnisse mir?"

Swantus schweigt. Soll er, kann er hier sein Herz offenbaren? Würde es möglich sein, seiner Mutter zu vermitteln, was er getan hat, um zu unterliegen? Wie er immer wieder von neuem die Frau, die er liebte und für sich hätte gewinnen sollen, seinem Bruder in die Arme jagte?

„Nun, und was hast du vor?" fragt seine Mutter. „In welcher Weise denkst du die berechtigte Empörung deines Bruders zu versöhnen?" — Er schweigt. Aber seine Mutter scheint nicht gesonnen, ihr Vordringen aufzugeben. „Christoph ist völlig im Recht," fährt sie fort. „Er ist der Angegriffne. Er ist es, der Ehre und Ansehen der Familie hochhält, die jene in den Schmutz zerrt. Ich stehe vollkommen auf seiner Seite und werde die Konsequenzen ziehn. Das wollte ich dir sagen . . ."

„Immer hast du auf seiner Seite gestanden, immer," schreit Swantus außer sich. „Ach, lebte doch mein Vater, daß er euch aufhalten könnte in eurem Wahnsinn. Was soll ich denn tun? Ihr seht doch, daß ich tat, was ich konnte . . ."

„Du meinst also, daß ich auch noch dies erleben muß, daß meine Söhne aufeinander schießen. Ja, meinst du das," sagt seine Mutter und will weiterreden, aber ihre Stimme geht in Tränen unter.

Swantus sieht es und schweigt. Zu jeder Stunde seines bisherigen Lebens würde er von diesem Anblick ergriffen worden sein. Heute ist sein Herz bitter und stumm . . .

— — — — — — — — — —

Swantus ist allein. Er weiß, daß Ljuba an dem Tag, als seine Mutter bei ihm war, das Haus verlassen hat. Er weiß, daß die Wunde an Christophs Arm ohne Bedeutung war und geheilt ist, und daß man bereits von den Vorfällen redet. Er erfuhr das alles von Blum, der es ihm in einer eindringlichen Art zuträgt, und immer dabei die Sache so zu drehn versteht, als wisse Swantus es längst aus erster Quelle.

Ein langer, ausführlicher Brief, den er — den Eindruck seiner Mutter im Herzen — an Christoph geschrieben hat, blieb unbeantwortet. Er bereut längst, daß er es tat. Nichts von Apologie, nichts von Weichheit ist in ihm. Sein Herz ist voll Bitterkeit.

‚Ich stehe auf seiner Seite!' Ja natürlich. Immer war der Ältere ihr liebster Sohn. Hatte nicht Christoph wirklich mehr von den Werthers: Das großartige Auftreten; die innere Sicherheit, die niemals Zweifel zuließ über das, was man tat. Die Sorge um den glatten und normalen Verlauf der Dinge, da jedes Geschehnis außerhalb der gewöhnlichen Bahn dem Ansehn, der Wertschätzung abträglich war . . .

Ja gewiß. Sie wußte mit dem jüngeren Sohn nicht viel anzufangen. Sie hätte ohne Bedenken seine Zukunft und sein Glück für Ruhe und Wohlergehen des Älteren hingegeben. Nein. Er würde nicht unterliegen. Er würde diesen Handel nicht mitmachen. Wollte sein Bruder die kindische Komödie eines Duells mit ihm aufführen — gut dann. Er tat keinen Schritt dafür und keinen dawider —

Auch das trägt Blum ihm zu, daß seine Mutter erkrankt sei und schon mehrere Tage zu Bett liege. Der gute Alte sieht ihn ernstlich erschrocken, erkundigt sich genauer und erfährt, daß anscheinend eine Influenza vorliege und der Arzt mit der Herztätigkeit nicht zufrieden sei.

Swantus ruft seinen Bruder ans Telephon. Es heißt, der Herr Graf sei ausgegangen. Er versucht es am Abend erneut. Christoph läßt sagen, daß er wegen Geschäften unabkömmlich sei —

Swantus versucht auch das noch: Er fährt nach Wustermark zu seiner Mutter. Aber nun auf einmal hat sein Bruder Zeit. Er empfängt ihn am Haus — ganz eisige Verschlossenheit — und hat nur die Absicht, ihm auszurichten, daß seine Mutter ihn nicht zu sehn wünsche. Swantus sieht ihn verächtlich an und schiebt sich an ihm vorbei —

Seine Mutter liegt zu Bett. Sie faßt die Züge zusammen, als er eintritt, er merkt es wohl. Die blassen Hände, die auf der Decke liegen, krampfen sich zur Faust. „Verzeih," sagt Swantus, „daß ich unangemeldet komme. Christoph wies mich ab. Ich wollte dich sehn —"

„Er tat recht daran," antwortet seine Mutter.

„Wolltest du damit andeuten," fährt Swantus fort, „daß du mich nicht sehn willst?"

Was sagt er da? Warum stellt er so unerhörte Fragen? . . .

„Ja," antwortet seine Mutter ohne zu zögern. Er nähert sich dem Bett, um ihre Hand zu fassen. Mit einer eiligen Bewegung

Digitized by Google

zieht sie die Hand an sich und verbirgt sie unter der Decke.

Seine Füße tragen ihn zur Tür . . .

— — — — — — — — — —

Wieviel Tage sind eigentlich vergangen, nachdem er diese Heimkehr erlebte? Was hat er seitdem unternommen? Ist es nicht am Ende ganz gut, daß nun die Dinge klar liegen? Er wird sich allmählich an diese neue Rolle gewöhnen, der verlorene Sohn zu sein, dem man zum Abschied nicht einmal die Hand hinstreckt. Man hat das mit Lumpen und Spitzbuben gemein. — Das einzig Dumme daran ist, daß man es nicht lassen kann, sich darum zu grämen . . .

Seine Mutter liegt krank und verwehrt ihm den Eintritt. Ist es möglich, so voll Haß ist ihr Herz? So sehr nimmt sie für sich selber Partei und gegen ihren Sohn . . .

Ach, lächerlich war dieser Anblick: Christoph als Wächter vor seiner Mutter Tür. Ganz erfüllt von der Erhabenheit dieser Aufgabe. Wie oft hatte nicht er, der Jüngere, für den Älteren gebeten und vertuscht. Nun stand jener da mit dem Flammenschwert —

Schüttle dieses alles von dir, mein Freund. Sei endlich du, und nicht mehr Sohn und Bruder. Du bist nicht, was sie aus dir machen wollen und niemals machen können. Sie wollen nichts wissen von dir, gut. Vielleicht sogar sperren sie dir die Gelder. — Warte nicht erst darauf! Wirf sie ihnen in die Hände, ehe sie es fordern!

— — — — — — — — — —

Das Gut ist klein, aber es wird gehn, auch wenn man jeden Monat den Pachtzins und das geliehene Geld nach Wustermark zurückzahlt. Man wird eben wieder wirtschaften, wie es beim Urgroßvater Mode war; man wird gerade satt werden, und nichts darüber. Wenn eine Mißernte kommt oder Hagelschlag, wird man sich die Haare raufen, und die Steuern werden einem die Butter vom Brot kratzen gerade wie dem Ahn, der nach den Freiheitskriegen hier saß und nicht einmal die Groschen zusammenbrachte für den Doktor, als seine Frau niederkam. Gut. So ist man wenigstens sein eigener Herr und Knecht.

Er wird versuchen, ob sie ihn in dem russischen Unternehmen ein paar Jahre unterbringen können mit einem Gehalt, das einen Zuschuß für Ramin ermöglicht. Es wäre gut, damit man ruhiger wird hüben und drüben. Geht es nicht, so bleibt er eben hier.

Aber einen Wunsch wird er wohl müssen zu Grabe tragen . . .

Hat er nicht zuweilen und besonders, seitdem Ljuba seinen Bruder verließ, gehofft, daß sie doch eines Tages seine Frau werden könnte. Nun ja. Und warum also legt er die Hände in den Schoß und läßt die Dinge gehn? . . .

Warum? Sehr einfach eigentlich. Soll er etwa Ljuba, die niemals von Rechenexempeln hörte, die immer nur schöne Kleider hatte und Perlen und Dienerschaft und Geld und Gut, soll er ihr vorschlagen, hier mit ihm sich durchzuhungern, zwei Stunden entfernt von ihrem pompösen Schloß?

Oder soll er Almosen erbitten von seiner Mutter, die er gewiß nicht einmal bekäme wegen dieses fürchterlichen Skandals, den sie ihm nie verzeihen würde? . . .

Mach' keinen Unsinn, mein Freund. Daraus wird nichts Gutes —

So einfach, wie er geglaubt hat, regeln sich die Dinge in Ramin nicht. Seine Mutter scheint wieder gesund zu sein; sie verläßt Wustermark, um sich in wärmerem Klima ganz auszuheilen. Kurze Zeit darauf meldet Christoph sich an, der in ihrem Auftrage Geschäftliches zu besprechen habe.

Die Begrüßung ist mehr als kühl. Etwa so, wie Duellanten nach geschehenem Zweikampf. Christoph beginnt damit, daß seine Frau die Scheidungsklage eingereicht habe, welche aber mangels Gründen, wie sein Anwalt ihm versichert hätte, der Ablehnung verfallen sei. Er selber denke anders über die Ehe und werde seinerseits keine Schritte tun.

Swantus, der nur mit ‚Ach' und ‚So' erwidert hat, merkt, daß sein Bruder ihn gespannt beobachtet. Wahrscheinlich vermutet er Zusammenhänge. — Da weiter nichts erfolgt, fährt Christoph fort: Seine Mutter habe ihn — der Auftrag sei ihm wenig gelegen — er bemerkte das ausdrücklich — beauftragt, die geschäftlichen Angelegenheiten zu regeln. „Nachdem du den Wünschen der Mama dich nicht anpassen zu sollen geglaubt hast, beziehungsweise deine eigenen Wege gegangen bist . . ." Swantus springt erregt vom Stuhle: „Ich war entschlossen, die Mitteilungen meiner Mutter höflich entgegenzunehmen," sagt er, „Aber dein lehrhafter Ton — ich bitte dich . . ."

„Entschuldige also," antwortet Christoph kalt. „Ich werde meinen Ton deinem Geschmack anzupassen versuchen. Um fortzufahren: Ich soll dich darauf aufmerksam machen, daß Ramin der Mama gehört, und daß sie wünscht, daß es baldmöglichst wieder in ihre Verwaltung übergeht."

Mein Gott, daran hatte Swantus gar nicht gedacht —

„Ich möchte das Gut pachten," sagt Swantus. Sein Bruder, offenbar hierauf gefaßt, antwortet, daß seine Mutter dies leider — als den Interessen der Familie abträglich — nicht zugeben könne. Swantus werde sich

Digitized by Google

nicht wundern, wenn man damit rechne, daß er hinter der Scheidungsklage stecke —

„Ich, wieso?“ schreit Swantus zurück. „Ich habe kein Wort von ihr gehört, seit sie hier in meinem Zimmer stand.“

„Kann ich das als deine ehrenwörtliche Erklärung ansehn?“ fragt Christoph mit Bedeutung. Swantus nickt. Eine Pause entsteht. — „Dann allerdings läge die Sache günstiger,“ fährt Christoph fort. „Wenn du zusicherteſt, daß eine solche Heirat keinesfalls für dich in Frage käme, und überhaupt jeder Verkehr in der Zukunft ausgeschlossen wäre, würde deinen Wünschen bezüglich des Gutes entsprochen werden. Mehr noch, die Mama würde dir Ramin endgültig übertragen . . .“

Was sagt da sein Bruder, der bequem im Sessel zurückgelehnt, fortwährend mit einem störenden Geräusch die Hände aneinanderreibt? Zum Teufel — was sagt jener? Kaufen wollen sie ihn? — Er soll abschwören und dafür soll er Ramin erschachern. Ach, was für ein schmutziges Geschäft! — Was denn? Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, man muß ruhig überlegen. Das kann nicht übers Knie gebrochen werden ...

Elende Schacherei! Bist du schon halb dabei, Schuft? Und wenn du auch diese Frau nicht liebteſt, und wenn auch längst ein Abgrund stünde zwischen ihr und dir — dies, was sie verlangen, ist Verrat. Sie wollen dein Herz um Geld kaufen . . .

Christoph erhebt sich. „Du wünscheſt vielleicht deinen Entschluß später bekannt zu geben,“ sagt er sanft. „Ich begreife das. Ich erwarte dich dann in der nächsten Zeit.“ Er macht Miene zu gehn —

„Nein,“ schreit Swantus. „Wie wagst du, mir solche Schufterei anzubieten! Nehmt euren Kram. Ich lasse mich nicht bezahlen.“

Sein Bruder erblaßt. Er zögert verwirrt einen Augenblick; dann geht er.

Also nicht einmal hungern darf er hier. Sie wollen ihn verjagen auf jeden Fall. Sehr geschickt ist alles gemacht, man kann es nicht leugnen. Sie wissen ja ganz genau, daß er, wenn er irgendwo als Angestellter mühsam sein Leben erwirbt, nicht daran denken kann, Ljuba, die Heitere, Glänzende, an solche Geschicke zu fesseln.

Da er das Gut baldmöglichst zurückgeben will, um keinen Augenblick länger als nötig der Kostgänger seiner Mutter zu sein, hat er sofort Umschau gehalten. Sein Domänenpächter, der brave Kerl — ohne ein paar endlose Geschichten ging es auch diesmal nicht ab — half ihm dabei und hat Empfehlungsbriefe in die Welt geschickt. Swantus ist hierhin und dorthin gefahren, um sich vorzustellen. Nicht selten stieß er auf Mißtrauen, weil die Besitzer wahrscheinlich im Güteradreßbuch die dreimal tausend Hektar aufgestöbert hatten, die seiner Mutter gehörten. Andre hielten ihn einfach für einen verarmten Edelmann, deren es soviele gibt. Er fand ohne Schwierigkeiten Anstellung als Inspektor in Holstein. Der Besitzer wohnte anderwärts. Das Gut war verwahrlost und verwirtschaftet. Aber Swantus freute sich über die Selbständigkeit der Stellung. Er bekam eigne ordentliche Wohnung für sich und hatte Mittagstisch mit den Beamten. Ein großer Teil des Gehalts war Tantieme und mußte herausgewirtschaftet werden —

Gesammelter als wie er Ramin verließ, kehrt er zurück, um die Übergabe vorzubereiten. Er erfährt von Blum, daß auch Christoph die Scheidung eingeleitet hat. Die Frau Gräfin habe ihm keine Ruhe gelassen, wie die Leute sagten. Sie wolle von neuem ihren Sommeraufenthalt in Ramin nehmen, und Blum werde angestellt als Kastellan. Um ihn brauche der Herr Graf sich nicht zu sorgen —

Aber daß er, daß sein junger Herr, Inspektor werden wolle und bezahlt und bei fremden Leuten, das ginge ihm nicht in den Kopf. Swantus lacht ihn aus, darauf käme es nicht an. Schließlich müsse ein jeder leben, und wahrscheinlich ginge er im Sommer ins Ausland, er habe sich das vorbehalten.

„Was macht denn die junge Frau Gräfin jetzt?“ fragt Blum. Swantus sieht dem Alten in die Augen: „Ach Blum, ich habe nichts von ihr gehört. Und was hätte ich ihr auch zu bieten?“ —

Ja, eigentlich hat der Alte recht mit seiner Frage. Nichts weiß man von ihr, nicht einmal ob sie krank ist oder gesund. — Und dumm, wie man ist, fängt man auf einmal an, sich den Kopf zu zerbrechen, und wer weiß denn, womöglich ist sie wirklich krank —

So lang schrieb er noch nie an einem Brief als an diesem: Alles stand darin, was er ausgehalten hat, während sie seines Bruders Frau war. Wie er glaubte, alles hingeben zu müssen und sich selbst zu überwinden, und hätte gerade sie, das Liebste, was er gehabt, damit unglücklich gemacht. Wieviel sichrer hätte ihr Herz den Weg erkannt als seines? ...

Sein Gram steht darin, daß er als verlorner Sohn in die Welt muß, und zuletzt sein Trotz und sein Wille, es mit dem Leben aufzunehmen —

Vergebens. Antwort kommt nicht. Die Geschäfte in Ramin sind vollendet. Von niemandem begleitet, verläßt der verlorne Sohn das Haus . . .

Kämen nicht zuweilen, mit saubren, steifen Buchstaben geschrieben, Briefe von Blum,

Digitized by Google

so könnte man glauben, man wäre irgendein Tagelöhnerkind, das kaum weiß, wo Vater und Mutter herkamen. Er hat den Grafentitel hier abgelegt, tut so, als wäre er nie sein eigner Herr gewesen, empfängt alle Monat die weisen Anordnungen des Besitzers, und berichtet, daß alles ausgeführt sei.

Der Schnee liegt hoch. Der nächste Ort, eine Kleinstadt, liegt meilenweit ab. Außer dem Pastor und Lehrer ist kein, auch nur einigermaßen Gebildeter, in der Nähe. Und auch die sind danach. Er hat ein paarmal Karten mit ihnen gespielt. Aber lieber steckt er den Kopf in die Kissen und schläft. Der einzige Kamerad ist der braune Hund —

Warum bekam er keine Antwort? —

Ach, da steckte vielleicht längst die Familie dahinter. Ihre Mutter hat von Anfang an von der deutschen Heirat nicht viel gehalten und hat am Ende bereits einen Freier bei der Hand. Und wenn die Scheidung hier perfekt war, holte man sich die kirchliche Scheidung dazu, und das gelang ohne Schwierigkeiten, und feierte von neuem und mit großem Pomp die zweite Hochzeit.

Aber antworten hätte sie doch können . . .

So ist es also: Blum berichtet, daß die Scheidung erfolgt wäre, und der Herr Graf sei nach dem Süden gefahren zum Besuch seiner Mutter —

Nimmt denn der Winter in dieser Gegend kein Ende? Die Gewässer sind noch fest gefroren, und Schnee deckt alles zu. Der Schlitten saust einem, da man die Wege noch nicht hinreichend kennt, hie und da in den Graben. Die Wagen, die Holz abfahren, bleiben stecken und werden ausgeschaufelt. Das Wild kommt hungrig bis ans Gehöft — und in den Mondnächten ziehen gespenstische Hirsche über den schimmernden Schnee . . .

Wenn man abends müde von diesen Gängen, da man bei jedem Schritt den Fuß aus Schneelöchern herausziehn muß, nach Hause kommt, wirft man unwillig die großen Stiefel beiseite, zerrt irgendwo die Pelzschuhe hervor, die man natürlich wieder vergessen hatte warmzustellen, steckt die Zigarette in Brand und wirft sich auf den wackligen Sessel beim Ofen. Man schließt die Augen —

Nein. Zum zweitenmal wird er nicht schreiben. — Was weiß sie noch von ihm? Die Frauen aus den Südländern sind schnelllebig — sie vergaß ihn längst. — Lächerlich zu denken, daß Ljuba sollte auf ihren kleinen, feinen Hackenschuhen hier über die rohen Dielen gehen, draußen in der Küche, wo die Fenster vereist waren, auf dem winzigen Herd, seine Suppe kochen, seine Strümpfe stopfen und das Loch, das er sich heut in die Jacke gerissen hat, flicken vielleicht —

Ach Unsinn. Leg' dich aufs Ohr, mein Freund . . .

Lärm auf dem Hof? Swantus fährt auf — aus dem Bett — ans Fenster: Qualm steigt gegen den Himmel — die Tür des Viehstalles steht auf — ein unheimlicher, roter Schein dahinter — die Nachtwache brüllt: „Feuer!" Die Sturmglocke wird gezogen — mit den Knechten dringt er in den Stall ein: Die Kühe sind bald draußen — das Jungvieh drängt zusammen in den Hürden —

Er läuft nach hinten über den Futtergang, um sie hinauszujagen. — Keiner folgt — er hört Warnungsrufe von fern — ach — eine Feuersäule steigt vor ihm auf und bricht prasselnd zusammen — wie einstmals Ljubas Feuerwerk. — Etwas traf ihn und warf ihn um. — Er fühlte die weiche, warme Schnauze einer Färse auf seinem Gesicht — — — — — — — — — — — —

Was denn? Wo ist er? Es brannte doch ringsum? — Er öffnet mühsam die Augen: Vor seinem Bett liegt einer auf den Knien — seine suchende Hand streichelt das Haar — er blickt betroffen in Ljubas Gesicht . . .

Sie kam doch zu dir, du Glücklicher. Sie lacht dich aus über deine Bedenken. Sie hat große Stiefel mitgebracht und warme Jacken und wird neben dir durch den tiefsten Schnee stapfen. Die kleinen Stuben und die eisige Küche und der ganze Kram, das ist ihr völlig einerlei. Von seinen Kleidern hat sie übergenug. Hat aber doch welche mitgebracht und des Abends, wenn du satt bist, du großer, hungriger Bär, dann zieht sie die schönen Gewänder an, und du darfst sie ganz allein bewundern . . . Woher sie wußte, daß du hier bist? Ach sieh mal, du Neugieriger. Bei Blum hat sie angefragt. Und sobald sie das Scheidungsurteil in der Hand hielt, — wie eine Fahne hat sie's geschwenkt und ist vor Freude im Zimmer herumgetanzt mit den Buben — sobald sie's in der Hand hielt, du Dummer, hat sie sofort zusammengepackt und ist los, obwohl der Papa sie nicht einmal angesehn hat zum Abschied vor Zorn. Aber die Mama, die einzige, gute, hat ihr alles zugesteckt, was sie besaß, und so ist sie gefahren Tag und Nacht. Und als sie ankam, waren es zwei Stunden zu Fuß vom Bahnhof, und da hat sie von dem Brand gehört und ist gelaufen, als triebe sie der Teufel, und kam und fand ihn und hat dem buckligen Futtermeister, der ihn herausgeholt hat, die Hände geküßt und hat Gott gebeten um sein Leben —

Und nun geht sie nie wieder von ihm und ist ganz sein und wird alles tun, was er will; und hat auch nicht vergessen, was die Zigeunerin gesagt hat von den sechs Buben ...

„Hast du das nicht vergessen, Ljuba? ..."

Digitized by Google

Vom Eise befreit. Gemälde von Hans Seyppel

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

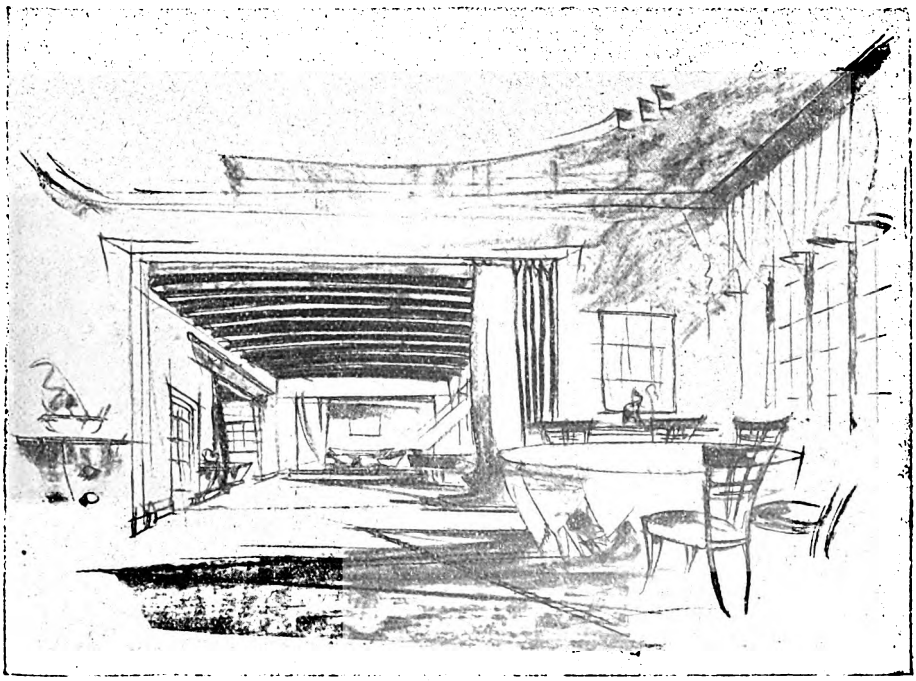
Digitized by Google

Das Haus des Mittelstandes

Von Prof. Peter Behrens

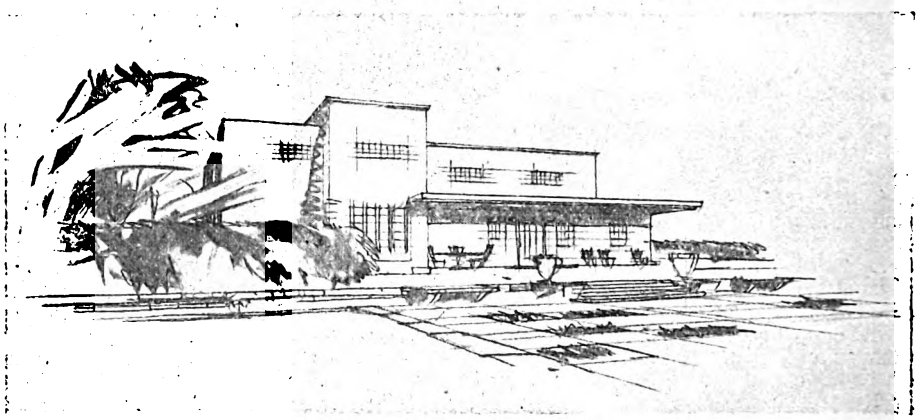
Bei der noch immer herrschenden Wohnungsnot haben sich viele wohl mit der Frage beschäftigt, ob es denn nicht doch möglich sein könne, daran zu glauben, wenn auch nicht sofort, doch in absehbarer Zeit herauszukommen aus der Beengung des städtischen Etagenlebens. Ob es trotz der immer noch hohen Baupreise nicht erlaubt sei zu hoffen, auf einem reizvollen Baugrund eines Vorortes ein eigenes Haus zu errichten. In den letzten Jahren sind denn ja auch wirklich manche Häuser in der Umgegend großer Städte errichtet worden. Was aber bedeutet die Anzahl dieser Bauten im Verhältnis zum Wohnungsbedarf unserer Zeit? Einige Tropfen auf heißem Stein. Nun sollte man aber meinen, daß diesen Häusern, die für recht teures Geld errichtet worden sind, eine besondere Sorgfalt zugewendet worden wäre, daß man in jedem einzelnen Falle gewünscht hätte, den erheblichen materiellen Wert der noch so kleinen Häuser in geistvollen Ausdruck zu kleiden, das heißt, daß man versucht hätte, durch Geist, durch künstlerisches Können und praktische Anordnung, beschränkten Raum durch kostbares Material und hergebrachten Prunk zu ersetzen. Aber diese neuerbauten Häuser, kleine wie größere, zeigen in der Regel nichts von dieser Absicht, im Gegenteil, es scheint, als ob mit der Beschränkung der räumlichen Verhältnisse und der einfacheren Bauweise das kulturelle Niveau der Erbauer gesunken wäre. Die Häuser machen den Eindruck vorstädtischer Unternehmerbauten, und man ist oft erstaunt über das Mißverhältnis, das in dem Ansehen dieser Häuser zu dem Range des Bewohners liegt.

Wer heute bauen will, muß freilich sparen und auf vieles, was früher zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, verzichten, aber ist es nötig, daß darum das Ergebnis so minderwertig und pauvre ist? Gibt es doch Siedlungsbauten für Arbeiter und Angestellte des Staates und der Industrien, viel, viel kleiner noch in ihren Verhältnissen, die sich auf das allerengste Raummaß beschränken, aber durch tiefgründiges Studium der Bedürfnisse und der dafür passenden Bauart einen in hohem Maße behaglichen, heiteren und soliden Eindruck machen, so daß durch solche Siedlungsanlagen kulturelle und also nationale Werte für das Land geschaffen worden sind. Leider läßt sich das nicht von den Bauten, die ihr Dasein der Privatinitiative verdanken, sagen. Und dieses ist um so mehr bedauerlich, als doch gerade dem sogenannten Mittelstande die kulturell produktiven Menschen, die geistig Schaffenden, angehören.



Durchblick vom Speisezimmer in den Wohnraum in einem Einfamilienhaus in einem Vorort

Digitized by Google



Einfamilienhaus in einem Vorort

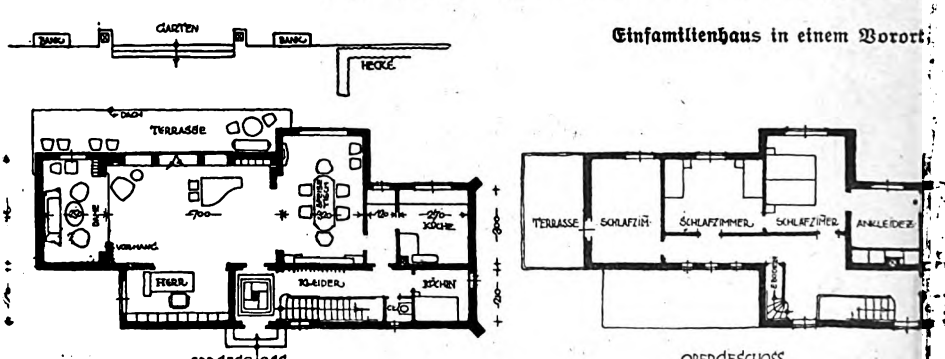
Darum ist es wohl von Interesse nachzuforschen und mit einigen Beispielen zu belegen, wie es möglich werden kann, auch mit einfachen Baumitteln behagliche Heime zu schaffen, die neben ihrer Aufgabe, die äußere Not des Wohnens zu lindern, auch Sorge tragen um das seelische und geistige Leben der Menschen.

Es soll hier nicht behandelt werden, welche Ursachen zur heutigen Zeit die Entfaltung einer regen privaten Bautätigkeit hindern oder erschweren. Der noch nicht auf Friedenshöhe liegende Mietzins, der allgemeine Geldmangel, die Schwierigkeit, Hypothekengelder zu bekommen — und deren enorm hoher Zinsfuß! — und wie all diesem abgeholfen werden kann, stelle ich nicht in die Erörterung. Heute sei das Interesse für den Fall in Anspruch genommen, für jenen Fall, daß Lust und einige, wenn auch beschränkte Geldmittel vorhanden wären, und das Vorhaben, ein Familienhaus zu bauen, das kultivierte Ansprüche zur Voraussetzung hat.

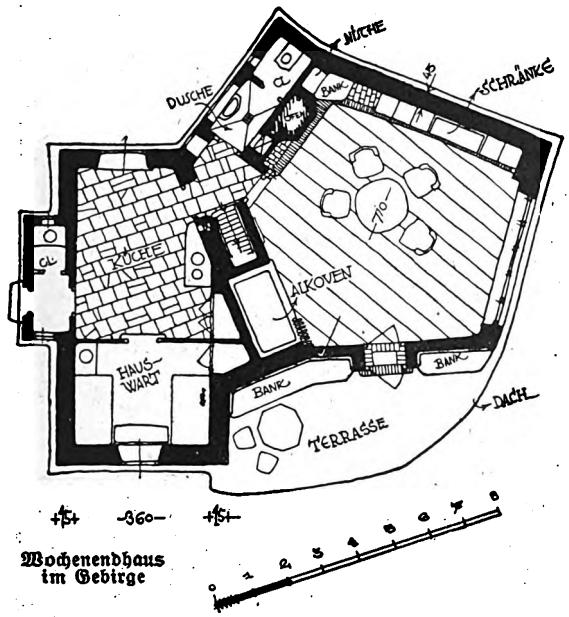
Das erste, was sich jedem, der sich mit der Anlage eines Grundrisses für ein heute zu erbauendes Haus beschäftigt, aufdrängt, ist die Erkenntnis, daß die heutigen Bedürfnisse sich gegen die vor dem Kriege stark geändert haben. Im allgemeinen ließe sich feststellen, daß sowohl was unseren alltäglichen Aufenthalt in der Wohnung, als auch den Empfang und das Zusammensein mit Gästen betrifft, wir auf große Weiträumigkeit und auf größere Anzahl verfügbarer Räume und das damit verbundene größere Dienstpersonal aus Ersparnisgründen nicht nur gern verzichten, sondern diese Art des Komforts gar nicht mehr angenehm empfinden. Dagegen lieben wir es vielmehr, alles möglichst praktisch zur Hand zu haben, ziehen es vor, Angelegenheiten des Berufes oder des Haushaltes schnell und richtig selbst auszuführen, für die wir früher zur mangelhaften Erledigung solcher Pflichten Dienerschaft beauftragten. Das Ergebnis solcher Beobachtungen ist somit das, daß unsere Wohnweise sich überhaupt geändert hat. Wenn dieses nun der Fall ist, und wenn wir keinesfalls auf Bequemlichkeit, Behaglichkeit und auch nicht auf geselligen Verkehr verzichten wollen, so ist damit die Forderung aufgestellt, die Grundrisse der neuen Häuser, überhaupt ihre Gesamtanlage den neuen, anderen Bedürfnissen anzupassen, d. h. nichts anderes, als eine neue, typische Bauart für das Familienhaus zu schaffen. —

Die grundlegende Änderung gegen früher wird darin liegen, sich mit einer geringeren Bodenfläche für das Haus zu begnügen, da Haus also bedeutend kleiner zu bemessen

Einfamilienhaus in einem Vorort



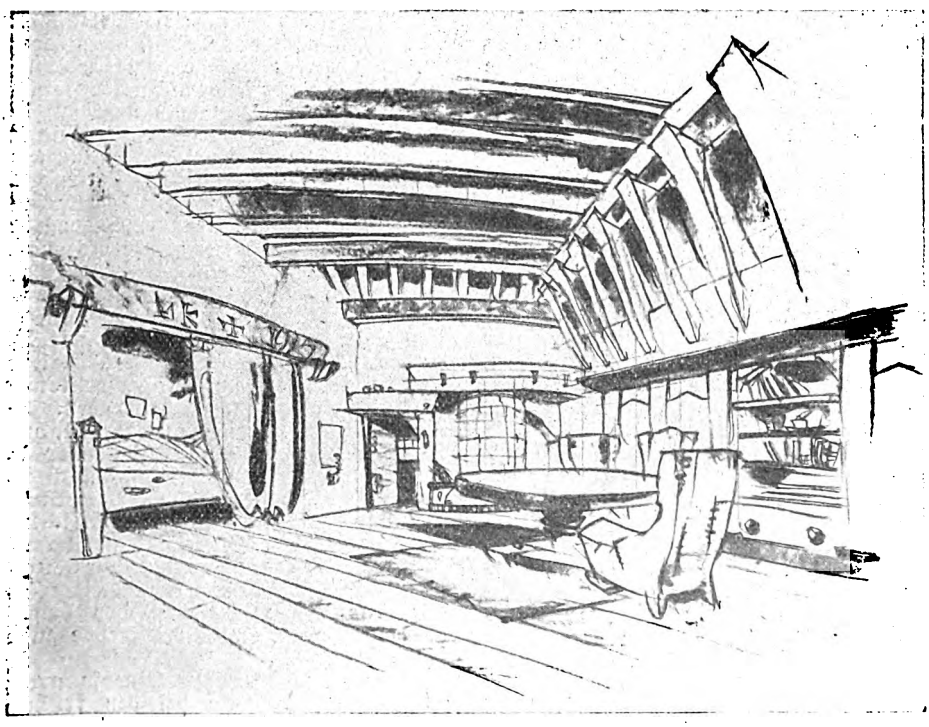
Digitized by Google



Wochenendhaus im Gebirge

Dabei tritt dann die Frage an uns heran, ob es ratsamer ist, nun viele kleine Zimmer, oder einige größere Räume auf derselben Grundfläche anzuordnen. Unsre Entscheidung wird zur Wahl der wenigen großen Räume ausfallen, denn wir wollen trotz unserer Raumeinschränkung nicht das Gefühl haben, in beengten und kleinlichen Verhältnissen zu leben, wir wollen auch damit rechnen, daß wir nicht immer allein sind, sondern eine Anzahl Gäste bei uns sehen können. Das Leben in einem Hause selbst, wenn nur ein großer Raum vorhanden ist, kann durchaus ungestört und verfeinerter Lebensart entsprechend sein, wenn innerhalb dieses Raumes für alle Betätigungen geeignete Plätze geschaffen sind.

In Wien, das wohl an noch größerer Wohnungsnot leidet als unsere deutschen Städte, war ich bei einem Künstler zu Gast, der für den Empfang nur einen Raum zur Verfügung hatte. Es wurde eine größere Gesellschaft empfangen. Gegessen wurde an einem Tisch in der Mitte des Zimmers. An der einen Seite stand in einem erkerartigen Ausbau ein Flügel. In einer Ecke befand sich ein Kamin, wo man auf Bänken und dazu gestellten bequemen Sesseln sich beim Flackern des Feuers zur Unterhaltung nach dem Essen niederließ. An einem blumenbestandenen Fenster sah man einen Schreibtisch, der durch seine mäßige Größe und zierlichen Formen als Eigentum der Dame des Hauses zu erkennen war. Ich hatte nicht den



Wohnraum im Wochenendhaus im Gebirge

Digitized by Google

Wochenendhaus im Gebirge

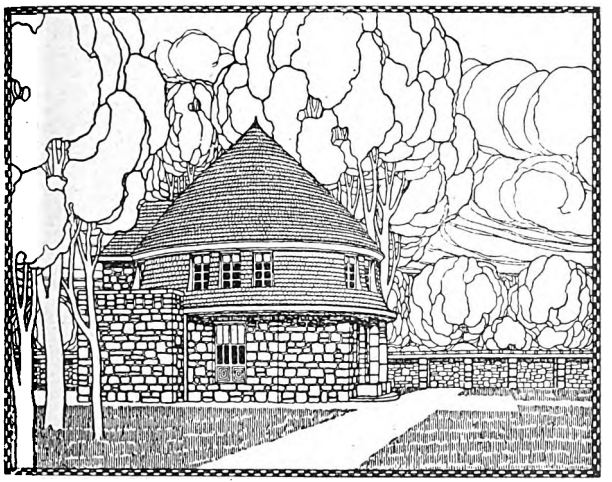
Eindruck reduzierter Gesellschaftsform, sondern eines selbstverständlichen, normalen Umganges. Allerdings war dieses große Zimmer nicht regelmäßig in der Grundform, sondern es bildeten sich ganz natürliche und durch die Aufstellung der Möbelstücke nischenartige Ecken, das, was der Engländer cosy-corner nennt, und der Raum, in Weiß gehalten, war sowohl durch die Möbel, als durch Bilder und allerlei künstlerische Dinge mit erlesenem Geschmack ausgestattet.

Das Prinzip der Eckenausbildung für bestimmte Zwecke läßt sich bei der Neuanlage eines Hauses natürlich noch viel charakteristischer ausbilden, indem wirkliche Erker oder kleinere Zimmer mit dem großen Raum, durch breite Schiebetüren oder Vorhänge abgetrennt, verbunden werden. So wäre es möglich, in der Mitte des Hauses einen größeren Raum zu haben, an den sich an allen Seiten kleinere, wenig tiefe Zimmer anschließen. In dem einen könnte der Flügel stehen, in dem anderen der Herrenschreibtisch, in einem dritten der Speisetisch. Je nachdem nun die Vorhänge geöffnet oder geschlossen sind, ist der große Raum mit seinem Anhang Musik-, Herren- oder Speisezimmer. Dieser Raum würde für die Zeit der Mahlzeit sogar das Ausziehen des Speisetisches gestatten. Grundrisse solcher Anordnung habe ich allerdings schon vor zwanzig Jahren wiederholt gezeichnet. Um gerade für das Haus des kultivierten Mittelstandes einen neuen Typus zu finden, ist es berechtigt, es in seiner Anlage vom Siedlungshaus stark zu unterscheiden. In den Häusern unserer Erwägung will man nicht auf den Eindruck einer gewissen repräsentativen Raumwirkung verzichten. Man wird darum auch, wo es möglich ist, sich nicht des starken Eindruckes axialer Durchblicke begeben wollen.

Seite 98 zeigt eine Grundriß-Disposition, der nicht mehr das Schematische des ovalen Hauses anhaftet. Um einen größeren Wohnraum sind an drei Seiten schmale Räume angelehnt, die die Bestimmung haben, auf der einen Seite den Herrenschreibtisch mit Bücherschrank, auf der anderen die Möbel, die eine Dame benötigt, und auf der dritten die Speisezimmereinrichtung aufzunehmen. Der größere Mittelraum bietet Gelegenheit, durch die breite Öffnung zum Speisezimmer den Tisch für eine größere Personenzahl zu vergrößern. Der Durchblick Seite 97 vom Speisezimmer in den Mittelraum in der Richtung nach den beiden Erkerausbauten wird vergessen lassen, daß das ganze Haus nur 660 cbm umfaßt. Die Schlafzimmer, in diesem Fall drei, liegen im Obergeschoß, das bequem durch eine gerade, einläufige Treppe zu erreichen ist.

Schlafzimmer benötigen keine so großen Ausmessungen, wie sie bei den früheren Wohnhäusern Gewohnheit waren. Es ist nicht

Digitized by Google



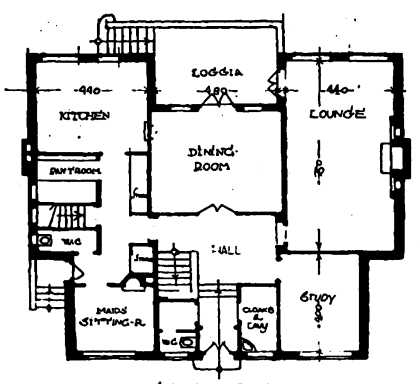
Entwurf zu einer Sommervilla (Gartenseite)

es angängig, wird man der Dienerschaft einen kleinen Wohnraum zum Essen und Arbeiten gönnen. Auch Bad und Klosett sollten ihr gesondert zur Verfügung stehen. Ferner soll keineswegs an solidem Material gespart werden. Es ist erfreulich, daß in unserer Zeit ein gewisser Materialsinn wieder erwacht ist. Edles und dauerhaftes hartes Holz, in seiner natürlichen Struktur, vermittelt an sich schon Sinnenfreude, auch ohne geschnitzt und intarsiert zu sein. Gleiches gilt vom Stein und von anderem Material. Das Echte und Haltbare ist zudem billiger, da es aushält und keine immer wiederkehrenden Reparaturen bedingt. Man könnte sogar behaupten, daß es Materialien gibt, die mit der Zeit und durch den Gebrauch immer schöner werden, eine Gebrauchspatina bekommen, die sie als echt legitimiert, und die sowohl durch ihr Alter als durch ihre Stabilität den Eindruck des Vornehmen geben. Echtes Material in aller Art sollte sogar so viel wie möglich angewandt und gezeigt werden. Man scheue sich nicht, die hölzernen Balken der Decke zu zeigen. Ein Raum mag aus Ziegeln oder Bruchsteinen aufgemauert werden, es muß nicht Marmor sein. Die Fußböden brauchen nicht Parkett zu sein, breite Dielen, wie man sie noch in Häusern der Biedermeierzeit findet, vermitteln oft mehr Behaglichkeit. Man scheue sich vor Terrazzo im Vestibül, diesem Kunstprodukt, und nehme Solenhofer Steinplatten. Man vermeide Tapeten und ziehe eine gestrichene, glatt verputzte Wand vor. Solcher Luxus ist durchaus berechtigt und dieser wird auch nicht erhebliche Verteuerung des Baues bewirken. Es läßt sich an so vielem, das nur durch Gewohnheit von eingebildeter Notwendigkeit ist, sparen, z. B. Kellerräumen unter dem ganzen Hause. In England findet man selten Unterkellerungen; Holz und Kohlen werden in

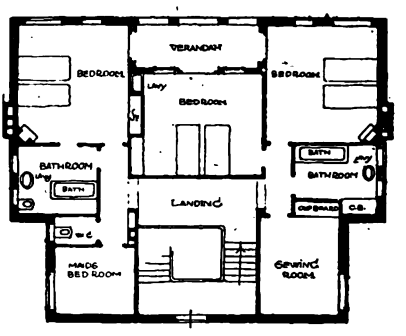
einmal angenehm, während der Toilette allzu weite Gänge machen zu müssen, sondern eine Wohltat, alles praktisch zum Greifen um sich zu haben. Moderne Hotelbauten zeigen diesen Fortschritt. Die größte Zahl der Schlafzimmer ist meistens nicht über drei Meter breit, dabei enthalten sie alle notwendigen Möbelstücke. Wichtiger als ein großer Raum zum Schlafen erscheint mir die Verbindung mit dem Bade, und lieber würde ich raten, eine Badewanne mehr aufzustellen.

Mit der Änderung der Wohnweise vollzieht sich in unserer Zeit auch eine Umstellung der Anschauungen über Luxus. Alle parvenümäßigen Zutaten, die sich besonders im Ornamentalen auf allen Gebieten und im Übermäßigen zu erkennen geben, erscheinen abgeschmackt. Wie unsere heutigen Herren sich nicht mehr in Samt und Seide kleiden, wohl aber einen korrekten Schnitt für ihren derben Anzug verlangen, so wird man eben auch im Hause den „Zuschnitt" der Anlage mit Sorgfalt erwägen. Es ist durchaus berechtigt, für das Treppenhaus den nötigen Spielraum zu belassen, damit die Stufen flach und breit ein gutes Steigungsverhältnis haben. Wo

Haus in Northampton

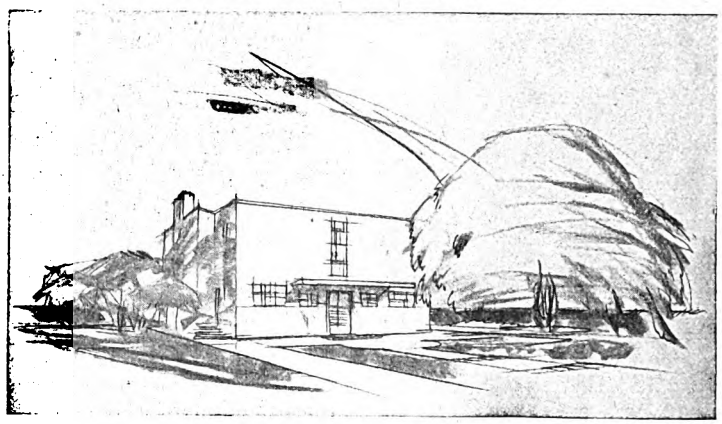


GROUND — PLAN



FIRST FLOOR PLAN

Digitized by Google



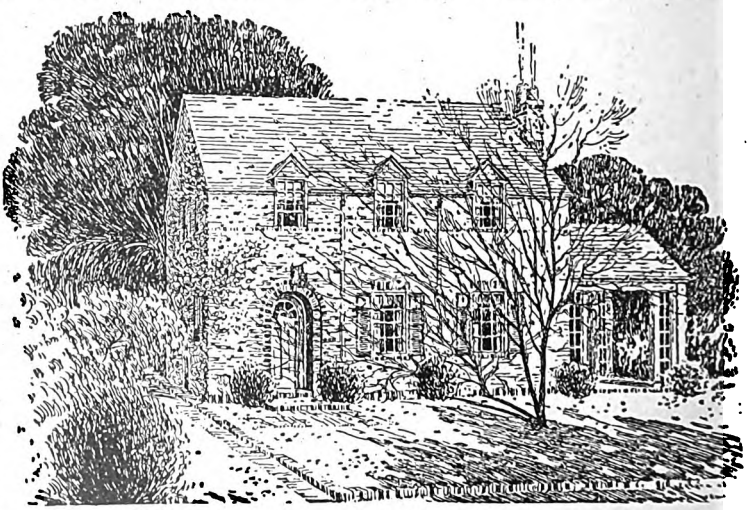
Englisches Einfamilienhaus

des in seiner typischen Erscheinung vom kleinen Siedelungshause zu unterscheiden, so wird es auch innerhalb unserer Kategorie Häuser geben, die je nach ihrer Bestimmung und Lage verschiedenen Ausdruck verlangen. Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein Familienhaus in einem schönen Vorort einer großen Stadt, bei dem mit städtischem Verkehr und der Erfüllung beruflicher Interessen gerechnet wird, liegt, oder ob es sich — um einen starken Gegensatz anzuführen — um ein Wochenendhaus eines einzelnen Herrn in bergiger Gegend, ein Jagd- oder Berghaus handelt. Ein solches wird sich der örtlichen rustikalen Bauweise anpassen. Die Beispiele auf S. 99 u. 100 zeigen ein Haus, in dem überhaupt nur ein, und zwar ein fünfeckiger Raum für das Wohnen und alle Verrichtungen vorhanden ist. Der Eintritt geschieht von der Veranda, die unter dem überhängenden Dach liegt, und zwar in der Diagonale des Fünfeckes. Die Diagonale ist die längste Ausdehnung und wird den weitesten Durchblick gewähren. An der einen Seite des Fünfeckes befindet sich ein Kachelofen mit Bänken, in einer anderen ist ein Alkoven ausgespart, in dem das eingebaute Bett gerade Platz hat. Er kann durch einen Vorhang oder eine Schiebetür verschlossen werden. Auf der dritten Seite ist eine eingebaute Schrankwand für Bücher

niedrigen Anbauten untergebracht. Ein Keller ist feucht, mag er noch so gut abgedichtet sein, vermittelt stets schlechte Luft in die Wohnräume. Es genügt für einiges Küchenmaterial ein kleines, nicht hohes Kellergelaß neben der Küche. Dann braucht das Haus auch keinen hohen Sockel, keine Außentreppe zu haben, sondern steht auf dem Boden und die Glastüren öffnen sich ebenerdig zum Garten.

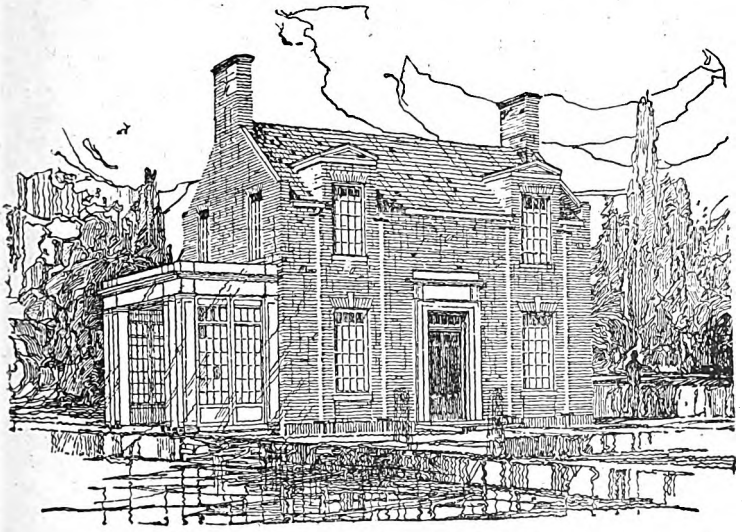
Die Anlage des Gartens ist von besonderer Bedeutung. Er soll, gerade wie die Räume im Innern des Hauses, miteinander in Konnex stehen, sich auch zum Hauptraum des Hauses ergänzend verhalten und darum keine Dekorationsanlage, sondern ein Wohnraum im Freien sein. Läßt sich eine Loggia als Mittelglied dazwischen einschalten, um so besser. Jedenfalls aber schaffe man eine große Terrasse oder einen Platz im Freien, auf dem sich mehrere Personen ungehindert bewegen können. Diese sollen ausgestattet sein mit Bänken, Stühlen und Tischen, denn der Garten gibt im Sommer die beste Gelegenheit, einen großen Kreis von Freunden bei sich zu sehen. Erst hinter dieser Terrasse mag der Garten in botanisch klug überlegter Weise ein malerisch verwildertes Bild annehmen und alle Stauden und Sträucher aufnehmen, die unsere besondere Zuneigung haben.

Wie es nun wesentlich erscheint, das Haus des geistigen Mittelstan-



Amerikanisches Einfamilienhaus

Digitized by Google



Amerikanisches Einfamilienhaus

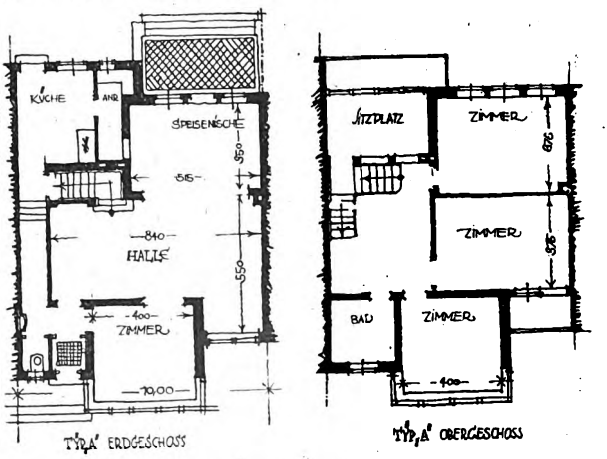
und Kleider und die vierte Seite ist ganz als breites Fenster ausgebildet. Ein großer, runder Tisch, der für alle Verrichtungen, für Essen, Schreiben und Lesen dient, ist umstellt mit verschiedenartigen, hohen, bequemen Lehnstühlen. Auf der anderen Seite des Hauses ist eine Küche mit anstoßendem kleinen Schlafzimmer für ein bedienendes Ehepaar. Zwischen diesen beiden Hausteilen liegt ein kleiner Zwischenraum, von dem aus eine steile Treppe in den Dachraum, wo noch ein Fremdenzimmer abgeteilt ist, führt. Von dem Zwischenraum aus erreicht man auch das Klosett und einen Duscheraum. Ein solches Haus wird erst recht allen städtischen Prunk vermeiden und seinen Ehrgeiz darin suchen, sich der bodenständigen, bäuerlichen Bauweise anzupassen.

Bei sorgfältiger Überlegung wird es also doch wohl möglich sein, durch gegenseitige Entlastung der Räume, zu relativ geringen Kosten Wohnhäuser zu bauen, die kultivierten Bedürfnissen angepaßt sind, besonders dann, wenn die Bewohner selbst einigen Kunstsinn haben oder sich von berufener Seite dahin leiten lassen.

Denn auch auf die Dinge, die nicht mit dem Hause verwachsen, sondern hineingestellt sind, kommt es an. Meistens geschieht auch hier ein Zuviel. Wenige wertvolle Objekte haben eine stärkere und überzeugendere Wirkung als der viele mittelmäßige Kram.

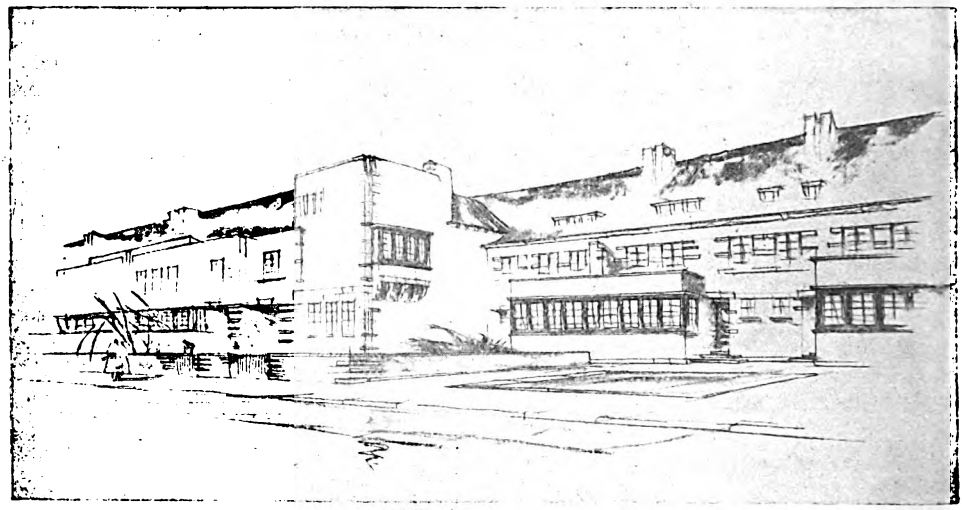
Wenn wir uns entschließen, nach solchen Grundsätzen einen Hausbau zu überlegen, so tun wir übrigens nicht etwas, das nur unserer deutschen unerfreulichen wirtschaftlichen Lage angepaßt ist, sondern das gleiche, was anderen Ländern bereits seit längerer Zeit zur Regel geworden ist. Ich baue zur Zeit ein Haus in England und habe dabei erfahren, wie heute in England beim Bauen gespart wird. Das Haus, das S. 101 unten und S. 102 oben wiedergegeben ist, zeigt eine, von der herkömmlichen Art gänzlich abweichende Anlage der Küche. Sie liegt in unmittelbarer Nähe des Speisezimmers, verbunden durch eine Wandöffnung mit Abstellvorrichtung. Die Küche ist, gegen die bisherige englische Gewohnheit, mit der Spülküche vereinigt. Das Prinzip des Hauses liegt vor allem darin, Dienerschaft zu beschränken. Die Ausmaße der Räume sind überraschend klein.

Aber nicht nur in England, sondern vor allem in Amerika — wo die Dienerschaftsnot am fühlbarsten ist — sind unsere Grundsätze seit langem gültig. Hier ist es besonders das Prinzip der großen Öffnungen, das die Zimmer in Achsen miteinander verbindet, das seit langer Zeit maßgebend war, im Gegensatz zu England, wo man erst heute anfängt, sich von dem traditionellen „private“ zu trennen. Ferner alle baulichen und maschinellen Einrichtungen, die Unabhängigkeit von



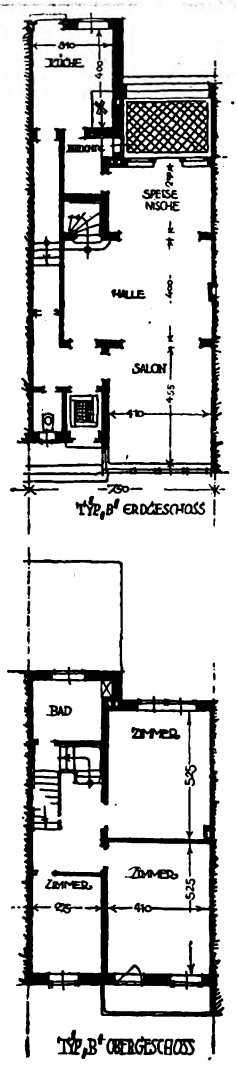
Familienreihenhäuser

Digitized by Google



Familien-Reihenhäuser

Dienstpersonal begünstigen. — Wenn bisher nur vom freistehenden Hause gesprochen worden ist, so erscheint es dennoch fast überflüssig zu erwähnen, daß die gleichen Grundsätze auch für aneinandergebaute, sogenannte Reihenhäuser, gelten. Selbstverständlich sind solche Häuser, die zu gleicher Zeit, in größerer Anzahl, nach immer demselben Typ gebaut werden und bei denen zwei Außenmauern, wenigstens ihre äußere Vollendung gespart werden können, erheblich billiger in der Herstellung. Obgleich diese Häuser nur von zwei Seiten Licht empfangen, ist es dennoch sehr wohl möglich, das Prinzip des größeren Raumes mit anschließenden schmalen Räumen, zu verwirklichen. Beim Bau von Häusern, und dieses lehrt gerade das in abschreckender Weise und in Massen entstandene Unternehmerhaus, kommt es gar nicht auf die Zutaten, die Verzierungen im Innern wie Äußern an, sondern lediglich auf die räumliche Wirkung, darauf, wie die Räume zueinander liegen, darauf, wie hoch oder niedrig und wie sie überhaupt proportioniert sind. Es läßt sich denken, daß ein Haus lediglich aus seinen Mauern besteht, der gewöhnliche Ziegelstein, außen nicht verputzt, sondern nur weiß getüncht ist,



Typ A. und B. im Wechsel

„white washed" wie der Engländer es nennt, daß im Innern sich nur einfach verputzte Wände zeigen, die mit Kaseinfarben gestrichen sind, so daß der sogenannte innere Ausbau des Hauses, der ja gerade die Hauptkosten des Hauses ausmacht, auf ein Minimum beschränkt ist. Daß solche Räume aber, die in schönem Verhältnis zueinander stehen, Fenster und Gartentüren haben, die nach französischer Art bis auf den Boden heruntergehen, oder breit gelagert sind, die mit einigen guten Möbelstücken und Bildern auf den hellen Wänden ausgestattet wurden, einen äußerst vornehmen Eindruck erwecken können. Es ist doch merkwürdig und vielsagend, daß, wenn wir ein altes Haus aus der Empire- oder Biedermeierzeit betreten, an dem sich keine Stilformen, weder Ornament noch Architekturdetail befinden, die diese Zeit bezeichneten, wir allein aus der Proportionierung, die uns die behäbige Behaglichkeit jener Zeiten vermittelt, sofort empfinden, in einem Haus solcher Epochen zu sein und uns gern von der Romantik dieser Zeiten umwehen lassen. Diese Schönheit vergangenen Lebens, die die Wände, die Treppen, die Decken und Durchblicke in uns wachrufen, kann in neuer Gestalt wiederkehren für unser Dasein.

Digitized by Google

Die drei Waisen von Lowood

Von Martha von Zobeltitz

Mitte des vergangenen Jahrhunderts beherrschte die Schriftstellerin und Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeifer eine Zeitlang das Repertoir der deutschen Bühnen. Sie wählte sich rühmlich bekannte Romane und schneiderte tapfer und szenengerecht Dramen daraus. „Dorf und Stadt“ nach Auerbachs „Lorle“ und „Die Grille“ wurden zahllos oft gegeben, am größten war ihr Erfolg jedoch mit der „Waise von Lowood“, die aus zwei Episoden des englischen Romans „Jane Eyre“ bestritten wurde. Der Verfasser nannte sich Currer Bell, und bis zum heutigen Tag wissen nur wenige, daß dieser Roman, dessen Erfolg seinerzeit dem eines Thackerayschen an die Seite zu stellen war, von einer Frau, Charlotte Brontë, später Mrs. Arthur Bell Nicholls, stammte.

„Jane Eyre“ erschien zuerst 1847 (das Theaterstück 1855) in London bei Smith & Elder, hatte aber in einem Gedichtband einen damals wenig beachteten Vorläufer, kam auch zunächst bei der Kritik schlecht weg. Für den englischen Nationalismus — der schon Dickens' humoristisch-schmerzliche Schilderungen heimatlicher Verhältnisse bemängelte — durfte es keine Wohlfahrtsanstalten wie „Lowood“, keine so zügellosen „country-gentlemen“ wie Rochester geben. Der große Publikumserfolg wundert uns Heutige ein wenig, denn wenn wir das Buch auch wieder mit großem Interesse lesen, so doch im wesentlichen um der Schilderung der zeitgenössischen ländlichen Zustände willen, die für die Mitlebenden kaum besonderen Reiz haben konnten.

Vielleicht kam die Ehrlichkeit einem Bedürfnis des durch heuchlerische literarische Kost noch heut erstickten gesunden englischen Geschmacks entgegen.

Charlotte Brontë wurde als Tochter eines etwas exzentrischen Landgeistlichen — er war irischer Herkunft und soll ursprünglich sich O'Brunty geschrieben haben — in dessen Pfarre Thornton in Yorkshire geboren. Man nennt die Iren Spökenkieker und Phantasten. Jedenfalls haben Charlotte und ihre beiden Schwestern Emily und Anne von dem Vater die Lust zu fabulieren geerbt. Die Mutter starb früh, und so wurde ihnen der Begriff des Verwaistseins schmerzlich vertraut.

Schon im Kindesalter wurde den drei Mädchen das Schaukelpferd zum Pegasus. Man weiß von über dreißig „Werken“ der dreizehn- bis achtzehnjährigen, und auch ihr Bruder Branwell — der leider später unter dem Einfluß von Alkohol und Narkotika etwas herunter kam — war in jener Periode ebenso fruchtbar. Meisterwerke waren nicht unter dieser Frühproduktion. Bei Charlotte waren jahrelang der Herzog von Wellington und die Seinen das in winziger Schrift viele Bändchen füllende Lieblingsthema. Es ist charakteristisch, daß sie auf die Innenseite eines Heftes die Mahnung an sich selbst setzte: „Alles, was in dies Buch geschrieben wird, soll in guter und lesbarer Handschrift sein.“ Auch Emily besaß die Kunst der mikroskopisch kleinen Buchstabenführung.

In ihren „Biographischen Notizen über Ellis und Acton Bell“ — so nannten sich die Schwestern — erzählt Charlotte die Vorgeschichte ihrer ersten Veröffentlichungen. Nach verschiedenen mißglückten Ausflügen in die Welt des Gouvernantentums trafen die Schwestern sich wieder in Haworth, ihres Vaters nunmehriger Pfarre. Ganz aufeinander angewiesen, vergnügten sie sich mit Federspielereien. Dabei entdeckte Charlotte einen Band Gedichte von Emily, deren „wilde, melancholische und erhebende Melodik“ sie erschütterte. Nunmehr brachte auch Anne ein bescheidenes und harmloses Bändchen Verse zum Vorschein, und die Drei beschlossen, gemeinsam den ersten Schritt auf dem Dornenweg der Öffentlichkeit zu wagen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten setzten sie den ersten Druck bei Aylott & Jones in London durch. Im Jahr 1846 erschienen die „Poems of Currer, Ellis and Acton Bell“. Sie mußten dreißig Pfund Druckkosten zahlen und mehr als zwei Exemplare wurden dazumal nicht verkauft.

Die Kritik nahm vielfach an, daß es sich um einen einzelnen Autor handle, der sich auf diese Weise „interessant“ machen wollte. Charlotte blieb auch fürderhin Currer Bell, die andern Schwestern signierten später mit eignem Namen. Doch starben alle vier Brontés erschreckend jung. Emily und Anne kaum dreißigjährig, wenige Wochen nacheinander, und die 1816 geborene Charlotte bereits 1855. Auszehrung scheint von der Mutter her in der Familie erblich gewesen zu sein. Die rührende todgezeichnete Figur der Helen Burns im Erstlingswerk der „Jane Eyre“, trägt zum Teil Emilys Züge. Emily war wohl auch das stärkste Talent der Drei. Nicht nur ihr einziger hinterlassener Roman „Wuthering Heights“ (‚Sturmhöh'), sondern mehr noch ihre schönen Verse sprechen dafür. In jenem ersten Sammelband stehen etwa zwanzig Gedichte von ihr. 1902 erschienen weitere 72 Gedichte als Privatdruck bei Dodd, Mead & Co.; erst 1910 brachte Hodder & Stoughton eine Gesamtausgabe heraus.

In der Einleitung nennt W. Robertson Nicholl Emily Brontë „das größte weibliche Talent des 19. Jahrhunderts“. Ohne ganz so apodiktisch sein zu wollen, kann man sich doch dem Reiz ihrer Verse nicht entziehen. Sie sind zumeist in der englischen phonetischen

Digitized by Google

Manier gereimt, die sich aus der willkürlichen Aussprache ergibt, und haben jene gewisse elegische Musik in sich, die wir nur durch Brahms vertont haben möchten. Ihr früh erfülltes Schicksal wirft seinen Schatten vorauf:

„Sleep brings no rest to me,
The shadows of the dead
My wakening eyes may never see,
Surround my bed."

Schlaf bringt ihr weder Erleichterung noch Kraft, ist ihr kein Freund noch Befreier, denn die Erinnerung, die Schatten der Toten umdrängen ihr Lager. Sie hat nur einen Wunsch: Vergessen im Nieerwachen.

„My only wish is to forget
In endless sleep of death."

Ein Jahr darauf war ihr Wunsch erfüllt. Große Naturliebe läßt sie dennoch die Schicksale der Rotkehlchen und Glockenblumen, der Stürme und Sterne nicht besingen, ohne sie auf ihre eigene pessimistische Weltanschauung zurückzubeziehen. Wie Musset, lehrt auch sie das abgerissene windverwehte Blatt:

„Wir wandern rastlos ohne Ruh'
Entlang den trüben Pfad.
Der vor dem Blick mir kauert,
Wer bist du, fremder Schatten du,
Die Stirn geistblaß umschauert?"

Novemberstimmung, gewiß, aber auch mehr. Die übersinnliche Welt Erins drängt sich in den kleinbürgerlichen Gesichtskreis Yorkshires, und ein kalter Geisterhauch weht durch das Altjungferngeschwätz.

Die Ausgabe der „Poems" hatte den Schwestern wenn auch nicht Ruhm und Lohn, so doch neuen Schaffensdrang gegeben. Es entstanden gleichzeitig die drei Romane „Jane Eyre" von Charlotte, „Wuthering Heights" von Emily und „Agnes Grey" von Anne. Alle drei sind in der Ichform gehalten, „Sturmhöh'" ist es sogar in doppelter Ichform, denn erst erzählt der Mieter dem Leser, dann die Haushälterin dem Mieter. Alle drei schildern die speziellen Umstände ihres gemeinsamen Schicksals, erweitert durch Sondererlebnisse. Eine Freundin des Hauses, die Schriftstellerin Mrs. Gaskell, bekannt durch ihren Roman „Cranford", hat in ihrer Biographie der Charlotte Brontë in einer nicht grade diskreten Form mehrfach die Namen der Vorbilder zu den Romantypen genannt. Da diese und ihre Angehörigen zur Zeit der Veröffentlichung noch lebten, ergaben sich allerhand unliebsame Kontroversen, Flucht in die Öffentlichkeit und sogar Klagen der betroffenen Personen. Besonders der alte Patrik, der Vater, dem mancherlei nicht grade erfreuliche Züge entlehnt sind, ist bei Mrs. Gaskell schlecht fortgekommen. Für uns Heutige bedeuten die Namen nichts mehr, weil die Menschen nichts bedeutet haben. —

„Jane Eyre" gilt als „biographischer" Roman schlechthin, ist wohl auch irgend einmal so bezeichnet worden. Dennoch ist die Schule zu Roehead, der die gute Miß Wooler vorstand, bestimmt nicht das Vorbild zu der Hölle von Lowood im Roman gewesen, obwohl wiederum einzelne Personen, wie Brocklehurst, die Tante Reed u. a. dem Umkreis der Schwestern entnommen sind. Daß es aber um jene Zeit — und nicht nur in England — viele Wohlfahrtsanstalten gab, in denen die Kinder ihr Brot nur mit Tränen aßen, dafür spricht, daß lange Zeit „Lowood" beim Publikum die allgemeinverständliche Bezeichnung für Kinderelend wurde. Anne ihrerseits hat sich die kleinen Privatscherze ihrer Brotherrin gar zu genau gemerkt. Die Damen Bloomfield und Murray in „Agnes Grey" gleichen ihr, wie es scheint, sehr.

Doch gibt es auch gewisse Vorbilder, die den Schwestern gemeinsam waren und die man sofort in neuer Verkleidung wieder erkennt. So die „harte, elegante Frau mit den kalten grauen Augen", das brutale Muttersöhnchen, das arme Kinder und Tiere raffiniert mißhandelt und stets im Trunk endet, ferner die gutherzige, aber schwerfällige und in der rechtlosen Angst vor der Herrschaft ersterbende Magd, besonders aber der Mann, den ich den „großen Bär" nennen möchte: der äußerlich rauhe, innerlich zeitweilig gutmütige, befehlshaberische Gewaltmensch, wie Rochester in „Jane Eyre", dessen Beachtung schon Glück für das Weib ist — oder Unglück, je nachdem, der sich aber auch bis zum Wolfsmenschen, zum Vampir auswachsen kann, wie Heathcliff in „Wuthering Heights". In einem Brief an W. S. Williams, Lektor und späteren Teilhaber des Verlages von Smith & Elders, erläutert Charlotte selbst den Unterschied zwischen den obigen beiden Lieblingstypen folgendermaßen: Ersterer irre durch Temperamentsfehler und schlechte Leitung, selbst leidend unter seinen Schwächen, und schließlich durch Kummer und nicht etwa durch Glück sich zur Klärung durchringend. Letzterer sei ein von Natur perverses, rachsüchtiges, mitleidloses Geschöpf, das Unglück nur noch mehr verbittert und Zuchtlosigkeit zum Dämon stempelt.

Nun ist es merkwürdig, daß neben den fast etwas flauen, dem „seufzenden Geschmack" der Biedermeierzeit entsprechenden Gefühlen, die Romane der Schwestern von einem derbrealistischen Moment durchzogen werden. Es wird nämlich ziemlich viel — geprügelt, und die Gezüchtigten, Dienstbote, Kind oder Dame, empfinden wohl Schmerz, aber nicht das Erniedrigende, das für ein deutsches Gemüt mit körperlicher Züchtigung verbunden ist. In allen drei Romanen ist ferner die Vorgeschichte der eignen Mutter verflochten, die gegen den Elternwillen eine „Mesalliance" mit dem alten Brontë schloß. Trotz ihrer Ausflüge in die größere Welt — Charlotte und Anne waren sogar in Brüssel — finden wir weder Großkaufleute, noch Ge-

Digitized by Google

lehrte, weder Künstler noch Offiziere in ihren Romanen. Nur junkerliche und häuerliche Grundbesitzer und Pastoren gedeihen in dem engen Yorkshirer Winkel, der den Dreien die „Welt“ war und blieb.

Der Inhalt der drei Romane ist kurz folgender: „Jane Eyre“, eine Waise, wird von ihrer sie hassenden Tante in das erbärmliche Waisenhaus zu Lowood gesteckt. Nach vielen Leiden wird sie dort selbst Lehrerin und kommt schließlich als Erzieherin in das Schloß des Herrn Rochester. Nach wild vertobtem Leben verliebt er sich in ihre zierliche kleine Person und verbirgt ihr, wie aller Welt, das Vorhandensein seiner geisteskranken Frau. Die Trauung der beiden wird im letzten Augenblick durch das Dazwischentreten des Bruders der Frau verhindert. Jane flieht vor der Versuchung, dem geliebten Mann dennoch zu verfallen. Halb verhungert findet sie bei den Geschwistern Rivers Aufnahme und wird unter angenommenem Namen Lehrerin an der Dorfschule, die der Bruder, St. John River, gründet. Der Tod eines Onkels macht Jane zur reichen Erbin und enthüllt ihr gleichzeitig ihre nahe Verwandtschaft zu den Rivers. St. John versucht, sie als Weib mit in seine Missionstätigkeit nach Indien zu locken, während ihr Herz noch dem verschwundenen Rochester gehört. Hier findet Charlotte

Charlotte Brontë

Nach einem Gemälde von J. H. Thompson

Brontë für ihre Heldin ein Wort, das man als Charakteristikum ihres eignen Daseins bezeichnen kann. „In meinem Leben habe ich positiven, harten Charakteren gegenüber nie einen Mittelweg gefunden zwischen absoluter Unterwerfung und entschlossenem Widerstreben.“ In diesem graden, aber unkonzilianten Zug ihres Wesens ist wohl der Grund zu der Unzufriedenheit zu suchen, die stets aus ihren Gouvernantenstellen erwuchs. Doch um zu Jane zurückzukehren: sie begibt sich schließlich auf die Suche nach Rochester, findet das Schloß von der Irren verbrannt

Digitized by Google

und ihn selbst als blinden Krüppel. Sie wird seine Pflegerin und sein Weib.

Die Verbannung Janes durch die böse Tante und der Aufenthalt bei Rochester bis zur ersten Werbung bilden den Inhalt des Birch-Pfeifferschen Schauspiels, das alles Interesse auf die verfolgte Unschuld richtet und auf den fesselnden dramatischen Gegensatz zwischen Rochester (erst Gewaltmensch, dann gebrochener Krüppel) einerseits und dem asketischen Pastor anderseits, verzichtet.

Spielen schon in „Jane Eyre" nächtliches Rufen und geheimnisvolle Kräfte eine Rolle, so ist „Wuthering Heights" von finsterem Grauen förmlich durchzogen. Man beachte überdies die naive Namenssymbolik der Drei, ebenfalls ein irisches Erbe. Rochester hat schon alle Härte des Felsens im Namen. Lowood und Lockwood = Nieder- und Grubenwald; Heathcliff = Heidenklipp, Wuthering Heights = Sturmhöh' und andere mehr. In Wuthering Heights mietet also Mr. Woodlock, ein menschenmüder Großstädter, das Nebengut des Mr. Heathcliff auf Sturmhöh'. Sein Antrittsbesuch führt ihn in ein gradezu strindbergisch von Haß und Grauen durchseuchtes Heim. Die alte Beschließerin auf Thrushcroß Grange erzählt ihm die Geschichte des Hauses. Heathcliff, ein Findling, hat vom ersten Augenblick an Unglück in die Familie seines Wohltäters Earnshot, des Besitzers von Sturmhöh', gebracht. Gehaßt und hassend, ist er unter Mißhandlungen aufgewachsen. Seine einzige Liebe, Cathy, die Tochter, heiratet einen Vetter, obgleich auch sie ihn liebt. Es gelingt Heathcliff, den Trunkenbold von Erben in seine Gewalt zu bekommen und sich zum Besitzer aller Familiengüter zu machen. Nun rächt er sich an der zweiten Generation: an des Trunkenbolds Sohn, den er ohne Erziehung aufwachsen läßt, an Cathys Tochter und (das ist psychologisch schwer verständlich), an seinem eignen Sohn, weil es ein Kind der Schwester von Cathys Gatten und also den Earnhots blutsverwandt ist. Sein ganzes Leben ist eine Kette von dämonischer Bosheit, die am widerwärtigsten gegen sein armes, ihm sinnlich-höriges Weib wütet. Denn diesem Vampir gegenüber sind die Frauen urteilslos, wie denn auch die treue alte Beschließerin alle Greuel mitansieht, ohne etwa die Hilfe der Gerichte anzurufen. Weder Notar noch Arzt wagen dies. Die Gefahr des vielzitierten „my house is my castle", wenn das Haus einem Schurken gehört, wird hier beleuchtet. Auch der fremde Herr begnügt sich damit, erschüttert seines Weges zu gehn. „Right or wrong" — „sein Besitz", denkt der Engländer und vermeidet Einmischung — im Gegensatz zum Deutschen, dessen romantische Gemütsart ihn sofort zum Ritter jeder bedrohten Weiblichkeit sich aufwerfen läßt. Erst der Tod des Scheusals — er verhungert vor voller Schüssel unter der Zwangsvorstellung, daß Cathys rächender Geist ihn am Zugreifen hindre — läßt Jung-Cathy und Hareton Earnshot zum Glück kommen.

Unbedeutender als dieser frühe Vampirroman ist „Agnes Grey", das literarische Erbe der Anne Brontë. Wieder sucht die Heldin als Erzieherin ihr Glück. Sie findet nur harte, oberflächliche Eltern, grausame, eitle Kinder. Aus den Briefen der Schwestern Brontë geht überhaupt eine recht geringe Kinderliebe hervor; die Not zwang sie in einen für sie entschieden ungeeigneten Beruf. Auch in „Agnes Grey" ist der unvermeidliche ideale Pastor nicht weit, der schließlich die Braut heimführt.

Wir verdanken es zunächst dem oben erwähnten und vielumstrittenen Lebensbild der Brontës durch Mrs. Gaskell, daß nicht allein Literarisches, sondern auch Menschliches erhalten geblieben ist. 1896 erschien „The Brontës and their Circle", von Clement Shorter herausgegeben, 1914 in Neuyork neu aufgelegt. Das Buch enthält eine kurze chronologische Übersicht und einen umfangreichen Briefwechsel, der durch verbindenden Text geschickt eingerahmt ist. Leider fehlt ein Briefindex. Man tastet sich nur schwer durch Wert und Unwert. Die Briefe des alten Vaters Patrik an seine erste Liebe und ihre Antwort sind eine Novelle für sich.

Der größte Teil der Briefe Charlottens ist an Miß Ellen Nussey, die treueste Freundin seit den Tagen von Roehead, gerichtet. Ihr galten auch die letzten Zeilen auf dem Totenbett. Viele Briefe handeln von Thackeray, dem Verfasser von „Vanity Fair", dem sie eine rührende Verehrung entgegenbrachte. Die zweite Auflage von „Jane Eyre" ist ihm gewidmet. Lange vor ihren Zeitgenossen wurde sie dem großen Sittenschilderer gerecht, den sie den „ersten sozialen Regenerator seiner Zeit" nennt. Sein ursprünglich scharfes Urteil über ihr Werk, dessen Figuren er „zum Teil unmöglich", dessen Inhalt er „dagewesen" nennt, beirrt sie nicht. Er sieht später auch sein Mißverstehen ihrer Persönlichkeit ein. Sie sei nicht die „erhabene kleine Jungfrau von Orleans, die uns unser leichtes Leben und unsre leichte Moral vorwirft", sondern wirklich eine „reine, hochgesinnte Persönlichkeit", der es ernst war mit ihren Ansprüchen an Menschen und an Literatur.

Einem anderen Freund, dem Verleger George Smith, hat sie als Dr. John in „Villette" ein Denkmal gesetzt.

Das Glück der Ehe mit dem Hilfsprediger Arthur Bell Nicholls hat sie kaum neun Monat genossen.

Ein melancholischer Hauch liegt über den drei Waisen, die im Pfarrhausschatten Yorkshires mutterlos aufwuchsen, um frühem Tode entgegenzuwelken. Für uns Heutige ist der Briefwechsel Charlottes vielleicht noch interessanter als ihre Literatur. Aus dem Wust bedruckten Papiers quillt siegreich ein großes und starkes Menschentum.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Thomas Mann: Der Zauberberg (Berlin 1924) — Hermann Löns: Drei Bücher aus dem Nachlaß (Hannover 1924) — Karl Rosner: Befehl des Kaisers! (Stuttgart 1924) — Hugo Marti: Das Haus am Haff (Basel 1924) — Walter Bloem: Mörderin? (Berlin 1924) — H. C. v. Zobeltitz: Die Europag (Berlin 1924)

Endlich hat Thomas Mann seinen großen Roman Der Zauberberg, von dem schon seit Jahren gemunkelt und nicht nur gemunkelt wurde (verteilte doch der Dichter selber, freigebig genug, wieder und wieder Kostproben daraus), auf den Büchermarkt entlassen. Dröhnend, wie mit Zentnergewicht fällt dieses Monumentalwerk von rund 1200 Seiten in die aufraschelnde Blätterwelt, ein wirklicher Zauberberg, und nicht nur äußerlich: auch ihrem Gehalt nach bedeuten diese zwei stattlichen Bände, deren frisches Umschlaggrün wohl Hoffnung auf neues Sprießen und Werden, zugleich beruhigende Neutralität versinnbildlichen soll, ein Epos, wie es in unserer kurzatmig keuchenden Zeit seit Jahren nicht erschienen ist. Wie ein Meteorit liegt es zwischen den zahllosen Erzählungen schmächtigen Formats, die, auch wenn sie den Titel Roman führen, ihrem Wesen nach meist eine ausgereckte Novelle, oder ein aufregender Wortfilm mit nervenpeitschenden Finessen sind. Hier aber ist wirklich einmal wieder ein Epiker auf dem Plan, mit Geduld und Freude beim reinen Erzählen, beim langsamen Umspannen seiner ganzen Gesichts- und Gefühlswelt mit dem gleichmäßig raunenden Fluß homerischer Rhapsodik.

„Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen. Er fuhr auf Besuch für drei Wochen."

Dies der erste Absatz des Romans. In ihm liegt, wenn man die wirkliche „Handlung", die greifbaren Vorgänge wiedergeben will, beinahe schon der ganze Inhalt des ersten Bandes umschrieben. Wenigstens ist die eigentliche Geschichte zu Ende erzählt in etwa diesem zweiten Satz: Statt der drei Wochen blieb er aber sieben Jahre in jener Lungenheilstätte, dem „Zauberberg", denn die ärztliche Behandlung ließ ihn nicht los, mochte seine Krankheit auch größtenteils eine eingebildete, oder ihm (infolge falscher Diagnose) eingeredete sein; erst der Ausbruch des Weltkrieges reißt ihn ins Leben zurück und sogleich in den Schützengraben, wo er, vom Pulverdampf umhüllt, unserem Auge für immer entschwindet.

Wie? wird der Leser hier mit einigem Erstaunen fragen, mehr geht auf diesen 1200 Seiten nicht vor? Da wird sicherlich der Held eine höchst bedeutende, anziehende Gestalt sein, deren Innenleben von so hohem Reiz und Rang ist, daß sie den Leser sogleich gefangen nimmt und bis zum Schluß festhält? Mit nichten. Dieser Hans Castrop ist ein Durchschnittsmensch, von dem der Dichter selber sagt, daß er in keiner Weise über das Ungewöhnliche hinausrage, er nennt ihn: „einfach aber ansprechend". Hans ist ein anständiger Junge, in einem Hamburger Kaufmannshause wohlerzogen, umgänglich und gesellig, aber ohne treibende Energie. Er nimmt die Dinge wie sie sind, nicht so bedeutend wie Hamlets Horatio, ist er doch auch „ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen". Ohne Frage hat der Dichter in ihm den Menschen vor 1914 zeichnen wollen, der allzulässig sich vom Strome treiben ließ. Weil alle in diesem Sanatorium krank sind, meint er es auch zu sein (er ist auch sicherlich, wie sie, infiziert) und bleibt getreu bei seinem Fieberthermometer, seinen Medikamenten; bleibt ein guter Kamerad seinem Vetter, dem Fahnenjunker, den er eigentlich da oben nur auf drei Wochen besuchen wollte, der aber still und sicher seinen Leidensweg geht, bis er in männlicher Entsagung aus dem Leben scheidet.

Aber nicht nur treiben läßt sich Hans Castrop von seiner Umwelt und Gesellschaft da oben, sondern auch erziehen. Er nimmt von allen etwas an — so die Vielspältigkeit und innere Unsicherheit einer Kultur verkörpernd, die am Alten krankt und Neues wittert, aber die Welt nicht versteht, von der unser Hans ja auch abgeschlossen ist. Kein Wunder, daß er sich nun den kleinen Abenteuern des Tages dort oben willig hingibt, dort eine eigene Art von Entwicklung durchmacht. Er liebt oder vielmehr liebelt eine merkwürdige Russin, ein beinahe astralisches Wesen, das sich wie in einem Schleier vor den Augen des Lesers bewegt, sein Geist aber wird von den Gegensätzen der internationalen Patientenschar dort mannigfaltig beunruhigt. Besonders drei Personen sind hier von Bedeutung für ihn: der humanistische Romane und Zivilisationsliterat Septembrieni auf der einen, der Ostjude Naphta, der zu Mystik und Jesuitentum neigt, auf der anderen Seite, endlich Mynheer Peeperkorn, ein riesiger Holländer, der kein Dialektiker, aber ein Mann von „Format" ist, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und der Klarheit seines Lebenstriebes von stärkerem Einfluß auf

Digitized by Google

Hans Castrop als jene beiden Problematiker, die in endlosem Meinungsaustausch alle Fragen diesseits und jenseits des großen Vorhangs gründlich und oft erörtern. Hier hat Thomas Mann Gelegenheit, alle Ergebnisse seiner suchenden Weltauslegung, die Errungenschaften seiner bedeutenden Bekenntnisbücher noch einmal zu werten und zu wenden. Er besorgt das mit einer größeren Geduld, als er dem Leser zumuten kann. Er stopft wirklich allzuviel hinein in den Preßsack. Auch bekommt man diesen ewigen Karbol- und Medizingeruch des Krankenhauses auf die Dauer ebenso gründlich satt, wie die Auswurfflaschen, die jeder Patient in der Tasche trägt, und die Geräusche kranker Atmungsorgane — wenn es etwa vom Husten eines Leidenden heißt, daß er „nur wie ein schauerlich kraftloses Wühlen im Brei organischer Auflösung klang". Derartige Überraschungen erlebt der Leser öfters in diesem Heil- und Zauberberg. Er wird dafür nur schwach entschädigt, wenn etwa die einfache Tatsache, daß Hans Castorp sich eine Zigarre anzündet, von dem gewissenhaften Verfasser so beschrieben wird: „Und er entnahm seinem automobilledernen und mit silbernem Monogramm geschmückten Etui ein Exemplar von Maria Mancini, ein schönes Exemplar der obersten Lage, an einer Seite abgeplattet, wie er es besonders liebte, kupierte die Spitze mit einem kleinen, eckig schneidenden Instrument, das er an der Uhrkette trug, ließ seinen Taschenzündapparat aufflammen und setzte die ziemlich lange, vorn stumpfe (!) Zigarre mit einigen hingebungsvoll paffenden Zügen in Bewegung." Ein derartiger Vervollständigungseifer wäre zwar vor vierzig Jahren zeitgemäß gewesen, er beruht aber auf einer falschen epischen Perspektive, man sieht bei soviel kleinem Gestrüpp und Unterholz den Wald nicht.

Aber das sind Einzelheiten. Und wie man sich auch zu ihnen und den anderen kleinen Gebrechen des Zauberberges stellen mag: er ist eine Dichtung; wir sehen durch einen Spiegel in einem dunklen Wort ... er ist ein Werk von literaturgeschichtlicher Bedeutung und muß als solches bewertet werden. Vielleicht bleibt es das letzte dieser Art; jedenfalls steht es ziemlich einsam im Schrifttum unserer Zeit, — als ein letzter Ausläufer jenes großen deutschen Bildungsromans, der mit Wilhelm Meister begann (wenigstens als Vorbild, Wielands Agathon kommt hier nicht in Betracht) und über Hyperion (Hölderlin), Ofterdingen (Novalis) und drei Hauptromane Jean Pauls zu Gutzkow führte. Dessen siebenbändige Ritter vom Geist wird heute niemand mehr lesen, auch seinen Zauberer von Rom nicht, aber Wort für Wort trifft die Romantheorie Gutzkows auf Manns Zauberberg zu, in der es heißt: „1. Der Roman soll nicht mehr die Lebensgeschichte seines Helden nacheinander vorführen, sondern ein Bild vieler gleichzeitig und n e b e n einander wirkender Personen, Stände und Verhältnisse entrollen ... ein großes ineinander greifendes Weltbild geben. 2. Die Personen eines modernen Romans sollen ... keine „Helden" mehr sein, sondern vielfach beeinflußte, oft schwankende, problematische, vielfach zusammengesetzte, verwickelte Naturen" usw. Diesen Forderungen Gutzkows folgte Freytag in Soll und Haben, folgte (von anderen abgesehen) auch Thomas Mann in seinen Buddenbrocks.

Und hier finden wir sogleich eine direkte Verfädelung mit dem Zauberberg. Er ist das große Gegenstück zu den Buddenbrocks, nur von erheblich größerer Spannweite. In jenem Jugendwerk unternahm es der Fünfundzwanzigjährige, den Niedergang einer (Lübecker) Familie durch vier Generationen darzustellen, hier sucht er, fast doppelt so alt, den Tiefstand der Europäer vor 1914, nach allen vier Dimensionen sozusagen, aufzuweisen. Wunderbar offenbart sich die innere, die künstlerische Beständigkeit, die aus einem Vergleich der beiden Hauptwerke Thomas Manns springt. Hier wie dort bedient eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe sich des nicht schulgemäßen, sondern selbständig geschmiedeten Instruments eines verfeinerten Naturalismus. Dort wie hier wird eine Fülle von Personen mit erfreulicher Zeichenkunst auf einem Bilde vereinigt, jede in ihrer besonderen Art und Umwelt scharf charakterisiert. In beiden Romanen sind — das nebenbei — die Sterbeszenen ebenso zahlreich wie meisterlich geschrieben, und das gleiche gilt — in wohltuendem Gegensatz — von den üppigen Tafelfreuden sachverständiger Genießer. In Lübeck wie in Davos befleißigen sich die Redenden, ein gewisses Leitmotiv sorgsam innezuhalten, indem sie durch Wiederholung bedeutsamer Ausdrücke und Wendungen immer wieder zu sich selbst und ihrem Kreis zurückkehren. In beiden Romanen ist besonderer Wert auf ein mit sauberster Sorgfalt gezeichnetes Detail, wie auf eine mit letztem Strich ausgefeilte Wortkunst gelegt. Beide Romane haben eine energisch durchgeführte Objektivität gemeinsam, damit freilich auch eine gewisse Kühle, die uns hindert, ihren Gestalten ganz nahe zu kommen, mit ihnen, als wären es Freunde, zu verkehren; es fehlt zuletzt doch das warme Gefühl — man denkt unwillkürlich an das Bibelwort „. . . und hätte der Liebe nicht . . ."

Nehmt nicht für einen Tadel, was nur eine Artbestimmung ist: auch Goethes Romanen fehlt oft diese Liebe, und daß man doch mit dem Herzen auch, nicht nur mit dem Verstand und Schönheitssinn, im „Zauberberg" verweilt, möchte ich eher beweisen, als bestreiten. Jene Objektivität aber, von der ich sprach, ist wiederum ein ebenso seltener wie künstlerisch reiner Zug dieses Romans, denn mögen gewisse Irrlichter der Modernen auch andere Wege weisen und in den Sumpf locken, wir bleiben bei der festgegründeten Forderung, die ein hundertmal kühnerer Geist als sie, der junge Friedrich Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie" aufstellte: „In

Digitized by Google

jeder Art und Höhe der Kunst vor allem und zuerst Besinnung des Subjektiven, Erlösung vom „Ich“ und Stillschweigen jedes individuellen Willens und Gelüstens, da wir ohne Objektivität, ohne reines interesseloses Anschauen nie an die geringste wahrhaft künstlerische Erzeugung glauben können.“

Freilich: auch das ist kein allgemeingültiges Kunstprinzip. Es gibt Schriftsteller, die in der Hauptsache nur sich selber, ihr eigenes Fühlen und Denken im Rahmen der Welt zu formen wissen, und doch zu den besten gehören, so Hermann Löns, der hannoversche Dichter (dem übrigens auch die epische Objektivität in seinem außerordentlichen „Werwolf“ nicht fehlt). Dieser Meister der Landschaftschilderung gehört jetzt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, zu den beliebtesten Erzählern Norddeutschlands, und Tausende werden es freudig begrüßen, daß aus seinem Nachlaß drei Bücher von dem Lönsbiographen Dr. Wilhelm Deimann zusammengestellt sind: Gedanken und Gestalten, Für Sippe und Sitten, endlich Mein niedersächsisches Skizzenbuch. Namentlich das letzte, eine Bilderreihe heimlich-heimatlicher Landschaften und ihrer Volksschläge wird viele Freunde gewinnen, es ist echtester Löns mit allen seinen Vorzügen, auf die hier näher einzugehen wohl nicht mehr nötig ist. Das Buch war mir tagelang ein lieber Begleiter und auch auf dem Nachttisch ist es wohl am Platz: man nimmt freundlicher vom Tage Abschied, wenn man noch ein Weilchen mit Hermann Löns im Deister gewandert ist, oder über die grüne Marsch, oder zwischen Walsrode und Wisselhövede im blühenden Heidekraut gelegen hat.

Aufregender ist es, den kleinen napoleonischen Gardeleutnant Jean-Roch Coignet anno 1812 auf seinem Todesritt durch die Schneewüsten Rußlands zu begleiten. Karl Rosner erzählt das in seinem Roman Befehl des Kaisers! Bevor man das Buch aufschlägt, denkt man an einen anderen Kaiser, den Rosner dereinst meisterlich als König geschildert hat. Und vielleicht ist der Titel nicht ganz ohne Rücksicht auf diese beim Leser naheliegende Erwartung gewählt worden. Gleichviel: der Roman, der eigentlich eine große Novelle ist, steht jenem Königbuch nur an zeitgemäßem Gegenwartswert nach, übertrifft es aber noch als ein kleines Kabinettstück der Erzählungskunst. Eine Episode aus dem Rückzug Napoleons durch Rußland. Sein erschöpftes und zusammengeschmolzenes Heer ist so vom Feinde umstellt, daß er nur durch List wenigstens sich selbst und seine Garde retten kann. Er täuscht dem Feinde eine falsche Marschroute vor und gibt zu diesem Zweck dem kleinen Leutnant einen Uriasbrief mit falschem Befehl zur Bestellung an entlegener Landstraße, in der Gewißheit, daß die herumschwärmenden Kosaken ihn aufgreifen werden. Aber wie durch ein Wunder entgeht der Leutnant ihnen. Was nun den eigentlichen Wert des Romans ausmacht, ist die Schilderung dieses gefährlichen Rittes und das spätere Herumirren des Armen in der Schneewüste, vor allem aber die innere Wandlung während seiner Leiden. Von Stolz geschwellt ist er ausgeritten, hat ihm doch der Kaiser eigenhändig den Brief übergeben und kameradschaftlich mit ihm gesprochen. Coignet ist sich seiner Auszeichnung, seiner bedeutenden Mission bewußt, Stolz und Liebe zum großen Kaiser erfüllen ihn ganz, lassen ihn alle Strapazen und Gefahren überwinden. Bis er endlich, am Bestimmungsort angelangt, erkennen muß, daß alles nur Lug und Trug war, daß er als kleines Werkzeug großer Pläne achtlos von Napoleon dem Tode preisgegeben wurde. O diese Seelenkämpfe, die er durchmacht, während er, seines Pferdes beraubt, halbtot vor Frost und Hunger umherirrt und sich sein Wahn in Erkenntnis, seine Liebe in Haß verwandelt! Töten möchte er diesen Massenmörder, der Hunderttausende seinem Ehrgeiz opfert! Da — stößt er aufs Hauptquartier und auf den Kaiser. Schon ist die zitternde Hand Coignets heimlich nach seiner Satteltasche gekrochen, wo die Pistole steckt, da heftet der Kaiser das Auge auf ihn, erkennend, wissend, und — er redet ihn gütig an. Was geschieht? Als der Kaiser im Schlitten davonfährt, flackert es auch aus der Kehle des kleinen Leutnants hervor: „Vive l'empereur!“ und ohnmächtig bricht er zusammen. Die künstlerisch bedeutende Erzählung ist auch als psychologische Studie von beträchtlichem Wert.

Eine neue Begabung begrüßen wir in Hugo Marti. Ein Deutschschweizer, dessen Erstlingsroman seltsamerweise in Ostpreußen spielt, der aber Land und Leute jener Fremde mit scharfem Blick erfaßt und mit zeichnerischer Fertigkeit skizziert hat. Das Haus am Haff ist ein altes Gutshaus und in ihm spielt sich eine jener leisen Tragödien ab, die so oft in der Stille einsamer Herrenhöfe (wo Lärm und Hast des Lebens nicht ablenken, nicht zerstreuen), in der Schwermut der Ebene und des gleichmäßigen Wellenrauschens ihren besonderen Nährboden finden. Seit zwei Jahren ist stud. jur. Klaus, der Neffe des Besitzers, nicht daheim gewesen; als er jetzt zurückkehrt, findet er seine noch schöne und junge Tante leidend — nicht nur körperlich. Ihre Ehe ist ein stilles Nebeneinander anständiger Menschen, die im Grunde nicht zueinander passen, aber mit zarter Rücksicht diesen Riß verschleiern und gegenseitig Freunde bleiben. Wie Klaus, nach der ausgelassenen Studentenzeit in Berlin, hier nun die Schönheit der Heimat, den herzandrängenden Zauber dieser Landschaft am Haffufer als ein Geschenk erhält und wie nebenher die stille, unbezwingbare Liebe zu der Leidenden, die ihre künstlerische Veranlagung scheu vor dem Gatten verbirgt, wächst und den jungen Schwärmer ins Verderben zieht, das ist straff und sicher, dabei doch mit reinem dichterischen Empfinden hingestellt. Merkwürdig, daß ein Sohn der Alpen die Schlichtheit und Schön-

Digitized by Google

heit jener Ebene so feinfühlig erfaßt — freilich hat auch sein größerer Landsmann Gottfried Keller in seinen tiefempfundenen Gedichten auf die märkische Landschaft („Am Tegelsee" usw.) diesen Gegensatz ausgekostet. Nur in einem Punkt sollte Marti achtsamer sein: seine Menschen sprechen noch zu oft Papierdeutsch. Wo man im gewöhnlichen Leben sagt „Horch!" heißt es bei ihm „Lausche!" Mag es an diesem Beispiel genügen; ein so sorgsamer Schriftsteller, der zu unseren Hoffnungen gehört, wird hierin schon selbstkritischer werden.

Weniger befriedigt der neueste Wurf eines alten und wohlbekannten Romanschriftstellers: Walter Bloem. In der Kriminalgeschichtenreihe „Schattenbilder des Lebens" erscheint sein Roman Mörderin? „Der Roman eines Verteidigers". Bloems Vorzüge als Erzähler, insbesondere der: starke äußerliche Wirkungen hervorzurufen, bewährt er auch hier. Der Gatte der schönen Frau Susanne, der erheblich ältere Geheimrat Dr. Mangershausen, hat sich erschossen. Auf die Aussage ihres Dienstmädchens hin wird Susanne verhaftet, sie soll ihren Gatten durch Hypnose bestimmt haben, sich zu ermorden und vorher einen liebevollen Entschuldigungsbrief an sie (der gefunden wird) zu schreiben. Kompliziert wird die Sache dadurch, daß Susanne den Rechtsanwalt Dr. Gerold, den sie liebt und um dessentwillen sie die Tat begangen hat, wie gleich verraten sei, zu ihrem Verteidiger bestellt. Die vielen be- und entlastenden Momente, die sich aus verschiedenen Aussagen und Briefen ergeben, verknüpft Bloem nun zu einem geschickten Gewebe, das den Leser in Atem hält. Der Verteidiger glaubt an die Unschuld seiner Klientin, bis diese ihm unter vier Augen gesteht, daß sie die Tat begangen hat. Er legt trotzdem die Verteidigung nicht nieder. Die große Gerichtsverhandlung, wie zu erwarten der Gipfelpunkt der Erzählung, bringt nun allerhand überraschende Wendungen, die meist zugunsten der Angeklagten ausfallen, bis endlich, als sie eine entscheidende Frage des Staatsanwalts verneint, aus dem Zuschauerraum der Ruf ertönt: „Das lügt sie." Die Gattin des Verteidigers ist es, die so ihrem Haß gegen die Nebenbuhlerin Luft macht, und Frau Susanne muß ihre Schuld eingestehen. Gerold legt natürlich sein Amt als Verteidiger nieder. Sein Stellvertreter, ein berühmter Verteidiger und glänzender Redner, bekommt es fertig, durch eine verzwickte, aber juristisch einleuchtende Auslegung der Gesetzesparagraphen den Freispruch zu erwirken. Aber kaum hat Frau Susanne daheim ihre Tür geöffnet, da öffnet sie auch schon ihre Pulsadern.

Bloem verzichtet auf jede Vertiefung der verschmitzt ertüftelten Fabel, auf jeden dichterischen Zug. Und er bricht dort ab, wo eigentlich erst die psychologische Aufgabe beginnt, da er doch seine Erzählung den „Roman eines Verteidigers" nennt. Was wird aus Gerold, was aus seiner Ehe? Wir erfahren es nicht und der Untertitel bleibt unzutreffend, es ist der Roman einer Mörderin, eine Kriminalgeschichte unter Dutzenden, grell und grob, allerdings knifflig erdacht und flott erzählt, bis auf einige überflüssige Auseinandersetzungen über den Hypnotismus, wozu der Verfasser plötzlich (Seite 279) Gestalten aus der Vorkriegszeit einführt, während noch kurz vorher von dem „neuen Berlin" gesprochen wurde. Hoffentlich schreibt Walter Bloem bald Besseres.

Der begabten Familie der Zobeltitze erwächst auf dem von Hanns und Fedor von Zobeltitz erfolgreich bebauten Felde des Gesellschaftsromans ein vielversprechender Nachkömmling, „Der Fink hat wieder Samen", mit Uhlands altem Greiner zu sprechen. Hans Caspar v. Zobeltitz greift in seinem Roman Die Europag mit erstaunlich kräftiger und sicherer Hand einen Stoff aus der Inflationszeit und baut ihn regelrecht nach den architektonischen Gesetzen der guten Erzählungskunst auf. Es stimmt alles an diesem Bau: jeder Balken, jeder Stein befindet sich am rechten Platz und ein handfestes Dach krönt das Ganze. Eine adlige Familie, im Krieg ruiniert, kommt durch energisches Handeln und Wirken wieder hoch. Der Held, ein Major a. D., springt mutig hinein in den tollen geschäftlichen Wirbel um 1922/23. Er gründet die „Europäische Handelsgesellschaft" und bringt es durch seine Energie, durch seine klaren und weitschauenden Dispositionen so weit, daß er das Ziel seines Lebens erreicht: er kann das verlorene Stammgut seiner Familie wiederkaufen und die schöne Nachbarin heimführen. Auch die übrigen Personen des Romans bis auf einen jungen Fliegerleutnant, der sich nicht umstellen kann, erreichen das rettende Ufer, so daß man „den Roman befriedigt aus der Hand legt", wie ein altes Klischee bei Buchanzeigen besagt. Aber in mehr als einem Punkte befriedigt. Der junge Zobeltitz verfügt über eine höchst anziehende Darstellungsart, forsch, knapp, frisch; jedes Wort sitzt, die Menschen sind scharf umrissen, die Vorgänge geschickt gegliedert, das Thema gut durchkomponiert. Dabei fehlt es dem Verfasser nicht an Herz und dem Mut zu eigener Meinung. Nur ist das Ganze noch zu filmartig in selbständige Bilder zerschnitten, es rollt sich auch zu hastig ab, noch fehlt der ruhige epische Strom. Auch wird der Held uns in einem übernatürlichen leuchtenden Weiß gezeigt, er ist ein Mann ohne Tadel, ein Tausendsassa, der alles kann, alles erreicht und immer Glück hat. Die hübsche Geschichte läuft wie ein Märchen aus: alles geht nach Wunsch. Doch das sind kleine Anfangsmängel, die nicht ins Gewicht fallen; Hauptsache bleibt, daß ein Berufener in die Arena tritt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

In einem durch die Beigabe von graphischen Blättern geschmückten Buch „Das graphische Jahr", das Fritz Gurlitt herausgegeben hat, erinnert Edwin Redslob in seinen Ausführungen über den Weg zur Graphik an ein jetzt vierzig Jahre zurückliegendes Vorkommnis, das ziemlich scharf das Verhalten der Sammlerwelt und der großen Menge zu Gegenständen der graphischen Kunst beleuchtet. Als nämlich der Begründer der Gurlittschen Kunsthandlung seine erste Ausstellung veranstaltete, trennte er über Nacht die dem Katalog beigegebene Radierung Klingers wieder heraus, weil er die Roheit nicht ertrug, mit der das „Publikum" das schöne Blatt knickte, um das Heft in der Tasche unterbringen zu können. Und der Verfasser fügt hinzu: „Wer weiß denn heute mit Graphik umzugehen? Künstlerische Kultur beginnt nicht mit dem Bild, das man sich an die Wand hängt, sondern mit dem graphischen Blatt, das man aufhebt, nicht um damit zu prunken oder zu schmücken, sondern um in ruhigen Stunden mit ihm zusammen zu sein."

Es gibt in Deutschland zahlreiche Graphiker von hohem Rang, aber die große Menge wußte bisher wenig von ihnen. Ganz allmählich scheint jetzt der Sinn für die feine Schwarzweißkunst zu erwachen. Die Namen der Künstler werden genannt und bekannt, man fängt auch an, sich über technische Einzelheiten des Ätzens und Druckens unterrichten zu lassen. Zu den heute auch in weiteren Kreisen geschätzten Graphikern gehört Rudolf Großmann, 1882 zu Freiburg i. Br. geboren, der mütterlicherseits aus einer alten badischen Malerfamilie stammt. „Schulen besuchte ich nur kurze Zeit," erzählt er in seiner Selbstbiographie, „in den Akademien in Karlsruhe und Düsseldorf fiel ich bei den Aufnahmeprüfungen durch; ich suchte meine künstlerischen Expansionen unmittelbar im Leben, kam 1905 nach Paris und blieb dort acht Jahre." Großmann gesteht, daß das Café du Dôme dort die größte Anziehungskraft auf ihn ausgeübt habe. Aber daß er in Paris — und später in Berlin und in München — doch auch noch das Handwerkliche seiner Kunst in ernstem Studium erlernt hat, das beweisen die feinen Blätter, die von ihm auf den Ausstellungen der Kunstsalons zu sehen sind. Die Radierung „Skat" zeigt mit ihren wenigen Linien und Schatten eine meisterliche Zusammenfassung der Gruppe im Raum.

Skat. Radierung von Rudolf Großmann. Aus J. Caspers Kunstausstellung, Berlin W.

Digitized by Google

Dieser erste Aufschlag unserer Illustrierten Rundschau führt die Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim vor. Eine der allerschönsten Städte unseres deutschen Vaterlandes ist unbestritten Hildesheim, und unter seinen ungefähr siebenhundert altertümlichen Häusern, die das Entzücken jedes Besuchers erregen, steht an erster Stelle das berühmte Knochenhaueramthaus. Es ist eins der wenigen Gebäude, die aus der Zeit der Frührenaissance stammen, aus dem Jahre 1529. Der hochragende Giebelbau stellt eine so glänzende Schöpfung deutscher Holzbaukunst dar, daß die Hildesheimer allen Grund haben, stolz darauf zu sein, und ihn für das schönste aller noch bestehenden deutschen Fachwerkhäuser erklären. Sie können sogar dabei das Urteil des Begründers der französischen Denkmalspflege, Viollet le Duc, also jedenfalls eines unvoreingenommenen Fachmannes, für sich in Anspruch nehmen, der dies Gildehaus der Schlächter das schönste Haus der Welt genannt haben soll. Dem seltsamen Reiz, der von dem von Stockwerk zu Stockwerk weiter sich vorkragenden Bauwerk ausgeht, kann sich jedenfalls niemand entziehen; es liegt auch eine jedem sogleich in die Augen springende merkwürdige Harmonie und Symmetrie in diesem Kleinod der Holzarchitektur, die nicht durch die geringste Kleinigkeit gestört wird. Die Erneuerung des 1852 bereits zum Abbruch bestimmten Hauses ist mit einem bewundernswerten Verständnis für das Charakteristische des Ganzen wie jeder Einzelheit durchgeführt worden. Der um Hildesheim überhaupt höchst verdiente Senator Hermann Römer, der auch das ungemein reichhaltige Museum (das nun seinen Namen trägt) begründet hat, setzte es im letzten Augenblick, da schon mit dem Niederreißen begonnen war, durch, daß dies einzigartige Denkmal heimischer Baukunst von der Stadt angekauft und wiederhergestellt wurde. Fast wäre es dann doch noch

Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim

Digitized by Google

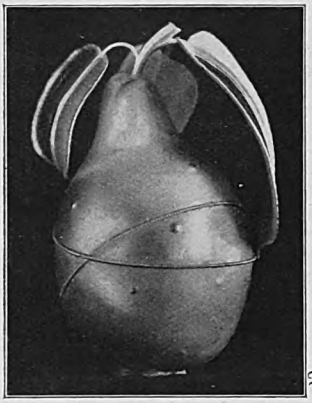
durch Feuer für immer vernichtet worden am 1. August 1884; doch gelang es mit äußerster Anstrengung, es wenigstens in seinen Hauptteilen zu retten. Als man es darauf von neuem erstehen ließ, gab man ihm auch den alten Glanz der bunten Bemalung wieder, deren glückliches Gelingen nun vorbildlich und anregend wurde für den allmählich an allen alten Fachwerkhäusern Hildesheims durchgeführten farbigen Anstrich, wodurch die Eigenart der Holzkonstruktion wie auch die Schnitzereien erst so recht zur Geltung kommen. Auch in andern alten Städten nahm man sich dies Vorgehen vielfach zum Muster. Schon bei der ersten Renovierung schuf der Maler Georg Bergmann die Windbretter, von denen wir einige hier wiedergeben. Diese von köstlichem Humor beseelten Bilder befinden sich über dem großen Torbogen, da, wo das erste Geschoß vorspringt, zwischen den geschnitzten Holzstücken. Der Künstler, am 6. April 1819 zu Celle geboren, lebte nach dem Besuch der Düsseldorfer Akademie bis zu seinem Tode, am 14. Oktober 1870, in Hildesheim. Eins seiner geschichtlichen Bilder „Die letzten Augenblicke Philipps I. von Spanien" hängt im Leipziger Museum, andere, vornehmlich zahlreiche Bildnisse, befinden sich im Privatbesitz und im Hildesheimer Römer-Museum. Im Schlosse zu Walmoden hat Bergmann schöne Wandmalereien ausgeführt. Die berühmten, alten Deckengemälde des Mittelschiffs der Michaeliskirche zu Hildesheim hat er vortrefflich kopiert.

⁂ ⁂ ⁂

Die nächsten Bilder weisen auf einen richtigen Zauberkünstler: Dagobert Peche. Im vorigen Jahre ist er, 45 jährig, gestorben. Auf allen Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks ist er tätig gewesen, nach Tausenden zählen seine originellen Einfälle, aber noch immer viel zu früh ist er seinem fleißigen Schaffen entrissen worden. Wie unendlich reich war seine Begabung,

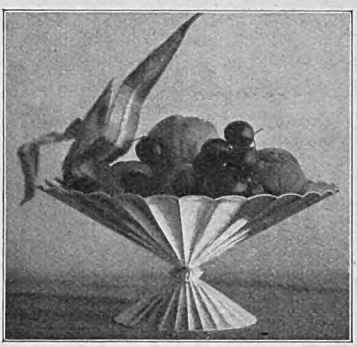
Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim

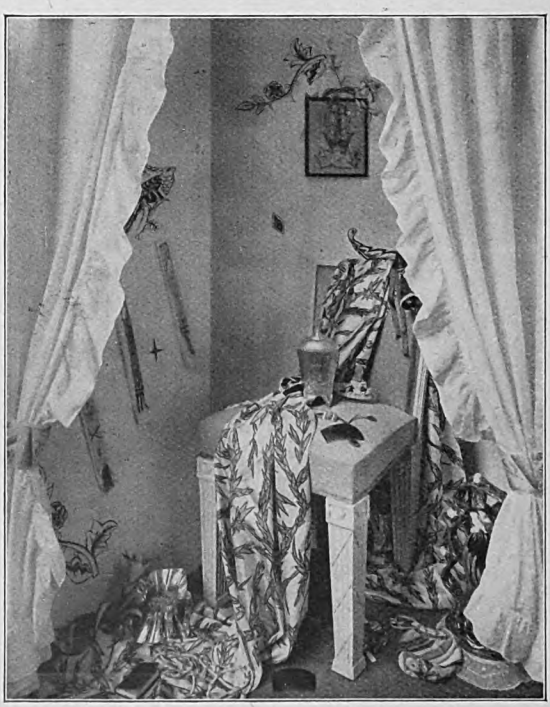
Digitized by Google



Dosen, graviertes Glas und Fruchtschale
Unten: Ausstellungsecke.

wie unendlich viel Schönes hätte er noch zu bieten gehabt! Es gibt tatsächlich kaum ein Gebiet, auf dem er sich nicht mit Glück betätigt hätte. Er war Salzburger, in Wien studierte er auf der Technischen Hochschule und zugleich an der Akademie. Seit 1914 gehörte er den Wiener Werkstätten an. Wir kennen graziöse Federzeichnungen von ihm, bizarr hingeworfene Muster für Handdruck auf Seide, gravierte Gläser, Keramiken, Silbergefäße, Entwürfe für Tüllstickereien, Möbel, Federschnitzereien. Eine ganz winzige Auswahl aus seinem vielseitigen Schaffen geben die paar Bilder, die wir auf dieser Seite zusammengestellt haben. Es ist gepflegter Geschmack, der sich in allen Stücken ausspricht, eine verwöhnte Hand, die nur mit dem besten Material arbeiten will, ein helles, rasches Auge, das jedes Stück von allen Seiten sieht und alle Linien, Flächen und Überschneidungen harmonisch zu entwickeln weiß.





Entwürfe von Dagobert Peche für die Wiener Werkstätten in Wien und Zürich

⁂ ⁂ ⁂

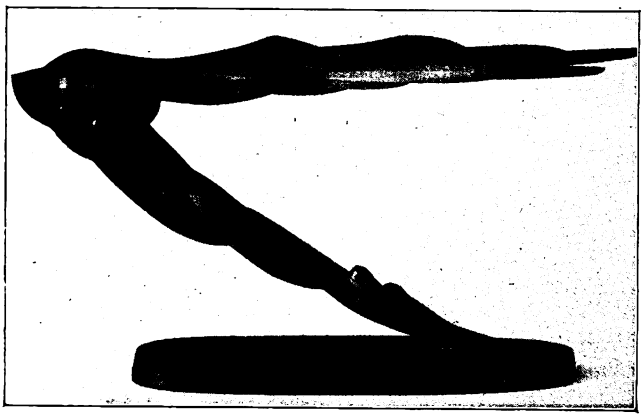
Zu den Bildwerken von Oswald Herzog zunächst ein paar „beruhigende" Worte mit der Bitte um Geduld. Es gibt Ausstellungsbesucher, die noch kaum einen Blick auf eine neue Schöpfung geworfen haben und schon fast zornig ausrufen: „Nein, da kann ich nicht mit!" Höchstens daß sie, um ein ernsteres Urteil gebeten, ihre Abneigung etwa begründen: „So sieht doch nie im Leben eine fliehende Frau aus!" Sie haben ja recht, gewiß, aber — in dem mittleren Bildwerk von Oswald Herzog z. B. soll auch gar keine menschliche Gestalt wiedergegeben werden. Das Bildwerk ist wohl aus der Vorstellung einer in ärgster Hast fliehenden Gestalt entstanden, aber es will nur den Begriff, den Ausdruck des Entfliehens im künstlerischen Bilde festhalten. Noch näher dem ursprünglichen „Modell" steht

Digitized by Google

das Bildwerk „Ekstase". Auch der auf „alte" Kunst Eingeschworene wird zugeben müssen, daß hier ein Ausdruck gefunden ist, der etwas Zwingendes besitzt. Daß er sich auf dem Wege solch schrittweiser Annäherung dann auch noch mit dem Bildwerk „Junger Tag" abfinden wird, dies anzunehmen ist vielleicht verwegen. Aber wenigstens geben ihm die paar Bilder eine kleine Vorstellung von neuen künstlerischen Gedankengängen und Versuchen. Er mag sie — unter all den Hunderten, die ihm zusagen — kritisch betrachten; wenn er dabei den Ernst des künstlerischen Arbeitens entdeckt, so wird schon etwas von seinem ersten Groll abebben ...

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Phantasiekostüme leiten zu dem Münchener Schlußbild über. Unsere Leserinnen sollen keinen Schreck bekommen: wir wollen damit keine neue Mode schaffen. (Bei



der Kostbarkeit der hier verwendeten Stoffe würden uns die Herren Ehegatten auch schön auf den Kopf kommen!) Aber ebenso wie man sich die Modepracht eines Schaustücks auf der Bühne gelegentlich einmal gern ansieht, so schwelgt man auch hier ein Weilchen in dem künstlerischen Zusammenklang von herrlichen Stoffen und schönen Linien — wobei aber sofort ganz ehrlich zugegeben sei, daß beide Kostüme für eine junge Hausfrau und Mutter nicht eben praktisch sind und auch im Ballsaal eine gewisse Platzfurcht schaffen dürften ...

Die „Münchnerin" ist keine andere als die berühmte Schauspielerin Klara Ziegler. Sie ist für das Hofbräu-München, das die Durchreisenden besonders gründlich kennen zu lernen suchen, nicht der eigentliche Münchner Typ. Da hätte das Schützenlies'l eher hergepaßt. Aber es handelt sich in dem schönen Werk, auf das wir hier hinweisen möchten, um ein gehobenes München, um jene kulturdurchtränkte Stadt, die unter kunstsinnigen und freigebigen Königen und unter der Führung erster deutscher Künstler den schönsten Ausdruck deutschen Wesens und deutschen Strebens fand. Unser Mitarbeiter Georg Jacob Wolf hat den stattlichen Band, dem wir das Bildnis der klassischen Heroine entnehmen, bei Franz Hanfstaengl, München, erscheinen lassen. „Die Münchnerin, Kultur- und Sittenbilder aus dem alten und neuen München", lautet der Titel. Das Werk enthält zweihundert Abbildungen, ist vornehm ausgestattet und darf allen München-Reisenden als schönstes „Mitbringsel" empfohlen werden. Es wird ganz sicher länger Freude bereiten als ein Hofbräukrügel.

⁂ ⁂ ⁂

Ein geschätzter, aber sehr selten gewordener Meister des siebzehnten Jahrhunderts, Jacob Ochterfelt, eröffnet die Reihe der Kunst-

Oben: Ekstase. Mitte: Entfliehen. Unten: Junger Tag. Bildwerke von Oswald Herzog

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / April 1925 / 8. Heft

Der Bauernrichter

Preisgekrönte Novelle von Oskar Jellinek

Das ganze Dorf war in Aufruhr. Heute früh hatte man den alten Sima in seinem Bett ermordet aufgefunden, und soeben war sein Neffe, der Quirin Michalek, als des Mordes dringend verdächtig, dem Gerichte eingeliefert worden.

Auf der breiten, glühenden Dorfstraße, die sonst in dieser frühen Nachmittagsstunde in tiefstem Frieden dalag, standen, trotz der Erntezeit, gruppenweise die Männer und Weiber mit ihren Sensen und Sicheln und nahmen für und wider Quirin leidenschaftlich Partei. Viele teilten den Schuldverdacht. Das hing gewiß auch mit den konkreten Umständen des Falles zusammen. Aber ein solcher Nichtstuer und Tagedieb, ein solcher Haderlak, wie der Bauer Stepan den Quirin nannte, und wie auch der Ermordete, sein Oheim, ihn oft genannt hatte, wird eben von zähen, fleißigen Leuten von vorneherein scheel angesehen, besonders, wenn er ihren Weibern zu gut gefällt — und gar manche von ihnen ihm.

Diese Eifersucht, dieser geheime Neid auf sein Temperament, seine Sorglosigkeit, seine sang- und trunkfrohe Laune und sein leichtes, nur allzuwenig gezügeltes Blut trug wesentlich dazu bei, daß die Verdachtsgründe von manchen gierig aufgegriffen und vertieft, die Gegengründe aber um so unwilliger angehört wurden, als auch sie nicht von der Hand zu weisen waren. Aber wenn auch bei manchem der Wunsch, daß diese fatale Geschichte den Liebäugler und Harmonikaspieler den Kopf kosten möge, eine gewisse Rolle spielte, so hatte doch Stepan unleugbar recht, wenn er, sein etwas lahmes Bein an die Sense lehnend, schrie, es habe erstens an dem Tode des Sima niemand ein größeres Interesse gehabt als der Quirin Michalek, den der Verstorbene als seinen einzigen Verwandten bekanntlich zum Erben eingesetzt habe; es sei zweitens erwiesen, daß Michalek diese Nacht weder zu Hause noch im Wirtshaus zubrachte, denn der Gendarm selbst sei ihm begegnet, wie er beim Morgengrauen in seine Hütte schlüpfte, aber im Wirtshause habe ihn — eine Seltenheit, sakra! — niemand gesehen. Drittens aber sei dem Quirin eine solche Tat wohl zuzutrauen, denn, abgesehen von allem anderen, sei er doch schon einmal wegen einer Messerstecherei im Kerker gesessen. „No also, no also!" fügte er triumphierend hinzu. Und derselben Meinung waren Thomas Schidlo, Karel Mikyška und Franto Buchta und wie sie alle hießen — gar nicht zu reden davon, daß Schidlo vom Gendarm aufgefordert worden war, pünktlich um vier Uhr bei Gericht zu erscheinen, um zu bezeugen, daß der Quirin einmal zu ihm gesagt habe, wenn der Alte nur endlich krepieren wollte, dann hätte er sein Feld, seine vier Kühe, seine sechs Schafe und seine Ziegen, und dann würde man schon sehen, wie er arbeiten könne. Aber als Knecht beim Stepan zu schuften oder beim Sykora — das freue ihn halt nicht!

Schidlo, der seinen Sonntagsanzug angelegt hatte, bildete bald den Mittelpunkt einer eigenen Gruppe, die immer größer wurde.

„Aber der Rastelbinder, der Slowak!" rief eine grelle Frauenstimme. Ja, das war allerdings richtig. In den letzten zwei Tagen hatte sich ein slowakischer Rastelbinder im Dorfe aufgehalten, der hier und dort Kessel und Töpfe in Ordnung brachte und gestern abend verschwunden war. Dem alten Sima, den man mit durchstochener Kehle aufgefunden hatte, war nichts geraubt worden, außer seiner

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

121

Digitized by Google

schweren, silbernen Uhr, und es war doch nicht anzunehmen, daß Quirin ihm diese Uhr, die überdies jeder im Dorfe kannte, geraubt habe, da er doch ohnedies Erbe des Ganzen war!

„Aber wenn es der Rastelbinder gewesen ist, der hätt' ihm doch mehr genommen als nur die Uhr!" rief Franto Buchta.

„Wer kann glauben, daß der Quirin einem die Kehle durchsticht?!" riefen die Frauen. Erregt fuchtelten volle Arme vor den mageren Gesichtern der Männer umher. Er war doch so gutmütig, der Quirin, so weich, so zärtlich. Wie er nur mit Kindern spielte und mit Hunden und Katzen! Er war doch so zärtlich ...

„Und sein Jähzorn?"

„Jesus, Maria und Joseph! Jähzornig seid's ihr doch alle! Und den Pavlik hat er doch nur niedergestochen, weil der seine verstorbene Mutter beschimpft hat. Wenn sie auch keine Heilige war — er ist halt ihr Sohn. Und es war eher schön von ihm! Und der Pavlik ist doch wieder gesund geworden!"

So riefen und gestikulierten sie durcheinander. Nur die hübsche, zierliche Stepan und die sommersprossige Anuschka, die Magd des alten Sykora, schwiegen: jene, um ihren eifersüchtigen Mann nicht zu reizen, diese, weil sie den Quirin unglücklich liebte und nicht verlacht werden wollte. Rote und blaue Röcke gerieten in Bewegung, bunte Blusen strafften sich, magere Zeigefinger erhoben sich verneinend, kahle Schädel nickten sonor oder wackelten nach rechts und nach links. Man darf nicht vergessen, daß noch keine Viertelstunde vergangen war, seit durch das gaffende Dorf die beiden Gendarmen den Quirin geführt hatten, der noch immer einherschritt, als wäre er frei, federnden Ganges, die Soldatenmütze kühn auf den dunklen Locken — nur, daß aus seinem sonst blühenden Antlitz jeder Blutstropfen gewichen schien.

Aber plötzlich begann die allgemeine Erregung zu verebben, Männer und Frauen verstummten allmählich. So wie der Wind, der eben noch die Ähren bewegt hat, plötzlich von einer schwülen Stille abgelöst wird, so verbreitete sich Schweigen und Starre von Gruppe zu Gruppe. Ja die Gruppen traten auseinander und wandelten sich fast in ein Spalier. Der Richter mit seinem Schreiber schritt durch die Reihen.

Der Richter, ein schmächtiger Mann mittleren Alters, kehrte vom Lokalaugenschein in der Wohnung des Ermordeten zurück und befand sich auf dem Wege ins Gerichtsgebäude. Trotz der Hitze trug er, wie immer, einen langen, schwarzen Rock, dazu jedoch eine rote Bauernweste und eine breite, weiße Halsbinde, darin eine Nadel mit einem goldenen Geierkopf befestigt war. Während der dicke Schreiber Blahy mit seinen listigen Augen nach rechts und nach links lachte, erwiderte der Richter die stummen oder gemurmelten Grüße der Bauern schweigend, ohne sie anzusehen. Er schien seines Weges zu gehen, kalt und unberührt, wie das Gesetz.

So kannten, so fürchteten ihn die Bauern seit vielen Jahren. Kaum einer unter ihnen, der nicht wenigstens mittelbar, durch den Bruder oder die Liebste, seine Schärfe erfahren hatte. Wahrlich, nicht immer war Thomas Schidlo vor ihm in der angenehmen Rolle eines Zeugen gestanden, und dem Franto Buchta lag noch der Monat Gefängnis in den Gliedern, dazu ihn der Richter einer harmlosen Wirtshausrauferei wegen verurteilt hatte. Und er war ja nicht nur Herr über ihre Übertretungen, sondern auch über ihre Verbrechen. Wohl urteilte über diese das Kreisgericht in der Stadt, aber die Untersuchung führte er. Und wie er sie führte, davon wußte mancher ein Lied zu singen, aber, bei Gott, kein solches, wie man's beim Erntetanz hört. Und als er jetzt durch ihre Reihen hindurchgeschritten war, den Schwaden ihrer Gerüchte und Meinungen gleichsam mit einem Stahle durchschneidend, da bildeten sie plötzlich alle nur e i n e Partei. Denn auch diejenigen, die von Quirins Schuld überzeugt waren, und selbst solche, die ihn überdies nicht leiden mochten, spürten, daß er in jedem Blutstropfen mehr zu ihnen gehöre, als jene fremde Macht, die sich anschickte, gegen ihn des Amtes zu walten. Und, wie auf einen inneren Befehl, schlossen sich alle zu einem Haufen zusammen, und der alte Sykora, den mächtigen Körper an die blau-weiße Wand seines Hauses gestemmt, sprach ihnen aus dem Herzen, als er, die Faust nach dem kaum verschwundenen Richter ballend, ausrief: „Der wird ihn zwikken — der Weynar!" Und alle wiederholten es, laut, leise oder im stillen: „Der wird ihn zwicken — sakra!" Aber keiner, der Stepan etwa ausgenommen, meinte es höhnisch.

Dann gingen sie langsam an ihre Arbeit. Allmählich tauchten in den goldenen Feldern die gewohnten blauen, roten, weißen Gestalten auf und Sense und Sichel traten in ihr ewiges Recht. Aber während schon die Ähren dahinsanken, von der Sichel noch im Tode liebkost, dachten noch viele daran, wie jetzt ein fremdes Messer gelegt ward an die Wurzel eines der Ihren. Und noch immer flogen Worte hin und her, wie: „Die Uhr! Die Kehle! Der Slowak!", bis auch diese verstummten und nur mehr das Niederrauschen des Erntesegens hörbar war auf dieser weiten, fruchtbaren mährischen Erde.

*

Digitized by Google

Der Richter Rafael Weynar begann, nachdem er sein Büro betreten hatte, sofort die Amtshandlung. Er legte das an Ort und Stelle aufgenommene Protokoll mit dem Gerichtsarzt, demzufolge die tödliche Verwundung des Sima etwa zwischen zwölf und zwei Uhr nachts erfolgt war, zu den Akten. Dann ließ er den Gendarm rufen.

Der Gendarm Večera, ein kräftiger, etwas vollblütiger Mann, bestätigte und ergänzte den Inhalt seiner schriftlichen Anzeige. Beim Morgengrauen, etwa zwischen vier und fünf Uhr, sei er, von einem privaten Ausgang zurückkehrend, an der bekannten verwahrlosten Hütte des Quirin vorübergegangen und habe diesen erblickt, wie er gerade hastig hineinschlüpfen wollte. Die Begegnung sei dem Quirin sichtlich unangenehm gewesen, denn als Večera ihm ins Gesicht leuchtete, habe er den Kopf rasch weggedreht. Später, bei der Verhaftung, nach seinem nächtlichen Verbleib gefragt, habe er sich in schwere Widersprüche verwickelt. „Zuerst, Herr Richter, hat er frech behauptet, daß er im Wirtshaus gewesen ist, und wie ich ihm vorgehalten hab', daß nach meinen Erkundigungen ihn dort niemand gesehen hat, wollt' er mir einreden, daß er irgendwo Harmonika gespielt hat, aber er wisse nicht mehr wo, weil er betrunken gewesen sei. Er war aber nicht betrunken, Herr Richter, und die Harmonika hätt' ich doch sehen müssen, wenn er sie bei sich gehabt hätt'." Der Richter stellte ferner fest, daß die Uhr des Ermordeten in Quirins Hütte nicht gefunden wurde und daß ein gewaltsam geöffneter Kasten im Zimmer des Sima darauf schließen lasse, der Mörder habe noch mehr rauben wollen, jedoch aus Angst, ertappt zu werden, seine Beute voreilig im Stiche gelassen. Worauf der Gendarm meldete, man habe wegen allfälliger Ergreifung des Slowaken mit den Gendarmerien der Nachbarorte bereits das Einvernehmen gepflogen und überdies sei sein Kamerad, der Gendarm Malik, soeben damit beschäftigt, die Umgegend des Tatortes abzusuchen, ob sich nicht eine Spur finde. (Fußspuren hatte der von der Sonne ausgedörrte Boden natürlich nicht gezeigt.) Es sei ja möglich, daß Quirin, dem es bekanntlich nicht an Schlauheit fehle, die Uhr genommen habe, um den Verdacht von sich abzulenken. Die Uhr finde sich vielleicht irgendwo im Gras oder Gebüsch. Der Richter pflichtete dieser Anschauung durchaus bei. Er protokollierte alle Umstände genau, wobei er Belastendes durch die Wortstellung geschickt hervorhob. Sodann vernahm er die übrigen Zeugen.

Er stellte durch den Zeugen Schidlo fest: Michalek hat die Äußerung, der Alte möge krepieren, damit er endlich seinen Besitz antreten könne, nicht etwa betrunken im Wirtshaus, sondern nüchtern am hellichten Tage gemacht, als er, wie so oft, im Graben bei den Hetschepetschbüschen sich sonnte. Auch zu Mikyška hat er eine ähnliche Äußerung getan.

Der Richter ließ den Mikyška durch den Amtsdiener holen und vernahm inzwischen den alten Mraz, den Knecht, Freund und Altersgenossen des Getöteten. Aus seiner Einvernahme — er sagte zitternd und oft von Schluchzen unterbrochen aus — ging hervor: So oft der Quirin zu seinem Oheim kam — und er kam oft, da er oft Geld brauchte — gab es erbitterten Streit. Denn der Alte weigerte sich stets hartnäckig, ihm welches zu geben, und hielt ihm seine Arbeitsscheu in heftigen Ausdrücken vor, auf die Quirin ebenso heftig erwiderte. Wenn Sima ihn aufforderte, auf dem Felde mitzuarbeiten, antwortete Quirin, er werde ein guter Bauer sein, wenn das Feld einmal ihm gehöre, aber zum Knecht sei er halt nicht geboren. Mitunter erhielt er von Sima einen kleinen Betrag. Angst vor dem Quirin hat der Sima wohl nie geäußert, aber er, Mraz, hat immer befürchtet, daß der Quirin seinem dobrému panu, seinem guten Herrn, etwas antun werde.

Dann erschien Mikyška und bestätigte, daß Quirin auch ihm einmal gesagt habe, wenn der Alte endlich krepieren wollte, dann wäre er endlich ein Bauer und dann würde das Dorf staunen!

Und nun befahl der Richter dem Schreiber Blahy, die Vorführung des Beschuldigten Quirin Michalek aus der Haft zu veranlassen. Weynar blieb allein zurück. Seine Züge waren blaß und gespannt. Er trat ans Fenster, vor seinem Blick lagen die gesegneten Felder. Mitten in der fruchtenden Fülle bewegten sich, sie beherrschend, die roten, blauen und weißen Gestalten mit Kraft und Anmut. Ihr Neigen und Ausholen, ihre sicheren Gebärden beim Mähen, Binden, Aufladen bildeten eine naturwüchsige Einheit mit dem Boden, auf dem sie standen. O, er kannte dieses Bild, kannte es allzugut, und es erfüllte ihn immer wieder mit schneidender Bitterkeit. Als Sohn des Notars im Dorfe aufgewachsen, trug er nach der Kraft und Selbstverständlichkeit des bäuerlichen Lebens von Jugend auf eine unbefriedigte Sehnsucht. Die Bauernbuben aber hatten ihn, den zukünftigen Studierten, schon in der Schule als einen Fremden betrachtet, und seine Schwächlichkeit und Ungeschicklichkeit schloß ihn von ihren Spielen aus oder machte ihn dabei zum Gespött. Ob sie auf den Händen gingen, flache Steine in den Teich warfen, Äpfel von den mondhellen Bäumen stahlen oder nach Mädchenzöpfen

Digitized by Google

griffen — ihm war nicht gegeben mitzutun. „Krüppel, Krispindel!“ hörte er sie oft hinter sich her rufen. Einmal überfielen sie ihn ohne jeden Anlaß und bleuten ihn durch. Aber seinem ohnmächtigen Zorn gesellte sich die Bewunderung ihrer Fäuste. Als es das nächstemal galt, einen alten Mühlstein zu heben, tat er mit. Doch er überanstrengte sich und stürzte bewußtlos zusammen. Damals war auch der Quirin zugegen gewesen, der, obwohl jünger als er, die Last des Mühlsteins spielend heben half. Später, wenn er von den höheren Schulen zu den Ferien heimkam, sah er immer schärfer, empfand er immer quälender, daß der Boden der Heimat den Händen gehörte, die ihn betreuten, und nicht einem mit Satzungen vollgepfropften Hirn. Aber gerade deshalb konnte er kaum den Augenblick erwarten, da er für immer hierher zurückkehren werde. Der bohrende, durch lange Hemmungen gesteigerte Trieb, in seiner Art so stark zu werden, wie sie, wurde zum Grundgefühl seines Lebens und wies ihn gebieterisch hierher, auf seinen natürlichen Kampfboden. Hier wollte er sich behaupten, hier sich beweisen, hier, im Angesicht all der dampfenden Kraft, die ihn stets als Fremdkörper betrachtet hatte, zeigen, wer er war! Aber zur Befriedigung dieser unstillbaren Lust langte ein so harmloses Amt, wie das Notariat des früh verstorbenen Vaters, wahrlich nicht. Heißer, packender, entscheidender wollte er mit denen zu tun haben, deren Wurf und Samen die Erde der Heimat zu Gnaden annahm, Jahr für Jahr. Eingreifen wollte er in ihr Schicksal, sich mit ihnen messen — das wollte er. Wie sie Herren waren über den Boden, wollte er Herr sein über sie! So wurde er Richter. Und wie sie Furchen zogen in die Erde, zog er Furchen, tiefe Furchen in ihr Leben. Das Gesetz ward seine Egge, die Strafe sein Pflug.

Weynar verließ das Fenster, wandte sich wieder zum Schreibtisch und warf einen scharfen Blick auf das Protokoll. Der Schein sprach so stark gegen diesen Michalek, daß er sich freute. Er traute ihm übrigens wirklich zu, die Uhr nur deshalb genommen, den Kasten nur deshalb geöffnet zu haben, um den Verdacht auf einen Fremden, zur Erbschaft nicht Berufenen abzulenken. Weynar setzte sich, rückte den Zwicker und überlegte. Aber vor alle Überlegungen trat die ranke Gestalt des Beschuldigten, wie er sie von Jugend auf kannte. Er hatte die Existenz dieses Burschen stets als die frechste Herausforderung empfunden. Verschwenderisch hatte den die Natur mit Kraft und Biegsamkeit begabt und er schien in steter Umarmung mit dem Leben begriffen, rücklings oder bäuchlings auf der fetten Erde liegend oder an Weiberfenstern geheime Einverständnisse flüsternd, im Vollgenusse eines arbeitslosen Daseins, das den Tisch der Heimat immer reichlich gedeckt fand. Aber nun hatte das Schicksal ihn ereilt! Weynar konnte das Verhör mit ihm kaum erwarten. Leider fühlte er sich etwas ermüdet. Er hatte die ganze Nacht in der Bahn verbracht, denn er war gestern in der Hauptstadt beim Präsidenten gewesen. Ratstitel und Beförderung standen ihm bevor, und er wollte verhindern, daß man ihn bei dieser Gelegenheit an einen anderen Ort versetze. Tatsächlich erwirkte er, daß man ihm den Posten seines krankheitshalber beurlaubten und pensionsreifen Vorstandes in Aussicht stellte. Er besaß nicht die beneidenswerte Fähigkeit, im Zuge so fest und tief zu schlafen, wie der lahme Stepan, der im gleichen Coupé mit ihm fuhr, und so war er denn gegen Morgen ziemlich gerädert hier angekommen. Beim Betreten des Gerichtsgebäudes hatte er gleichwohl, vielleicht infolge eines kühlen Bades, die alte Spannkraft gespürt. Jetzt, am Spätnachmittag, ließ sie nach. Seine Züge strafften sich aber, als er nahende Schritte vernahm. Im nächsten Augenblick trat, vom Aufseher und von Blahy gefolgt, Quirin ein.

Der Richter betrachtete ihn aufmerksam und stellte mit Befriedigung den Ausdruck der Angst auf seinem Antlitz fest. Der lockere Quirin zitterte ein wenig. Weynar riet ihm zunächst, ein reumütiges Geständnis abzulegen, was nach der Sachlage das Vernünftigste wäre und auf die Geschworenen gewiß einen guten Eindruck machen würde. Quirin beteuerte hoch und heilig seine Unschuld. Weynar hielt ihm die Aussagen der Zeugen vor. Quirin gab freimütig zu, daß er mit seinem Oheim oft Streit hatte, da dieser sehr geizig war und nicht einsehen wollte, daß er seinem einzigen Verwandten schon bei Lebzeiten etwas zukommen lassen sollte. An die von Schidlo und Mikyška bezeugten Äußerungen erinnere er sich wohl nicht, gebe sie aber als möglich zu. Mein Gott und Herr, man spricht manches, wie der Tag lang ist, aber deshalb ist man doch noch kein Mörder — nein, nein, bei Christi Schmerzen und Seligkeit nicht! Er habe doch noch niemals einem Menschen etwas zu Leide getan! „Das stimmt nicht ganz, lieber Quirin,“ sagte Weynar überlegen, „hast du den Pavlik vergessen — ist das kein Mensch?“ — „Aber, pane Richter, um Gottes willen, das war doch etwas anderes. Er hat gesagt, daß meine selige Mutter eine Dirne gewesen ist und daß ich ein Hurensohn bin — no, da hab' ich ihm halt eins gegeben. Aber er ist doch längst wieder gesund!“ — „Jedenfalls, lieber Quirin,

Digitized by Google

ist durch dich schon Blut geflossen und du bist deshalb sechs Monate im Kerker gesessen, nicht wahr?" Das war nun allerdings richtig, und mit zitternder Hand drehte Quirin an seinem immer noch aufgezwirbelten Bärtchen. Diese sechs Monate waren die grauenvollste Zeit seines Lebens.

„Aber nun zur Hauptsache!" Der Richter ließ absichtlich eine Pause eintreten und blätterte in den Akten. Blahys Feder flog über das Papier, der Aufseher schnaufte ein wenig. „Nun zur Hauptsache. Wo bist du denn heute nacht gewesen, lieber Quirin?" Quirin schwieg und blickte zu Boden. Seine leicht geschlitzten Augen schienen von den Lidern ganz bedeckt. „Nun? Warst du vielleicht, was ja vorkommen soll, im Wirtshaus?" — „Nein, Herr Richter." — „Warum hast du es dann dem Gendarm gesagt?" — „Im ersten Schrecken über meine Verhaftung, pane Richter — nur im ersten Schrecken." — „Ja, daß du erschrocken bist, glaub' ich dir schon, du wirst schon deine Gründe dazu gehabt haben, aber du hast dann auch gesagt, daß du bei einem Freund Harmonika gespielt hast, nur hättest du gerade vergessen, bei welchem — vermutlich, weil du so viele Freunde hast, nicht wahr? Hältst du diese lächerliche Ausrede aufrecht?" Quirin hob den Blick. „Nein, Herr Richter, ich hab' nicht Harmonika gespielt." — „Also, wo warst du?" — „Das kann ich nicht sagen." Er sah zur Seite. „Warum nicht?" — „Ich kann nicht." — „Mußtest du vielleicht plötzlich beichten gehen?" Quirin schwieg. „Du willst es also nicht sagen?" — „Ich — kann nicht!" — „Ja," rief der Richter und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, „du kannst nicht und du willst nicht — weil du nämlich beim alten Sima gewesen bist und ihn ermordet hast!" Quirin zuckte zusammen. „Ich bin unschuldig, Herr Richter, bei der heiligen Jungfrau, ich hab's nicht getan!" — „Sag' mir lieber, wo du warst, wenn du so unschuldig bist, wie die heilige Jungfrau!" — „Das kann ich nicht — das darf ich nicht!" rief Quirin gequält. — „So — du darfst nicht? Ja, warum denn nicht? Es geht doch um dein Leben! Blahy, haben Sie alles genau protokolliert?" — „Jawohl, Herr Richter."

Quirins breite und elastische Brust hob und senkte sich. Es kam ihm zum erstenmal zum Bewußtsein, daß es nicht um ein paar Monate Kerkerhaft ging, sondern um sein Leben, dieses herrliche, blühende, lockende Leben, von dem er — sakra! — vielleicht Abschied nehmen mußte für ewig! Aber er schwieg. Weynar schaute ihn fest an und begegnete sekundenlang dem Blick dieses rattenfängerischen Auges. Es lag ja durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß Michalek diese Nacht bei einem Weibe verbracht hatte und dessen Namen nicht nennen wollte. Mit solcher Verschwiegenheit hätte der Falott allerdings recht gehabt. In diesem Punkte verstanden die Bauern keinen Spaß. Der Pernota hatte sein Weib, das sich mit einem Soldaten einließ, erschlagen, und der Dubovy einen flüchtenden Liebhaber seiner Frau glatt erschossen und diese an den Haaren durchs Dorf geschleift. Weit eher war aber anzunehmen, daß Michalek seinen Ruf als Weiberheld dazu ausnützte, das Gericht glauben zu machen, er hätte bei einem Weibe geschlafen, etwa bei der kleinen, hübschen Stepan, der Gattin seines gestrigen Reisegefährten, von der der Richter durch seine Frau wußte, daß sie ihren Mann zur Freude des ganzen Dorfes mit Michalek betrüge. Doch lag dies schon einigermaßen zurück. „Quirin, willst du mir einreden, daß du die Nacht bei einem Weibe zugebracht hast?" Mit dieser unverzüglich protokollierten Frage war Quirins Versuch, durch sein Schweigen ein Alibi vorzutäuschen, sofort in die Beleuchtung des Zweifels gerückt. Wie zu erwarten stand, schwieg Quirin auch diesmal. „Du meinst, daß die Geschworenen dein Schweigen würdigen und sagen werden: ‚Der edle Michalek will nur den Namen seiner Geliebten nicht verraten.' Du bist sehr schlau. Aber du irrst!" In der Tat glaubte Weynar nicht, daß dieses Verhalten Quirins zu seiner Entlastung beitragen würde. Immerhin war die Untersuchung auf einen toten Punkt gelangt. Das Schnaufen des Aufsehers machte den Richter nervös.

Da wurde die Türe aufgerissen und Jan Malik, der zweite Gendarm, stürzte herein. Im Gegensatz zu seinem etwas vierschrötigen Kameraden war er sehr behende, lebhaft und findig. Er stürmte auf Weynar los. „Herr Richter, Herr Richter — hier — hier!" Weynar durchfuhr die Befürchtung: Man hat die Spur des Slowaken! Er hat die Uhr verkauft und Malik sie ausfindig gemacht. In der nächsten Minute wird Quirin frei hinaustänzeln und er, Weynar, als Geschlagener auf dem Platze bleiben, ein Schwächling, ein Krüppel von einem Richter in den Augen eines jeden, der die Sense trägt! Doch Malik legte ein blutiges Messer auf den Tisch. „Herr Richter, ich melde, das hab' ich soeben in den Hetschepetschbüschen gefunden, drei Minuten links vom Hause des alten Sima!" Mit jähem Griff packte Weynar das Messer. Es war ein kräftiges Schnappmesser, wie es jeder Bauer zum Brotschneiden bei sich trug. Der Kaufmann Oppenheim hatte eine ganze Lade voll solcher Messer, und auch in der ganzen Gegend, ja wahrscheinlich im ganzen Land,

Digitized by Google

waren sie im Gebrauch. Dieses hier war weder besonders neu, noch besonders alt. Selbstverständlich konnte auch der Rastelbinder ein solches besessen und nach der Tat ins Gebüsch geworfen haben. Aber Weynar hielt das Messer mit funkelnden Augen dem Quirin entgegen. „Quirin, dieses Messer mit den jungen Blutspuren hat der Herr Gendarm in den Hetschepetschbüschen gefunden, deinem Lieblingsaufenthalt! Was sagst du dazu?"

„Das ist nicht mein Messer," sagte Quirin und lächelte. „Mein Messer —" Er griff nach hinten in den Hosensack.

„Also zeig' mir dein Messer!"

Aber Quirins Hand kam leer zurück. Sie bebte. Unter der Bräune seiner Wangen schien das Blut zu entweichen. Hastig suchte er in allen Taschen.

„Wo ist also dein Messer?"

„Ich — ich — find' es nicht. Ich — muß es verloren haben, pane Richter!"

„Gerade heute. Merkwürdig. Oder ist es dir," fügte er ironisch hinzu, „vielleicht hier abgenommen worden, wie es eigentlich die Vorschrift ist?"

Der Aufseher schnaufte verlegen und schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht mein Messer, pane Richter!" rief Quirin wieder. „In mein Messer hab' ich hier — hier unten am Griff —" er zeigte mit vor Erregung zitternder Hand die Stelle am Mordinstrument — „hab' ich hier am Griff meine Anfangsbuchstaben eingegraben: Ein ‚Qu' und ein ‚M', verschlungen!"

„So, so? Dann ist es besonders bedauerlich, daß du es verloren hast. Ich habe noch keinen von euch jemals ohne Messer gesehen — das muß ich schon sagen. Und ich bin bekanntlich kein Fremder, sondern ebenfalls hier geboren, lieber Quirin. Aber kannst du mir vielleicht jemand nennen, der dein kunstvolles Monogramm gesehen hat?"

In Quirins Kehle stieg ein hilfloses Schluchzen. Wer sollte es denn gesehen, wem sollte er es denn gezeigt haben? Es war doch nichts Besonderes! „Das ist nicht mein Messer, das ist nicht mein Messer," stieß er wieder hervor, auf die blutige Klinge weisend — „ich schwör's bei meiner Mutter Seligkeit!"

„Laß deine Mutter, Quirin," sagte Weynar, „du hast ihretwegen schon einmal Unannehmlichkeiten gehabt. Dir jedoch" — er erhob sich — „gebe ich folgendes zu bedenken: du hast, wie erwiesen ist, mit deinem Oheim in Feindschaft gelebt, hast, wie erwiesen ist, seinen baldigen Tod herbeigewünscht, und bist, wie erwiesen ist, in dieser Nacht nicht zu Hause gewesen. Zu der Geliebten aber, die du so sorgfältigst verschweigst, gratuliere ich dir. Sie hat" — und seine Stimme ward scharf wie das Messer, das er triumphierend emporhob — „rote Wangen! Ich gebe dir bis morgen früh Zeit zu gestehen. Abführen!"

*

Nachdem Weynar noch einige administrative Akten erledigt hatte, ging er nach Hause. Es erfüllte ihn mit großer Befriedigung, daß die Schuldfrage, die an des Messers Schneide gestanden war, durch eben diese zuungunsten des Beschuldigten entschieden wurde. Die eigentliche Entscheidung stand ja natürlich dem Kreis-Geschworenen-Gericht zu, aber er wußte, welche Beeinflussung von seiner Gruppierung der Beweismittel ausging. Und wie man dies schätzte, hatte er ja erst gestern beim Präsidium erfahren. Um so willkommener war ihm die nun gewonnene Handhabe zu scharfem Vorgehen. Es war ihm peinlich gewesen, in einem gewissen Augenblicke des Verfahrens zweifeln zu müssen. Er liebte festen Grund. Er sah es den vorübergehenden Bauern an, daß Blahy und Malik bereits das Ihre zur Bekanntmachung des Fundes getan hatten. Man grüßte ihn scheu, fast ehrfurchtsvoll, nicht mehr so dumpf und mürrisch, wie vor dem Verhör; er spürte, daß die Partei für Quirins Unschuld stark zusammengeschrumpft sei. Und sein scharfes Ohr für die Empfindungen der Gemeinde sagte ihm, daß diese Leute ihn heute voll nahmen, als einen, der den Boden des Rechts ebenso eindringlich bebaut, wie sie den ihrigen. Das war es ja, was er anstrebte: von ihnen als Gleichstarker genommen zu werden — auf seinem Felde. Nur der Starke hatte ein Recht an dieser üppigen Heimat. So hatte man ihm's eingebleut.

Er näherte sich seinem Hause. Dieses lag ein wenig außerhalb des Dorfes, gegen die Kreisstadt zu, an das sogenannte Hungerwäldchen gelehnt, und besaß kein Erdgeschoß. Auf einen stark gemauerten Keller, der in den Anstieg des Wäldchens eingebaut war, hatte man ein Stockwerk gesetzt. Mit dem von seinem Vater geerbten kleinen Vermögen erwarb Weynar, seinem Triebe nach Ansässigkeit folgend, diese Behausung. Das Tor führte in ein flurartiges, abgegrenztes Stück des Kellers, von wo eine dunkle Treppe zu den Wohnräumen emporstieg, die zum Teile mit Stücken aus der alten Notarswohnung, zum Teile mit bäuerlichem Hausrat, den Weynars Frau mitgebracht hatte, möbliert waren.

Als der Richter das Haus betrat, begann im Dorfe gerade jener wehmütige Gesang der Bauern, den diese am Samstagabend anzustimmen pflegten, eine unendlich zärtliche, ins Hoffnungslose verschwebende Melodie. Ihr antwortete, während er die Treppe hinauf-

Digitized by Google

stieg, eine weiche, üppige Stimme aus seiner Wohnung. Er faltete die Stirne und trat ein. Am geöffneten Fenster stand Wlasta, seine Frau, und sang. Die Inbrunst, mit der sie die Trostlosigkeit des Liedes steigerte, erschütterte ihren Körper, und ihr Gesicht zitterte vor Erregung. Als sie ihren Gatten gewahrte, brach sie jäh ab. Sie mochte wissen, daß er es ungern sah, wenn sie irgendeine Fühlung mit den Bauern nahm. Sie mußte ja auch städtische Kleidung tragen, den glatten, dunklen Rock und die einfache, helle Bluse, die die Fülle ihres jungen Körpers kaum zu bändigen vermochten. Weynar wollte durch solche Mittel Wlasta, die Bauerntochter, ganz in seinen Besitz überführen. „Ich bringe das Nachtmahl," sagte sie rasch. Mit ihrem kräftigen Wuchs, der nicht ohne Höhe war, dem reichen Ährenkranz der Haare über der etwas niedrigen Stirne, der Stumpfnase über dem roten, etwas breiten Mund, der, stets halb geöffnet, gesunde Zähne zeigte, wirkte sie als der Typus der schönen slawischen Bäuerin. Nun brachte sie das Nachtmahl, eine Milchspeise; Weynars schwächlicher Magen vertrug am Abend nichts anderes. Das ungleiche Paar setzte sich zu Tisch.

Der Richter war mit Wlasta Markytan gelegentlich der Zwangsversteigerung des kleinen Gutes, das ihr Vater verlumpt hatte, näher bekannt geworden. Der völlig Verarmten war nichts übrig geblieben, als seinen Heiratsantrag anzunehmen. Sogar die Einrichtungsgegenstände, die ihr Heiratsgut bedeuten sollten, hatte ja Weynar durch einen Mittelsmann bei der Versteigerung zurückkaufen lassen. Daß er die Wlasta unter dem Preise erstanden hatte, wußte er. Sie hätte jeden Bauernhof geschmückt, jedem gefruchtet. Um so mächtiger stärkte es sein krankendes Selbstbewußtsein, daß ihm gelungen war, ein Prachtstück echt bäuerlichen Wertes zu seinem Eigentum zu machen, es dem Zugriff der tüchtigen Fäuste, die stärker sein wollten als er, zu entziehen. Er tat auch alles, um sein Eigentum einzuzäunen, es eben dadurch als solches zu beweisen. Aber er mochte Wlasta noch so sehr mit der hageren Frau des Steuerkommissärs zusammenspannen, sie entlief, wann sie konnte, zu den Bäuerinnen, deren Interessen sie teilte, und mit denen sie sich auf der Dorfstraße zusammenfand, sie etwas überragend, aber zu ihnen gehörig, in den Gebärden und im Tonfall, ja, trotz ihrer Kleidung, im ganzen Bilde. Zwischen ihr und Weynar gab es deshalb oft Streit. Denn sein reizbarer, stets nach Bestätigung seines Wertes ausspähender Sinn erblickte in solcher Anlehnung an die Welt, mit der er wetteiferte, eine Ablehnung seiner Person. Und in höchste Wut geriet er einmal, als er von einer gerichtlichen Kommission in einem Nachbardorfe vorzeitig zurückkehrte und sie in bäuerlicher Kleidung auf den Feldern fand, Garben bindend und an sprühender Laune Burschen und Mägde übertreffend. Das einzige Kind, das ihrer Ehe entsproß, kam tot zur Welt.

Es stand zu erwarten, daß Wlasta den Quirin verteidigen werde. Nicht das erstemal hätte sie einen der Ihrigen in Schutz genommen. Weynar zweifelte auch nicht, daß sie durch Blahy bereits über alles Wesentliche unterrichtet sei. Auch war es unwahrscheinlich, daß sie gerade heute nicht im Dorfe gewesen sein sollte, zumal überdies ihre Magd abwesend war, die sich vor zwei Tagen zu ihrer sterbenden Mutter begeben hatte. Um so erstaunter war Weynar, als Wlasta schwieg. Da es ihn reizte, ihre Meinung zu erfahren, begann er: „Du hältst ihn natürlich für unschuldig!" — „Ich — wen?" — „Wen? No, den Quirin!" Wlasta schob einen vollen Löffel in den Mund, schluckte geflissentlich und sagte dann: „Gewiß halt' ich ihn für unschuldig." Ihre blauen Augen erdunkelten, was ihnen einen eigentümlich schönen Blick verlieh und immer dann geschah, wenn ihr das Blut zu Kopf stieg. „So? Du weißt also nichts von dem Messer und der Geschichte mit der Nacht?" — „O, ich weiß alles. Aber der Quirin ist kein Mörder — das weiß jeder, der nicht neidisch oder eifersüchtig ist auf ihn," sagte sie einfach. — „So, glaubst du? Aber die Sache scheint dich nicht sehr zu interessieren." — „Warum nicht? Aber was hilft es mir, daß ich die Leute in Schutz nehme, wenn ich sie auch besser kenn', als du! Du ärgerst dich ja nur, und ich mag nicht mit dir streiten." Und sie nahm Teller und Eßzeug und ging mit festen Schritten hinaus.

Als sie zurückkehrte, machte sie sich im Zimmer zu schaffen. Weynar sah ihr mechanisch zu, wie sie eine Decke über die bemalte Truhe breitete. Dann sagte er: „Du glaubst also, daß er bei der Stepan war?" Hastig drehte sich Wlasta um. „Bei der? Ha! Bei dieser Holzpuppe? Was hat er von der?!" — „Ich habe geglaubt, daß er mit ihr — du selbst hast mir ja erzählt —" — „No ja, no ja, vielleicht früher ... Aber seit der Pernota das gemacht hat, gibt jede acht. Und überhaupt die Stepan, so eine Trouba!" — „Du glaubst also, daß er lügt?" — „Nein, nein, proč, nein, nein" — sie strich sich eilig einen Strähn aus dem Gesicht —, „nein, nein, sicher ist er irgendwo gewesen, irgendwo — aber ... aber es muß doch keine Frau gewesen sein," rief

Digitized by Google

sie endlich triumphierend, „so was glauben immer nur die Männer!“ — „Dann kann er es ja sagen!“ — „Aber vielleicht ist es ein Mädchen, das er heiraten möchte, und er will sie nicht ins Gerede bringen.“ — „Aber, aber — wenn er sie heiraten will, dann kann er es doch erst recht sagen!“ Kleinlaut und verlegen wandte sich Wlasta ab.

Weynar stand auf. Er war jetzt sehr müde und fühlte ein Recht dazu. „Ich gehe schlafen.“ Er ging zur Türe. „Du, Rafku!“ — „Ja?“ Wlasta hatte ihm jetzt den Rücken gekehrt. „Wieviel kann er bekommen?“ — „Lebenslang oder den Tod.“ Wlasta wandte sich. „Ja, ja — den Tod, ich weiß ja ...“ murmelte sie und ihre Augen erdunkelten. „Aber es war doch ein so alter Mann, der ohnedies bald gestorben wär' — gibt's denn da keine Ausnahme?“ — „Nein, Gott sei Dank!“ Er gähnte und griff nach der Klinke. „Aber — aber — sie werden ihm doch glauben, diese Geschworenen, wenn er sagt, er war irgendwo, wo er nicht sagen kann, wo!!“ — „Das werden sie wahrscheinlich nicht tun, Wlastinka, denn das könnt' jeder sagen.“ — „Aber das ist eine Gemeinheit, das ist eine Gemeinheit,“ schrie Wlasta, „einem Menschen, der zu brav und zu gut ist, einen anderen ins Unglück zu bringen — so einem nicht zu glauben! Eine Gemeinheit ist das!“ Weynar kannte diese Leidenschaftlichkeit Wlastas, wenn es ihre Bauern galt. Er fühlte sich angegriffen, seine Züge spannten sich. „Eine Gemeinheit?“ schrie er zurück, „eine Gemeinheit? Ich werde dir sagen, was eine Gemeinheit ist: Ich bin ja überzeugt, daß der Quirin lügt. Wenn er aber nicht lügt — dann ist es eine Gemeinheit, daß die sich nicht meldet, die er so liebt, daß er schweigt. Das ist eine Gemeinheit, verstehst du? Aber so seid ihr alle, ihr Bauern! Stark? Ha! So schaut ihr aus — aber in Wahrheit seid ihr feig!“ Er warf die Tür zu. Wlasta sank auf die Truhe.

*

Bože, Bože, was sollte sie tun?!

Zwischen ihr und dem Quirin hatte es begonnen, als die Hetschepetsch, die die Städter Hagebutten nannten, in Blüte standen und ihren berauschenden Duft verbreiteten. Natürlich kannten sie einander schon lange. Aber die Wlasta gehörte schon als Mädchen zu den Vorsichtigen, die sich dorthin halten, wo fester Besitz ist. Doch keiner der reichen Bauernsöhne ehelichte sie, und als ihr Vater sein Häuschen und sein kleines Feld versoffen und verspielt hatte, da nahm sie eben den Richter. Von dem erregenden sinnlichen Strom, den Quirin durchs Dorf sandte, war freilich auch sie, in dem abgelegenen Haus mit der kalten Stiege, nicht unberührt geblieben. Doch erst als er der Geliebte der reichen Stepan geworden war, die Wlasta in den Tod nicht leiden mochte, erbebte sie bei jeder Begegnung mit ihm und hatte Mühe, dies hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen. Damals, beim Garbenbinden, daran auch Quirin teilzunehmen die Laune hatte, fanden sich ihre Hände für einen Augenblick, und, hinter der vollen Garbe hervorschauend, tauchten sie ihre strahlenden Blicke ineinander. Aber sie war auf ihrer Hut, denn sie fürchtete sich vor Weynar, dessen Schwäche sie allerdings erkannte, dessen Amt ihr aber eine unbestimmte Furcht einflößte.

Und nun war es doch so gekommen. Vorsicht, höchste Vorsicht hatte Wlasta allerdings auch weiter geübt. Nur, wenn der Richter dienstlich auswärts weilte, trafen beide für kurze selige Minuten zusammen, und Wlasta widerstand manchem Drängen des kühnen Burschen auch jetzt. Aber endlich kam die Nacht der Erfüllung, an deren Möglichkeit die Gefangene schon gezweifelt hatte. Wlasta schickte die Magd weg, indem sie ihr riet, ihre kranke Mutter zu besuchen. Und als Weynar von seiner ersten nächtlichen Abwesenheit heimkehrte, da ahnte er nicht, daß der sorgsam bewachte Zaun seines Eigentums durchbrochen war von der Macht starker Leidenschaft und bluthafter Liebe.

Und nun saß Wlasta auf der Truhe und rang die Hände. Was sollte sie tun? Wie ihn retten, ohne unterzugehen?! Den ganzen Nachmittag schon hatte sie sich den Kopf zermartert. Drüben saß ihr Quirinku hinter Gittern, aber auch sie war ja eingesperrt, saß gefangen in ihrer Ehe. Was sollte sie anfangen, wenn sie bekannte — dem bekannte, der Quirins Richter und zugleich ihr Herr war? Er würde sie fortjagen. Sollte sie dann mit Quirin betteln gehen, als Ehebrecherin beschimpft in allen Dörfern ringsumher? Sie wußte gar keinen Ausweg. Der Gesang der Bauern war längst verstummt. Sie trat ans Fenster. Kein Lufthauch durchwehte die Schwüle über den Feldern. Hier war sie auch gestern gestanden, um die gleiche Stunde, als sie ihn erwartete. Und dann war er gekommen, und das Licht glühendsten Lebens drang ein in diesen lebensfeindlichen Keller! Von der Erinnerung und vom Kummer übermannt, schluchzte sie verzweiflungsvoll auf. Er war ja so gut, so zärtlich — nur eben auch leichtsinnig und trotzig. Aber auch das war ja so gut, so süß! Er wird schweigen bis zum letzten Atemzuge. Sie mußte ihn retten, ihn retten — aber wie? Sie strich ihren Rock glatt, um Ruhe zu gewinnen. Vielleicht konnte man eines der Mädchen im Dorf veranlassen, sich zu melden. Was konnte einem

Digitized by Google

Bei Südwind. Gemälde von Otto von Hierl-Deronco

(Ausstellung der Sezession, München 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

Mädchen geschehen — und jede würde es gerne tun. Ja, freilich, jede! Das könnte einer so passen, glauben zu machen, daß er bei ihr war. Ah! Wlasta spürte siedend heiße Eifersucht aufsteigen. Nein, o nein! Ihr gehört er, ihr, ihrer ganz allein war diese Nacht. Sie öffnete die Truhe und entnahm ihr eine unter Tüchern verborgen liegende runde Schachtel, die sie öffnete. Da lagen die himmelblauen seidenen Strumpfbänder mit den eingestickten rosa Röschen — seine Morgengabe. Aber wann würde sie die jemals tragen dürfen? Der dort drin, dessen Atemzüge sie jetzt hörte, hatte ihr ja jedes Bauernzeug verboten. Das Gefühl ihrer Knechtschaft überkam sie mächtig: sie hätte ihn erwürgen mögen, diesen Fremden, mit ihren Strumpfbändern! Aber das wäre eine schöne Dummheit! Dann säße sie auch dort drüben hinter dem Gitter — und ihnen beiden wäre erst recht nicht geholfen. Sie ließ die Bänder im Mondlicht leuchten. Drei Tage hatte er arbeiten müssen — er! — um ihr sie zu bringen, das teuerste Paar, das beim Oppenheim zu haben war. Drei Tage beim Sykora. Beim Sykora! Ein Gedanke durchzuckte sie. Die Anuschka, die häßliche Magd vom Sykora, über die das ganze Dorf lachte, wie sie hinter dem Quirin her war — wenn man die überreden könnte, sich zu melden. Auf die war sie nicht eifersüchtig — wer konnte eifersüchtig sein auf die Anuschka? — auch würde das ganze Dorf wissen, daß es nur ein Schwindel ist fürs Gericht. Dieser vorläufige Plan beruhigte sie. Auch war ja morgen Sonntag, da konnte dem Quirin nichts geschehen. Ganz erschöpft, fühlte sie plötzlich nur den Wunsch, tief, tief zu schlafen. Sie sperrte das Geschenk in die Truhe zurück und schleppte sich ins Nebenzimmer. Keinen Blick auf den schlafenden Weynar werfend, suchte sie ihr Lager auf.

Weynars Hirn war zu übermüdet, als daß er ruhigen Schlaf hätte finden können. Er warf sich hin und her. Ihm träumte, daß er mit den Bauernburschen ringe. Aber er ist der Stärkere. Schließlich bleibt nur Quirin auf dem Anger, und er beginnt, mit ihm zu ringen. Schon glaubt er, ihn zu besiegen, da wälzt dieser einen Mühlstein auf seine Brust . . .

Keuchend erwachte Weynar. Die Decke hatte ihm fast den Mund verstopft. Er sprang aus dem Bett, um beim offenen Fenster Kühlung zu suchen. Da trat sein bloßer Fuß auf einen harten Gegenstand. Was war das? Er hob es auf. Ein zugeklapptes Bauernmesser. Weynar besaß keines. Er sprang zum Fenster. Trotz dem einströmenden Mondlicht wurde ihm dunkel vor den Augen: Dieses Messer trug unten am Griff eine verschlungene Einkerbung — die Buchstaben „Qu" und „M".

*

Weynar begriff sofort. Auch im Verhör hatte ihm ja einen Augenblick lang Quirins Schweigen zu denken gegeben. In seiner Fassungslosigkeit tastete er nach dem Zwicker und prüfte die Kerben — sie waren nicht neu — prüfte die Klinge — sie war oft gebraucht. Kein Zweifel mehr! Blitzschnell wühlte er in seiner Erinnerung nach weiteren Indizien. Wann hatte er die beiden je zusammen gesehen? Nie — außer damals beim Garbenbinden. Aber da war ja das ganze Dorf dabei gewesen. Nie! Mit allen diesen anderen Bestien war sie immer zu sehen, diese Kurva, diese elende Dirne, aber mit ihm nie. O, sie hatten sich gut in acht genommen! Seine ganze, mühsam aufgebaute Welt brach zusammen — er war unterlegen. Fruchtlos all der Kampf seiner Gehirnwindungen gegen die Muskelstränge dieser dampfenden Tiere — er war besiegt. Dort lag die Siegerin, breit und befriedigt — und hier stand er, ein ohnmächtiger Zwerg! Seine Faust umkrampfte das Messer, er machte einen jähen Schritt gegen ihr Bett. Es in ihre Kehle stoßen — ah, wie täte das wohl! Aber halt! Das durfte der Pernota, durfte der Dubovy. Die durften ihr Weib töten, durch die Straßen schleifen — durften handeln. Sie bewiesen dadurch, daß sie die Stärkeren waren, doch er hätte nur seine Schwäche dem Hohn des Dorfes preisgegeben. Aber ins Gesicht wollt' er ihr's schreien: Deine Rechnung hat ein Loch — hier ist der Beweis! Du hättest die Magd nicht wegschicken sollen, Wlastinka — die hätte das Zimmer besser geräumt, haha! Und er ging daran, sie zu wecken.

Doch er besann sich und trat zurück. Nur ruhig, nur ruhig! War wirklich alles zusammengebrochen? Auf zwei Pfeiler gründete sich ja sein Ansehen. War seine Ehe gebrochen, um so gewaltiger wollte er sich auf sein Amt stützen! Leise kleidete er sich an, steckte das Messer in die Tasche und schlich ins Nebenzimmer. Als im Morgengrauen Dorf und Äcker sichtbar wurden, drohte er hinaus.

Bald erschien Wlasta. Sie sah erquickt und zuversichtlich aus. Er begrüßte sie sehr freundlich. Sie brachte das Frühstück. So wie gestern sie, zeigte heute er geflissentlich Appetit. Dann zog er die heftig Widerstrebende auf seinen Schoß. Während er sie mit der einen Hand liebkoste, hielt er mit der anderen das Messer in der Tasche fest. „Schade, Wlastinka, daß ich hinübergehen muß, um diesen Lumpen, diesen Quirin, zu erledigen. Hier, bei dir, ist es so schön, so gut, du bist

Digitized by Google

so hübsch, so rund ...“ Er spürte mit Vergnügen, daß sie zitterte. „Aber was ist denn, deine Hände sind ja so kalt, Wlastinka ...?“ Sie riß sich los. „Du bist doch am Sonntag nie hinübergegangen!“ rief sie, ihre Erregung mühsam meisternd. — „Ja, aber heute kann ich nicht anders“ — er nahm seinen Hut — „ich muß ihn ja einliefern, ans Kreisgericht. Auf Wiedersehen, Wlasta, mein Schatz!“

Der Richter Rafael Weynar ging zum Duell. Nicht hastig und ungleichmäßig, wie sonst, sondern mit ruhigen, langen, regelmäßigen Schritten ging er, wie die Bauern. Er freute sich seines wohlüberlegten Vorhabens. Dieser freche Ehebrecher hatte sich außerhalb des Rechtes gestellt.

Der Gendarm Večera kam ihm entgegen und meldete ihm eine Spur des Rastelbinders. Weynar erschrak: das kam höchst ungelegen. Aber man hatte bloß den Slowaken durch eines der Dörfer eilen sehen, wo er auffallenderweise gar nicht nach Arbeit fragte. Nun, das war nicht erschütternd. Er entließ den Gendarm, hielt ihn aber sogleich zurück. „Sie, Večera, Sie wissen ja, wie der Michalek sich verantwortet. Wär' es nicht möglich, daß er doch bei der Stepan war?“ Trotz allem klammerte er sich plötzlich an diese Möglichkeit. Sie standen vor dem Tore des Gerichts, der Gendarm strich sich verlegen den Schnurrbart. „Nein, Herr Richter, das ist ganz ausgeschlossen.“ — „Ale sakra — warum denn? Der Stepan war ja nicht zu Hause!“ — „Das weiß ich, Herr Richter, aber — der Michalek war nicht bei ihr.“ Wieder strich er sich den Schnurrbart, doch er sah geschmeichelt aus.

An der Türe des Aufsehers vorübergehend, verfügte der Richter Quirins Vorführung. Oben machte er selbst einen Amtsvermerk über Večeras Meldung; der Schreiber war heute dienstfrei. Dann entnahm er einer eisernen Kassette das blutige Messer und legte es auf den Tisch. Es ging um den Sinn seines Lebens.

Quirin Michalek hatte in dieser Nacht gebangt, gehofft und — gebetet. Bože, Bože, was sollte er tun? Von der Mutter, einer Schwester des Ermordeten, hatte er das leichte Blut, seinen Vater hatte er nie gekannt. Er hätte ein schlechtes Leben geführt, hätte er nicht vorgezogen, ein gutes zu führen. Der Stunde gehörte er, dem Augenblick, dem Blick eines Auges. Doch erst in Wlastas Auge hatte er seine Seele entdeckt, deren Vorhandensein er dem Pfarrer nie hatte glauben wollen. Zlata Wlasta! Wird die goldene Geliebte ihn befreien? Durfte er das wünschen? Sie war vogelfrei, wenn sie bekannte. Dieses Krispindel, dieser Krüppel, der sie gefesselt hielt, war sicher zu allem fähig gegen ein Weib! Und das Dorf würde ihm zujubeln. Jesus Maria! Vielleicht fingen sie diesen Schurken, diesen Slowaken, und es würde sich herausstellen, daß der Quirin zwar ein großer Haderlak, aber — alle Heiligen sind Zeugen! — kein Mörder ist. Aber ein Slowak läuft schnell ...

Auch in eine Gefängniszelle leuchtet mitunter ein Stück des Sternenhimmels. Doch der Verzweifelte, selbst wenn er besser lesen kann als der Quirin, liest keine Hoffnung in den Sternen. Beim Morgengrauen fand er endlich einigen Schlaf. Aber auch in diesen drang die scharfe Stimme des Richters, die ihn peinigte, zu gestehen. Máminka, Máminka! Der Beschuldigte warf sich hin und her. Denn das, was er gestehen wollte, hatte er nicht begangen, und das, was er begangen hatte, durfte er nicht gestehen.

Aber der Richter empfing ihn überraschend freundlich. Er spielte mit der Blutklinge, die andere Hand in der Hosentasche. „Nun, Quirinku, hast du dir's überlegt?“ Quirin schüttelte den Kopf. „No schön. Aber ich hab' mir's überlegt. Vielleicht spricht der stumme Quirinku die Wahrheit, hab' ich mir gedacht. Aber wenn du gestern nacht wirklich bei einer geschlafen hast, was bist du dann für ein armer Teufel, für ein Krispindel! Du opferst dich für sie und schweigst. Aber sie? Haha, sie schweigt auch! Warum meldet sie sich nicht, warum läßt sie dich in der Patsche? Ja, du weißt es nicht. Aber ich werd' es dir sagen. Weil die Weiber alle Dirnen sind, die dem Vergnügen nachlaufen und den Liebhaber bezahlen lassen. Du glaubst, daß du sehr stark bist, Quirinku, weil du die schwersten Steine heben kannst, aber in Wirklichkeit bist du ein Schwächling, weil du hier schwach bist“ — Weynar schlug sich an die Stirne — — „und dich auf die Weiber verläßt, die alle Dirnen sind. Und diese letzte, die dich so schön sitzen läßt und sich wahrscheinlich gerade mit dem Buchta oder dem Schidlo unterhält, die ist eine Erzdirne, ob sie nun schwarze oder braune oder vielleicht blonde Haare hat!“

Quirin, der mit wachsender Erregung zugehört hatte, fuhr jetzt auf. „Ich lasse sie nicht beschimpfen, von keinem!“ Weynar blieb ruhig. „So? Aber sie läßt dich beschimpfen, sie gibt zu, daß man dich einen Mörder schimpft! Ha?!“ Quirin duckte sich. Des Richters Peitschenhiebe trafen ihn scharf. Hatte sie nicht, als sie ihn beim Abschied auf die Wimpern küßte, geflüstert: „Alles könnt' ich für dich tun!?“ Der Richter fuhr fort: „Hat sie vielleicht solche Angst vor ihrem Mann? Oder hat sie gar keinen?“ — „Sie hat einen,“ sagte Quirin entschuldigend. —

Digitized by Google

„Und ist der am Ende so stark?" — Quirin lachte auf: „Nein, er ist der Schwächste im ganzen Dorf." — Weynar sprang auf: „So? Der Schwächste? Warum fürchtet sie sich dann vor ihm?!" — Quirin schwieg. — „No, und du würdest ihr doch beistehen? Nicht so, wie der von der Dubovy, der davongelaufen ist!" — „Ja, beim heiligen Quirin, ich würde ihr beistehen!" schrie Quirin und reckte sich auf, so daß Weynar einen Schritt zurücktrat. — „No also! Aber trotz dem heiligen Quirin und allen anderen Heiligen läßt sie dich im Dreck. No!" Eine Pause trat ein. Weynar setzte sich und begann wieder mit dem blutigen Messer zu spielen, während seine Linke in der Tasche das andere Messer fest umschlossen hielt. „Quirin, Quirin, ich fürchte, daß ich gestern recht gehabt habe. Dies hier war deine Geliebte. Oder willst du mir einreden, daß du dein Messer bei deinem Schatz verloren hast? Ha? Zur Liebe braucht man doch kein Messer. Wenn du es aber bei ihr verloren hast, Quirinku, dann muß sie es doch gefunden haben! Warum bringt sie es dann nicht her, das unschuldige Messer mit deinem freiherrlichen Monogramm? Quirin, Quirin, ich fürchte, dein Schatz hat dich verraten — wenn er überhaupt existiert. Du siehst, ich hab' mir alles gut überlegt. Ja, einen Mühlstein kann ich nicht heben, aber hier, hier" — er bohrte seinen Zeigefinger in die Stirne — „hebe ich jeden Stein, den ihr mir in den Weg legt. Da bin ich stärker als du und alle, alle!" Sein Auge funkelte unheimlich, und er stieß die Blutklinge in die Tischplatte.

Quirin versank in hoffnungslose Finsternis. Ja, das Krispindel da hatte recht. Der war gescheiter als er. Waren sie nicht alle Dirnen? Auch seine Mutter war ja eine gewesen, der Pavlik hatte ganz recht gehabt, nur sagen hätte er es nicht dürfen, noch dazu im Wirtshaus. Und die Wlasta — ha! Wie die anderen! Wer frei ist, hat sie. Wenn die Not am höchsten ist, lassen sie einen in Stich. „Alles könnt' ich für dich tun!" Haha! Quirin fühlte jetzt erst bedingungslos, daß sie ihm das Opfer hätte bringen müssen — um jeden Preis! So wie er geschwiegen hatte um jeden Preis. Und wenn er doch hier irgendwie herauskam, was hatte er noch davon? Mit der Wlasta war er fertig. Und das Dorf, das ihm gern alles Schlechte zutraute, würde ihn doch für den Mörder halten. In Quirin erglühte der bittere Kern solcher Naturen, der Trotz, und flammte auf. Ja, sie hatte ihn verraten, wie eine gewöhnliche Kurva — und er wird ihr zu spüren geben, was sie angerichtet hat — wird es ihr zu spüren geben, so daß sie es nicht vergessen soll!

Und ohne Weynar, der den Gegner nicht aus dem Auge ließ, anzusehen, ohne seine lässige Haltung zu verändern, den Mund geringschätzig verziehend, sagte er: „Meinetwegen — ich hab's getan."

*

Wlasta war in höchster Bestürzung zurückgeblieben. Sie hatte mit dem Sonntag gerechnet — und nun sollte der Quirin noch heut zum Kreisgericht! Da war keine Zeit zu verlieren. Aber es kamen ihr Bedenken, ob der Plan, die Anuschka zu überreden, gut sei. Zwar hoffte sie, daß es ihr gelingen werde, aber würde sie sich nicht gerade dadurch verraten? Vielleicht wäre es gut, in die Kirche zu gehen und dort die Rede auf Quirins Schicksal zu bringen, von dem ohnedies alle erfüllt waren. Dann würde man allgemein darüber ratschlagen, und sie könnte dann ihren Plan, wie von ungefähr, äußern. Aber es war, trotz allem, unsicher, ob die Anuschka darauf einginge, und dann war ja auch zu bedenken, daß die Stimmung sehr gegen den Quirin war, seit man das blutige Messer gefunden und sich herausgestellt hatte, daß Quirin das seine nicht bei sich habe. Diesen Punkt berührte Wlasta in ihren fliegenden Erwägungen mit sicherem Instinkt. Denn nicht nur, daß sie gestern einzelnen Äußerungen der Bauern entnommen hatte, wie sehr die Messergeschichte dem Quirin bei ihnen geschadet habe, sie spürte vor allem kraft ihres eigenen bäuerlichen Empfindens, wie faßlich dieses Indiz allen sein mußte, das sich an einen ihnen so vertrauten Gegenstand knüpfte. Wo er nur sein Messer verloren haben mochte? Vielleicht auf dem Wege von ihr? Oder am Ende hier bei ihr?! Ach Gott, sie war ja gestern so traumselig gewesen, daß sie nicht einmal aufgeräumt hatte. Das war überhaupt ein Tag gestern — zum Verstandverlieren! Sie suchte rasch überall, nahe Erinnerungen überkamen sie ... Dem Quirin helfen, aber nicht dabei zugrundegehen, ihn dem Richter entreißen, ohne ihn und sich dem Gatten auszuliefern. Sonst wäre erst recht alles verloren. Nun, jedenfalls wollte sie jetzt schnell ins Dorf, in die Kirche...

Da erschien in der Küche der Aufseher, um sich sein Viertel Sonntagswein zu holen. So hatte es Wlasta, die gerne mit allen Leuten gut stand, eingeführt. Hastig schenkte sie ihm ein und erkundigte sich nach Quirin. Am Ende war er schon eingeliefert!? Ihr Herz klopfte. Der Mann tat einen tiefen Zug und schnaufte vor Vergnügen. Nein, nein — gerade habe der Herr Richter ihn verhört und ihm fest zugesetzt. „No, da hat er endlich gestanden. Und in einer Stunde wird er ein-

Digitized by Google

geliefert, dorthin, wohin er gehört, der Lump."

Wlasta flog ins Zimmer. Unschuldig hatte er gestanden — aus Trotz! Und sie spürte, daß dieser Trotz sich gegen sie richte, daß er einer wilden Enttäuschung entspringe und ihre Liebe zu den Toten warf. Durfte sie jetzt noch zögern, Rücksicht nehmen, bedenken? Nein! Hinüber, vor den Verhaßten treten, ihm ins Gesicht schreien: Das Geständnis ist falsch — ich gestehe! Aber eine lähmende Furcht überfiel sie, eine bannende Angst, das Gericht zu betreten. Denn dort hatte er ja Macht, dort war er kein Zwerg, kein Schwächling, dort war er stark, dort konnte er sie zermalmen, dort war sie, wie der Quirin, ein armer Teufel. Nein, nein, nein, nicht hinüber, nicht hinüber! Aber wohin? In die Kirche? War das nicht unnützer Zeitverlust? Wieder rasten durch ihr Hirn alle erwogenen Möglichkeiten und verknoteten sich in einem toten Punkt.

Nur noch eine Stunde! Sich den Mund wischend ging dort der Aufseher zurück ins Gericht. Und dort, den Weg herunter, kam gebeugt der alte Mraz, um für seinen Herrn, den sie morgen begraben werden, zu beten. Das Feld des alten Sima, sein Häuschen mit den Kühen, Schafen und Ziegen sah Wlasta plötzlich vor sich. Zugleich durchfuhr sie ein freudiger Schreck. Das alles gehörte ja jetzt dem Quirin! Mit ihm leben war nicht mehr Abstieg und Ruin — war Heimkehr! An diesem jäh emporschießenden Halm fanden ihre Leidenschaft, ihre Sehnsucht, ihre schon verzweifelnde Hilfsbereitschaft im Nu den ihr notwendigen Halt. Mit ursprünglicher Gewalt erschloß sich ihr der Weg: Nichts verbergen — alles bekennen! Es war der Augenblick, abzuschütteln das unnatürliche Joch und zurückzukehren zu den Bedingungen ihrer Natur. Alle Angst war von ihr gewichen: sie fühlte Grund und Boden unter sich.

Das Wahrzeichen dieser Wendung ließ nicht auf sich warten. In der nächsten Minute streifte Wlasta ihr städtisches Gewand ab und riß den Kasten auf, darin ihr schönes Bauerngewand so lange schon begraben lag. Mit einem Jubelruf sprang sie in den breiten, bunten Rock, bebend vor Freude schlüpfte sie in die gebauschten Ärmel. Jetzt erst merkte sie, daß es viel klüger gewesen wäre, zuerst die Strümpfe anzuziehen, die roten Strümpfe, die sie nun, durch den steifen Rock ein wenig behindert, mit fanatischem Eifer über die festen Waden zog. Und nun kam ein Augenblick, wie sie sich ihn so nahe nicht erträumt hatte: über die Strümpfe streifte sie die Strumpfbänder, die himmelblauen Seidenbänder mit den rosa Röschen, das Wappen ihrer Leidenschaft, Quirins Liebesgabe. Ein Glücks- und Kraftgefühl ohnegleichen durchströmte sie. Schuhe und Kopftuch waren sofort zur Stelle, und als sie dieses gebunden hatte, so daß rechts und links nur je eine goldene Schnecke ihres Haares sichtbar blieb, und sie sich im Spiegel betrachtete, breitete sie weit die Arme aus. War sie das wirklich? Sie hätte sich umarmen mögen. Auch ihr Gebetbuch nahm sie mit. Nicht, als ob sie noch in die Kirche hätte gehen wollen. Nicht zu Gott, zum Teufel führte ihr Weg. Mit dem wollte sie ringen, von ihm sich befreien. Aber gerade darum nahm sie es mit. Und weil es eben stets zu ihrem Sonntagsstaat gehört hatte.

Dann verließ sie die Räume, in denen sie so lange eingekerkert war, lief die dunkle Treppe hinunter und trat hinaus ins Licht. Erde und Himmel, Halm und Sonnenstrahl warfen wetteifernd goldensten Glanz über sie. Fest und zuversichtlich trat sie auf, und doch war Schwebe um ihre Hüften. Sie sah sich wieder auf dem Felde arbeiten, Kühe melken, Ziegen füttern und sah sich mit Quirin Arm in Arm. Sie wird den schönsten Mann im Dorfe haben, nicht mehr den häßlichsten! Und er war gut. Nur brauchte er, wie sie, Grund und Boden. Auf ihrem Antlitz lag ein Schimmer, wie der Sonntag ringsum auf den saftigen mährischen Äckern. So schritt Wlasta Markytan zu Gericht.

*

Der Richter hatte Quirins Geständnis sofort protokolliert und ihn dann abführen lassen. Fieberhaft ordnete er jetzt den Akt für das Kreisgericht, konnte es sich aber nicht versagen, das Verhör nachschmeckend durchzulesen. Sodann band er die blutige Klinge an den Akt. Als dies geschehen war, zog er Quirins Messer hervor und betrachtete es mit wilder Freude. Er klappte es auf und zu, umschloß es dann griffig mit seiner Faust, trat ans Fenster und hielt es hinaus, als zeige er es dem Land. Er war der Sieger geblieben, der Vogt. Befriedigt schob er es in die Tasche.

In diesem Augenblick wurde weit die Türe geöffnet, und Wlasta rauschte herein. Weynar erstarrte. Ihr Aufzug wirkte elementar. Er spürte Rebellion.

„Was — was unterstehst du dich?"

„Ich komme dir sagen, daß der Quirin unschuldig ist. Er war gestern in der Nacht bei mir."

Kreisende Klingen tanzten vor Weynars Augen. Er stieß einen heiseren Schrei aus. „Wa — was sagst du da?! Haha — du willst ihn retten. Ich verstehe, o, ich verstehe. Und deshalb — aber das könnte jede sagen!"

„Das könnte nicht jede sagen," erwiderte

Digitized by Google

Wlasta ruhig, „weil er nur bei mir war, die ganze Nacht!“

„Haha, du lügst! Er hat gestanden, jawohl!!“

„Begangen hat er es nicht — ich schwör's!“ Und sie hob ihr Gebetbuch in die Höhe.

„Hier steht es aufgeschrieben — für die Ewigkeit!“

„Dann mußt du auch aufschreiben, was ich sage. Ja, das mußt du!“

Weynar verlor die Fassung. „Was muß ich?! Du willst mir hier Vorschriften machen? Du glaubst mir zu imponieren, weil du dich so frech herausgeputzt hast! Weißt du, was ich müßte? Einsperren müßt' ich dich lassen, vom Fleck weg — wegen falscher Zeugenschaft!!“

„Falsch?!“ Hastig atmend trat sie einen Schritt vor. „Da!“ Mit einem Griff riß sie ihren Rock hoch und wies auf das Strumpfband. „Da — das hat er mir gebracht, wie er zu mir gekommen ist. Knapp zuvor, wie's schon dunkel war, hat er's gekauft beim Oppenheim. Den kannst du fragen. Er hat kein anderes Paar.“ Ein triumphierendes Leuchten verklärte ihr Gesicht. Berückend stand sie da. Über dem roten Strumpf mit dem blauen Band wurde ein schimmerndes Stück ihres Schenkels sichtbar.

Weynars Adern schwollen. In den Zorn des Richters mischte sich kochend die Wut des betrogenen Mannes, der prangend vor sich sieht, was ihm der andere geraubt hat. Ihr Gewalt antun, nein, sie töten! Er riß das Messer aus der Tasche — aber sein geschulter Kopf hielt ihn auch jetzt vom Äußersten zurück, wußte ihm bessere Rache. Auf der flachen Hand hielt er ihr das Messer unter die Augen: „Da, da — sein Messer! Glaubst du, ich habe auf dein Bekenntnis gewartet?! Alles weiß ich, alles! O, mir entgeht nichts! Heute nacht hab' ich's gefunden — bei meinem Bett!“ Erschöpft sank er in den Stuhl. Im Nu stand Wlasta knapp vor ihm. „Du weißt es?!“ schrie sie, „und doch willst du ihn an den Galgen bringen, du elender Lump?!“ Weynar hatte sich gefaßt. Er sprang auf und sagte mit einer Stimme und einem Blick, die Wlasta erzittern ließen: „Ja, das will ich! Das soll eure Strafe sein. Ihn verurteile ich zum Tode, und dich, meine getreue Wlastinka, zur lebenslänglichen Ehe mit mir!“ Er schob das Messer in die Tasche. Wlasta fühlte erschauernd eine lähmende Gewalt über sich. Als er aber gleichmütig sagte: „Du kannst erzählen, was du willst — niemand wird dir glauben!“, erstarkte ihr Wille wieder, und sie rief: „Das werden wir sehen — ich hol' den Oppenheim!“

Aber auf der Straße spürte sie, daß es nicht genügen würde, den Oppenheim zu holen. Gegen diesen Richter, dessen todbringenden Hauch sie noch im Nacken zu fühlen vermeinte, mußte sie ans ganze Dorf appellieren! Das Todesurteil hatte ihr den Atem verschlagen, aber zugleich trieb es sie vorwärts.

Der Gottesdienst hatte eben geendet und die Bauern strömten aus der Kirche. Der alte Pfarrer hatte von dem Verbrechen gesprochen und die Gemeinde eindringlich gewarnt, irgendeinen Menschen voreilig zu verdächtigen. „Nur Gott, der Herr, kennt Schuld und Unschuld, er allein ist der Richter.“ Die Bauern füllten den sonnigen Platz vor der Kirche und krauten sich hinterm Ohr. „Dobře, dobře — aber wenn nur das mit dem blutigen Messer nicht wär'.“ Da tauchte Wlasta auf. Ihre aufgelöste Erscheinung, in dieser Tracht, wirkte wie ein Trommelwirbel. „Er ist unschuldig — ganz unschuldig, wie jeder von euch! Er war bei mir, während es geschehen ist — denn wir gehören zusammen, er und ich, zum ewigen Leben!“ Alles scharte sich um sie. „Der Weynar weiß, daß er unschuldig ist, er hat sein Messer bei sich, das Messer mit den Buchstaben — nicht der kleinste Blutstropfen klebt daran — und doch will er ihn an den Galgen bringen. Jesus, Maria und Joseph!“ Sie brach in Tränen aus. Schluchzend gab sie die weiteren Aufklärungen und rief: „Und bei Ihnen, pane Oppenheim, hat er noch spät abends die seidenen Strumpfbänder für mich gekauft!“ Die Bauern stießen empörte Rufe gegen Weynar aus, alles, Männer und Weiber, schrie durcheinander. Da erhob sich die klare Stimme des Wenzel Sykora. „Leute! Wenn es wahr ist, was die Wlasta sagt, und wenn wirklich der Weynar des Quirin reines Messer hat, dann muß er ihn freigeben — sofort! Sei ruhig, Wlasta, dir und dem Quirin darf nichts geschehen — ihr gehört zu uns!“ — „Freigeben, ja, freigeben!“ — das war der einstimmige, leidenschaftliche Ruf der Gemeinde. Im nächsten Augenblick hatte sich der Zug geformt — das war ein saftiges Sonntagsvergnügen, sakra, es dem Weynar einzusalzen — auch die Weiber schlossen sich an, manche mit gemischten Gefühlen. Voran schritt der alte Sykora mit Wlasta, als letzter marschierte der lahme Stepan, der sich freute, daß nicht er der Hahnrei war. Nur eine blieb zurück: die Anuschka. Weinend setzte sie sich auf die Bank vor der Kirche. Der Quirin war ihr jetzt für immer verloren.

Weynar hatte in fliegender Eile das Einlieferungsformular ausgefüllt. Ha — mochte sie den Oppenheim bringen, was konnte das verschlagen? Von den Strumpfbändern zum Unschuldsbeweis war ein weiter Weg. Er

Digitized by Google

entsandte den Amtsdiener zu den Gendarmen, die den Quirin zum Kreisgericht bringen sollten, und ließ dem Aufseher sagen, er möge den Quirin heraufführen. Er selbst wollte dessen schleunigste Abschiebung überwachen.

Aber kaum war Quirin erschienen, kaum hatte Weynar sich mit Genugtuung vom Verfall seiner Züge überzeugt, als Blahy hereinstürzte. „Herr Richter — sie kommen, sie kommen — das ganze Dorf — sie rufen, der Michalek ist unschuldig, er muß freigelassen werden — sofort! An der Spitze geht der alte Sykora mit Ihrer Frau. Sie müssen schon auf der Treppe sein — ich hab' sie kaum überholt. Boże, Boże!" Seine listigen Augen funkelten ängstlich. Quirins Antlitz feierte Auferstehung. Er stieß einen Jubelruf aus. Weynar hatte nicht Zeit, sich zu fassen. Denn schon wurde die Türe aufgestoßen und die Gemeinde ward sichtbar, Kopf an Kopf. Sie mochten wohl bis an die Straße stehen. „Herr Richter," rief Sykora, mit Wlasta im Türrahmen verharrend, „die Wlasta sagt, der hier ist unschuldig. An seinem Messer klebt kein Blut!" — „Hier liegt sein Messer — es ist voll von Blut!" — „Das ist sein Messer nicht!" rief Wlasta und alle stimmten ein: „Das ist sein Messer nicht!" — „Sie haben sein Messer bei sich, pane Richter," rief Sykora und trat näher, „oder ist es nicht so?" — „Bin ich euch Rede und Antwort schuldig, ihr elendes Pack? Ich lasse euch erschießen!" — „Wir sind kein elendes Pack, und das mit dem Erschießen schreckt uns nicht. Wir wollen das Messer des Quirin sehen, das Sie bei sich tragen, ob es ohne Blut ist!"

Da sah Weynar seine Macht in den Abgrund versinken — die Herren des Bodens hatten gesiegt. Schon glaubte er, aus der Menge die wohlbekannten Schmähworte „Krüppel, Krispindel!" zu vernehmen — aber noch anderes nahm er wahr. An Quirins Brust gesunken war Wlasta, zu kurzer, seliger Umarmung. Er war entthront, blamiert, verstoßen. Da riß er das Messer heraus. „Doch! Es klebt Blut daran — das Blut einer Dirne!" Und in dem siedenden Verlangen, Hohn und Spott von sich abzuwehren, stieß er zu. Wohl hielt Wlasta, aus Quirins Armen kaum gelöst, das Gebetbuch schützend vor ihre Brust, aber der Stahl traf ihre Kehle, tödlich, wie den alten Sima.

Quirin stürzte sich auf Weynar. Aber da geschah das Unerwartete. Die Bauern, voran Pernota und Dubovy, warfen sich auf Quirin, als gälte es, vor ihm einen der Ihren zu schützen, der rechtmäßig Vergeltung geübt hat. Sie zogen Quirin fort, und begannen, sich zurückzuziehen, zumal von unten der Ruf ertönte: „Die Gendarmen, die Gendarmen!"

Weynar stand vor der Leiche seines Weibes. Ihm war leicht zumute. Er hatte kraftvoll gehandelt, wie ein Bauer. Zu den Gendarmen sich wendend sagte er: „Führen Sie mich zum Kreisgericht."

Draußen im Sonntagsfrieden standen in strotzender Fülle die Garben.

Osterzeit. Von Max Bittrich

Rauschender Weltmusik flammender Ton:
Komm! — —
Fromm
Neigt sich der Erde staunender Sohn.

Acker, von peitschenden Stürmen gezüchtigt,
Sieghaft ertüchtigt,
In Bedrängnis zur Treue gestählt,
Flüchtender Sonne neu vermählt, —
Aus deinen tiefen Furchen loht
Göttliches Erbe verscheuchter Not:
Werdendes Brot.

Verstehen, Verzeihen
Schenkt sich in endlos wallenden Reihen.

Zerreiße die Zunder,
Die meine Seele noch grämlich verhüllten,
Erde, schmelzendes Liebeswunder!

*

Auferstehung. Von Hilda Bergmann

Entschleiert sind des Himmels weite Meere
Und von des Nebels schwerer Last befreit.
Die weißen Wolken, wie Delphinenheere,
Durchschnellen tanzend die Unendlichkeit.

Die Erde lächelt still und kränzt die kahlen
Altäre mit dem ersten grünen Hauch.
Aus sonnengoldgeformten Weiheschalen
Steigt Opferflamme und dampft Opferrauch.

Musik der Wolken wandert durch die Lüfte,
Musik der Wälder zittert durch den Raum.
Zur Auferstehung öffnen sich die Grüfte,
Aus dürrem Rasen atmen Primeldüfte,
Und aus dem Tode wird ein Frühlingstraum.

Digitized by Google

Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855–1865

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Mathilde Kelchner

Am 16. April 1898 schrieb Graf Herbert von Bismarck in Friedrichsruh an Herrn Heinrich Kelchner in Berlin folgenden Brief:

Verehrter Herr Geheimer Rat!

Unter den vielen Gratulanten und Freunden, die morgen Ihrer gedenken werden, will ich als einer der ältesten nicht fehlen: wir sind beiderseits durch zwei Generationen in unseren Beziehungen verbunden; Ihr Name ist mir in der ehrwürdigen Gestalt Ihres Herrn Vaters eine der frühesten Kindererinnerungen und die Zeit, in der wir gemeinschaftlich an der Petersburger Botschaft fruchtbringend arbeiteten, ist meinem Gedächtnis als eine besonders angenehme und interessante eingeprägt. Möge der 70ste Geburtstag für Sie recht fröhlich und glänzend verlaufen und Ihnen noch eine recht lange Lebenszeit in altgewohnter Rüstigkeit beschieden sein.

Mein Vater schließt sich meinen Glückwünschen zu Ihrem Festtage herzlich an und ich verbleibe in alter Gesinnung stets

Ihr aufrichtig ergebener

H. Bismarck.

Diese Zeilen wecken ferne Zeiten: Bismarck weilt als preußischer Gesandter am Bundestag mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Eine längst versunkene Welt taucht auf: die alte, freie, in ihre Mauern gebannte Stadt, in der die Fäden der deutschen Politik zusammenlaufen und kleinstaatlicher Eigennutz, sowie ehrgeiziges Intrigantentum ihre Kreise ziehen. Ein Gewimmel von „Fremden" in den engen Gassen, offizielle und nichtoffizielle Vertreter auswärtiger Staaten, die alle ihr Schäfchen zu scheren trachten. Statt schaffender Arbeit ist die Phrase an der Tagesordnung, und was an althergebrachten Werten noch vorhanden ist, droht in der Zerfahrenheit der politischen Zustände verloren zu gehen . . .

Geh. Hofrat Johann Andreas Kelchner
Gemälde von F. Wolf. 1789–1865

In der preußischen Gesandtschaft wirkte damals als Kanzleivorstand der alte Hofrat Johann Andreas Kelchner. Er war 1789 geboren und seit 1816 Mitglied der Gesandtschaft. Etwas vom Wesen des 18. Jahrhunderts mag in ihm noch lebendig gewesen sein. Er selbst bezeichnete sich als einen Mann, „der unter der Ägide altpreußischer Diener erzogen war, denen Ehre das Fundament gewesen ist, auf das sie Denkungsart und Handlungsweise gegründet wissen wollten". In nachgelassenen Papieren berichtet er, seine Aufnahme in die Gesandtschaft habe der Gesandte, Graf von der Goltz, durch Handschlag vollzogen und ihm zwei Regeln zur Beobachtung aufgegeben: „daß Vertrauen zu Vertrauen herrschen müsse, indem das gesamte Personal einer Gesandtschaft — entfernt von allen Verhältnissen der Heimat — nur eine Familie ausmache, und daß Ehrgefühl und Zartheit in jeder Handlungsweise vorherrschen müsse, indem das Gesandtschaftspersonal dem Ausland gegenüber das Abbild des Kerns der Nation vorstelle, die es zu repräsentieren habe." Im Laufe langer Dienstjahre mußte er die Erfahrung machen, daß nicht alle Männer, die an die Spitze der Gesandtschaft traten, oder an anderer Stelle an ihr wirkten, sich die Regeln des Grafen von der Goltz zur Richtschnur nahmen, und daß mancher von ihnen gegen das Goethewort von der Ehrfurcht, die auch dem gebührt, was unter uns ist, fehlte. Ein besonderes Vertrauensverhältnis hatte ihn mit dem Generalpostmeister von Nagler verbunden, der 1824 bis 1835 preußischer Gesandter am Bundestag war. Die ganze Korrespondenz des geheimen Kabinetts war durch Johann Andreas Kelchners Hände gegangen und er hatte Nagler über sie Bericht erstatten müssen. Neben Nagler war es der General von Rochow gewesen, der schon lange, bevor er Gesandter in Frankfurt wurde, Johann

Digitized by Google

Andreas Kelchner in sein besonderes Vertrauen gezogen hatte. Die Briefe, die Nagler und Rochow ihm geschrieben haben, sind ein Beitrag zur Kenntnis der damaligen Reaktionspartei geworden. Die „neue" Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts warf die Schatten des Umsturzes auf menschliche Wesensart und Althergebrachtes in den Formen des Verkehrs. Mit Bedauern sah der nunmehr alte Hofrat, der die gute Tradition vornehmen Aristokratentums zu schätzen wußte, daß das „Noble" immer mehr zu schwinden drohte und daß es in der Gesandtschaft oft „entsetzlich ordinär" zuging. Als Bismarck 1851 nach Frankfurt kam, mag der hochfahrende Junker mit dem suchenden Ehrgeiz, der erst später durch beispiellose Erfolge in einer ihm gemäßen Aufgabe seine Erlösung und seinen Adel fand, befremdend auf ihn gewirkt haben, obgleich er es an gelegentlichen Freundlichkeiten nicht fehlen ließ. Jedenfalls hatten die Zeitgenossen Bismarcks zu Beginn seines Aufstiegs die nicht leichte Aufgabe, die ungebärdige Kraft, die aus der Niederung emporstrebte, in ihrem Lebenswert zu erfassen, sich mit einer Persönlichkeit auseinanderzusetzen, deren Schroffheit verletzte, deren Unrast sie in einen Wirbel riß und deren Leidenschaft in unausgesetzten Kämpfen unbekannten Zielen entgegendrängte. Für uns Nachgeborene gibt es nur einen Bismarck mit dem Wissen um seine Größe. Selbst wenn unsere Betrachtung dem Knaben oder Jüngling gilt, vermögen wir die Fäden nicht zu zerreißen, die aus den Urgründen seiner Persönlichkeit zum genialen Schöpfertum des Mannes hinüberleiten und unser psychologisches Begreifen erhält an ihnen rücklaufend Richtung und Weg. Es ist sicher leichter, einen Mann von seinen Ausmaßen und Aspekten in räumlicher oder zeitlicher Entfernung zu verehren, als in Gemeinschaft mit ihm die Geschäfte des Alltags zu besorgen. Dies hat nicht nur der alte Hofrat, sondern auch sein Sohn Heinrich erfahren.

Dieser war 1828 geboren und auf Wunsch des Vaters in die Frankfurter Kanzlei eingetreten. Vom glühenden Drang beseelt, seine reichen Gaben zu entwickeln, bedeutete für ihn die Weisung des Vaters schwere Entsagung und tiefen Schmerz, jedoch ihm blieb keine andere Wahl, als ihr zu folgen, da der materielle Wohlstand der Familie in den Stürmen der großen Revolution zugrunde gegangen war. Wenn ihm die Arbeit in der Frankfurter Kanzlei wenig zusagte, so bedeutete ihm, der mit allen Fasern seines Herzens an der Heimat und an deutschem Wesen hing, seine Versetzung an die preußische Gesandtschaft in Petersburg im Jahre 1855 nur neues Ungemach. Wie eine Ahnung durchzog es seine Seele, daß es ihm beschieden sei, dauernd in der Fremde zu bleiben, die in so weiter Ferne lag. Damals gab es nur bis Königsberg Eisenbahnverkehr, jenseits der Grenze mußte Heinrich Kelchner ein primitives Gefährt zur Weiterfahrt benutzen, das, von vier kleinen, flinken Pferden bespannt, drei Tage und drei Nächte mit geringfügigem Aufenthalt auf schlechten Wegen durch das weite, öde Steppenland raste, so daß er bei der Ankunft in Petersburg glaubte, seine Knochen zusammenlesen zu müssen. Die große Entfernung von den Zentren der westeuropäischen Kultur übte sowohl auf das öffentliche Leben, als auch auf den Geschäftsgang in der Gesandtschaft ihre Wirkung aus. Kaiser Nikolaus I. war eben gestorben. Sein starrer Absolutismus hatte schwer auf dem russischen Volk gelastet; befehlen und gehorchen waren die Pole gewesen, zwischen denen sich das innerpolitische Leben abgespielt hatte, und der militärische Geist war als der allein maßgebende zur Geltung gekommen. Das niedere Volk war roh und unbeherrscht, dem Trunke ergeben, die höheren Schichten waren leichtfertig und sehr vergnügungssüchtig, ohne jegliches Verantwortungsgefühl dem Taumel einer eleganten Geselligkeit hingegeben. Mit Unwillen sah Heinrich Kelchner, daß auch die in Rußland lebenden Deutschen an diesem Treiben teilnahmen und mit ihren heimatlichen Gewohnheiten auch ihre Nationalität bald aufgaben. Obgleich er in dem alten Konsul Kempe aus Stralsund, der seit 36 Jahren in Rußland ansässig war, einen väterlichen Freund und Berater fand, und auch die Verhältnisse in der Gesandtschaft die denkbar angenehmsten waren, da der Gesandte, Herr von Werther, und der Legationsrat, Baron von Werthern, den jungen Beamten mit größter Liebenswürdigkeit aufnahmen, wurde er von nagendem Heimweh ergriffen und kannte keinen anderen Wunsch, als Petersburg tunlichst bald wieder zu verlassen, was er nicht nur brieflich seinem Vater, sondern auch seinen Vorgesetzten gegenüber immer aufs neue zum Ausdruck brachte. In jugendlichem Draufgängertum war er oft nahe daran, alles über den Haufen zu werfen und nach Deutschland zurückzukehren, wurde aber hiervon durch wohlwollendes Zureden des Herrn von Werther zurückgehalten. So lernte Heinrich Kelchner die Forderung des alten Preußenstaates kennen: alles für *sein* Wohl und *seine* Ehre, unbedingte Entsagung auch von dem, der über seine Aufgabe weit hinauswuchs. Seine Ernennung zum Chef der Kanzlei empfand er lediglich als neue Fessel und tatsächlich reihte sich Jahr an Jahr, ohne daß sich ihm, trotz vieler Versprechungen maßgeblicher Persönlichkeiten, die Möglichkeit bot, Rußland den Rücken zu kehren. Er war in Petersburg wegen seiner Lokalkenntnis und der vielfachen Beziehungen, die er angeknüpft hatte, nur zu gut zu gebrauchen. So wurde sein Schicksal mit dem Strom der großen Politik verquickt, der über ihn hinwegbrauste. Wie seinem Vater in Frankfurt sind ihm im Dienst in Petersburg viele Männer begegnet, deren Name in der Geschichte der Diplomatie fortlebt, von deren Wohlwollen beider persönliche Stellung abhing, so daß ihr Urteil

Digitized by Google

Föhn. Gemälde von Prof. Walter Georgi†
(Aus Brakls Kunstausstellung, München)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

über jene von ihrem rein menschlichen Verhalten ihnen gegenüber naturgemäß mitbestimmt wurde. Es ist nicht ohne Interesse, sie einmal vom Standpunkt der Kanzlei zu betrachten, vor allem den Gewaltigen, der im Jahre 1859 von Frankfurt als Gesandter nach Petersburg versetzt, nunmehr auch an dieser Stelle die Wellen türmte, die alles zu erdrücken drohten, was sich gegen ihn auflehnte. Die allgemeine Meinung stand damals gegen ihn und auch die beiden Kelchner haben sich erst allmählich zur Verehrung seiner Größe durchgerungen. Die im folgenden veröffentlichten Brieffragmente, die sich als lose Blätter zur Kennzeichnung seiner persönlichen Wirkung in den Wall von Dokumenten fügen, der seine Gestalt umgibt, mögen auch Art und Wesen jener beiden Männer spiegeln, die sie in gegenseitigem Vertrauen zwanglos niederschrieben. Der Wandel der Zeiten drückt den Verfassern seinen Stempel auf. Ein Menschenalter lag zwischen ihnen. Der frommen Ergebenheit des greisen Vaters, dem die Erbärmlichkeit des Alltags nicht mehr an die Seele rührt, steht der Lebensdrang des Sohnes gegenüber und sein leidenschaftliches Aufbäumen gegen unüberwindliche Schranken, das erst in späteren Jahren einem harmonischen Ausgleich mit den Gegebenheiten wich, ohne daß ihm die Politik zur Herzenssache wurde und seinen Sinn erfüllte.

Mit dem Tode des Vaters im Jahre 1865 riß für Heinrich Kelchner das stärkste Band, das ihn an Frankfurt gefesselt hatte, und die Verhältnisse der Heimat rückten allmählich in die Ferne. Die preußische Gesandtschaft in Petersburg wurde zur kaiserlich deutschen Botschaft, Heinrich Kelchner wurde der Vorstand ihrer Kanzlei und erlebte auf diesem Posten die aufsteigende Linie in der Entwicklung des Deutschen Reiches. Die deutsche Kolonie in Petersburg gewann an Macht und Ansehen und er wurde zum Bindeglied zwischen ihr und der Botschaft. Das heiße Wollen seiner Jugendjahre, das aus den vorliegenden Briefen spricht, war erloschen. „Mir waren die Jahre entschwunden," schrieb er einst, „ohne die Rosen zu bringen, die sie verheißen hatten, und dem alten Graukopf genügt es, mit Schiller zu sprechen: ‚In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis'. Sapienti sat!" Als ihm nach vierzigjähriger Dienstzeit in Petersburg, die nur durch seine Teilnahme am Feldzug 1870/71 unterbrochen worden war, infolge einer Versetzung ins Auswärtige Amt die Möglichkeit geboten wurde, in die Heimat zurückzukehren, wurde ihm der Abschied von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit unendlich schwer. Nur mühsam fand sich der Greis in Berlin zurecht. Nachdem er, gleich seinem Vater, das fünfzigjährige Dienstjubiläum gefeiert hatte, ist er hier, reich an Ehren und Beweisen herzlicher Verehrung, 1904 am Todestage seines Vaters gestorben, wenige Tage bevor er in den Ruhestand treten sollte.

Frankfurt a. M., 28. 6. 55.

An den Sohn.

Dein guter Brief vom 17. d. M. aus Petersburg hat uns herzlich erfreut und danken wir Gott, daß er Dich die beschwerliche Reise hat wohlbehalten beendigen lassen. Aus Deinem Schreiben geht hervor, daß man Dir wohlwill. Jedenfalls befindest Du Dich unter feingebildeten, teilnehmenden Menschen und dies ist viel wert. Wir hoffen auch — ist die Erinnerung an Frankfurt etwas in die Ferne gestellt — daß es Dir zu Petersburg gefallen und wohlergehen werde. Es freut mich unendlich, daß Du in Baron von Werthern den Mann von feinem Ton und treuem Entgegenkommen gefunden hast. Dies zum Verhältnisse Frankfurts muß Dir schon auf alles wohltun. Versäume nichts, dieses Vertrauen in immer höherem Grade zu erwerben und diesem Herrn, sowie Deinem verehrten Herrn Missionschef mit aller Hingebung zu dienen . . . Ich bemerke, daß ich Deinen Brief dem Herrn Gesandten von Bismarck zur gefälligen Kenntnisnahme vorgelegt habe und daß derselbe, sowie ganz besonders seine Frau Gemahlin, mit besonderem Interesse, auch hinsichtlich des einfachen, schönen Stils, solchen lasen . . .

Frankfurt a. M., 1. 11. 55.

An den Sohn.

. . . Ich habe mich besonnen, ob ich — wegen des fortwährenden Fragens der Familie von Bismarck nach Briefen von Dir — Dein jüngstes Schreiben zur Kenntnis geben soll. Da jedoch der Inhalt für gewisse hiesige Eventualitäten belehrend ist, so gab ich es hin und fand Würdigung . . .

Frankfurt a. M., 24. 12. 55.

An den Sohn.

. . . Herr von Bismarck ist von seiner Tournée nach München und Stuttgart zurück und scheint wohl aufgenommen worden zu sein. Frau von Bismarck beglückt mich soeben zu Weihnachten!! mit drei neuen Hemden, einer wollnen Binde, einer pommerschen Spickgans, Konfekt und Lebkuchen!! . . .

Frankfurt a. M., 30. 4. 56.

An den Sohn.

. . . Am 21sten traf Herr von Manteuffel hier ein. Herr von Bismarck fuhr ihm bis Mainz entgegen und hatte Herrn Legationsrat Wentzel sagen lassen: ‚er möge den Herren sagen, sie möchten sich zum Empfange bereit halten'. Hierauf frug Herr Wentzel mich, was unter „Herren" der Herr Gesandte wohl verstanden habe? Ich antwortete, darüber vermöchte ich keine Auskunft zu geben! Demzufolge waren die Herren Wentzel, Zitelmann und der Attaché von Oertzen zur Tafel bei Herrn von Bismarck in Gegenwart des Herrn Ministerpräsidenten gezogen. Der andert-

Digitized by Google

halbtägige Aufenthalt hatte natürlich Herrn von Bismarck so in Anspruch genommen, daß ich alle laufenden Geschäfte nur in sein Zimmer niederlegte und Herr Ministerpräsident von hier abreiste, ohne daß ich denselben gesehen hätte.

Sehr überraschend war es daher, daß einige Tage hernach die Schwiegermutter, Frau von Puttkammer, in Gegenwart der Frau von Bismarck und Fräulein von Reckow mir namens ihres Schwiegersohnes ihr höchstes Bedauern ausdrückte, daß ich nicht zu Tische bei Anwesenheit des Ministerpräsidenten von Manteuffel gezogen worden sei. Es sei — Gott weiß wie — übersehen worden. Ich erwiderte, daß ich gewohnt sei, alles dem Höheren anheim zu geben, und dankte übrigens für die so teilnahmvolle Entschuldigung.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf führte mich der Zufall wieder in dasselbe Zimmer, wo Herr von Bismarck den Kaffee einnahm, und sogleich bemerkte derselbe in Gegenwart der Damen mir dasselbe. Es habe ihn unglücklicherweise auch niemand an mich erinnert. Ich dankte abermals und wiederholte, daß ich zu gehorsamen gewohnt sei! —

Wer auf mich plötzlich aufmerksam gemacht haben mag, kann ich nicht entziffern, doch bleibt der Vorfall immerhin sonderbar! . . .

Frankfurt a. M., 8. 11. 56.

An den Sohn.

. . . Herr Wentzel gibt sich große Mühe, dem russischen Chargé d'affaires, Baron von Mengden, alle mögliche Aufmerksamkeit täglich zu erweisen. Es kann nicht fehlen, daß die Heilige Anna daraus erwachse. Übrigens wird dieser Herr auch bei Herrn von Bismarck stets gut aufgenommen . . .

Frankfurt a. M., 4. 12. 56.

An den Sohn.

. . . Unser Attaché, Herr von Oertzen, hat mich diesen Mittag rufen lassen, um mich dem bei ihm heute eingetroffenen Herrn von Schlözer vorzustellen, der noch diesen Abend von Berlin kommend in Geschäften zu Prinz und Prinzessin von Preußen sich zu begeben habe. Herr von Schlözer bemerkte mir, daß er diesen Sommer in Petersburg manche angenehme Unterhaltung mit Dir gehabt und daher sei es ihm doppelt angenehm, mir zuerst mitteilen zu können, daß das Reskript wegen Deiner Ernennung zum Vorstande der Petersburger Gesandtschaftskanzlei nun schon in Deinen Händen sei und Dein nächster Brief mich damit erfreuen würde . . . Herr Legationsrat Wentzel bemerkte mir: er wundre sich, daß man Herrn von Schlözer zum Legationssekretär ernannt habe!

Frankfurt a. M., 27. 12. 56.

An den Sohn.

. . . Ich hatte Deine Zeilen vom 25sten aus den Händen des Herrn von Bismarck erhalten und ließ ihn solche als nichts Besonderes enthaltend gleich lesen. Derselbe trug mir hierbei auf, Dich bestens von seiner Seite zu grüßen. Auch Frau von Bismarck erkundigte sich lebhaft. Am Weihnachtstage empfing ich wieder drei Hemden und einen Teller mit Offenbacher Gebäck . . .

Petersburg, 7. 4. 57.

An den Vater.

. . . Mit Herrn von Schlözer stehe ich sehr gut, ja ich kann fast sagen, daß er nichts tut, ohne mit mir darüber zu sprechen. Ich glaube selbst, daß ich mit der Zeit die Dinge hier wohl anders ansehen werde, wenn nur erst der jugendliche Lebensmut gebrochen und deutsche Gemütlichkeit vergessen ist. Wohl hast Du recht, daß meine Situation am Ende nicht schlecht ist, wenigstens bei mancher Einschränkung nicht Mangel leiden läßt, aber der Gedanke, daß dies alles ist, was meinerseits überhaupt erreicht werden kann, kann doch öfters auch den heitersten Blick in die Zukunft trüben . . . Herr Konsul Kempe hat mich gestern eingeladen, den Sommer auf seinem Landhause zu verleben, und so werde ich Anfang Mai hinausziehen. Der Mann tut wirklich alles, um mir Petersburg von seinen schönen Seiten zu zeigen.

Frankfurt a. M., 7. 7. 57.

An den Sohn.

. . . Unser Attaché Herr von Prillwitz ist bereits wieder abgegangen, um sich mit der Gräfin Moltke zu Behle in diesen Tagen zu vermählen. Er war eine noble Erscheinung an unserem hiesigen brutalen Himmel . . . Daß es doch der noblen Leute so wenige gibt! . . .

Petersburg, 11. 7. 57.

An den Vater.

. . . Ich will für heute nur bemerken, daß der Herr Gesandte uns um 1 Uhr verläßt, um nach Berlin zu gehen und wahrscheinlich nicht wieder zurückzukehren, da er nach Wien designiert sein soll. Bisher hielt er es für Geschwätz, nachdem aber auch die ministerielle „Zeit" die Nachricht brachte, meinte er: „Das Gerücht gewinnt an Konsistenz." Er wird mit diesem Wechsel sehr zufrieden sein, wir aber verlieren einen Chef, wie wir sobald keinen zweiten erhalten werden, und mir ahnt es, daß die schönste Zeit meines Geschäftslebens mit diesem Manne wegzieht. Herr von Schlözer ist seit vergangenem Dienstag zurück und hat, wie mir scheint, in Berlin über mich großen Lärm geschlagen. Ich habe bisher das Glück gehabt, von meinen Vorgesetzten in allen Lagen und Stellungen meines Lebens sehr wohl gelitten zu sein, und wie die Herren hier über mich denken, weiß ich aus folgendem: Neulich fuhr der Gesandte mit seinem Sohn, Herrn von Schlözer und Dr. Teichmüller (Hauslehrer bei Herrn von Werther) an dem Landhause des Konsul Kempe vorüber. Teichmüller machte ihn darauf aufmerksam, daß ich hier wohne, und bemerkte dabei im Scherz, Herr Kempe verwöhne mich, denn er halte mir ein Reitpferd und lasse mich überhaupt Vergnügungen genießen, die

Digitized by Google

bei uns nur junge Leute aus den besten oder aus sehr reichen Familien haben könnten, worauf Herr von Schlözer einwarf: „Ja, Kelchner ist auch ein Mensch, den man verziehen kann!“ Der Gesandte aber meinte lachend, daß er wohl recht habe!

Wenn ich auch gestehen muß, daß ich selbst manchmal staune, wie schnell ich mich in die Verhältnisse hier gefunden habe, so ist auf der anderen Seite doch nicht zu verkennen, daß die Herren sehr viel Anerkennung haben und über manches sprechen und manches lobend erwähnen, was andere Chefs als selbstverständlich zu betrachten pflegen. Ich bin begierig, was Herr von Werther mir beim Abschied sagen wird, da gerade er sein Wort nicht hält, das er mir bei meiner Hierherkunft gesagt hat: „Ich hoffe, wir bleiben recht lange beisammen!“ . . .

Petersburg, 18. 7. 57.

An den Vater.

. . . Am Ende kommt Bismarck hierher, dann vivat Rußland — uns aber eine gute Nacht! . . . Mit Herrn von Schlözer fahre ich, Gott sei Dank, bis jetzt sehr gut. Er ist immer gleich freundlich und betrachtet mich immer noch als seinen Ratgeber. Übrigens hat der Mann viel Glück, denn der ist wahrlich jetzt in der Karriere . . .

Frankfurt a. M., 31. 7. 57.

An den Sohn.

. . . Herr von Bismarck hat seinen Paß auf drei Monate (da hier eben die berühmten Ferien eingetreten sind) nach Dänemark, Norwegen, Schweden und nach Rußland visieren lassen. Hinsichtlich des letzteren bemerkte ich ihm bei anscheinend freundlichem Abschied, daß ich mir erlaubte, Dich bei ihm zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen, worauf er bemerkte: „Ich komme schwerlich nach Petersburg und werde nicht weiter als bis nach Reval gehen!“ Dies wollen wir dahingestellt sein lassen, denn bei der hier sehr auffallenden Intimität mit allen russischen Potenzen wäre Deine Vermutung doch nicht zu verwerfen. Freilich, der Posten hier ist bequemer und billiger, aber auch nicht so glänzend! Man muß die Dinge ruhig näher kommen lassen. Mir überließ derselbe den Schlüssel zu allen seinen schriftlichen und materiellen Habseligkeiten!! Die Gemahlin nebst Kindern befindet sich wieder in Stolpe . . . Aus Berlin wird dem Frankfurter Journal heute geschrieben, daß alle Reden von Versetzungen der Herren von Werther und von Bismarck unnütz seien. Legationsrat Wentzel sagt mir eben, er glaube an keine Versetzung Herrn von Bismarcks, denn er leiste in Frankfurt den Russen zu gute Dienste, da er die Hetzpeitsche gegen Österreich für sie schwinge! . . .

Petersburg, 5. 8. 57.

An den Vater.

. . . Als etwas Neues und meine Vermutung in meinem letzten Schreiben Bestätigendes teile ich Dir mit, daß wir mit dem „Adler“ Herrn von Bismarck erwarten!! Wir wissen es nur durch den Bankier Stieglitz, daß er kommt, da er bei ihm akkreditiert ist. Da nun nach gestern hier eingetroffenen Nachrichten der Gesandte von Werther alle Veränderungen, Baulichkeiten usw. abbestellt hat, so ist die Kalkulation wohl nicht unrichtig, daß er nach Wien und Bismarck hierher kommt. Wahrscheinlich soll letzterer sich das Terrain einmal ansehen. Es gehen mit diesen Veränderungen meine Hoffnungen zu Grabe . . .

Frankfurt a. M., 22. 8. 57.

An den Sohn.

. . . Fast drollig ist die Nachricht der Kreuz-Zeitung, daß Herr von Bismarck durchaus nicht politisch reise, sondern nach Norwegen zu einem hohen Herrn auf die Birkhühnerjagd eingeladen sei!! Von ihm ist nicht ein Wort hier eingegangen . . .

Petersburg, 16. 10. 57.

An den Vater.

. . . Was die Besetzung des Gesandtenpostens in Wien anlangt, so ist uns für diesen Winter unser Chef erhalten, doch ist es immerhin noch möglich, daß er dorthin kommt, wenn nicht vielleicht ein Regierungswechsel, wie es fast den Anschein hat, der ganzen Lage eine andere Wendung gibt.

Frankfurt a. M., 5. 1. 58.

An den Sohn.

. . . Frau von Bismarck hat mir zu Weihnachten Stoff zu einer Weste beschert. Also diesmal keine Hemder! ... Von hier Dir etwas Neues zu melden, ist nicht wohl möglich, da sich alles in seinem lächerlichen Kreise dreht! . . .

Frankfurt a. M., 12. 6. 58.

An den Sohn.

. . . Wir sind mit unserer Kanzlei umgezogen. Klein aber wohlfeil — letzteres ist ja die Hauptsache. Die Dinge hier werden täglich etwas ekelhafter. Wir preisen jeden, der nichts mit dieser Gesellschaft zu schaffen hat. Brutalität in allen Ecken — doch genug davon! . . .

Frankfurt a. M., 29. 1. 59.

An den Sohn.

. . . Nun melde ich das gestern erfolgte plötzliche Eintreffen des Herrn von Bismarck. Kaum angekommen war es auch gewiß, daß derselbe zum Gesandten in Petersburg ernannt sei und Herr von Usedom ihn hier ablöse. Wie ich vorläufig höre, wird der hiesige Posten in sechs bis acht Wochen verlassen werden. Daß Herr von Werther nach London gehe, wird als sicher angenommen. Die Frage ist nun: wie wird es mit Dir gehen? Ich denke immer, Herr von Werther wird es durchsetzen, Dich mitzunehmen. Herrn von Bismarck kennst Du, und mußt Du bleiben, so wird Deine Stellung im ganzen sich nicht verschlimmern! . . . Ich

Digitized by Google

komme soeben von Herrn Wentzel, der mir erzählt, daß nicht London, sondern Wien die Bestimmung Deines Herrn Chefs sei ... übrigens soll Herr von Bismarck gegen Wentzel geäußert haben, es wäre ihm lieb, Dich in Petersburg zu finden, da Du ihm in mancher Hinsicht nützlich sein könntest! ...

Petersburg, 3. 2. 59.

An den Vater.

... Hier stehen uns große Veränderungen bevor. Herr von Werther ist nach Wien versetzt und wird wohl sehr bald abreisen. Wir erwarten dafür Herrn von Bismarck. Baron von Werthern ist nach einer hier eingetroffenen telegraphischen Depesche als Ministerresident nach Athen versetzt. Herr von Bismarck findet also nur Herrn von Schlözer hier und wir erwarten demnach auch einen neuen Legationsrat. Ich glaube kaum, daß Bismarck sich hier gefallen wird; es ist seine erste Stellung bei einem Hofe und zum erstenmal bekommt er Legationsräte und Sekretäre unter sich, die weder Wentzels noch Zitelmanns sind. Der Gesandte und seine Gemahlin scheiden sehr ungern von hier. Was mich betrifft, so läßt sich alles in wenigen Worten zusammenfassen: ich trage mit seinem Weggang von hier meine Hoffnungen zu Grabe! Die Zukunft, auf die ich n i c h t hoffe, wird meine Aussage bestätigen, aber vorläufig wird mein Streben nur darauf gerichtet sein, so bald als möglich von hier fortzukommen. Weiter läßt sich bis jetzt nichts sagen. Sehr interessant wäre mir zu wissen, ob Bismarck gern hierher kommt. Ihr bekommt Herrn von Usedom, den Du, wenn ich nicht irre, schon kennst. Jedenfalls seid Ihr um Euren Tausch zu beneiden, während wir recht sehr zu bedauern sind.

Der politische Horizont ist auch umdüstert und ich halte es nach meinem einfachen Verstande nicht gerade für politisch, Herrn von Werther, der hier ganz ausgezeichnet stand und das ganze Vertrauen des Fürsten Gortschakow genoß, in diesem kritischen Augenblick von hier fortzunehmen. Die Russen tragen einen tiefen Haß gegen Österreich und ich glaube, sie würden sich herzlich freuen, wenn es in einen Kampf mit Frankreich verwickelt würde. Hoffentlich geht der Prinz Regent mit Konsequenz vor, nach welcher Seite es auch sei. Ich habe die Zuversicht, daß Preußen und Österreich, vielleicht noch England im Bunde, unbestritten die Herren der Welt sein können, wenn sie den Mut haben, es sein zu wollen ...

Frankfurt a. M., 6. 2. 59.

An den Sohn.

... Nach allen hiesigen Aussagen beabsichtigt Herr von Bismarck auf vierzehn Tage nach Petersburg zu reisen. Zweck: Einsichtnahme in die dortigen Verhältnisse, besonders Häuslichkeit! Ich muß daher wünschen, daß Du vorbereitet seiest, für den Fall, daß Du in Petersburg bleiben mußt. Gegen mich hat dieser Herr nur eine einzige Bemerkung gemacht: „Nun erbe ich den Sohn vom Vater", und Madame frug, ob Du mit Stahlfedern oder Kielen schriebest, letztere würde sie gern für Dich schneiden!! Auf diesem Wege habe ich die offizielle Nachricht des hiesigen Verlassens erhalten!! In beiden Aussprüchen liegt Lakonisches.

Ich will noch nicht fest diese Reise behaupten, allein Herr von Bismarck hatte seinem Jäger aufgegeben, sich zur Reise vorzubereiten. Ich hoffe noch immer, daß Du durch Herrn von Werthers Güte doch nach Wien mitkommst. Bis zur Stunde habe ich von Herrn von Usedom nichts vernommen. Hier ist Grauen vor demselben ...

Frankfurt a. M., 6. 3. 59.

An den Sohn.

... Meine heutigen Zeilen bezwecken vorzüglich, Dich zu benachrichtigen, daß Herr von Bismarck gestern abend nach Berlin abgereist ist. Angeblich glaubt er, nur drei bis vier Tage in Berlin verweilen zu können, um sich dann direkt nach Petersburg zu begeben. Als ich von ihm Abschied nahm, bemerkte er die Hand reichend: „Nun, ich werde Ihren Sohn finden, haben Sie ihm irgend etwas mitzuteilen, so senden Sie es mir nach Berlin. — Leben Sie wohl und bleiben Sie gesund!" Dieser Abschied steht im genauen Verhältnis zu den nun abgelaufenen sieben Jahren des Hierseins.

Der Herr Gesandte ist nur von seinem Jäger, Engel, begleitet. Derselbe hatte auch keine Zeit, um Adieu zu sagen!

Der gute Gott sende seinen Friedensengel über Dich. Es ist nicht unmöglich, daß man nunmehr in Petersburg anders tut und spricht als hier!

Petersburg, 7. 4. 59.

An den Vater.

... Herr von Bismarck hat mich sehr freundlich empfangen, weiteres läßt sich nicht sagen ...

Frankfurt a. M., 8. 4. 59.

An den Sohn.

... Von weiblicher Seite wird erzählt, daß man große Aussicht habe, daß Herr von Bismarck höchstens zwei Jahre in Petersburg verbleiben und dann das Ministerium des Innern übernehmen würde. So sonderbar es klingt, so scheint man doch daran zu glauben!!!

Petersburg, 27. 5. 59.

An den Vater.

... Wir stecken dergestalt in Arbeit, daß es gar nicht möglich ist, zu einem ruhigen Briefe zu kommen ... Ich kann vorläufig nur sagen, daß es hier ganz toll aussieht. Kommt es zum Schlagen, so bin ich hoffentlich auch dabei. Das Bataillon läßt mich merkwürdigerweise im Stich, so daß ich gar nichts höre ... (Schluß folgt)

Digitized by Google

Das Gesicht des Krieges

Von Karl Dietmann

Vor Verdun tobt die Riesenschlacht. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli rücken neue deutsche Sturmabteilungen nach der vordersten Linie.

Gestaltlose Wolkenmassen verfinstern den nächtlichen Himmel. Nichts ist zu erkennen als die ungewissen Umrisse der nächsten Hügel, die schwarz und scheinbar riesengroß von der Erde aufragen. Den ganzen westlichen Himmelsrand entlang aber zieht ein zuckender Flammenstreif, das Mündungsfeuer ungezählter französischer Geschütze, die Sperrfeuer hinter die vordersten deutschen Gräben legen.

Mann hinter Mann kriecht die endlose Menschenschlange durch das Dunkel der Nacht. Über Höhen, durch Täler, Mulden und Schluchten.

Unser aller Gedanken sind bei dem grauenhaften, fast tierisch wilden Dröhnen dort vorn. Schon ganz deutlich kann man jetzt das dumpfe Stampfen der schweren Granaten, das harte, gläserne Klirren der leichten Geschosse unterscheiden.

Niemand redet. Nur manchmal dumpfes Schelten oder Fluchen, wenn einer stolpert oder im Dunkel gegen seinen Vordermann anrennt. Verlorene Ausrüstungsstücke, in den Boden getretene Handgranaten und Infanteriemunition bezeichnen auf lange Strecken den Weg nach vorn.

Schon schlagen in einiger Entfernung von uns die ersten Granaten ein. Die Reihen beginnen zu stocken. Wir sind am Eingange der „Totenschlucht" angekommen.

Eine Mauer von Feuer, Eisen und Rauch steht da drinnen. Tausendstimmiges, teuflisches Hohngebrüll verschlingt alles. Nur manchmal sinkt die Mauer für eine halbe oder ganze Minute in sich zusammen. Dann rennt alles. Rennt um das Leben, keuchend, stöhnend. Durch Granattrichter, Schlamm und Schutt, über Leiber, Arme und Köpfe der Toten weg, die schon seit vielen Wochen hier liegen, von Feuerwirbeln umhergeschleudert, zerstückt, zerrissen, in die Erde gestampft. Endlos dünkt uns die wüste Schlucht. Der jenseitige Rand scheint immer gleich fern zu bleiben.

Da endlich sind wir am Bahndamm! Wie wir durch die Schlucht gekommen, wissen wir selbst nicht mehr. Noch über den hohen Bahndamm hinüber. Nicht ein Fetzchen von einer Schiene, einer Schwelle ist mehr da! Der ganze Damm eine völlig zerwühlte, unförmliche Erdwalze.

Ich schaue rückwärts. Die ersten beiden Züge meiner Kompagnie müssen schon über dem Bahndamm sein.

Da — unwillkürlich ducken wir uns alle — hart über unsere Köpfe weg heulen und zischen die Geschosse durch die Luft. Drunten in der menschengefüllten Schlucht haut es ein. Wieder wächst die grauenhafte Mauer empor.

Der dritte Zug steckt noch dort unten. Auch mein Bruder ist dabei! Ein paar Augenblicke starren wir alle da hinab, als könnten wir dadurch das Entsetzliche aufhalten.

Vorwärts! Weiter! Wir dürfen nicht helfen! Der ganze Vormarsch kommt sonst ins Stocken. Seit der Schlucht ist alle Ordnung zerrissen. Die Züge sind durcheinandergeraten, zurückgebliebene Leute von anderen Bataillonen schließen sich uns an. Von den Vorausmarschierenden ist nichts mehr zu sehen. Ich suche mir, so gut es geht, selbst einen Weg in dem unbekannten, nachtdunkeln Gelände. Der Flammenschein im Westen zeigt die ungefähre Richtung. Wir springen über Gräben, fallen von einem Granattrichter in den andern.

Granaten schlagen ein. Keine Explosion. Nur ein dumpfer Schlag und dann langsam aufsteigender weißer Rauch. Gasgranaten! Mit aufgesetzten Gasmasken stolpern und tappen wir so gut es geht, weiter durch das Dunkel. Man geht wie mit verbundenen Augen. Noch eine flache Höhe hinauf. Wir sind in der Sturmausgangsstellung angelangt. Auch hier liegt feindliches Artilleriefeuer. Alles ist durcheinander. Die Bataillone und Kompagnien zu dichten Knäueln zusammengeballt. Nirgends Ordnung. Alles ein hoffnungsloses Durcheinander.

Ich schaue mich innerhalb meiner Kompagnie um. Jede Mulde, jeder Graben, jedes Granatloch steckt voll Menschen. Fremde und eigene Leute. Von meinem Bruder, der mir nach Eintreffen in Stellung Meldung machen sollte, ist nichts zu sehen. Ich rufe einigemale laut seinen Namen. Keine Antwort!

An dem Platze, wo ich gerade bin, lege ich mich hin. Ein alter französischer Graben, von unseren Granaten fast völlig eingedrückt und verschüttet. Vom steinigen Boden her dringt eisige Kälte durch meine Kleider. Aber ich werde dennoch schlafen können. Wenn nur der süßliche Leichengeruch nicht wäre! Die Luft ist voll, dick voll davon.

Was wird nun morgen werden? Ein groß angelegter Angriff bei diesem Wirrwarr? Und wenn! Wüßte ich nur, was mit meinem

Digitized by Google

Bruder ist! Alle Gedanken, die durch mein müdes Gehirn gaukeln, springen immer wieder auf dieses Eine, Dunkle zurück. Ich versuche, mir alle Möglichkeiten klarzumachen. Tot? Verwundet? Oder hat er sich im Dunkel der Nacht verlaufen? Vielleicht liegt er gar nicht allzu weit von hier in irgendeinem Graben und denkt an mich, wie ich an ihn. Ich bin müde, so müde. Die Gedanken irren in wirrer Folge an mir vorüber. Erlöschen und tauchen wieder auf, aus irgendeiner dunklen Tiefe herauf. Das bin gar nicht mehr ich, der da denkt!

Fast zwei Stunden mag ich geschlafen haben, tief, traumlos. Noch immer ist Nacht, dunkle Nacht. Ein Stern blinzelt irgendwo müde zwischen schwarzen Wolkenbänken hervor, und noch immer versucht das Brüllen der Geschütze das Dunkel der Nacht zu zerreißen. Hoch am Himmel zeichnen fliegende Geschosse Feuerbahnen.

Zwei Uhr dreißig Minuten. Um fünf Uhr zehn beginnt der Sturm.

Drei Uhr fünfzehn Minuten. Der Morgen beginnt zu grauen. Alles noch trüb, formlos, in Dämmer gehüllt. Erde und Menschen scheinen aus irgendeinem dunkeln Chaos emporzutauchen. In den Lüften rollt wie wogende See Geschützdonner.

Das Licht wächst. Einförmig braunes Land steigt rings empor, tausendfach von Granaten zerpflügt und zerrissen. Freundliche Dörfer, rauschende Bäume waren da einstmals. Nun ist alles weggefegt, zerfetzt. Auch nicht das winzigste Fleckchen Wiesengrün leuchtet mehr. Nur tote braune Wüste, wie Mondland mit unzähligen Kratern. Bis zum Himmelsrand hinaus kein Leben, nicht Mensch, Tier oder Pflanze. Nur die Wölkchen der berstenden Granaten tanzen über die weite Öde.

Die ganze Nacht habe ich, ohne es zu merken, auf der Leiche eines Franzosen gelegen. Der einstürzende Graben hat ihn fast ganz verschüttet. Nur das aufgedunsene, schwarzblau angelaufene Gesicht schaut noch aus der kalkigen Erde hervor. Mit weit aufgerissenen, leeren Augen stiert er mich an.

Ich gehe, um die letzten Anordnungen für den Sturm zu treffen. Der erste und zweite Zug meiner Kompagnie sind fast noch vollständig. Vom dritten Zug sind nur noch die vordersten fünf Mann da. Sie erzählen, sie wären gerade noch aus der Schlucht herausgekommen, von den übrigen hätten sie von da ab nichts mehr gesehen. Von meinem Bruder weiß niemand etwas.

Ich suche auch noch in den benachbarten Stellungen. Einer glaubt, er hätte meinen Bruder mit verbundenem Arm zurückgehen sehen. Er hätte ihn an der Figur erkannt. Gewiß könne er es aber nicht sagen.

Vier Uhr vierzig Minuten. Die Hölle ist los! Unsere Artillerie feuert wie rasend auf die feindlichen Stellungen. Man hört keinen Schuß mehr, es ist das Dröhnen und Donnern eines ungeheuren Wassersturzes, das Brausen und Rauschen eines gigantischen Stromes! Luft und Erde erzittern und schwingen unaufhörlich.

Über Fort Souville steht turmhohes, braunes Gewölke. Erdfontänen springen hoch in die Lüfte, ein Regen von Felsbrocken, Steinen und Eisenstücken prasselt dort unaufhörlich nieder. Riesengroß, in grauenhafter Gestalt hockt da drüben der Tod und frißt Menschen. Und über unsern Köpfen singen die sausenden Geschosse ihr gespenstisches Lied, das klingt wie der Wutschrei rasender Tiere, wie das Gurgeln und Röcheln Sterbender, wie weinende, schluchzende und klagende Menschenstimmen.

Und wir hocken zusammengekauert in unseren Löchern und horchen stumm auf das schaurige Todeslied. Die französische Artillerie legt wieder starkes Sperrfeuer auf unsere Gräben.

Ich schaue auf die Uhr. Fünf Uhr. Fünf Uhr fünf — acht — neun — zehn Minuten! Auf! Marsch, marsch! Und aus der zerrissenen, gestorbenen Erde hervor steigen Hunderte von Menschenleibern. Stürzen vorwärts über das tote, braune Land. Vornübergebeugt, keuchend, immer auf das Fort zu.

„Taktaktaktaktak-taktaktak" sagt das französische Infanteriefeuer. „Drrrrrrr—drrrrrr—drrrrrrrr" rasseln die Maschinengewehre, einförmig wie Drehorgeln. Neben mir greift einer mit beiden Händen in die Luft, als wolle er sich an irgend etwas Unsichtbarem halten, und bricht dann zusammen. Ein anderer mit einem Kopfschuß fällt steif und kerzengerade wie eine umgehauene Tanne.

Nun erst sehe ich es. Links von uns geht niemand vor. Die sind im Sperrfeuer stecken geblieben. Auch weiter rechts ist eine breite Lücke und nur ganz draußen wieder sieht man die anderen vorgehen.

Im Augenblick wird mir klar, der Angriff ist fehlgeschlagen!

Der Gegner hat im letzten Augenblick starke Truppenmassen nach vorn geworfen.

Einem kleinen Häuflein vom Nachbarregiment gelingt es, ins Fort einzudringen. Drinnen werden sie von dem überlegenen Gegner sofort niedergemacht.

Es ist umsonst. Wir müssen wieder zurück in die alte Stellung.

Im niedrigen Graben und dahinter in Mulden und Granattrichtern ballen sich die

Digitized by Google

zurückflutenden Menschenmassen. Und nun richten die französischen Batterien ihre Geschützrohre auf uns. „Wßßßßt—rack, bum—wum, bam—rack, bum." Die ersten Granaten hauen ein. Einige fahren hinter uns den Berg hinab, ein paar sitzen schon mitten im überfüllten Graben.

Und jetzt beginnt das gleichmäßige Hämmern der Geschosse. Erde spritzt, blutige Gewandfetzen, Dreck, Hirn, stinkender Rauch und Qualm. Dann wieder lange Pausen, in denen man noch eine Weile den Regen von Erdschollen, Steinen und Eisensplittern niederprasseln hört. Ein Verwundeter brüllt wie ein Tier.

Ich gehe die Stellung ab, um nach meinen Jägern zu sehen. Überall in Löchern und Gruben ein Wirrwarr von Waffen und langhingestreckten, zusammengekrümmten oder kauernden Gestalten. Lebende und Tote gleich regungslos und starr. Viele Schwerverwundete.

Neun Uhr Vormittag. Das Feuer dauert noch immer an. Da wir voraussichtlich hier bleiben werden, gebe ich Befehl zum Eingraben. Auch ich suche mir eine geeignete Stelle. Ein paar Spatenstiche. Schmierige, breiartige Leichenfetzen, Schaufeln voll weißer Würmer grabe ich heraus. Ich suche einen andern Platz. Wieder dasselbe! Da gebe ich es auf.

Elf Uhr Mittag. Das feindliche Feuer geht weiter. Von meiner Kompagnie ist kaum noch die Hälfte da. Die andere Hälfte ist verwundet oder tot. Fast überall, wo ich hinkomme, müde, gequälte Gesichter mit flackernden Augen. Dazwischen völlig Apathische, halbschlafend oder wie Irre geradeaus auf einen Fleck starrend.

An einigen Gestalten aber habe ich meine rechte Freude. Gebräunte, knochige Gesichter unter dem schweren Stahlhelm. Aufrecht lehnen diese Braven an der Grabenwand und schauen um sich, so ruhig und sicher, als ob Sterben das einfachste Ding von der Welt wäre. Menschen, in denen noch die ganze Urkraft der Erde lebt, Männer, die alles Geschehen still und groß an sich vorübergehen lassen wie die uralte Erde selber. Mancher von ihnen hat den Abend nicht mehr gesehen.

Zwei Uhr dreißig Minuten. Mittags ist die Sonne durchs Gewölk gebrochen. Die Hitze, die staubige Luft machen quälenden Durst. Fast niemand mehr hat etwas Trinkbares. Mit Mühe würge ich mein bißchen Essen durch die ausgedörrte Kehle hinab.

Das feindliche Feuer ist noch stärker geworden. Ich spüre, wie meine Nerven langsam müde werden. Alle schwingen sie wirr durcheinander wie die Saiten eines Klaviers, bei dem man alle Töne auf einmal angeschlagen hat. Irgend etwas Unsichtbares liegt lähmend auf mir, auf Kopf, Brust, Armen und Beinen. Mit aller Kraft stemme ich mich dagegen. Und immer wieder das teuflische Zischen der Geschosse, das an den Nerven zerrt und rüttelt, als müßten sie reißen.

Was früher war, Vergangenheit, Heimat, Glück, alles ist mir ein verblaßter, lang erloschener Traum. Für Augenblicke erscheint mir sogar manchmal die Wirklichkeit wie ein Traum. War es denn wirklich, daß der Jäger neben mir von einem Granatsplitter in die Schläfe getroffen wurde? Er lehnt noch gerade wie vorher schlafend an der Grabenwand. Doch das Gehirn quillt ja aus der Schläfenwunde und der Mund ist ein wenig verzogen. Aber alles andere ist noch gleich. Tornister, Gewehre, die Drahtschere, Handgranaten. Auch der Pionier mit dem Flammenwerfer liegt noch neben mir. Ich könnte das alles ebenso geträumt haben.

Wenn nur der Abend käme! Aber vielleicht bin ich bis dahin längst tot. Fast besser! Dann hätte ich wenigstens Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Aber nur klaren Kopf behalten! Ich habe als Führer Verantwortung. Der Feind kann jede Minute zum Gegenstoß ansetzen. Wir alle wissen nur das eine: wir müssen hier in dieser Hölle standhalten, müssen!

Ich will noch einmal zum Bataillonskommandeur und anfragen, ob neue Befehle gekommen sind.

Wir bleiben hier! — Wieder lehne ich mich in die Grabenecke und lege auf der anderen Seite den gefüllten Rucksack als Schutz gegen Splitter auf meinen Leib.

Es ist scheußlich, so untätig daliegen zu müssen. Man horcht auf die dumpf stampfenden Einschläge der Granaten. Immer näher kommen sie. Die nächsten müssen bei uns sein. Da, die Erde wankt, Schutt und Steine fallen vom Grabenrand auf uns. Wieder ist es vorübergegangen! Und alles beginnt nun von neuem.

Einmal fährt eine Granate einen Dezimeter neben mir in die Grabenwand. Ein Versager!

Wann wird das zu Ende sein? Manchmal ist mir, als hätte ich siedendes Blei im Kopfe. Und doch kann ich alles um mich so ruhig betrachten, als stünde ich irgendwo als Zuschauer bei einem Rennen oder Schauspiel. Meine Überlegung ist sicher und klar. Mir selber kommt das jetzt gar nicht wunderlich vor.

Neben mir phantasiert ein Schwerverwundeter. Stöhnt in grausigen Tönen. Gleichgültig kann ich zuhören. Das Grauen hat

Digitized by Google

mein Gefühl erstickt, erwürgt. Ich glaube, wenn der da mein Bruder wäre, ich könnte nicht mehr empfinden. Nichts vermag auf mich mehr Eindruck zu machen. Ich selber, alles um mich, erscheint mir wie ein einziger Mechanismus. Manchmal helfe ich einem Verwundeten. Ich weiß nur von früher her, daß das so sein muß.

Endlich! Abend! Meine ganze Kompagnie ist nur noch 30 Mann stark. Der Gegenstoß des Feindes, den ich erwartet hatte, ist ausgeblieben. Blutigrot ist die Sonne untergegangen. Ein erster Stern flackert am Himmel. Das feindliche Artilleriefeuer ist nur noch schwach. In mir erwacht langsam wieder der alte Mensch.

Zwei Tage liegen wir noch hier vorn. In der dritten Nacht werden wir abgelöst, marschieren zurück in Ruhestellung.

Wieder geht es durch die Totenschlucht. Wieder steht Feuer, Eisen und Rauch da drinnen. Die Pause! Wir rennen. Zu früh! Rings um uns dröhnt die Erde. Feuergarben schießen zum Himmel. Blitzschnell werfe ich mich zur Erde.

Und beim Höllenschein der berstenden Granaten sehe ich vor mir nur einen Augenblick lang ein wohlbekanntes bleiches Gesicht. Wie eine Vision. Mit geschlossenen Augen im Dunkeln kann ich es noch sehen.

Ich brauche gar nicht mehr nachzuschauen. Ich weiß, daß er es ist.

Beim Schein der Taschenlampe suche ich. Die Narbe links am Kinn, der Name auf der Erkennungsmarke, alles stimmt. Die Augen halb offen, mit stillem, wundersam friedlichem Gesicht, als hörte er auf fernher klingende Musik, so liegt er da. Ein Granatsplitter hat ihm die linke Brust aufgerissen. Ich habe das geahnt, ja fast gewußt. Und doch stockt mir ein paar Augenblicke lang der Herzschlag. Dann werde ich ruhig. Ich rufe meine Meldegänger. Zu viert tragen wir ihn fort.

Da rasen wieder die Granatwirbel. Ein Geschoß schlägt dicht bei uns ein. Schleudert den Leichnam meines Bruders ein Stück weit zur Seite. Der eine Meldegänger ist ernstlich verwundet.

Ich kämpfe mit mir selber. Nein! Ich darf die Lebenden nicht dem Toten opfern. Der Verwundete muß gerettet werden. Wenn wir noch länger zögern, kommt keiner mehr von uns lebend aus der Schlucht.

Rasch nehme ich die Erkennungsmarke, Papiere und alle Sachen meines Bruders an mich. Beim Schein der Taschenlampe ein letzter langer Blick auf das liebe Antlitz. Dann hülle ich seinen Kopf und Oberkörper in meinen Mantel und wende mich.

Ich weiß, ich werde ihn nie wiedersehen. Granaten werden ihn verschütten, vielleicht auch zerfetzen.

Den Verwundeten mühsam mit uns schleppend erreichen wir heil den Ausgang der Schlucht.

Erst in der nächsten Nacht schreibe ich an die Eltern. Sie erfahren es noch früh genug. „... In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli ist er beim Vormarsch durch die Totenschlucht im Sperrfeuer gefallen. Ein Granatsplitter traf ihn in die linke Brustseite." Da stocke ich. Einige Augenblicke überlege ich und schreibe dann weiter: „... er liegt in der Nähe von Fort Douaumont begraben ..."

Draußen leuchten die stillen Sterne, die Wälder stehen groß und dunkel wie Träume der Erde und nur von fernher klingt manchmal noch matt der Donner der Schlacht.

In den schwarzen Kronen der Bäume aber klagt leise der Nachtwind: „Vorüber, vorüber! Vorbei, vorbei!"

Menschenleid. Von Traugott Pilf

Soviel Sonne kann ja niemals scheinen,
Wie die Menschenherzen Tränen weinen.

Soviel Blumen können niemals blühen,
Wieviel Herzen bang und still verglühen.

Soviel Sterne können niemals schimmern,
Wieviel Seelen müd in Not verkümmern.

Soviel Freuden bringt kein Abendrot,
Wie sich Menschen quälen bis zum Tod.

Digitized by Google

Lorenz Bösken

Von Prof. Dr. Walter Bombe

Wenn wir die Schicksale der deutschen Kunst in den letzten zwei Jahrzehnten an unserem Auge vorüberziehen lassen, so erscheinen sie uns als ein buntes, lebhaft bewegtes, von tausend Widersprüchen erfülltes Etwas, als ein gärendes Chaos, und niemand von uns ist imstande zu sagen, was sich aus diesem Chaos, aus diesem Auflösungsprozeß der sichtbaren Dinge Endgültiges gestalten wird. Unsere Künstler haben nacheinander alles aufgelöst, die Linie, die farbige Fläche, die Form, die malerische Schönheit, den Rhythmus, die Bewegung, sie haben gelernt, die Natur als Quelle der künstlerischen Anschauung zu hassen und in ihr ein Hemmnis beim Schaffen zu sehen, sie haben die naturhafte Form vergewaltigt und der naturhaften Farbe den Krieg erklärt. Selbstverständlich bekämpfen sich diese verschiedenen Richtungen untereinander wie Todfeinde. Jede dieser Richtungen hat ihre Bahnbrecher, ihre mehr oder weniger begabten Mitläufer, ihre Propheten, ihre Manager, ihre Höhepunkte und ihren Niedergang. Jede wird nach einiger Zeit von einer anderen Richtung wieder abgelöst, manchmal von einer ähnlichen Richtung, öfter noch von einer diametral entgegengesetzten. Wenn es in den letzten Jahrzehnten vor 1900 die Form war, deren Auflösung man anstrebte, so ist es jetzt wieder die Farbe, die aufgelöst wird. Man hat zu verschiedenen Zeiten die Vereinfachung, die Verinnerlichung und dann wieder die Verstärkung der Farbe für das alleinige Ziel aller Kunst erklärt.

Vom Impressionismus, der sich sein Weltbild aus den Beziehungen zu den Dingen, die uns umgeben, formt und der das relative

Aufgehende Sonne. Gemälde. Düsseldorf, Städtische Kunstsammlung

Digitized by Google

Digitized by Google

alter lang hat der Impressionismus in Deutschland geherrscht; in Max Liebermann hat er das feinste Malerauge, die überragende künstlerische Persönlichkeit hervorgebracht. Jetzt ist es um diesen Großen, Fünfundsiebzigjährigen recht einsam geworden. Einer nach dem anderen aus der Schar der Genossen wendet sich dem Expressionismus, der neuen Ausdruckskunst zu. Aber das eine darf zum Ruhme Liebermanns und des Impressionismus wenigstens gesagt werden, daß ohne dessen Schulung in der neuen Licht- und Farbensprache und ohne dessen Vorarbeit auf dem Gebiet des Licht- und Farbensehens das künstlerische Ergebnis der Bestrebungen des Expressionismus ein weit geringeres geworden wäre. Dazu kommt, daß von der mächtigen Welle des Impressionismus viele Künstler unserer Zeit sich in ihren Anfängen tragen ließen, um dann mehr oder weniger zielbewußt der neuen Ausdrucksweise zuzusteuern. Was nun ist das Wesen und Bestreben dieser neuen Ausdruckskunst? — Wenn der Impressionismus und der Naturalismus im Grunde nur Folgeerscheinungen einer rein materialistisch und naturwissenschaftlich sich auslebenden Zeit gewesen sind, deren künstlerischer Ehrgeiz sich in der Wiedergabe der Oberfläche

Wildes Jagen. Gemälde. Sammlung Dr. Phillips, Düsseldorf

Digitized by Google

Digitized by Google

Und wenn Goethe sagt: „Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub, aber das Auge vernimmt und spricht“ (Naturwissenschaftliche Schriften, 5. Band, Seite 12), so setzt Bahr in seinem geistreichen Buche „Expressionismus“ diesen Gedanken fort, indem er ausführt: „Das Auge des Impressionisten vernimmt bloß, es spricht nicht, es nimmt nur die Fragen auf, antwortet aber nicht. Impressionisten haben statt der Augen noch ein Paar Ohren, aber keinen Mund. Denn der Mensch der bürgerlichen Zeit ist nichts als Ohr, er horcht auf die Welt, aber er haucht sie nicht an. Er hat keinen Mund, er ist unfähig, selbst zu sprechen, Recht zu sprechen über die Welt, das Gesetz des Geistes auszusprechen. Aber

Im Dschungel. Gemälde. Sammlung H. Luck. Düsseldorf

Digitized by Google

Digitized by Google

Lorenz Bösken am 31. März 1891 in Geldern am Niederrhein. In frühester Jugend bereits unterstützte sein Vater seine rege Neigung zum Malen und Zeichnen. Sein erster Bildungsgang war der typische eines jungen Künstlers im Rheinland: Nach Absolvierung der Volksschule folgte vom zwölften bis zum vierzehnten Jahre der Besuch einer Klosterschule in Kessel in Holland, dann Widerstände allerart, als sich der Drang nach künstlerischer Betätigung regte, und andere Schwierigkeiten, die aber schließlich überwunden wurden. Mit dem Besuch der Krefelder Kunstgewerbeschule begann die eigentliche künstlerische Lehrzeit. Damals war der Holländer Thorn-Prikker, den der Museumsdirektor Professor Deneken dorthin gezogen hatte, unstreitig wohl der stärkste Anreger an diesem mehr handwerklich orientierten Institut. Der monumentale Grundzug späterer Arbeiten Böskens geht namentlich, was die klar und scharf dastehende Einzelform und die ungewöhnliche Strenge der Zeichnung betrifft, die mit sicheren, großen Linien die Gestalten umreißt, wir denken dabei an Glasbilder wie die im Ratsgymnasium zu Osnabrück und andere Arbeiten der Frühzeit, unmittelbar auf Thorn-Pricker und seinen späteren Lehrer Huber Feldkirch zurück. Auf Drängen des Vaters hat er schon nach einem Jahre Krefeld wieder verlassen. Darauf folgte eine rein praktische Tätigkeit bei einem Kirchenmaler. Es war eine dunkle Epoche im Leben des jungen, strebsamen Künstlers, und im rein handwerklichen Herstellen von Kreuzweg-

Sonniges Land. Gemälde

Digitized by Google

Industrievorstadt. Gemälde

Stationen, Kopieren und anderen Arbeiten verging so mehr als ein unfruchtbares Jahr. Unbefriedigt gab er die Massenherstellung von Stationsbildern und die im schlechten Sinne handwerkliche Arbeit auf und erreichte es, daß er, zwar nicht, wie er gewünscht hatte, in Düsseldorf selbständig weiterarbeiten, aber doch die dortige Akademie besuchen durfte. Er hat in Düsseldorf u. a. bei Huber-Feldkirch, bei Spatz und bei Gebhardt studiert. Es ging ihm hier nicht viel besser als den meisten anderen begabteren jungen Künstlern unserer Zeit. Den wohlmeinenden Ratschlägen der Lehrer, denen die Individualität der Schüler oft abweichend gegenübertrat, stand er fremd gegenüber. Jedoch an Spatz und vor allem an Gebhardt erinnert er sich noch mit Wärme, wenn er von den Aktstudien erzählt. Dort und durch später auf eigene Faust fortgesetztes Aktzeichnen hat er sich eine außerordentliche Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bewegungserscheinungen angeeignet, die ihn heute befähigt, aus der Erinnerung heraus, ohne Modell, die schwierigsten Stellungen zu zeichnen. Und wie er sich vom Modell freimachte, so suchte er schon früh, Herr zu werden über das Allzuviel der Einzelerscheinungen. Er erkannte, daß es kein stärkeres Mittel zur zusammenfassenden Vereinfachung gibt als die Farbe. Es würde zu weit führen, hier von den unablässigen und erfolgreichen maltechnischen Versuchen zu berichten, die Bösken unternahm, ohne im problematischen Experimentieren und unfruchtbaren Grübeln und Tüfteln stecken zu bleiben. Wir kommen später noch darauf zurück.

Als er seine radikalen Anschauungen über die damaligen Schattenseiten des akademischen Unterrichtes auch öffentlich erörterte und die Forderungen der jungen Künstler energisch und temperamentvoll vertrat, erhielt er die schriftliche Aufforderung der Direktion, die Akademie zu verlassen.

Vom akademischen Zwang frei, suchte er

Digitized by Google

Parklandschaft mit Kahn. Gemälde

sich nun seinen eigenen Weg. Zwei Jahre fleißiger Arbeit folgten. Dann kamen die ersten größeren Erfolge. Seine Studienreisen fallen in eine frühere Periode. In Florenz, Rom und Mailand war er 1912, in Paris ein Jahr darauf; auch in Süddeutschland erhielt er vielfache Anregungen. In Düsseldorf fand er seine zweite Heimat, die er seitdem nur noch selten verließ. Mehrere Staatsaufträge fallen in die damalige Zeit, dekorative Wandbilder im Militärkurhaus zu Kissingen und ein großes Glasgemälde im Ratsgymnasium zu Osnabrück, Arbeiten im strengen akademischen Stil, den er inzwischen überwunden hat. Im Jahre 1919 hat er die bekannte Künstlergruppe „Das junge Rheinland" mitbegründet, in der Folge teils allein, teils mit diesem Künstlerverein zusammen ausgestellt, in Düsseldorf, in Berlin und anderwärts. Man wurde auf Bösken aufmerksam, lobte und tadelte ihn.

Im Industriegebiet entstanden die ersten Industriebilder, von denen wir einige hier

Digitized by Google

Industrielandschaft. Gemälde. Besitz Direktor H. Schwarz, Reuß

abbilden. Es handelt sich da um bemerkenswerte Versuche, das Stampfen der Maschinen, die schwere Arbeit in den Hüttenwerken, am Schmelzofen und an den Walzenstraßen aus dem Gebiet des Alltäglichen, des Werkeltags, der reinen Gegenständlichkeit zu einer höheren Einheit emporzuheben, aber sie sind noch nichts Endgültiges. Erst in einem späteren Bilde dieser Art, das „Industrievorstadt" betitelt ist, hat er den Weg zu einer mehr abstrakten oder besser gesagt, komprimierten Form gefunden, die verheißungsvolle Ausblicke in die Zukunft verspricht. Die früheren Arbeiten dieser Art verlieren sich noch zu sehr im einzelnen. Maltechnische Versuche der verschiedensten Art erfüllen diese Jahre. Vor allem kommt es ihm auf Reinheit der Farben an. Nur die reine, unvermischte Farbe soll sprechen. Er verzichtet auch nicht, wie die Impressionisten, auf die Anwendung der durchsichtigen Farben (Lasuren), sondern in ihrer Anwendung gerade spricht sich sein Farbengefühl am feinsten und persönlichsten aus. Der glatte, weiße Malgrund strahlt durch die Lasuren sein Licht aus und verleiht im Verein mit den reinen Farben des Prismas seinen phantastischen und oft bizarren Bildern jenes blühende Kolorit, das unsere Farbendrucke, so gut es möglich ist, wiederzugeben versuchen. Dadurch, daß er die Farben ungemischt und rein auf die Leinwand bringt, erreicht er eine viel größere Intensität der Farbenwirkung als die Anhänger der alten Malweise. Er geht kühn auf helle, freie Töne los und schreckt auch vor starken Kontrasten zwischen warmen und kalten Farben nicht zurück. Seine Farben haben, wie unsere Abbildungen und natürlich noch weit besser die Originale zeigen, selbst in den Schatten einen solchen Glanz, daß diese Schattenfarben nicht mehr, wie in der früheren räumlich-körperlichen Malerei nur dazu dienen, die Gegenstände zu formen, sie plastisch herauszuarbeiten, sondern als Farbe zu der Gegenfarbe stimmen und selbst farbig interessant sein müssen.

Wer unsere Wiedergaben aufmerksamer betrachtet, wird erkennen, daß neben den simultanen Kontrasten der Farbe auch die Kalt-Warm-Bewegung eine wichtige Rolle

Digitized by Google

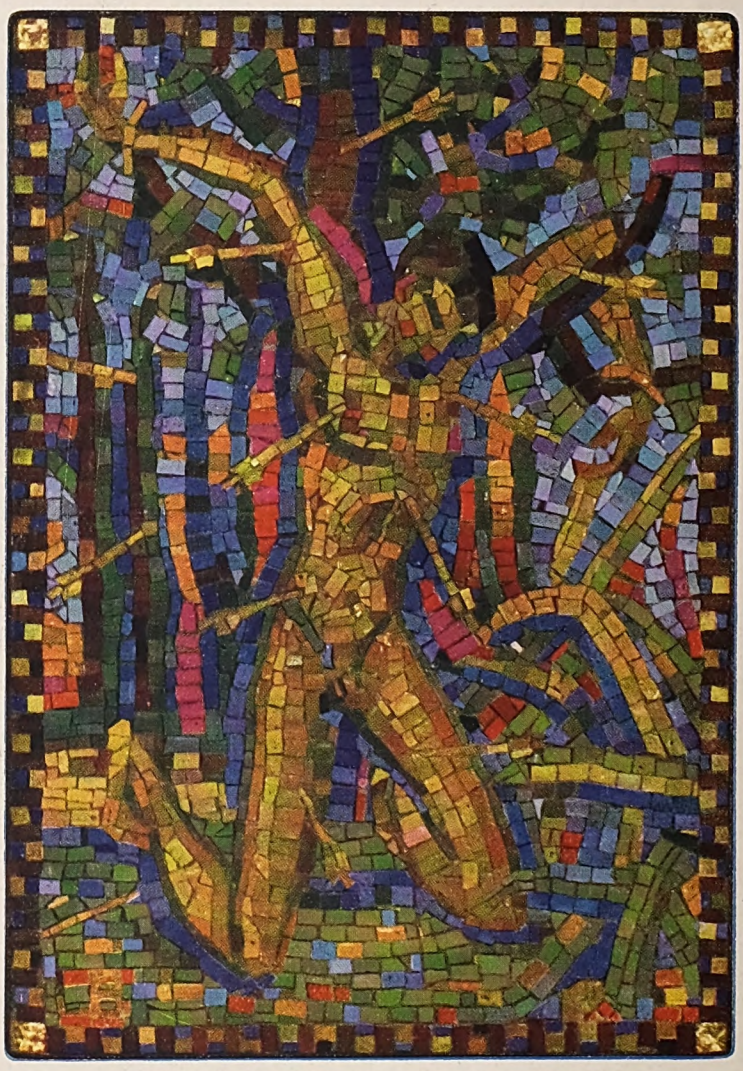
Aufbruch. Gemälde. Besitz Dr. F. Bösken, Gelsenkirchen

spielt. Wenn zum Beispiel Blau neben Gelb steht, so wird gern ein grünlicher Ton dazwischen eingeschaltet, zwischen Blau und Rot aber steht oft Violett. Solche Vermittlungstöne zeigt in der Natur auch der Regenbogen. Wie eine musikalische Komposition auf einer bestimmten Tonart aufgebaut ist, so ist auch hier in der Regel ein bestimmter Ton vorherrschend, durch den die weitere Steigerung bis in die intensivsten Farbentöne bedingt wird. Dies vorausgeschickt, können wir nunmehr zu einer kurzen Farben-Analyse einiger der hier abgebildeten Gemälde schreiten.

In dem phantastisch-skurrilen Bilde „Meervolk" mit den stark bewegten Akten ist alles auf schwere, gewitterschwangere Farben gestimmt, wie Blau, Violett und Grau, die durch etwas Rot und Grün gesteigert werden. Die stimmungsstarke „Industrievorstadt" deutet durch das Ärmlich-Schmutzige der Gesamtfärbung, Blaugrau und verwandte Töne, gleichsam symbolisch die Trostlosigkeit des Ortes an, dessen Armseligkeit noch durch die Tiere vermehrt wird, die hier ihr kärgliches Futter suchen. Die Jagdszene „Auf der Fährte", Amazonen mit Hunden auf der Jagd, gibt eine mystische Gesamtstimmung. Der meergrüne Vordergrund und der tief dunkle, fast schwarze Wald läßt die braunroten Körper der Amazonen zu geheimnisvollem Leben erwachen. In der auch als Linienkomposition fesselnden Grablegung sind die Dominanten starke, violette Töne mit Braunrot und Grün, die gegen ein goldiges Gelb mit hellem Blau gestellt sind. „Nach dem Kampf" ist eine Komposition in Rot. Der verwundete Krieger, ein herkulisch gebauter nackter Mann, ist vom Pferde gestiegen, um seine Schenkelwunde zu verbinden. In die Glut des Abendrots ist der braunrote Körper des Kriegers blutig eingetaucht. Aus diesem Rot gewinnt das Bild, eine der größten Kompositionen des Künstlers, sein fesselndes farbiges Leben. In tropischen Urwald führt uns das Dschungel-Bild:

Digitized by Google

Wir spüren die schwüle, dunstige Hitze, den feuchten Brodem, der aus diesen Dschungeln aufsteigt. Aber die Sonne, die durch das Gewirr der Bäume ihr silbrig-goldiges Licht nach vorn entsendet, überstrahlt und durchdringt siegreich den schwülen Nebeldunst.



Der heilige Sebastian. Entwurf zu einem Mosaikbild

Wir lassen nun einige der Industriebilder folgen. In der „Gießerei" treten uns jene modernen Zyklopen entgegen, denen zuerst Menzel und später Meunier ein Heimatrecht in der Kunst verschafft haben. Aus Kupolöfen strömt das glühend-flüssige Eisen, das die Eigentümlichkeit hat, kleine Eisenteilchen in Form von Sternchen abzusondern und herauszusprühen. Die glühenden Massen werden dann in flüssigem Zustande in die Form gegossen. Die farbige Haltung dieses Bildes ist durch einen dunkel grünlichen Oxydton bestimmt. Zum Unterschied vom Abstich am Martinsofen, wo Weißglut herrscht, haben wir in der Schienenwalzstraße einen rot glühenden Gesamtton. Die ganze Beleuchtung geht von dem glühenden Eisen aus. Das Tageslicht ist so trüb, daß es wie Dämmerung wirkt. Überallhin wirft und reflektiert das Eisen seinen roten, hier und da in das Goldige spielenden Schein, der auch die dunkel gegen hell gestellten Arbeiter umhüllt.

Bei dem Bilde „Pflasterer" ist neben der meisterlichen, markigen Zeichnung der drei Wegebauer, die sich olivgrün, violett und rotbraun vor einem in den leuchtendsten Abwandlungen von Kadmium und Chromgelb mit den zugehörigen Komplementärfarben prangenden Hintergrunde aufrecken, die formal-dynamische Aufgabe, die fesselt. Die wuchtigen Gestalten der drei Arbeiter sind so groß, daß sie, wenn sie sich aufrichteten, den oberen Bildrand durchstoßen müßten. Sie erscheinen noch größer, weil der hinter ihnen aufgebaute Stadtprospekt ohne jede Überleitung durch einen Mittelgrund ein Durcheinander kleiner Formmotive zeigt, die in ihrer irrationalen Unruhe seltsam gegen die monumentale Ruhe der drei überlebensgroß scheinenden Gestalten kontrastieren. Wie man aus der Armut den Reichtum hervorgehen lassen kann, zeigt alsdann die gleichfalls farbig von uns wiedergegebene „Industrielandschaft". Im Vordergrunde ein kahles Bäumchen und ein Weiher

Digitized by Google

Pflasterer. Gemälde

Digitized by Google

Sehnen nach dem Unfaßbaren. Gemälde. Besitz F. E. Koop, Köln

mit Kähnen, dann ländliche Häuser, hinter denen ein Wald von Fabrikschornsteinen aufragt, also ein ganz gleichgültiges Motiv. Aber der Farbenreiz der Luftschichten bei dunstiger Atmosphäre und die Bewegung des Lichtes, das in breiten Strahlenbündeln sich über das Ganze ergießt, offenbaren den Reichtum, der auch aus einem ärmlichen Motiv gewonnen werden kann.

Wie sich das Ringen um die neue Farbe mit dem suchenden Formwillen eint, und wie Licht und Farbe der Formkraft der neuen Ausdruckskunst dienstbar gemacht werden, wie das Dynamische und Rhythmische herangezogen wird, um die Bildidee zu gestalten, lehrt der vom Künstler selbst in der mühseligen Technik des Mosaizierens ausgeführte Sebastian. Kniend an einen Baum gefesselt, hat er den Martertod erlitten, schwer hängt der willenlose Körper herab, den die Pfeile zerstochen haben. Kraftlinien helfen durch Kontraste die Wirkung des Ganzen steigern. Noch größeren formalen Reichtum weist eine frühere Arbeit auf, die „Sehnsucht nach dem Unfaßbaren" betitelt ist und noch im Banne akademischer Korrektheit das qualvolle Ringen um Erkenntnis, um die uns Menschen ewig verschlossen bleibende Wahrheit (durch geometrische Figuren angedeutet) versinnbildlicht. Linienrhythmus und Formendynamik leben sich gleicherweise aus in den mächtigen Kurven des auf silbrige und hellgoldige Töne gestellten „Segelschiffes". Auf einer gedämpften Farbenskala, die nur sparsam verteiltes Rot neben dumpfem Oliv, Grauviolett und Graugrün bietet, ist die Madonna mit dem Kinde aufgebaut. Ganz auf der Flackerwirkung von flammendem Rot und Gelb beruht die große Komposition „Empor zur Unendlichkeit" mit ihren zahl-

Digitized by Google

Segelschiff. Gemälde

losen, durch eine magische Gewalt nach oben gezogenen Menschenkörpern. Eine ähnliche Farbensymbolik finden wir im „Sonnengott", wo in dem blitzenden Licht alle koloristischen Möglichkeiten erschöpft werden.

In der „Parklandschaft mit Kahn" gibt der Künstler eine diffuse Farbenstimmung, die als Lösung des Lichtproblems einen bedeutenden Fortschritt zeigt, in anderen Bildern, wie dem wilden Jagen, sucht er die im menschlichen und tierischen Körper ruhenden Ausdruckswerte zu sammeln und in starker Linienbewegung der Gruppen zusammenzufassen. Das Ganze wie eine Vision aus dem goldenen Zeitalter der Menschheit aufgefaßt. Solche schlanken, nackten Menschen stellt er gern in paradiesische Landschaften. Er findet die leuchtendsten Farben, um den Glanz der Sonne, das helle Grün der Wiesen und die seltsamsten Spiegelungen der Luft glaubhaft zu machen. So gibt er in einem Gemälde, das die Städtischen Kunstsammlungen in Düsseldorf erwarben, nackte jugendliche Männer, die durch das Hissen einer Fahne die aufgehende Sonne begrüßen, in einem anderen, das er „Aufbruch" betitelt, die Bewohner irgendeines seligen Gefildes, wie sie an einem dunstigen, aber von hellster Sonne durchglühten Morgen ihre ungeduldig scharrenden Rosse besteigen, um mit den an ihnen emporspringenden Hunden auf die Jagd zu reiten. Das schillernde Spiel des Lichtes, das die schlanken Gestalten umhüllt, die Freude an der malerischen Erscheinung der Dinge, die er märchenhaft umkleidet, vor allem aber die warme, seedunst-geschwängerte Atmosphäre, die Menschen und Tiere umspielt, so daß auch die Schatten noch durchsichtig erscheinen, offenbart den Meister der Farbe, der eine poetische Stimmung aus einem malerischen Grundgedanken heraus entwickelt und der ein echter Romantiker ist, wie viele seiner expressionistischen Genossen. In das Reich des Phantastischen, aus der Wirklichkeit heraus, in fremde Märchenlande, zu primitiven Menschen führen uns diese Bilder, und mit dem größten Gefühlsüberschwange schildern sie uns die Allgegenwart der Sonne. Wir blicken in eine Welt, die nach anderen Gesetzen erschaffen ist, als nach denen des leiblichen Sehens. Aber wer unserem Künstler in sein Reich weltentrückter

Digitized by Google

Sonnengott. Gemälde. Besitz G. Thomas, Hamborn

Phantasie folgen will, der muß selbst die Gabe nachschaffender Phantasie besitzen, sonst werden seine Bilder eine ihm unverständliche Sprache reden. Dem jedoch, der diese Gabe besitzt, wird vielleicht zur Erkenntnis, daß hier in diesem Schaffen das Sehnen unserer Zeit Form gewann, das Sehnen aus der rauhen Wirklichkeit in die Romantik.

Madonna mit Kind. Gemälde. Sammlung Dr. Phillips, Düsseldorf

Digitized by Google

Die Energie des Luftmeeres und seine Ausnutzung

Von H. Hergesell

Schon vor Jahrzehnten ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß der gewaltige Verbrauch an Kohlen, den die Entwicklung der modernen Kultur mit sich gebracht hat, mit Sicherheit dahin führen müsse, die uns zugänglichen Kohlenlager in absehbarer Zeit zu erschöpfen. Es wurden auch Berechnungen angestellt, wann dieser zu fürchtende Zeitpunkt einmal eintreten würde. Vor dem Weltkriege konnten diese Betrachtungen mit einer gewissen Ruhe angestellt und aufgenommen werden; denn erstens lag dieser Zeitpunkt, auch wenn man die ungünstigsten Annahmen machte, noch sehr fern, dann aber konnte darauf hingewiesen werden, daß in der Erdrinde sicher noch unbekannte Kohlenlager zu finden seien, die das Ende der Kohlenzeit immer wieder weiter hinausschieben würden, zumal schon eine Anzahl tief liegender Kohlenflöze bekannt waren, deren Förderung die zurzeit noch zu großen Kosten des Betriebes verhinderten, Hindernisse, die aber sicher überwunden würden, wenn einmal die Not zu besonderen Maßnahmen zwingen würde. Der Krieg mit seinem unglücklichen Ausgange hat die Frage der Kohlennot wenigstens für Deutschland zu einer akuten gemacht. Die gewaltigen Kohlenlager, die unter und auf deutschem Boden lagern, sind uns zum größten Teil entrissen, oder, wenn sie uns gnädig belassen wurden, sind sie zum größten Teile einem unerbittlichen Feinde ausgeliefert, der uns noch dazu zwingt, sie in harter Sklavenfron zu fördern und an die von ihm befohlenen Stellen zu verfrachten. Wir brauchen aber selbst Kohlen oder doch zum mindesten die in den Lagern steckende Energie, einmal um die Arbeit leisten zu können, zu welcher uns der Versailler Vertrag verpflichtet, dann aber auch, um uns selbst wieder in jenes arbeitende und hochgeachtete Volk zurückzuwandeln, dessen Industrie, Technik, Verkehr früher von aller Welt bewundert wurde. Die Frage der Kohlennot steht für uns Deutsche als grinsendes Gespenst vor der Tür und in immer weiteren Kreisen erschallt der bange Ruf: Wer schafft uns die Energie, die wir nötig haben, um unsere industriellen, technischen und wissenschaftlichen Arbeiten zu erfüllen? Eine gewaltige Tat ist in Deutschland bereits geschehen. In Bayern schuf der geniale Oscar v. Miller, der schon vor ungefähr einem Lustrum uns die elektrische Energieübertragung auf weite Entfernungen lieferte, jenes gewaltige Wasserwerk am Walchensee, das die elektrische Energie, dem herabströmenden Wasser im Gebirge entnommen, an ganz Bayern spenden kann. Nicht lange Zeit mehr wird es währen, dann fahren dort sämtliche Eisenbahnen mit elektrischer Kraft. Auch dann ist nur ein geringer Bruchteil der aufgespeicherten Energie verbraucht, der Rest reicht mehr als genügend, um alle Betriebe und Haushaltungen zu versorgen. Hier harrt auch noch ein zu lösendes Problem, die Verteilung der in dem großen Werk aufgespeicherten Energie in die feinsten Adern des Verkehrs und der Kultur. Jetzt soll uns diese Aufgabe weiter nicht beschäftigen, ebensowenig die Frage: Wie können die Wasserkräfte noch weiter, besonders in den anderen Gebietsteilen des Reiches ausgenutzt werden? Auch in dieser Beziehung arbeitet der oben genannte bayerische Reichsrat bereits weiter und ist dabei, unter kräftiger Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, ein großartig angelegtes Forschungsinstitut für Wasserkraft und Wasserbau zu schaffen.

Bei dem allgemeinen Hunger nach Arbeitsenergie in Deutschland wollen wir heute Umschau halten, wo denn noch andere Kraftquellen vorhanden sind, deren billige Ausnutzung uns aus dem Elend heraushelfen und billigen Arbeitsvorrat zur Verfügung stellen kann. Mir, der ich meine ganze Lebensarbeit der Erforschung des Luftmeeres gewidmet habe, soll es obliegen, auf die gewaltigen Energiemassen, die in unserer Atmosphäre aufgespeichert sind, hinzuweisen, deren Ausnutzung heute nur in primitivstem Maße geschieht und die doch vielleicht in nicht ferner Zukunft dazu bestimmt ist, uns gewaltige Hilfskräfte zur Verfügung zu stellen. Wer kennt nicht unsere schon seit Jahrhunderten arbeitenden Windmühlen? Sie sind ein Beweis dafür, daß der menschliche Geist schon seit geraumer Zeit an dem Problem der Ausnutzung der Windenergie arbeitet. Bei diesen Maschinen wird die Strömungskraft der Luft direkt, unter Benutzung eines einfachen Propellers (den Windmühlenflügeln) in Rotationskraft umgesetzt, die die Mühlsteine unter Überwindung der Reibung treibt und so die Mahlwirkung erzeugt.

Ähnliche Maschinen existieren in unseren Windrädern, schon moderner konstruiert, die zur Hebung von Wassermengen, zu Pumpzwecken, aber auch zur Erzeugung von elektrischer Energie verwandt werden. Alle diese Einrichtungen leiden an dem Mangel, daß die treibende Kraft, der Wind, ein sehr unsicherer Gesell ist, der bald gar nicht, bald in zu großem Maße, aber selten in den richtigen Verhältnissen zur Verfügung steht. Wir sehen die Windmühlen deshalb da arbeiten, wo die Windströmungen möglichst gleichmäßig und in genügend starkem Maße vorhanden sind, also an und in der Nähe der Küsten. Die Grenze der Windmühlenverteilung ist in Deutschland beispielsweise an die norddeutsche Tiefebene gebunden, nicht so sehr, weil sie Ebene ist, sondern weil sie in der Nähe des Meeres und der mittleren Laufbahn der Luftdruckwirbel liegt, die gewöhn-

Digitized by Google

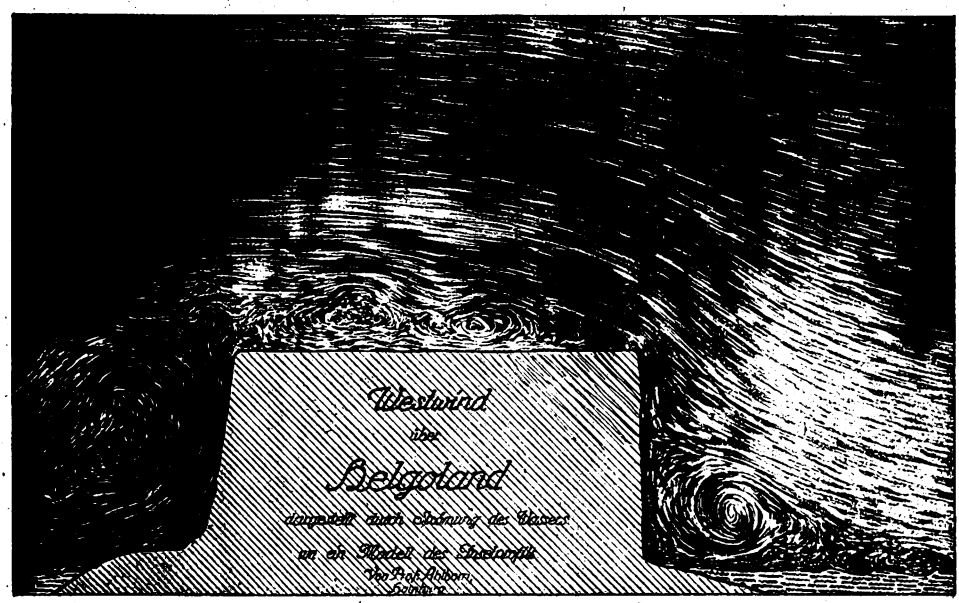
lich nördlich an uns vorbeiziehen und die Luft zum kräftigen Strömen veranlassen. Im Innern der Kontinente, in den Gebirgen sind die Windmühlen selten zu finden. Hier ist die Wetterlage so, daß kaum auf ein regelmäßiges Strömen der Luft gerechnet werden kann. Ähnlich, aber noch verwickelter steht es mit den Windrädern, wenn das schwierige Problem gelöst werden soll, elektrische Energie durch sie aufzuspeichern. Gewiß hat man hier Fortschritte erzielt, allein das Problem, die Dynamomaschinen den zeitlich so wechselnden Leistungen dieser Räder anzupassen, ist noch nicht endgültig gelöst, auch die Verwendung der Akkumulatoren schafft bei dem schwierigen Verhalten dieser elektrischen Maschinen eigentümliche Hindernisse, auf die nicht näher eingegangen werden soll.

Eine weitere Ausnutzung der Strömungsenergie zeigt uns die Schiffahrt, speziell die Segelschiffahrt, beinahe so alt wie menschliche Erinnerung zurückreicht. Ihre große Entwicklung hat sie auf den Meeren genommen, wo die Winde regelmäßiger und gleichmäßiger verlaufen.

Hier hat die tausendjährige Erfahrung Erfolge beziehungsweise eine Ausnutzung geschaffen, die staunenswert ist. Sie wurden mehr durch die Praxis errungen als durch eine wirkliche Einsicht in die hier wirkenden Kräfte, die sich entwickeln, wenn ein Luftstrom auf einen soliden Körper, hier das Segel, trifft. Wir haben den richtigen Einblick erst in den letzten Jahrzehnten erhalten, als der ewige Traum der Menschheit endlich in Erfüllung ging, als wir lernten, mit Luftschiffen und Flugzeugen das Luftmeer zu durchkreuzen. Das Studium des Luftwiderstandes wurde zum dringenden Gebot, die Erkenntnis seiner Gesetze hat uns erst die Fortschritte gebracht, die wir zurzeit im Luftverkehr bewundern, neue Kräfte und Kraftverteilungen wurden gefunden, die mit der Energie der Luftströmungen eng verbunden sind, oder besser gesagt, die uns zeigen, in wie wunderbarer Weise die Energie der Luftströmungen umgesetzt und verwandelt werden kann. Beim Flugzeug wird die Energie des Motors durch den Propeller in die lebendige Kraft der Horizontalgeschwindigkeit verwandelt, diese erzeugt durch den Widerstand der Tragfläche die Auftriebskraft, die das schwere Flugzeug in die Höhe hebt und so den Flug ermöglicht. Nur die Kenntnis der Gesetze des Luftwiderstandes ist es, die diesen gewaltigen Fortschritt ermöglicht hat. Derselben Einsicht verdanken wir auch die Erfindung, die in den letzten Monaten die Menschheit erregt hat, ich meine das Flettnersche Rotorschiff. Auch hier ist der Luftwiderstand, den ein rotierender Zylinder in einer mehr oder weniger gleichmäßigen Luftströmung erfährt, die Ursache, die das Wasserschiff in seiner Kielrichtung vorwärts treibt. Und zwar wird bei diesem Problem die Energie der Luftströmung in einem so hohen günstigen Prozentsatz in vorwärtsstrebende Kraft des Schiffes verwandelt, daß die Wirkung der Segelflächen bedeutend übertroffen wird.

Sind schon die Bewegungserscheinungen in einem scheinbar einfach gebauten Luftstrom, wie er in einem Kanal auftritt, äußerst verwickelt, so häufen sich die Schwierigkeiten, wenn wir in einen solchen Luftstrom feste Körper als Hindernisse stellen, wenn wir die Bewegungserscheinungen und die herbei hervorgebrachten Kraftfelder in der Nähe dieser Körper erkennen wollen. Hier hat zuerst das Experiment und nicht die Theorie eine gewisse Klarheit geschaffen. Die sogenannten aerodynamischen Versuchsanstalten sind es, die uns reiche Erkenntnisse gebracht haben. Meines Wissens hat zuerst Eiffel, der bekannte Erbauer des nach ihm benannten Turmes, eine solche Anlage angelegt. Deutschland folgte ihm bald nach, wir besitzen in dem von Professor Prandtl geleiteten Laboratorium, das von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unterhalten wird, ein in jeder Beziehung mustergültiges Institut. Das Herz oder die Seele einer solchen Einrichtung ist ein Luftkanal von so bedeutenden Dimensionen, daß man in ihn auch noch große Modelle einhängen und mit Meßapparaten untersuchen kann. Durch diesen Kanal wird durch eine gewaltige elektrische Anlage ein Luftstrom geleitet, der auf Geschwindigkeiten von 80 Meter in der Sekunde getrieben werden kann. Die turbulenten Bewegungen werden durch sogenannte Gleichrichternetze möglichst klein gemacht, so daß man in dem ungestörten Strom nur die geradlinigen Bahnen der Luftteilchen zu berücksichtigen braucht. Sowohl die Bewegungen als die Kräfte in der Nähe der eingehängten festen Körper können gemessen werden. Durch solche Studien ist man jetzt über das Wesen des Luftwiderstandes an einem festen Körper ziemlich gut unterrichtet. Wir wollen uns vorstellen, daß ein senkrechter Zylinder sich in einem gleichmäßig dahinfließenden Luftstrome befindet; in einiger Entfernung vom Zylinder sind die Strombahnen gerade und parallele Linien, wenn wir von den kleinen Turbulenzwirbeln, die alle Strombahnen noch haben, absehen, die mittlere Geschwindigkeit ist nahezu konstant im ganzen Raum. Ganz anders in der Nähe des Zylinders. Die Luft, die gegen den Zylinder anströmt, muß nach beiden Seiten ausweichen. In der Mittellinie des Anströmens wird in der Nähe der Wand die Geschwindigkeit beinahe gleich Null, auf jeden Fall muß hier die kleinste Geschwindigkeit herrschen. Folgen wir den ausweichenden Stromlinien, so muß die Geschwindigkeit wieder zunehmen, bis die Luft um den Zylinder herum kann. Dort wird die größte Geschwindigkeit zu finden sein. Wir haben also an der Vorderseite des Zylinders von der Mittellinie des Anströmens bis zur größten Seitenausweichung Zunahme der Stromgeschwindigkeit, auf der Rückseite, der dem An-

Digitized by Google



Der Wind kommt von rechts. Da der Inselblock auch überströmt wird, bilden sich außerdem kleine Wirbel an der Oberfläche der Insel. Für die Darlegungen im Text kommt der große Wirbel auf der linken Seite in Betracht. Der Wirbel an der rechten Seite unten kommt aus andern Ursachen zustande. Man beachte die gleichmäßigen Stromlinien in größerer Entfernung von der Insel

strömen abgewandten Seite, wird die Geschwindigkeit wieder abnehmen und ihren kleinsten Wert erreichen, bis wir wieder in die Mittellinie des Stromes gelangen. Verfolgen wir ein einzelnes Luftteilchen, so wird ein solches beim Anströmen unmittelbar vor dem Zylinder ein Minimum der Geschwindigkeit erreichen, dann muß es nach einer Seite ausweichen, hierbei wächst seine Geschwindigkeit beständig, bis es um den Zylinder herumfließen kann, nachher nähert es sich wiederum der Mittelachse der Strömung, aber mit stetig abnehmender Geschwindigkeit. Das Minimum der Geschwindigkeit, das wiederum in der Mittelachse eintritt, würde gleich dem vor dem Zylinder herrschenden sein, wenn keine Reibung der Flüssigkeit am Zylinder einträte. Die ist aber stets vorhanden, sie bewirkt, daß die umströmenden Flüssigkeitsteilchen hinter dem Zylinder ganz in ihrer Bewegung stoppen, ja sogar eine negative Geschwindigkeit erreichen, d. h. rückwärts in bezug auf den allgemeinen Strom, der den Zylinder umflutet, fließen. Die Flüssigkeitsreibung macht sich an dem Zylinder nämlich in der Weise bemerkbar, daß eine dünne Schicht, die unmittelbar der Wand aufliegt, ganz in Ruhe bleibt, die nächste Schicht bewegt sich, von kleinen Turbulenzwirbeln in Mitleidenschaft gezogen, bereits etwas, noch mehr die folgende, bis das allgemeine Fließen erreicht wird. Verfolgen wir wiederum ein einzelnes Teilchen, das gerade um den Zylinder herumgeht: hier besitzt es seine größte Geschwindigkeit, es trifft nachher auf Flüssigkeitsteilchen, die langsamer strömen und ihm seine Bewegungsenergie rauben und es mehr in die Mittellinie des allgemeinen Stromes in bezug auf den Zylinder treiben. Auch hierdurch verliert es an Geschwindigkeit, zumal es in Reibungsschichten kommt, die dem Zylinder näher liegen. Noch vor Erreichen der Mittellinie wird es zum Stillstand gezwungen, ja sogar rückwärts getrieben. Es bildet sich so hinter dem Zylinder noch außerhalb der Mittellinie ein Wirbel, der sich schließlich loslöst und im allgemeinen Strom dahinschwimmt. Dasselbe geschieht bei den Luftteilchen, die den von uns bis jetzt betrachteten nachfolgen. Es zeigt sich auf beiden Seiten des Zylinders eine doppelte Wirbelkette, die hinter dem Zylinder das sogenannte Wirbelfeld der Strömung erfüllen. Wir haben also in der Nähe des stauenden Körpers folgendes allgemeine Stimmungsbild. Vor dem Zylinder gleichmäßig verteilte, um ihn ausweichende Stromlinien, hinter demselben wirre Stromlinien, durch eine Reihe von Wirbeln verursacht, die sich ständig auf beiden Seiten des Zylinders bilden und mit dem allgemeinen Strom wegschwimmen.

Aus diesem so konstruierten Strömungsfeld können wir uns leicht ein Bild der Verteilung der Kräfte entwerfen, die den feststehenden Zylinder angreifen. In jeder Flüssigkeit herrscht an jeder Stelle ein bestimmter Druck, der bei gleichförmigen Stromlinien

Digitized by Google

ceteris paribus überall derselbe ist. Ganz anders bei einer ungleichförmigen Verteilung der Geschwindigkeiten, wie es bei unserem Zylinder der Fall ist. Eine Übersicht über die Kraftverteilung liefert uns das sogenannte Bernouillische Gesetz, das Geschwindigkeit mit Druck verbindet und das wir in folgender einfachen Form aussprechen wollen: Der größte Druck herrscht dort, wo die kleinste Geschwindigkeit ist; wo die Geschwindigkeit zunimmt, nimmt der Druck ab, wo sie sich vermindert, nimmt er zu.

Betrachten wir die Vorderseite des Körpers, so wird an der Stoßstelle des Stromes, wo die Geschwindigkeit am kleinsten ist, der größte Druck herrschen, also vorn in der Mitte, hier wird die Zylinderwand am meisten beansprucht; je mehr wir uns den Stellen nähern, wo die Flüssigkeit auf die Hinterseite des Zylinders wandert, um so mehr nimmt der Druck ab, um an diesem Ort den geringsten Wert zu erfahren, da hier ja die größte Geschwindigkeit herrscht. Auf der Hinterseite des Zylinders kommen wir in das Wirbelfeld, das durch die Reibung der Flüssigkeit verursacht wird. Wäre keine Reibung vorhanden, so würde an der Wandstelle der Hinterseite, die der Stoßstelle des Stromes gerade gegenüber liegt, da hier dasselbe Minimum der Geschwindigkeit eintreten müßte, genau derselbe kleinste Druck herrschen wie an der Vorderseite. Die Druckverteilung auf den Zylinder würde symmetrisch sein. Die größten Drucke an der Vorder- und Hinterwand, die kleinsten an beiden Seiten. Eine resultierende Kraft, die den Zylinder zu bewegen strebt, würde nicht vorhanden sein. Das Wirbelfeld, das die Reibung hervorruft, verändert die Sachlage völlig. Jetzt bildet sich durch die abströmenden Wirbel auf der Hinterseite ein kleinerer Druck als auf der Vorderseite. Es tritt eine Kraft auf, die den Zylinder im Sinne der Strömung zu bewegen sucht. Bevor man die genaueren Versuche in den Windkanälen machte, hat man die Stoßkraft des Stromes an der Vorderseite allein für den Widerstandsdruck verantwortlich gemacht, jetzt hat man gelernt, beide Kräfte an der Vorderseite und Rückseite zu trennen, da man die Stoßkraft und die Kraft des Wirbelfeldes der Hinterseite durch Veränderung der Körperform in bestimmter Weise variieren kann. Da die Wirbelkraft im selben Sinne wie die Stoßkraft wirkt, kann man sogar von einem Zug sprechen, den das Wirbelfeld auf den widerstehenden Körper ausübt, dies ist der sogenannte „Sog" der schiffstechnischen Sprache, dessen Ausmaß bei Messung der Schiffswiderstände in den großen Versuchsanstalten der Werften bereits früher gewürdigt wurde. Das soeben beschriebene wichtige Strömungsbild hat unter andern Professor Ahlborn durch Experimente und Photographien bewegter Platten in Wasser festgelegt; die Tafel in diesem Heft gibt das Strömungsbild eines Sturmes, der die Insel Helgoland umtost. Die regelmäßigen Stromfäden an der Luvseite der Insel und das Wirbelsystem an der Hinterseite sind deutlich zu erkennen. Professor Prandtl in Göttingen hat ähnliche Studien gemacht und interessante Photogramme veröffentlicht.

Wir wenden uns nun zu den Erscheinungen, die auftreten müssen, wenn der Zylinder zwar noch in der Strömung wie ein Turm im Wind stehen bleibt, aber durch irgendeinen Motor in Rotation um seine Achse versetzt wird. Um den Sinn der Drehung klar zur Darstellung zu bringen, wollen wir uns vorstellen, daß wir von oben senkrecht auf den Zylinder blicken, so daß sein Querschnitt als Kreis erscheint, wir wollen weiter annehmen, daß die Drehung des Zylinders im Sinne des Uhrzeigers erfolgt und daß wir den Zylinderquerschnitt als Zifferblatt, mit der Stundenzahl XII oben, erblicken. Da der allgemeine Strom gegen den Zylinder von links nach rechts erfolgt, ist die Stundenziffer IX die Stelle, wo der Zylinder direkt angeströmt wird, die Ziffern VI und XII geben die Punkte an der Wand, wo die Flüssigkeitsteilchen zur Hinterwand des Zylinders zu wandern beginnen. Hinter den Ziffern XII, III, VI erstreckt sich das Wirbelfeld auf beiden Seiten der Stromachse, das wir vorhin beschrieben haben, dessen Lage aber nur die geschilderte ist, wenn der Zylinder nicht in Rotation gesetzt wird. Was geschieht, wenn die Rotation im Sinne des Uhrzeigers beginnt? Die Luftteilchen, die die Stelle XII passieren und die bei ruhendem Zylinder ihre Geschwindigkeiten auf der Hinterseite allmählich verlieren, weil sie in ruhiger bewegte Schichten geraten, erleiden dieses Schicksal nicht mehr, im Gegenteil, sie werden durch die rotierenden Nachbarschichten des Zylinders mitgerissen. Es tritt keine Stauung mehr ein, der Anlaß zur Wirbelbildung ist auf dieser Seite weggefallen, die Stromfäden bleiben gleichmäßig, werden aber durch die Zylinderrotation nach unten zu abgelenkt, so daß die allgemeine Strömung nicht mehr in der Richtung der Mittelachse IX—III erfolgt, sondern scharf nach unten geht. Betrachten wir nunmehr die Stelle VI des Zifferblattes. Hier treffen die diese Stelle passierenden Luftteilchen des vorderen Anstroms auf die rückkehrende Rotationsbewegung der benachbarten mitgeführten Luftschichten, sie werden stark gebremst, bekommen sogar eine rückkehrende Bewegung. Auf dieser Seite dauert die Tendenz der Wirbelbildung an, ja sie ist noch bedeutend verstärkt. Beständig bilden sich Wirbel, lösen sich los und schwimmen mit dem allgemeinen Strom an der Hinterwand fort, aber nicht mehr in der ursprünglichen Richtung, sondern schräg nach unten, parallel der Richtung der allgemeinen Strömung an der Hinterwand.

Die Rotation des Zylinders hat also zweierlei bewirkt. Während der Anstrom an der Vorderseite im wesentlichen unverändert bleibt, wird auf der Rückseite des Zylinders

Digitized by Google

die allgemeine Abtrift des Flüssigkeitsstromes stark nach unten gelenkt, also wenn wir die Richtung durch die Uhrziffern festlegen, strömt die Luft jetzt in der Richtung XI—V. An der unteren Seite dieser Strömung liegt ein verstärktes Wirbelfeld hinter den Ziffern IV—VI. Die Wirbel schwimmen in der allgemeinen Stromrichtung hinter der Rückwand des Zylinders weg. Das ist das neue Strombild, wie es durch die Rotation hervorgebracht wird, also wesentlich verschieden von dem des Zylinders ohne Rotation. Wie gestaltet sich nun das Bild des Kraftfeldes, das diesem Strombild entspricht? Im einzelnen kann es natürlich nur durch Messung und mathematische Rechnung festgelegt werden. Im allgemeinen können wir uns aber doch leicht nach den allgemeinen Grundsätzen der Mechanik eine Vorstellung machen. Wir haben gesehen, daß die Richtung des Anstromes durch den sich drehenden Zylinder auf der Hinterseite abgelenkt wird, und zwar, wenn wir uns mit dem Rücken gegen die Stromrichtung des Vorderstromes stellen, scharf nach rechts. Das kann natürlich durch eine Kraft bewirkt werden, die nach der Richtung diese Ablenkung in der Flüssigkeit wirkt, also wenn wir auf das Zifferblatt blicken, ungefähr in der Richtung XII—VI. So wird die Flüssigkeit abzuweichen gezwungen, der Zylinder aber erfährt, da nach dem Newtonschen Grundsatz „actio gleich reactio" ist, sofort eine gleiche auf ihn wirkende Gegenkraft, einen Schub etwa von VI nach XII, dem er, wenn er nicht durch seine Achse festgehalten würde, sofort nachfolgen muß. Das Ablenken der allgemeinen Strömung und die Verlegung des Wirbelfeldes durch die Rotation erzeugt also einen Quertrieb, der den Zylinder ungefähr in der Richtung VI nach XII in Bewegung setzen will.

Genau kann diese Richtung durch unsere Überlegungen nicht angegeben werden, auf jeden Fall ist sie mehr oder weniger senkrecht, also quer zu der ursprünglichen Richtung des Anstromes. Daher stammt denn auch der Name. Durch diese Darlegungen sind wohl alle Verhältnisse, wie sie beim Magnuseffekt, bei den Prandtlschen Modellversuchen und endlich bei dem Rotorschiff Flettners auftreten, ihrem Wesen nach erklärt. Auf eine nähere Schilderung des Magnuseffektes brauche ich nicht einzugehen, da er sowohl in Tagesblättern als in naturwissenschaftlichen Zeitschriften genügend besprochen ist. In der Magnusschen Arbeit, die bereits 1852 seine Versuche beschreibt, werden zwei Erscheinungen zu erklären versucht, einmal die Abweichung von kugelförmigen Geschossen, deren Schwerpunkt exzentrisch liegt, nach rechts, links, oben oder unten von der Bahn, je nach der Lage des Schwerpunktes, dann die Abweichung der rotierenden Langgeschosse durch den Drall. Nur die erste Erscheinung will Magnus durch den nach ihm genannten Effekt erklären, nicht die zweite, wie häufig in den Tagesblättern angegeben wird. Um das Verdienst des Berliner Physikers zu würdigen, möchte ich die Worte Peter Prings-heims aus seiner Arbeit über den Magnuseffekt in den Naturwissenschaften 1925, Heft 3, anführen: „So wenig Magnus Theoretiker ist, im Grunde seines Herzens war er auch kein Techniker. Er war Experimentalphysiker, der erst die Voraussetzungen für die Arbeit der beiden andern schafft. Mag daher in unseren Tagen Prandtl die vollkommene Theorie des Effekts entwickelt haben, mag vielleicht Flettners Erfindung der Zukunft gehören, — das Verdienst des Entdeckers bleibt darum ungeschmälert und das Phänomen trägt mit Recht seinen Namen, Magnuseffekt." Ich komme nun zu Prandtl und Flettner. Das ungeheuere Verdienst, das sich Prandtl erworben hat, habe ich bereits gestreift. Man kann ihn wohl als unseren ersten Hydrodynamiker zur Jetztzeit bezeichnen. Seine Versuche in der Strömungsanstalt in Göttingen sind grundlegend und haben eine klare Einsicht in die verwickelten Verhältnisse des Luftwiderstandes geschaffen. Auch Flettner hat seine Ideen, ein Rotorschiff zu konstruieren, erst im Prandtlschen Laboratorium entstehen sehen. Es scheint sich ein Streit zu entwickeln, wer der eigentliche Erfinder des Rotorschiffes ist. Ich würde das Entstehen, beziehungsweise das Vertiefen einer derartigen Nebenbuhlerschaft sehr bedauern. Wer die Prandtlschen und Flettnerschen Veröffentlichungen unbefangen liest, wird jedem der beiden Männer die größten Verdienste zuschreiben. Die Anfangsversuche mit rotierenden Zylindern waren im Prandtlschen Laboratorium längst gemacht, ehe Flettner dasselbe betrat. Dieser erkannte mit genialem Blick die Bedeutsamkeit der Erscheinungen für die Praxis, konstruierte mit Unterstützung von Krupp und der interessierten Industrie sein Versuchsschiff Buckau, Modelle für dieses und die gewöhnlichen Segelschiffe wurden für die Prandtlsche Anstalt entworfen und dort aufs genaueste untersucht. Auf Grund dieser Experimente wurden die Kräfte, die auf die Schiffe einwirken, genau berechnet und verglichen. Prandtl und seine Mitarbeiter haben ohne Zweifel das nötige Zahlenmaterial geliefert, wie es für wirkliche Konstruktionen notwendig ist. Sie haben z. B. gezeigt, welches das günstigste Verhältnis der beiden in Betracht kommenden Geschwindigkeiten ist, nämlich der Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders und der Windgeschwindigkeit, sie haben durch Beobachtungen auch die günstigsten Gestaltverhältnisse der rotierenden Zylinder erkannt. Wer die Bedeutung der Schlußscheiben der Zylinder, die ebenso notwendig sind, wie die Rotation selbst, zuerst erkannt hat, erscheint zweifelhaft. Auf jeden Fall hat die Prandtlsche Werkstatt ihre Bedeutung schon sehr früh erwogen, aber auch Flettner macht geltend, daß ihm gerade die Wirkung von Scheiben von anderen Arbeiten her geläufig gewesen sei. Auch hier erscheint mir ein

Digitized by Google

Streit müßig. Wie schon so oft geschehen, kann hier ein selbständiges Erkennen beider Forscher vorhanden sein.

Aber auch die Arbeit, die Flettner sowohl im Prandtlschen Laboratorium als nachher als Konstrukteur und Experimentator im großen geleistet hat, ist von Bedeutung. Wer das Flettnersche Rotorschiff in der Kieler Fjörde bei seinen Versuchen gesehen und verfolgt hat, wird gern anerkennen, welche gewaltige selbständige Arbeit in dem Wunderwerk steckt. Nein, kein Streit in dieser Beziehung! Die deutschen Forscher Magnus, Prandtl und Flettner sind eine Zierde deutscher Wissenschaft und Technik. Wir können mit Bismarck sagen: Wir sollen froh sein, daß drei solcher „Kerle" uns gehören. Auf die einzelnen Leistungen des Flettner-Schiffes gehe ich hier nicht ein. Sie stehen ja jedem, der sich für die Sache interessiert, leicht in den technischen Zeitschriften zur Verfügung: L. Prandtl: Magnuseffekt und Windkraftschiff. Die Naturwissenschaften. Dreizehnter Jahrgang, Heft 6. 1925. — A. Flettner: Die Anwendung der Erkenntnisse der Aerodynamik zum Windantrieb von Schiffen. Werft. Reederei. Hafen. 5. 657. 1924. — J. Ackeret: Das Rotorschiff und seine physikalischen Grundlagen. Göttingen 1925 bei Vandenhoeck & Rupprecht. — Hinzufügen möchte ich nur noch, daß das Rotorschiff nunmehr in den praktischen Verkehr getreten ist. Auch eine Sturmfahrt hat inzwischen stattgefunden. Das Schiff hat gezeigt, daß es auch unter schwierigen Verhältnissen gut manövriert, und daß die Beanspruchung der Zylinder bei großem Wind geringer ist als die der Takelage eines gewöhnlichen Segelschiffes.

Ich kehre zum Anfangspunkt meiner Betrachtungen zurück: Ausnutzung der Luftenergie. Wir haben gesehen, wie das intensive Studium der Strömungserscheinungen in der Nähe von festen Körpern zu zwei gewaltigen Erfindungen in der Geschichte der Menschheit geführt hat, zum Flugzeug und zum Rotorschiff. Ich habe darauf hingewiesen, welche großen Energiemengen stets in der Atmosphäre vorhanden sind, wie wenig sie ausgenutzt werden. Am Beispiel der Windmühle versuchte ich, dieses besonders zu zeigen. Auch die unbenutzte Turbulenzenergie habe ich erwähnt. Ich könnte diese Beispiele leicht vermehren. Am Aeronautischen Observatorium Lindenberg, dem ich seit Jahren vorstehe, steigen die Drachen und andere Luftfahrzeuge täglich mehrmals bis in große Höhen der Atmosphäre empor; die Windströmungen und alle anderen physikalischen Verhältnisse der freien Atmosphäre werden sorgfältig und kontinuierlich bestimmt. Bei diesen regelmäßigen Studien sind über der norddeutschen Tiefebene reiche Erkenntnisse und Einblicke in die Energieverhältnisse gewonnen worden; auch die luftelektrischen Erscheinungen werden durch besondere Aufstiege studiert. Benutzen wir die Drachen als Kollektoren, so können wir die Spannungsdifferenzen zwischen den hohen Schichten, die wir mit einem Drachengespann erreichen, und dem Erdboden bestimmen. Man staunt über die gewaltigen Zahlen, die man hier erhält, Millionen von Volt treten in Erscheinung. Durch den fesselnden Stahldraht, der die Drachen hält, fließt beständig ein Strom, der die elektrische Energie der Luft zur Erde leitet. Auch hier harrt unser die Lösung eines gewaltigen, aber eines sehr schwierigen Problems. Könnten wir unsere Luftfahrzeuge beständig in der Höhe halten, so wäre der Weg leicht. Aber der gefesselte Drachen und Ballone hängen von der Laune der Winde ab, die oben ebenso wechselnd sind wie unten. Wären wir imstande, eine Drachenkette mit ihrem Stahldraht beständig in 6000 Meter Höhe zu halten, so hätten wir eine elektrische Energiequelle zur Verfügung, deren Ausmaß nicht zu unterschätzen ist. Leider ist dieses ein Ding der Unmöglichkeit. Auch hier ist der wechselnde Charakter des Windes das Haupthindernis. Und Türme, die in so große Höhe hinaufragen, zu bauen, ist unausführbar. Diese Schwierigkeiten zu überwinden ist ein großes Problem der Zukunft. Ich hoffe, daß die Not uns zwingen wird, an die Bearbeitung solcher großen Aufgaben systematisch heranzugehen. Wir müssen diejenigen Probleme heraussuchen, die uns heute bereits lösungsreif erscheinen, und dann konsequent mit vollem Willen die Mittel bereit stellen, um die Bearbeitung zu ermöglichen. Sowohl der Staat als die interessierten Industrien und großen Wirtschaftsgemeinschaften haben die Pflicht, hier in klarer Erkenntnis unserer Notlage tätig zu sein. Als unsere Wissenschaft in den ersten Revolutionsjahren wie gebrochen daniederlag, wurde die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft begründet, mit der Aufgabe, unsere alte Leistungsfähigkeit wieder zu gewinnen. Sowohl der Präsident dieser Notgemeinschaft, der frühere preußische Kultusminister Dr. Schmidt-Ott, als auch ein tätiger Stab von Gelehrten sind mit Energie an die Arbeit gegangen. Das Reich hat trotz seiner Not für diese Zwecke Mittel aufbringen können.

Jetzt treten aber andere Aufgaben für die Notgemeinschaft auf. Die Gelehrtenlaufbahn ist heutzutage undankbar, der Zustrom von jungen Forschern versiegt, da die Mittel für die teuren Jahre des Studiums fehlen. Hier muß die Notgemeinschaft einsetzen. Ohne guten Nachwuchs stirbt die deutsche Wissenschaft. Aber ebenso wichtig ist die Aufgabe, die großen wirtschaftlichen Forschungsprobleme herauszuarbeiten und zu unterstützen, deren Lösung unsere Not mildern und uns wieder zu einem freien Volk machen kann. Das Problem, die Energie des Luftmeeres auszunutzen, ist eines, dessen Lösung mit Erfolg versucht werden kann. Mögen die Mittel, und, was noch wichtiger ist, die richtigen Männer der Technik, der Wissenschaft und Wirtschaft nicht fehlen.

Digitized by Google

Das Leben, Von Albert Trentini

Auf einem Wieschen zwischen dem Blumengarten und dem Walde, genau der Freitreppe des Schlosses gegenüber, saß ein Handwerksbursch. Er war, auf der Walze von Nürnberg nach Wien, nach vierzehnstündigem Marsche gestern spät abends hier gelandet, hatte auf der Wiese übernachtet und schaute nun fröstelnd verschlafen zu, wie Schloß und Park langsam aus dem Traum in den Morgen erwachten.

Das geschah Stufe für Stufe. Erst hatten die Vögel gelärmt. Dann die Linden und Platanen gerauscht. Dann traten im Park die finsteren Gruppen aus den lichten Rasen. Dann sprangen die Giebel aus dem Schlosse, aus den Mauern die Fenster und Balkone.

Die Gärtner zogen die Wege mit den Rechen ab, jäteten vor der Freitreppe Gras aus dem Kies und brachen zuletzt Georginen, Astern, Dahlien und Rosen in große Körbe. Endlich stiegen sie mit den bunten Körben die Treppe empor und verschwanden im Portal, dessen Flügel von innen geöffnet wurden.

Dafür tat sich nun die Remise auf, die an der rechten Halde des Gartens stand, — und im selben Augenblick, in dem ungeduldig drei Autos heraus surrten, traf der erste Sonnenstrahl den linken Schloßturm. Kaum aber hatten die Chauffeure begonnen, an den Wagen, die leidenschaftlich funkelten, zu putzen und zu richten, als aus dem Park, wo die Ställe sein mußten, sieben Pferde unter blitzjungen Stallknechten in den Weg vor dem Schlosse hereinsprengten, im Nu Getrappel, Schnauben, Reflexe auf öligen Flanken, eine Gerte, die schnalzt, schnelle Worte, die wie Raketen steigen, in plötzlichem Galopp alle sieben Tiere geradeaus, ebenso plötzlich die drei Autos ihnen entgegen, Getümmel, Wirrwarr, Durcheinander...

Und die Sonne ist da! Und wie auf ein Zeichen springen die Flügel des Portals auf. Rasch, umjauchzt von einem Rudel prächtiger Terriers, fliegt ein Mädchen heraus auf die Terrasse. Weiß. Lachen, das mit einem einzigen Zähneblitzen den ganzen Morgen eintrinkt. Ohne vorwärts zu kommen, muß sie mit den Hunden spielen, — will sie in den Garten? soll sie in den Wald? — Fenster werden über diesem reizenden Zögern aufgeschlagen, jähe Grüße herab und hinauf, — und nun währt es keine fünf Minuten mehr, und das ganze Schloß ist auf der Terrasse. Männer in langen Anzügen, in roten Jagdfracks, in weißen Hosen, ein ganz alter Herr in Breeches, einen Panama auf dem Kopf, Völker von Kindern, ein Schwarm junger Mädchen auf Bachstelzenfüßchen, blonde, schwarze, goldrote Frauen, zwei, drei silberhaarige Damen, die verlegenen Bonnen, ein Geistlicher, — und endlich, mit Jubel und Ehrfurcht begrüßt, eine strahlend hohe und unbegreiflich schöne Frau. Alles umringt sie, der höchstgewachsene und vornehmste der Männer küßt ihr gerade die Hand, wie sie über die engelhaft aufblickenden Kinder sich neigt, — da wächst ein meeralter Lakai aus dem Portal, steht kerzengerade still und senkt den Scheitel. Und, wie der Wind, die ganze Herrlichkeit zurück ins Schloß!

‚Jetzt frühstücken sie!' dachte der Handwerksbursch auf dem Wieschen. Und da er die Pferde waldhin traben und die Autos in den Park hineinschleichen sah, benützte er den günstigen Augenblick, um von der Wiese, die tropfnaß und noch im Schatten war, herunterzukommen in die Sonne. Schritt für Schritt tat er mit seinen zerschundenen Füßen auf seinen zerfetzten Schuhen, und erst als er immer wieder entdeckte, daß rundum wirklich kein Auge mehr war, das ihn sehen könnte, lief er die letzten paar Meter beherzt, und setzte sich nun der Treppe gegenüber auf den Randstein eines Rosenbeetes. ‚Ja, ja, jetzt frühstücken sie!' dachte er noch einmal. Und starrte heiß neugierig auf die fünf hohen Fenster, aus denen undeutliches Lachen und Reden herausscholl. Und stellte sich dies Frühstücken vor. Aber falsch. Er stellte sich vor, sie säßen nun alle um einen großen Tisch, auf dem gewaltige Töpfe mit Kaffee, riesige Tablette mit Blitzkuchen und Mohnkipfeln, Näpfe mit Milch und Berge von Zucker stünden. Und während er sich in diese Vorstellung immer tiefer vergrub, aß er und trank er mit denen da drinnen in einer so hungrigen und durstigen Versunkenheit, daß er unmöglich erraten konnte, wie die da drinnen ein bißchen Tee oder Schokolade aus den entzückenden Tassen schlürften, ein Stückchen gebratenen Fisch und eine Schnitte Filet aßen und zuletzt von den feenhaften Früchteschüsseln herabnahmen. Und daß er noch mitten im Essen und Trinken war, als irgendwo eine Fanfare erklang und auf diesen einzigen Trompetenstoß hin die ganze Gesellschaft auf die Terrasse zurückschoß.

Feuerrot sprang er auf. Aber gleich wieder ließ er sich nieder: nun gab's kein Entrinnen mehr! Aber ängstlich immer schmäler und kleiner machte er sich, ja geradezu einschrumpfen ließ er den elenden Körper, während Gestalt auf Gestalt aus dem Wir-

Digitized by Google

bel von Licht, Leben, Liebe und Lachen immer näher an ihn herabkam. Die Kinder stolperten fast über seine Füße. Zwei junge Mädchen sahen ihm, kein Zweifel, mitten hinein in sein verschrecktes Gesicht. Ein bildschöner Mann, den alle Frauenaugen umflirrten, starrte ihn so verdächtig an, als ob er den Gendarmen holen wollte. Der Geistliche, eine Armlänge von ihm entfernt, sprach einige unheimliche französische Worte. Eine blasse, schwarzhaarige Frau mit riesigen Smaragdtropfen an den Ohren reckte ihre Hand gegen ihn aus, — ‚nein!' blitzte es, als er sich schon ertappt sah, in seinem Herzen auf, ‚jetzt bist du eben einmal da und bleibst da!' Und es wurde ihm, was er bisher furchtsam gehofft hatte, zur vollen Gewißheit: ‚als ob ich eine Tarnkappe trüge, sieht mich keiner von allen!' Und machte es diese Gewißheit, daß er sich nun, während soeben auf der einen Seite die Pferde wieder heransprengten, auf der anderen die drei Autos vorfuhren und in der Mitte die Hunde gekoppelt wurden, die Gesellschaft sich aber sogleich fieberhaft an diese Autos und Pferde und Hunde heranmachte, nur noch dem einzigen Verlangen hingab: zu schauen und zu hören. Und doch wußte er nicht, was er hörte und sah. Denn hier läuteten pompöse Glocken in rollende Seen von Grün und von Sonne, hauchten Blätter, Gräser und Gladiolen in das unerhört süße Lachen unerhört schöner Antlitze, flatterten Fahnen von Silbergrau, Opalbraun und Goldmatt in Kaskaden von blendenden Worten, girrte ein Mund von achtzehn Jahren betörend um die rassige Bronzestirn eines Mannes, bewegten sich blühende Arme, schmalste Hände, rosige Kinderpatschhändchen nach Rappenhälsen, resedafarbenen Polstern und elfenbeinweißen Riemen, — und wenn der höchstgewachsene Mann, der nichts war als Grau und ein Säumchen Weiß und Schwarzlackleder, aus dem Gemenge trat und lächelnd alle Bäche der Schönheit in seinem Meer sammelte, dann prallte das Kardinalrot der Weste eines Lakaien in die Lücke und schaukelten die papageigrünen Zweige der Akazien und eine Birke und ein türkisblauer Sonnenschirm, und hob ein Tumult an aus Kiesgeknirsche, Surren der Motoren, Stampfen und Wiehern der Rosse, Drängen und Lachen der Menschen, — und befahl eine göttliche Stimme: „Los!"

Einen Augenblick später war alles verändert. Unter allgemeinem ausgelassenem Gewinke galoppierten die Reiter und Reiterinnen davon, bellend die Hunde ihnen nach, sausten die Autos an ihnen vorbei, voraus, rannten die Kinder mit Rackets und Reifen in den Park hinaus, und bot der höchstgewachsene Mann, der zurückgebliebene war, der strahlenden Frau den Arm. Langsam, von dem alten Herrn in Breeches, der einen Panama auf dem Kopfe trug, und den drei silberhaarigen Damen in Violett, Stahlblau und Beige gefolgt, stieg das Paar die Treppe empor, und verschwand zwischen den zwei tiefgeneigten Lakaien im Portal.

„Aus!" sagte der Handwerksbursch laut vor sich hin. Und hatte es kaum gesagt, als er wie vom Stein geschleudert emporschoß: eines der Autos, vier Menschen saßen darin, war offenbar umgekehrt, denn es hielt knapp vor ihm. Und ehe er nur den einfachsten Gedanken denken konnte, flog die Tür des Wagens auf, und sprang jenes Mädchen heraus, das vor einer Stunde mit den Hunden auf der Terrasse erschienen war. „Nur keine Angst!" lachte es, fing seine Hand ein und zwang ihr einen Brief in die Finger. Und schaute ihm nun mit aller Gewalt ihres Blickes mitten hinein in seine blöde verblüfften Augen, und — drehte schon wieder um und stieg ein. „Go on!" rief es dem Chauffeur zu.

Lange hernach erst torkelte der Handwerksbursch vom Platze. Wie ein Betrunkener. Als er auf das Wieschen zurückgekommen war, fiel er steif in das Gras nieder. Die längste Weile lag er so, unbeweglich. Plötzlich aber fiel ihm etwas ein. Er richtete sich auf, zog sich mit vieler Mühe die Schuhe aus und versuchte, die völlig zerlumpten Lappen neu um die Füße zu wickeln. Als dies trotz vielen Versuchen nicht gelang, warf er die Lappen fort und zog die Schuhe über die bloßen Füße. Und wieder lag er die längste Weile unbeweglich im Grase. Weiß Gott, was ihn endlich sich erinnern ließ: Sie hat mir ja einen Brief gegeben! Da war er. Aber — er öffnete ihn nicht. Im Gegenteil! Mit einer sonderbar plötzlichen Hast packte er sich zusammen und ging davon. Gegen Mittag kam er auf der Heidewiese an. Erst jetzt öffnete er den Brief. Dabei, merkwürdigerweise, weinte er zum Steinerbarmen. Als ihm zuerst eine große Banknote in die Finger fiel, weinte er noch mehr, und wollte nicht mehr lesen. Erst als es vier Uhr am Nachmittag geworden war, wollte er endlich doch lesen. In dem Briefe stand: „Das ist mein Taschengeld. Kauf Dir Zigaretten davon. Und —: ärgere Dich nicht über uns! Es sieht nur so aus, als ob es schön wäre. Aber es ist gar nicht schön! Mariza."

Der Handwerksbursch blickte scheu in den Himmel hinauf. Die Tränen rannen ihm wie einem Buben über die Wangen herab. Dennoch lächelte er jetzt; auch wie ein Bub.

Digitized by Google

Ostern in Jerusalem

Von Dr. Alfons Paquet

Mit 17 Wiedergaben von Gemälden von Prof. Franz Kienmayer

★★★

häuse, ihre vielen Türme. Gelb und weiß durcheinandergewürfelt liegt das alles im Gebirge, fast eine Alpenstadt in Mauern aus braunem Gestein. Und der Fremde sieht von der Berghöhe an der Stelle des Tempels die Kuppel der Omarmoschee. Wie ein verbrannter Mond hängt sie über dem weiten Tempelplatz. Bunte Menschen durchschreiten die Säulenbogen, gehen über die Steinplatten, um die der Frühling Kränze von Gänseblümchen, Butterblumen und wildem Hafer windet.

Alles ist geblieben: die Geschlossenheit und die Menge der Pilgerscharen, die Zahllosigkeit der einzelnen Besucher, die still für sich das Land durchwandern, ohne Gebet, ohne Lied und doch mit dem unbestimmten, unstillbaren Bedürfnis im Herzen: anzubeten. Geblieben ist die Geschäftigkeit der Krämer, der Handwerker, der Politiker, der Bettler, die von den Angelegenheiten und den Wundern dieser Stadt leben und Pläne, Hoffnungen, Prophezeiungen mit ihr verbinden, wie es immer war. Aber was berührt von alledem den Besucher, der gekommen ist, um das Fest zu erleben? Einmal das Osterfest in Jerusalem, und dann zurückkehren in den grauen, fernen, unwichtigen Alltag!

Ein Fest des Auges erleben alle. Doch der Zauber ist tiefer, der Hintergrund macht ihn groß. Die Völker, die Bekenntnisse, die hier zusammenkommen, mögen einander über die Schulter ansehen, die Unvergleichbarkeit und Heiligkeit von Jerusalem bindet dennoch alle ihre verschiedenen Ausdrucksformen zusammen in einen einzigen Wetteifer. Der Amerikaner im grauen Anzug, der Buntgekleidete, in den flatternden Burnus Gehüllte, die kaffeefarbenen Menschen aus Arabien, die schwarzhäutigen aus dem Sudan, die olivfarbenen, schwarzhaarigen Menschen von den Rändern des Mittelmeers, die zerlumpten bäuerlichen Wallfahrer aus den Dörfern des Balkan, die blonden, blauäugigen Leute aus dem europäischen Norden, — alle sind da. Jedes Jahr sieht sie aufs neue. Und war einmal wieder durch Krieg, Belagerung, Schicksalswechsel die Reihe unterbrochen, so kommen die Scharen dann um so dichter; es ist, als hätten sie sich angestaut. Der Weltreisende, der in den Hotels von Kairo, Singapur und Peking zu Hause ist, der Kirchenfürst aus irgendeiner der geistlichen Residenzen des Abendlandes, und irgendeiner aus den Tausenden von Pilgern, die zu Fuß gewandert sind, die im Freien schlafen, Hunger leiden und Tote auf ihrem Wege zurücklassen, — alle treffen sich hier. Sie kennen einander nicht, sprechen fremde Sprachen und tra-

Tempelplatz

Digitized by Google

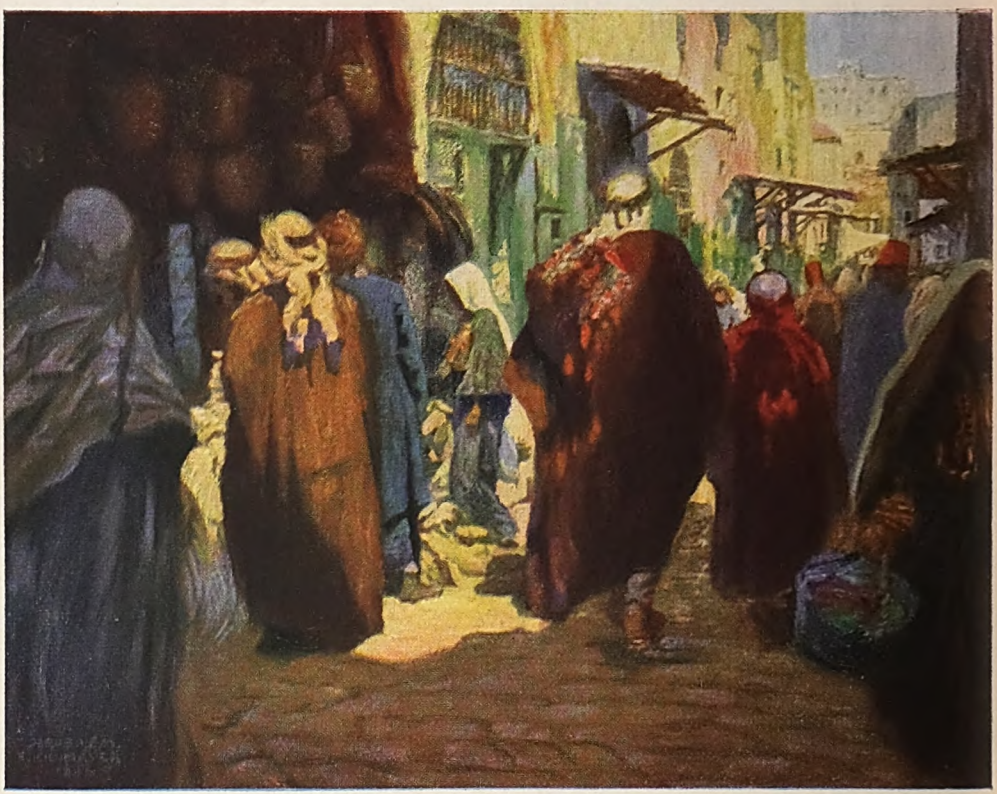
gen in sich doch dieselbe Bereitschaft für diese entlegene Stadt, die an innerem Reichtum das herrliche Rom und das großartige Byzanz noch überstrahlt.

Vielleicht ist die Luft das einzige Beständige einer Landschaft. Sie ist ja das Element, das sich nie ändert, das in seinem Spiel von Erhitzung und Abkühlung immer die gleiche Sprache zu den Nerven der Menschen spricht. So alt auch diese Stadt aussieht in ihren von Gras bewachsenen, von Torwölbungen durchbrochenen und mit eisenbeschlagenen Toren geschlossenen Mauern, so viel Zerstörungen über sie hinweggingen, die alles in Schutt begruben, so ist sie doch den Gläubigen dreier großer Religionen das ewige „Jetzt“ und „Hier“! In diesen schattigen Gassen, auf deren ausgetretenen Treppen die Hufe der Maultiere klappern in diesen Winkeln fensterloser, hoher Mauern, von denen die Schreie der Wasserträger, der Eseltreiber, der Schafhirten widerhallen, heftet sich die Legende an die im Straßenlärm fast unbeachteten Denksteine, an ein paar Inschriften, an kaum sichtbare Zeichen. Hier in dieser kleinen Herberge, deren Kammern auf einen von alten Mauern umgebenen Dachhof münden, sind wir mitten im Häusergewirr des ältesten Stadtteiles. Wir sind innerhalb der vom König David um die alte offene Jebusiterstadt gezogenen Mauer, mag sie auch längst wieder zu einem Teil des Erdbodens geworden und von den Kellern ebenfalls längst baufällig gewordener Häuser überwachsen sein. Von dem Reiche des Dichterkönigs ist nichts übrig als das gewaltige Runzelwerk von mäßig hohen Bergen, die die Stadt umgeben, dort draußen sind die Schluchten mit den schwer zugänglichen Höhlenlöchern, aus denen der Regen längst jede Spur verborgenen Wohnens hinausgewaschen hat. Und ein wenig Schwermut, ein wenig Zionssehnsucht ist immer weit draußen in der Welt.

Christliche Flechterin aus Jerusalem

In diesen lebendigen Gassen wandelt aber stolz und heimatlich wie wohl einst zur Zeit des Saul der Beduine im langen, groben Mantel, in dem vom Kopfring festgehaltenen weißen Kopftuch. Unter den aufgeklappten Schattendächern der Gewölbe sitzen die Müßiggänger, die turbanhäuptigen Männer. Ihr Mund ist schweigsam. Er ist durch den schlangenartigen Schlauch mit der glucksenden, wassergefüllten Nargileh verbunden. Die Köche stehen vor ihren dampfenden Töpfen und den prasselnden kleinen Feuern, die Krämer sitzen, von ihren Kunden besucht, bei ihren Waren, über den Butiken hängen die Schilder, der Katalog der Straße in allen Sprachen: das krause, würmergleiche Arabisch, die Runen der Griechen, die wuchtigen Keilzeichen der Hebräer, die steifen, in sich geschlossenen Buchstaben der Lateiner, die gleichsam beschädigten Ziffern des armenischen Alphabets. Hügel von Weizenkörnern, Körbe voll Oliven, voll Sesamsaat, kleine Kisten voll Seife stehen vor den Gewölben,

Digitized by Google



Straße mit Markt am Herodestor

es öffnet sich ein Durchblick in den Hof, wo Maultiertreiber und Karawanenlenker ihre Tiere ruhen lassen.

Bunter heidnischer Glanz des Festzuges, der sich zur Feier des Palmsonntages um die Kapelle des Heiligen Grabes bewegt! Endlos summen die griechischen Liturgien in der von gelben Kostbarkeiten angefüllten Grabeskirche. Wie ein Lagerfeuer der hier versammelten Menschenmenge brennen in einem einzigen steinernen Becken die Kerzen, ihr Feuerglanz spiegelt sich an den uralten lastenden Wölbungen der Kirche. Inmitten der Knienden ragt das seltsame becherförmige Heiligtum mit der geflochtenen Kugel, die wie einst der delphische Stein der Mittelpunkt der Welt ist. Ehrwürdige Greise in den von Schleiern umwallten zylinderförmigen Kopfbedeckungen nehmen ihre Sitze über der Menge ein, die Stühle der Patriarchen von Jerusalem und Antiochien, die seidenen, sich langsam vorwärts bewegenden Fahnen, die riesigen Kandelaber, die dunkeln Bilder der goldbeschlagenen Säulen überragen das heiße Gedränge. Dann strömt voller Erregung alles hinaus in den von hohen, zweistöckigen Kreuzgewölben und Emporen umgebenen Kuppelbau, es schließt sich draußen im Nu zur kreisrunden Menschenmauer zusammen, in deren Mitte die Prozession sich hinwindet. Läufer mit silberbeschlagenen Stöcken machen den Anfang, es folgt ein abessinischer Neger mit einem riesigen, grauschimmernden Ölbaumast. Dann kommen die schwarz gekleideten Mönche, die zitronengelb gekleideten Leviten mit blumigen Kirchenfahnen, der weißbärtige Patriarch, umwölkt von Weihrauch. Zum Schluß ein paar Laienpersonen, fremde Konsuln, Männer in goldgestickten Uniformen, europäisch gekleidete ältere Herren aus den Vornehmen des Landes. Ein Getöse sondergleichen füllt die Kirche. Das Flackern der Wachslichter, das Schwelen der Dochte von allen Altären und Pulten vermischt sich mit der drückenden Finsternis der Kapellen.

Die Osterzeit hat begonnen. Die einzelnen Bekenntnisse feiern die heilige Woche nach der Verschiedenheit ihres Kalenders. Doch das Fest ist in seinen Stufen, in seinem gegebenen Ablauf für alle dasselbe. Die Katholiken und die mit Rom verbundenen Bekenntnisse, die hier Lateiner genannt werden, sammeln sich in der Nähe des Ölberges, sie

Digitized by Google

Grab der Rahel

wiederholen in großer Prozession mit Palmzweigen, die dem auf einem Esel reitenden Patriarchen gestreut werden, das Bild des Einzugs in die Stadt. Liturgien, verbunden mit der hochfeierlichen, rührenden Zeremonie der Fußwaschung, sind der Höhepunkt des Gründonnerstages. Gläubige und Ungläubige sind nach Jerusalem gekommen, das Boot von den Schiffen trug sie durch die Brandung zur Küste, der Eisenbahnzug entließ sie draußen vor dem Jaffator, die anderen erreichten nach mühsam heißer Wanderung durch das heilige Land ihr Ziel. Sie alle erleben das „Jetzt“ und das „Hier“. Mit scharfer, goldener Spitze gräbt es sich in die Herzen.

Durch den niederen Durchlaß der Mauer von Gethsemane betritt der Besucher gebückt den Garten. An der Mauer sind die Symbole der vierzehn Leidensstationen, die von hier aus in der Stadt zu durchwandern ein Bedürfnis der Pilger ist. In diesem Garten stehen, greisenhaft und doch lebendig, wie Korkgebilde, doch mit flimmerndem grauem Laub, die sieben Ölbäume, vielleicht die unmittelbaren Nachkommen jener, unter denen der Herr in der Nacht des Verrats zu Boden sank. Gleich alten Tieren, die das Gnadenbrot erhalten, empfangen diese Bäume von den bejahrten braungekleideten Franziskanermönchen die Pflege. Beete von Stiefmütterchen, Levkojen und Rosen in Einfassungen von Rosmarin und blutroten Immortellen liegen wie Teppiche vor den Bäumen. Unten ist die Grotte. Man nennt sie die Kapelle der Todesangst. Gottesdienste, stille Messen, Liturgien raunen geheimnisvoll dort unten. Die Inschrift am Hauptaltar bezeugt den Ort, wo der blutige Schweiß des Erlösers zur Erde rann. Und aus den Schauern, den Tränen dieses Ortes beginnt der Pilger seinen Weg durch die Stadt. Er wandert zu jenem armenischen Nonnenkloster, in dessen Nähe einst die Paläste der beiden Hohenpriester standen, dem Ort des ersten Verhöres. Dann zur Nordwestecke des Tempelplatzes; dorthin verlegt die Legende das Prätorium des Pilatus. Heute steht hier das Serail, ein unübersichtlich großer Komplex von Gebäuden, wohlbekannt aus der Türkenzeit, halb Gouverneurspalast, halb Kaserne. Vielleicht sind Steine der ältesten Burg von Jerusalem hineingemauert in die riesigen Wände dieses kahlen Festungshofes, auf dem

Digitized by Google

Hütten am Toten Meer

die Pilger niederknien, die Rosenkränze in den Händen. Nicht weit ist es von hier zu den Orten der Geißelung, der Dornenkrönung, der Kreuzaufnahme, des Ecce Homo; alles in schmalen Gassen, denen Bogen und Halbbogen den fast theatralischen seltsamen Ausdruck geben, der sich nicht vergißt. Seit siebenhundert Jahren heiligt die Legende diesen nun immer innegehaltenen Weg, mit Steinen, Säulen und Inschrifttafeln sind die Orte bezeichnet, die Episoden des Leidensweges bedeuten, von diesen vierzehn Stationen nahmen die Stationenandachten der ganzen katholischen Welt ihren Ausgang. Der Weg durch die allmählich ansteigenden, abends nur von wenigen Herdfeuern und Steinöllampen beleuchteten Gassen führt nun über den kleinen, fast italienisch kahlen Platz unten in das Portal der Grabeskirche; er endet in ihren Grotten, Nischen und Kapellen. Der Pilger ist plötzlich mitten im Lärmen und Geräusch des griechischen, arabischen, armenischen Volkes, er hört den fernen Chorgesang, der aus verborgenen Kapellen heraufdringt, er ersteigt im vollkommenen Dunkel die schmale, steile Treppe und gelangt in eine von Kerzendunst gefüllte Katakombe. Menschengestalten umdrängen dicht den Altar, dessen funkelnde unerkennbare Gegenstände von bunten Lampen beleuchtet sind.

Diese Stätte ist Golgatha.

Breites, langhaariges russisches Bauernvolk ist hier versammelt. Das von Silber und Edelsteinen und ruhig brennenden Kerzen schimmernde Heiligtum dieser Höhle beleuchtet undeutlich die Gesichter. Als ein unendlich ehrfürchtiges, niemals endendes Echo von Urbegebnissen raunen hier die tiefen Bässe der Männer und die schärferen, von Befangenheit umgeschlagenen Altstimmen der Frauen. Den Fels hier durchzieht ein Spalt, man nennt ihn den Spalt des Erdbebens. In einer Vertiefung vor dem Altar, die mit Silber eingefaßt ist, soll das Kreuz gestanden haben.

Glaswarenverkäufer

Digitized by Google

Nargileh-Raucher auf der Straße in Jerusalem

Digitized by Google

Nachtwache der Pilger in der Grabeskirche

Welcher Ort der schmerzlich süßen Schauer. Für diese Menschen lebt das Wunder dieser Stadt. Sie küssen gläubig die Handabdrücke im Stein an den Stationen des heiligen Weges; die Säulen der Grabeskirche, diese roten plumpen Monolithen, vergießen Tränen in der Karfreitagsnacht; der Becher mit der geflochtenen Kugel ist diesen wirklich der Mittelpunkt der Welt; der Spalt im Felsen reicht hinab bis ins Innerste der Erde, vielleicht bis in die Hölle, zu der der Erlöser niederfuhr ... Hier in finsteren, rohen Grotten, aus deren Spalten Wasser und Salpeter rinnen, unter schweren, unbehauenen Wölbungen, von denen als barbarische Gaben Straußeneier, seltsame afrikanische Fetische herabhängen, sind die Gräber des Menschenvaters Adam und des Königs David; überall Gräber von Heiligen und Königen! Der Salbungsstein in der Vorhalle der Grabeskirche, der schmale, fleischfarbene, zwei Meter lange Stein, auf dem einst Nikodemus den Leichnam des Gottessohnes salbte, gibt den Pilgern das Maß für die Stücke grober Leinwand, die sie jetzt zur Osterzeit in dieser Stadt kaufen, um daheim ihre Sterbehemden daraus zu nähen; sie nehmen alle ein Säckchen Erde, eine Flasche Wasser aus dem Jordan, ein paar Tropfen vom geweihten Öl mit in die Heimat, sie tragen unter den Brustlätzen, in kleine Beutel eingenäht, die biblischen Gewürze Dill, Thymian und Kümmel. Die anderen kaufen schlichte hölzerne Rosenkreuze, Kruzifixe für einen Groschen und bringen sie nach Hause als ewig geweihte Reliquien, Kostbarkeiten im Elend der kleinen Städte, der einsamen Dörfer in fernen Alltagsländern.

Mitten in der Osternacht öffnen sich die Pforten der Herbergen, der Pilgerhäuser, der Stiftungen. Ohne Gesang, ohne Lichter, in tiefem Schweigen treten die Menschen den Gang zum Grabe an. Sie treffen sich in den Straßen, sie vereinigen sich zu einem Strom und erkennen einander nicht; sind es Griechen oder Deutsche, sind es Slawen oder Kopten? Ein ungeheueres Raunen und Getöse füllt die Kirche, ein erwartungsvolles Brausen. Alle Lichter sind gelöscht; die Priester murmeln Gebete. Aber mit einemmal, mit dem ersten frischen Luftzug, der den Morgen kündet, mit dem Frühstrahl, der die Türme der Stadt berührt, erhebt sich das Halleluja; Chöre fangen es auf, das freudige, breithinrollende Wort, es steigert sich zum überschwenglichen Jubel, zu rauschenden Gesängen, zu Bruderküssen, zu Freudentränen! Mit einemmal strahlen alle Winkel des Ge-

Digitized by Google

Straße in Naplus

wölbes von Lichterfülle. Mit gewaltigem Lärmen, unter Schreien und Freudenrufen begehen die Griechen das „Wunder des heiligen Feuers“. Brände dieses griechischen Feuers lodern in den Händen, Kerzen entzünden ihre Flammen, von den großen Kerzen eilt das Feuer zu den unzähligen kleineren. Aus der Grabkapelle kam das Licht, die Hand eines Priesters reichte es heraus. Dort hat es, das „vom Himmel gefallene“, die verborgenen, mit Sesamöl getränkten Schnüre an den Leuchtern entzündet, an denen die Lampen über dem offenen Grabe hängen: das Grab ist leer, das Mysterium vollzogen! Im unbeschreiblichen, gierigen, entzückten Tumult streckt sich alles hin zu der einen lodernden Flamme, im Nu scheint alles in Flammen eingetaucht, Menschen bestreichen sich Brust, Gesicht und Hände mit diesem Feuer, das als heilig gilt und den Leib nicht versengt. Sorgsam und eifrig tragen die Menschen ihre Lichter nach Hause. Festlicher als irgendwo schallen die Glocken am Ostermorgen in Jerusalem.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mohammedanischer Pilgerzug am Karfreitag in Jerusalem

Digitized by Google

Fußwaschung vor der Grabeskirche

fast unsichtbaren Nebelflor auf dem Dach des Hauses. Wohlgeruch von Jasmin und Orangenbäumen steigt aus irgendeinem Gärtchen zwischen den Höfen und vermischt sich mit der Kühle. Von der Brüstung des Daches geht der Blick in die von Mauerbogen überwölbte Gasse wie in einen Schacht hinunter. Vielleicht trägt nichts so sehr zu der heimlichen Erregtheit der Menschen bei, zu dieser Geladenheit der Menschen in Jerusalem, wie dieser täglich sich wiederholende rasche Wechsel zwischen dem Lastgefühl des Tages und der holden Erfrischtheit, die einen tiefen Schlaf gewährt. Die weißen steinernen Dächer senken sich abwärts in ein trockenes Tal. Der Berg Skopus hebt sich aus der mattgefärbten Helle. Die flachen Dächer mit ihren versteckten Spalten und den vielen, wie Blasen hervorgequollenen, aus Quadern geformten Wölbungen, weißen Kaminen und schwarzen Zypressenwipfeln bilden einen engen und verschwiegenen Zusammenhang. Auf dem Dom unter dem letzten Flor der Wolken klimmt ein Mann mit einer Fackel. Während es dunkler wird, beginnt dort oben ein Edelsteinkreuz zu flackern aus unzähligen kleinen bunten Lichtern.

Fern im Tal, über dem Hain der Ölbäume, glänzt im angreifenden blassen Mondlicht eine goldene Kuppel. Wer mag dort wachen hinter der Gartenmauer von Gethsemane? Schläft nun auch der alte Wärter, in seiner Zelle ausgestreckt, hat er die alten, flüsternden Bäume allein gelassen?

*

Aus dem Leben des Künstlers

Franz Kienmayer, der Maler der farbenfreudigen, buntbewegten Bilder, die uns im Banne der Darstellung Paquets am Leben und Treiben im österlichen Jerusalem so unmittelbaren Anteil nehmen lassen, ist von Geburt Wiener. Als er im Februar 1886 das Licht der Welt erblickte, war sein Vater Leiter der Notendruckabteilung der Staatsdruckerei in Wien. In Heiligenstadt besuchte er die Bürgerschule und sollte — nach dem Willen der Mutter — katholischer Geistlicher werden. „Ich wurde in ein Konvikt

Digitized by Google

Nemimusafestzug

Digitized by Google

In der Grabeskirche: „Mittelpunkt der Erde"

gesteckt, hielt's aber nur zwei Jahre aus, dann brannte ich durch!" erzählt er uns. Es zog ihn nach dem alten Städtchen Stein in der schönen Wachau, wo sein Onkel Gause, der bekannte Maler und Illustrator der Leipziger Illustrierten Zeitung, sein Atelier in den Weinbergen hatte. Die Akademie besuchen, auch Maler werden! Ja, aber dazu reichten Vaters Mittel nicht. Er mußte in die Kaufmannslehre zu einem andern Onkel, der in einem entlegenen Hochgebirgsnest einen Kramladen für Bauern unterhielt. Natürlich zeichnete der junge Lehrling dort in allen freien Stunden — Bauerntypen in der Art Defreggers und Leibls —, und nach des Onkels Tod, im Jahre 1906, fuhr die Tante mit ihm und seinen Talentproben nach Wien. Große Freude, als Professor Deulig den jungen Kandidaten in seine Akademieklasse aufnahm!

Digitized by Google

Heiliges Feuer in der Grabeskirche

Harte Arbeits- und Lehrjahre folgten. Verhältnismäßig früh kam Kienmayer dazu, sein Können praktisch zu verwerten. Er zeichnete für die Leipziger Illustrierte Zeitung. Aber sein eigentliches Feld war nicht die Schwarzweißkunst, sondern die Farbe. Im Weltkrieg, dem Kriegspresseamt zugeteilt, konnte er sich als Porträtist von Heerführern wie von Mannschaften gründlich üben: 547 Bildnisse hat er da ausgeführt! Später, einem Frontregimentsstab zugewiesen, kam er noch auf die stattliche Zahl von 200 Porträts!

Nach dem Krieg widmete sich Kienmayer noch mehr der Malerei als der zeichnerischen Tätigkeit.

Der Künstler berichtet darüber selbst:

„Meine erste Reise nach Italien im Jahre 1921 rief in mir einen völligen Umschwung in der Technik hervor. An der Wiener Aka-

Digitized by Google

demie war ich ja im Grunde gar nicht zum Malen gekommen, ich hatte immer nur zeichnen müssen. Gewiß war das sehr gut für mich. Denn nun, unter der südlichen Sonne, lernte ich aus eigenem eine ganz neue Anschauungstechnik — wie sie eben für diese Landschaft paßte. Hatte ich vorher Gebirgstypen gemalt, so fühlte ich mich immer abhängig von Leibl. Auch in der Farbengebung. Diese neue Landschaftsszenerie des Südens aber weckte in mir ganz köstliche Freude an der Farbe.

„Die Italienreise schnitt auch mit einem guten Verkaufserfolg ab. Ich fuhr nun im folgenden Jahr mit einem Dampfer der Sloman-Linie nach Spanien, und im Jahre 1923 nach Marokko und dann wiederum nach Italien. Die Ausbeute war groß — nur gestattete die Inflationszeit keine lohnende Verwertung.

„Im Jahr 1924 reiste ich zur künstlerischen Arbeit nach Palästina und Ägypten. Was ich dort erlebt und geschaffen, das liegt gedruckt vor mir und ich freue mich dessen. Auch daß meine Frau, mein guter treuer Kamerad, mich auf jeder Reise begleitet hat, macht mir das Leben mehr wert; sie hat mich, als wir auf der Heimreise waren und ich in Syrakus den ersten tropischen Malariaanfall bekam, treulich gepflegt, denn ich mußte ja erst von neuem wieder gehen lernen.

„Nun stehe ich vor einem neuen Reiseplan: Indien und Japan. Meiner schweren Malaria wegen muß ich ihn aber wohl noch um ein Jahr verschieben.

„Auf meiner letzten Reise habe ich auch einen Kulturfilm gedreht, der zu Ostern 1925 erscheinen wird: von den Osterfeierlichkeiten in Jerusalem und Ägypten. Er hat mich viel Ärger, Schweiß und Geld gekostet, aber die Freude der Mitteilung all der künstlerischen Eindrücke überwiegt das alles!“

Der Garten zu Gethsemane

Digitized by Google

Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit

Roman von Juliane Karwath

Erster Teil

Wer damals in Posen wohnte, wird sich des Zoologischen Gartens erinnern. Und wenn er manches vergaß, des Zoologischen Gartens vergaß er vielleicht noch nicht.

Es gab ja andere Gartenwirtschaften, Kaffees, Konditoreien und Säle. Und gab, weiß Gott, andere und weniger lärmvolle Plätze in der Stadt. Und doch war keiner wie dieser.

Man fuhr mit der Straßenbahn an dem schon halb niedergelegten Festungstor und einigen neuen Straßenbildern vorüber, wie sie in jener Zeit der Umwandlung Posens entstanden, und kam an ein bescheidenes Gitter, wo ein freundlich stupider Mann, der wie ein alter Fornal aussah, die Karten abnahm. Der flache Backsteinbau der Wirtschaft sah schon hinter dünnem Springbrunnstrahl hervor, von zwei kunstlosen Löwentieren bewacht.

Zur linken Hand begann der Schattengrund, wie er in Posen nicht sehr oft zu finden war: Der Konzertgarten mit allen Anziehungen, Schießbuden, Kolonnaden und einem Teich, um den man wanderte in jenen Zeiten, um den manches Spiel ging in jenen Sommertagen, manches Wort klang, deutsch und polnisch, während die bleichen Wiesennebel hereinschwebten und die Militärmusik ihre bekannten Stücke spielte. Dort, beim Teich, steht auch die Akropolis, die abends in farbigen Lampen brennt.

Die Akropolis. Ach ... nicht einmal der Schatten ihrer selbst, armselige Lästerung und Frevel ... Und doch Schatten, ja, vager Schatten ungeheuren, niegesehenen Bildes hier in der fremden und harten Luft, inmitten der feindlichen Witterung von Mensch und Wildtier, Rasse und Rasse ...

Die kleine Marie Duchanin war in der Begleitung Fräulein Gustawas und der anderen hinausgefahren. Der Platz war auf das sorgfältigste gewählt, nicht ganz vorn, aber sichtbar, wie ihn Fräulein Gustawa liebte, da man nun einmal „höheren Ortes auf sie aufmerksam geworden war".

Sie verbarg rheinisch-weltliche Gesinnung auch nicht in ihrem Kampfe um die moderne Mädchenschule. Und diese vier, mit denen sie sich gerne zeigte, waren die künftigen ersten Abiturientinnen in Posen, in ihrem Institut herangebildet.

Es waren Chrischowa Lotensen, die als Tochter und Gehilfin eines nun verstorbenen Königsberger Theologieprofessors schon fast Tradition besaß, im übrigen war sie zu steil und knöchern, um für sich noch andere Anziehungen zu wissen. Sie war Tolstoianhängerin. Neben ihr, die Gefährtin in Alter und Aussehen, war Anna Katterfeld, eine Arzttochter aus der Provinz, die nach einer Laufbahn als Pflegerin noch Medizin studieren wollte. Sie war trockener und ohne ethische und religiöse Neigungen, nur daß es in ihren dunklen Augen unbewußt wie ein Abgrund von Volkstum und Märchen stand.

Die Interessanteste, auch äußerlich, war Alice Reißland, die Nichte des berühmten Afrikaforschers, dessen Schicksal vor wenigen Jahren die ganze Erde erfüllt hatte. Alice, in jeder Bewegung das Wissen von Berühmtheit und Bedeutung tragend, Dame von Welt zugleich, hatte Anteil an der wissenschaftlichen Bearbeitung des Nachlasses, stand mit Fachgelehrten und Forschern in Verbindung und hatte auch die Tochter des Ermordeten zu sich genommen, die jetzt mit ihr war, ein Tropenkind von dunkelstem Blute, kränklich, gelb und lungensüchtig, für das sie, da die Legitimität angezweifelt wurde, noch einen Erbschaftsprozeß zu führen hatte. Alice wollte Sprachen studieren und später mit Roida nach Afrika gehen. Über ihr Gesicht hatte es sich schon wie ein Schatten von Gilbheit gebreitet.

Magdalena Intrau, die Sekretärin der Schulvorsteherin, gehörte nicht eigentlich zum Kreise, wurde aber von Gustawa gern hinzugezogen. Aus dem Hessischen stammend, war sie erst seit kurzer Zeit in Posen. Schweigsam wie sie war, saß sie hier, aber ganz Melodie und Gesang, hellblond, schön bis in die Fingerspitzen, vollkommen geglückt dem, das sie hatte schaffen wollen.

Die Jüngste von allen war Marie Duchanin.

Da sie Chrischowa von künftigen Studienorten reden hörte, durchfuhr es sie wieder wie Hoffnung und Traum. — Sommerabende, durch die Zugpfiff und Rollen in die düstere Stube kam: Ach, wer doch mitreisen könnte ...

Digitized by Google

Die Scheibenspiegel geöffneter Fenster, wandernde Bilder der Außenwelt gebend; damit hatten sie sich in Kindertagen den Weg in die Ferne vorgespielt, sie und Alexander, in Sehnsucht.

Aber Marie Duchanins Blicke waren noch von anderem gefüllt, das an diesem Platze heimlich zu ihr gehörte.

Schweigend sah sie einen und schweigend sah sie einer.

In stiller, heimlicher Abrede begegneten sie sich hier im Garten, wo sie einander zuerst gesehen hatten.

Nicht anders als jetzt, da er um die Baumecke biegend nach dem wohlbekannten Tische des Fräulein Gustawa schaute.

Marie wußte, wer er war. Einer von denen, die jetzt nach Posen kommandiert worden waren, von dort oder da, Offizier, Artillerist, aber er sah anders aus als die vielen. Niemals sah man ihn mit den bekannten Gestalten der Kameraden und Assessoren, niemals mit Damen. Marie Duchanin hätte fragen können, aber sie fragte nicht. Sie sprach zu keinem von dieser Liebe.

So wie es war, so war es.

Fräulein Gustawa hatte sich jetzt Doktor Gröttsche herangewinkt, einen der Oberlehrer, der an ihrem Institute Stunden gab. ... Sie liebte es, mit Herren zu reden ... und besprach mit ihm wieder das Thema dieser Zeit auf diesem Boden, die Umwandlung und politische Verwandlung Posens. Von diesen beiden hatte jedenfalls keiner Bedenklichkeit und was sie sich herausholten, war die Hoffnung auf ein gesteigertes deutsches geistiges Leben im Osten.

Alice bat, Roida die Tiere zeigen zu dürfen.

So ging sie mit der kleinen Braunen voraus, die in ihrem weißen Schleiergewand manche Blicke auf sich zog, zumal ganz Posen ihre Geschichte kannte. Ihnen folgten Marie mit Chrischowa Lotensen und Magda Intrau, die wieder andere Aufmerksamkeit auf sich zog. Schritte stockten und oft hörte man das Stehenbleiben betroffener und angezogener Männer. Marie war neben dem schönen Mädchen nichts weiter als die kleine Duchanin, aber ohne jede Eifersucht.

Da kam der Artillerist wieder, überhoch, steil und dunkel. Marie war damals noch nicht imstande, Gesichter nach Heimat und Landsmannschaften abzuschätzen. Er war für sie der Eine.

Immer mehr Gestalten, Angehörige der Chefbehörden und Ämter, immer noch neue Gesichter. Fast jeder Tag brachte welche, aus Nord, Süd und West wurden Beamte seit Beginn der neuen Politik hergeschickt.

Nur wenige Gestalten darunter, reserviert und resigniert, als Polen erkennbar.

Dann die typischen Persönlichkeiten des Gartens, vor allem der deutsche Gründer, ein Baumeister, dem diese Schöpfung Lebenswerk war. Er sah jeden Menschen im Garten als seinen Gast an, maß jedes Wort, jede Miene, ob sie Lob oder Tadel bedeuteten, jeder Musiknachmittag war von ihm in die Welt gesetzt, jedes Tier wie von ihm geschaffen. Er war noch aus der alten Zeit, kannte nicht deutsch und polnisch als Unterschied, ging wie der gewaltige Geist dieser Schöpfung durch die gedrängten, heißen Reihen, mächtig und repräsentativ, in seinen Zügen fast löwenähnlich. Neben ihm sein getreuer Adjutant und Buchhalter.

Beamte über Beamte. Und Offiziere. Reihen und abermals Reihen von Leutnants. Tische mit Infanterie und Artillerie und den Jägern in Grün und Silber.

Mariens Blicke verstrickten sich bald in die Tierwelt: hundertfach gefangen und festgehalten, stumm oder lärmend mit vielen Vogelschreien. O, die Pfauen. Ja, wenn man alles vergessen hat, dies vergißt man nicht: man hört noch überall auf der Welt diesen langen, klagenden Katzenschrei der Pfauen aus dem Posener Zoologischen Garten.

‚Die Tiere, die Tiere,' dachte Marie, ohne sie zu erfassen. Was sich vor ihr auftat, war nichts als unbegreiflich wilde Form, unerkennbar in Anfang und Sinn, nichts als ungeheurer Hieroglyph der Natur.

Die kleine Wüstentochter hatte nur Schweigen im ängstlich braunen Gesichte. Sie schien dies alles hier als eine durchaus europäische Angelegenheit zu nehmen.

Alice suchte ihr Verhalten zu erklären.

„Dies sind doch keine Tiere mehr," sagte sie zu Doktor Gröttsche, der sie eingeholt hatte.

„Wir können ja einmal den Versuch machen," sprach der Lehrer mit einem gefälligen Lächeln, sich dem Bärenzwinger nähernd.

„So meine ich es nicht. Für unsere Welt gewiß, für unsere ... Entlegenheit. Aber für die ihrer Zone nicht mehr ... Glauben Sie," sie sah ihn, ganz große Dame, gerade und gleichgültig aus schrägen, breiten Augen an, „wenn man Menschen so halten würde ..."

Der Doktor zuckte die Achseln und redete als Lehrer.

Mariens Auge glitt von dem unzugänglichen Antlitz des Löwen zu den Gestalten der Wildziegen, die über ihr künstliches Gestein sprangen. Hier empfand sie noch deutlicher die ganze Ungewißheit der Spiegelung und doch wiederum ein halbes Bild.

Etwas klärte sich in ihr.

Digitized by Google

Erde ... Sie waren doch nichts als Erde, als lebendig gewordener fallender Stein —

Als sie es sagte, sprach der Doktor mit kaum unterdrücktem ironischen Lächeln: „Sie scheinen wohl noch beim ersten Abschnitt der Schöpfungsgeschichte, Fräulein Duchanna?“ Sie sah, daß er sie nicht verstand. Und begriff sie selber, was in ihr aufgerührt, angerührt stand seit langem und was werden sollte? „Sie zerstreut sich,“ begannen die Gefährtinnen zu sagen, „sie will so viel und denkt immer anders, wo soll das hinaus?“

Der Doktor gab rasch und pädagogisch einen entwicklungsgeschichtlichen Abriß. Er, der in seinem Gymnasium Religionsunterricht gab, stand wie die meisten Gebildeten unter dem stärksten Eindruck des vergangenen Jahrhunderts: daß der Mensch ein ehemaliges Tier sei.

Marie kümmerte sich nicht viel um diese Dinge. Wer den zerstörenden Kampf der Religionen dicht bei sich sah, denkt nicht so gern an Kirchen. Wer erlebte, was sie erlebte, muß anderes suchen, als für oder gegen Götter in neuen Kampf zu ziehen.

Doktor Gröttsche empfahl ihr für den Winter den Besuch naturwissenschaftlicher Vorträge.

Es dämmerte. Von dem klagenden Schrei der Pfauen gefolgt, verließen sie den Tierpark.

Musik und Gedräng empfing sie, noch stärker geworden. Der Doktor entfloh. Tausende wogten hier hin und her.

Marie war auf einmal mit Magda allein, die sie an der Hand faßte und aufgeregt sagte, daß sie ihre Freundin finden müsse, mit der sie sich verabredet habe. Sicher sei sie da. Sie hätte telephoniert, bestimmt, ganz bestimmt —

Agnete hieß sie und wohnte auf einem Gute in der Nähe, sie stammte aus Magdas Heimat.

Menschen über Menschen in halbhellen Baumgängen: wie konnte man einen finden?

Sie war vielleicht bei Fräulein Gustawa gewesen und hatte sie nicht getroffen, jetzt war sie vielleicht am Teich ... der Menschenstrom ging um den Teich ... und so gingen sie nun um den Teich.

„Agnete,“ sagte Marie, und in ihr klang Musik dieses Namens, sie sah zu Magda und wartete auf weiteres, aber die andere hatte sie vergessen und ging mit geneigtem Haupte achtlos und doch mit einer erbarmungslosen Aufmerksamkeit suchend durch die Reihen.

Die Lämpchen am Teichufer flackerten. Die „Akropolis“ glühte im Schein ihrer Pechfackeln.

Magda war auf einmal verschwunden, und Marie schritt hastig, um aus dem Gewühl zu kommen.

Hinter ihr war es wie ein Schatten, wie Schreiten, wie seltsame Nähe einer Seele. Wie gewohnt ging Marie, einzig gewohnt diese Seele, die sich aus dem Unbekannten stumm an ihre Fersen heftete, der fremde lange Artillerist.

Um die Musik war eine große Menschenansammlung. Marie erkannte ihren Bruder Alexander, der dort eingekeilt, auf jeden Ton zu lauschen schien.

Sie rührte ihn an der Schulter und sah für einen Moment das entrückte Gesicht des Schülers.

„Alexander, du hier ...?“

Sie fühlte das zitternde Schwirren seiner Schultern, und überrascht sagte sie: „Aber du bist doch gar nicht musikalisch ...?“

Er sah sie aus leeren schwarzen Augen an.

Er sagte nichts. Machte sich Bahn und ging mit ihr, um sie zu Gustawa zurückzubringen.

Die Musik klang nun ferner, schön wie zärtliches Echo aller Liebe der Welt, und die Pfauen schrien von weitem darein.

Am Tisch der Vorsteherin war alle Aufmerksamkeit der Roida zugewendet, die vor Kälte zitterte und zum Heimgehen eingepackt wurde.

Da war auch die Intrau, hastig vorgebeugt, ihr Gesicht schien bleich und mit Schweiß beperlt. Marie konnte ihr kein Wort sagen.

Dann endlich, als Roida fortgeführt wurde, blickte sie sie fragend an.

Es war Pause, und die Schar der noch immer um den Teich Wandernden ging unter den Bäumen in merkwürdig lautlosem, schwarzem Zuge dahin.

Die Intrau bewegte nur den Kopf.

Vor sich starrend sagte sie dumpf: „Ich warte ... warte ...“

*

Da Chrischowa und die anderen in Pension bei Fräulein Gustawa waren und auch die Intrau in der Anstalt wohnte, ging Marie nachher allein weiter nach der Unterstadt.

Trotz aller Sternenklarheit war jenes geheime, samttiefe Gelöschtsein des späten August in der Luft und in allen Schatten.

Im blauen Licht stand das Rathaus mit seinen dunklen Loggien. Fremde Welt, fremder Gedanke, ungefühltes Schicksal, aber in der Linie doch die Ahnung eines Ersehnten.

Polnisches Geschwätz, Lungern, Starren. In kleinen Fenstern Madonnen und die dunkle Buntheit polnischer Aufstandsbilder. Plötzlich der hochaufgerichtete Schatten eines eleganten Herrn von dem Unverkennbaren,

Digitized by Google

das Polen ist, dicht, sehr dicht vor Marie Duchanin.

Er verschwand schnell.

Schon kam es wie Nebel, wie Herüberschweben eines noch Verborgenen.

Diese schräge, ausgangslose Gasse hieß Fischerei. — Die Warthe konnte man von hier aus noch nicht erreichen, was aber die Warthe nicht hinderte, zuweilen in die Fischerei zu kommen.

Das Haus war deutsch. Vierstockhoch.

Die Mutter öffnete.

Marie trat in ihr kleines Zimmer. Im Hofe schimpfte der betrunkene Maurermeister, dem das Haus samt den riesigen Hintergebäuden gehörte. Den Himmel sah man hier kaum.

Und doch faßte Marie in diesem Augenblick deutlich die Empfindung von sinkendem Lichte.

Sie fühlte: etwas stürzte, und sie stürzte mit.

★

Marie ging in das Wohnzimmer.

Dort war der Vater.

Dort saß Polen.

Nicht dieses hier, was diese Erde und diese Stadt erfüllte. Nicht das, was Sprache hielt, Farbe, Hoffnung und Glauben. Es war jenes Polen, das längst in deutsches Land geströmt ist, das durch die Verhältnisse geschoben leicht und glatt überging, aber in sich das Bewußtsein seiner Herkunft nicht verliert, das im Tiefsten, ohne Sprache und fast auch ohne Glauben dennoch polnischer und gläubiger als Polen ist.

Es ist das Letzte, nie Überzeugbare.

Konrad Duchanin war deutscher Beamter. Seit Jahren. Man hatte ihn nach Posen versetzt, weil niemand Grund hatte, Polnisches in ihm zu vermuten. Er besaß kein Aufstandsbild, kein fremder Propst kam in sein Haus, seine Kinder waren deutsch und protestantisch erzogen. Er sprach nie ein Wort polnisch.

Nur die Seinen wußten, daß er polnisch war. Nur seine Frau wußte es.

Er hatte sich als Deutscher im deutschen Land mit ihr verheiratet. Ihr Vater war ein etwas herabgekommener, aber eigentümlich begabter Offizier. Die Konflikte kamen nachher und führten, als Duchanin in seine oberschlesische Heimat und zu seiner Sippe zurückkehrte, zu großen Erschütterungen. Er gab Familie und Stellung auf und geriet für eine Weile in Schweifen und Gleiten.

Die erstaunliche Entwicklung des ältesten Kindes schien alles zu klären. Dieser Knabe war musikalisch so begabt, daß er zu den größten Erwartungen berechtigte. Mit dreizehn Jahren trat er schon öffentlich auf und gewann sofort Gönner. Er war das Glück, aller Traum und alle Hoffnung der Mutter in ihrem absonderlichen, entbürgerlichten Leben. Für ihn kämpfte sie.

Aber nach einer Weile fiel Duchanin in seine alten Zustände zurück und rüttelte, Fluch witternd, an dem kaum gefestigten Bau. Alte Grübeleien kamen, Übersteigerungen des Religiösen, der Sturz. Wieder gab er mißtrauisch seine Stellung auf. „Sie helfen euch ja doch. Laßt euch doch helfen," lästerte er. Er meinte die Deutschen. Er witterte Verhängnis und brachte es: seine Tat stieß sie von neuem ins Elend und tötete das Kind. Der Knabe starb an einer Ansteckung.

Frau Duchanin riß sich schließlich wieder auf und baute den anderen Kindern von neuem ein paar Mauern, zwang auch den Mann wieder auf einen Weg. Aber wenig war wie einst. Im Grunde hatte sie nun das Hoffen verloren. Für die Nachgeborenen, weniger Begabten, hatte sie keinen anderen Wunsch, als ihn die Mutter jenes alten Märchens für ihre Kinder hat: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet ..."

Der Mann war durch das Geschehene ruhiger geworden. Es gab keinen äußeren Ausfall mehr und ein gewisses Sichfügen. Aber alles in ihm lag wie unter dünner Decke. Schweigend sah er die Situation in Posen an, nur zuweilen zeigte ein Wort: „Nach mir die Sintflut" das heimliche Chaos in ihm an.

Marie hätte wohl Malerin werden mögen, aber es wäre unmöglich gewesen. Verlockt durch ein günstiges Angebot Gustawas, die nach Teilnehmerinnen für ihren Kursus suchte und Marie bei einem Vortrag kennengelernt hatte, hatte sie sich in diese Richtung gefunden. Es schien Versorgung, wenngleich es noch ungewiß war, woher die Mittel für das Studium kommen sollten.

Alexander sollte Maurer werden, denn er leistete nichts in der Schule. Er war hölzern und schwerfällig, ohne Harmonie, wie vom Zimmermannsblei umrissen, und hatte nie ein Instrument berühren dürfen. Musik und Kunst gab es nicht mehr im Hause Duchanin.

Marie hatte viel nachzuholen, als sie in den geistig belebten Kreis bei Gustawa kam. Aber bald war es, als ob sie allen, sogar der Königsbergerin, glühend vorausschösse, wie getrieben, fast im Fluge ergreifend, was sie anzog, wie ein schnelles Tier der Urzeit, das unter seinem schweren Himmel nach Beute hascht.

Springt nicht manchmal eine Zeit aus dem Schatten so seltsam deutlich wie ein Wort, das man gestern erst gesprochen hatte? War

Digitized by Google

nicht irgendwo zum Schauen deutlich der blaue Himmel Hellas' und gleich daneben, nicht weniger sichtbar, Brücken, die über den Tiber führen, der lateinische Himmel Roms? Und Corsica, St. Helena, Paris und, von Nebeln umhüllt, wolkenhoch der Schrei von Wodes Jagd. In der ganzen Geschichte überall etwas wie ein golden hinfließender Saum, das ist deutsch. Und der Klang fridericianischer Querpfeifen im Ohr und vor dem Auge unvergeßlich jener Wasserstrahl, hochwehend vor der Terrasse von Sanssouci ...

Constantine, die Jüngste, war von Duchanin in kirchlicher, unklarer Erinnerung nach dem großen Constantin benannt worden. Sie war vierzehn Jahre, noch unfertig, aber im ganzen sein Liebling.

Jetzt bei Tische schilderte sie allerliebst und ungeniert, wie sich die polnische Gesellschaft auf der Straße begrüßte und ihre Angst, von den vielen Küssen versehentlich etwas abzubekommen. Und dann die Kleider der Damen.

Duchanin, der sonst doch gehört hätte, schwieg.

Constantine schwatzte weiter. Sie lernte im „Frauenschutz" Kleider nähen.

Frau Duchanins Blick strich verhohlen zu dem Sohne. Nie vergaß sie, wie wenig er war, nach dem ... anderen. Mit allen Kräften hatte sie versucht, ihn an der Klippe vorüber zu bringen, aber Duchanin wußte, daß eine Arbeit Alexanders fällig war. Er wußte auch, wie sie ausgefallen war.

In ihm flossen die Dinge, verschieden angestoßen, doch nur in einer Richtung.

Er starrte vor sich hin. Seltsam blaue, gleichsam unbewehrte Augen hatte er.

Er schwieg. Er schwieg.

Das Mißtrauen, das er für die Erfolge des so begabten Kindes gehabt hatte, hatte er auch für die mangelhafte Leistung Alexanders.

„Die Lateinarbeit?" fragte er jetzt, die Augen nach dem Sohne richtend.

„Nichts, nichts," sprach die Frau rasch. „Sie ist nicht ganz geglückt. Aber der Professor sagt: ‚Das nächste Mal —'"

Duchanin starrte vor sich nieder.

„Sie lassen ihn ja nicht durch," sagte er. Nach einer Weile stand er auf.

„Das ist ... Absicht ..."

Er nahm seinen Hut und ging in die Sommernacht hinaus.

Eine polnische Nachbarin lag im Fenster und rief unablässig klagend nach ihrem Kinde: „Kaziu! Kaziu — Kaziu —"

★

Die angehenden Abiturientinnen hatten in der Schule Gustawas Physikvortrag.

Gustawa pflegte den Stunden, soweit sie sie nicht überhaupt selbst erteilte, in ihrem brennenden Anteil beizuwohnen. War sie aber verhindert, wie es heute der Fall schien, so sandte sie wenigstens ihre Sekretärin.

Marie Duchanin war es immer wieder von Reiz, diesen jungen Menschen zu sehen und melancholische Vollkommenheit zu ahnen. Wie Magda Intrau ihnen so schweigend zur Seite saß, schien sie mit dem schönen Haar und dem sanft geneigten Nacken das Bild des „Mädchens" überhaupt.

Doktor Gröttsche, der Junggeselle war, hatte aber niemals Aufmerksamkeit für sie. Im Gegenteil pflegte er manchmal seine Abneigung kaum zu verbergen, jedenfalls schien ihm die Anwesenheit dieser Hospitantin zwecklos. Ermüdet, wie er von seinen Gymnasialstunden meistens war, saß er ziemlich bequem und verstrickte sich schläfrig in eine Abhandlung über Andreas Celsius.

Marie war trotzdem in jedem Nerv gefaßt. Sie fühlte, wie sich aus der Menschheitsebene immer wieder einer hochreckt, um, von der Hilflosigkeit alles Gestalteten gerufen, einen Griff an einem schon vor Generationen gewollten Werk zu tun.

Sie sah den blauen Schein niegesehenen Nordlichts über niegesehenem Lande stehen, und in ihr war Seltsames, das sich zu diesem Rätselhaften hinreckte.

Dann aber sah sie den Tod, den das blaue Schweigen dem Sucher reichte.

Nachher sagte sie zur Katterfeld: „Wie sonderbar, daß die Natur ihre leidenschaftlichsten Anhänger immer mit dem Tode aus ihrer eigenen Hand bestraft —"

„Sie haben wohl die meiste Gelegenheit, sich zu erkälten," meinte Katterfeld trocken.

Die Sekretärin sprach mit ihrem liebenswürdig zerstreuten Lächeln: „Celsius war Mathematiker. Ich meine, daß er Sie darum nicht zu sehr interessieren könnte, Fräulein Duchanin."

„Was wollen Sie eigentlich studieren, Herrad?" fragte Chrischowa.

Marie sah sie zaudernd an. Während es sich gleich riesigen blauen Ländern vor ihr hinstreckte, schwieg sie unsicher.

Den überaus gelehrten Beinamen der elsässer berühmten Nonne hatten ihr die anderen einmal im Scherz gegeben.

Aber sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Katterfeld, die ihre naturwissenschaftlichen Neigungen kannte, sagte halblaut zu ihr: „Archaicum ..."

Marie erschrak:

Vorgeschichte ...

In dem Augenblick, der Doktor war schon

Digitized by Google

gegangen, erklang eiliger Schritt, und das kantige Gesicht Gustawas sah um die Ecke.

„Bitte, einen Augenblick," raunte sie, „Doktor Kleinen ist eben gekommen ... Es handelt sich, vielleicht haben Sie doch die Güte, Fräulein Reißland: der Herr würde gern etwas über die kleine Roida erfahren, oder sie gar selber sprechen. Er beherrscht gewisse Sprachen ... Es handelt sich wohl um eine wissenschaftliche Studie ... die Regierung steht hinter ihm ... Ich bin ja so erfreut, daß man höheren Ortes auf uns aufmerksam geworden ist."

Sie wandte sich an Magda.

„Bitte, auch Sie, Fräulein Intrau. Ich denke, wir können Ihre Hilfe gut brauchen ..."

Die Damen verabschiedeten sich und begaben sich in die Wohnung der Vorsteherin, die in einem anderen Teile des Schulhauses lag.

Marie ging allein davon — wie immer.

*

Unterdes war Jan Suchetzki, der Vetter, in die Fischerei gekommen.

Es geschah am Mittag, Duchanin war zu Hause, er starrte auf den jungen Fremden, der ziemlich rasch hereintrat, jung, flink, sehr dunkel und deutlich polnisch.

Er sprach deutsch, versuchte der Hausfrau die Hand zu küssen.

Berührte sofort alle peinlichen Dinge, die im Hause Duchanin keiner mehr zu berühren wagte, in seiner ein wenig spitzen, leichten, unherrenhaften Art und mit lässiger Ironie.

War sofort bereit, Intimitäten aus der Heimat und dem seit dem Tode des Kindes endgültig verlassenen Familienkreise Duchanins zu geben.

Gewiß, er war Jan, dem die Mutter Duchanins ein wenig Geld vermacht hatte — dem Sohne hatte sie nichts vermachen können — aber nicht viel, nur ein kleines, kleines Legat sozusagen, damit er in der Lage sei, seine Studien fortzusetzen, um später, hier flunkerten die dunklen Augen, jawohl, um Pfarrer zu werden.

Das andere Vermögen, Herr Duchanin ... er dürfe wohl Onkel sagen? ... habe nun nicht etwa in solchem Maße die Kirche erhalten, sondern eher der Urheber der ganzen Sache, jener Rechtsanwalt und seine Frau, die besten Freunde Mutter Duchanins, die sie betört hätten.

Jawohl, die Sache hätte schließlich so gelegen, daß auf die Kirche nicht viel gekommen sei, während diese Leute — die ganze Stadt hätte es bald gewußt — das meiste eingesackt hätten.

Geglückt sei es ihnen aber nicht. Nein, leider nicht geglückt, hier lächelte der junge Pole vertraulich und diabolisch; der Onkel erinnere sich vielleicht, daß jene Frau schon vorher Trinkerin gewesen, nach der großen Erbschaft sich aber rasch zu Tode getrunken habe. Auch ihrem Manne, dem Rechtsanwalt, ginge es nicht mehr besonders, er verlöddere mehr und mehr; man merke ihm auch keinen Segen an, psia krew ...

Er wußte dämonische Dinge federleicht zu nehmen, und im Auge des Konrad Duchanin wich die ungeheure Betäubung, mit der er dem unerhörten Eindringling gegenübergetreten war, wie um wehrlos einen neuen Schlag zu erhalten.

Es war kein Schlag. Es war für ihn etwas noch Unfaßbares.

Ja, und er selber, sagte Jan, habe nun seine Studien für eine Weile suspendiert und sei hier in Posen beim Grafen Haza-Wiéklowe Hauslehrer, und später, wieder funkten seine schwarzen Augen lässig und lachend, später würde man zusehen, vielleicht eine Stelle als Redakteur ...

„Also nicht mehr Pfarrer ...?"

„Nicht mehr Pfarrer," sagte der junge Pole. Aber es werde sich schon alles finden. Er nannte den Marzinkowskiverein.

Den Winter über sei er mit den jungen Grafen an der Riviera gewesen, jetzt sei man, eben vom Lande zurückgekehrt, in der Ritterstraße. So habe er den ersten freien Augenblick benutzt, um zu den Verwandten zu eilen.

Voll Neugierde huschten die Blicke der dunklen Augen im Zimmer umher und schienen für den Moment nicht viel Angenehmes zu finden.

Desto aufmerksamer aber betupften sie Marie, die jetzt mit ihren Büchern ins Zimmer kam, aufspringend nannte er sich ihren getreuen Vetter und betrachtete sie von neuem. Constantine wandte er wenig Aufmerksamkeit zu, Mariens Namen sprach er aber bald ganz allerliebst aus.

Gleich darauf warf er Conrad Duchanin eine so offenherzige Bemerkung über die Kirche und die Pfarrer zu, daß es durch die Luft fast wie Feuernebel uralten, vergehenden Kampfes zu zucken schien.

Als er von Mariens Studien hörte, zog er die Brauen hoch und betrachtete sie von neuem.

Darüber kam Alexander und wurde gleich ausgefragt. Jan wiegte den Kopf, als er von den Mißerfolgen vernahm, und bot sich an, in Latein und Mathematik auszuhelfen, vielleicht — er sah zu Marie — nahm die Kusine Marya seinen Beistand auch ein wenig an?

Duchanin widerstrebte nicht, und so wurde gleich von Jan ein Zeitpunkt festgesetzt. O,

Digitized by Google

er hatte Zeit, jawohl, er hatte sie, und jeden Morgen ritt er auch mit den jungen Grafen aus. Ob die Kusine ihn einmal dabei sehen werde?

Er verabschiedete sich, ließ von neuem die Blicke über die Gesichter der Mädchen tupfen. „Do widzenia," sagte er zu Marie, die befremdet stand und in ihm nichts anderes sah, als den fremden Menschen einfacher und bäuerlicher Herkunft, die auch der gräfliche Kreis, wie es schien, noch nicht verwischt hatte. Und sie wußte nicht, wie sie diesen fremden Klang einmal lieben würde wie den Schrei der Pfauen, langgezogen.

*

Fräulein Gustawa, die Schulvorsteherin, war von der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sie durch das Kind des ermordeten Forschers berührte, so beglückt, daß sie selbst einen Artikel über die Psyche der kleinen Afrikanerin zu schreiben begann. Doktor Kleinen schrieb den seinen. Er war Mitglied einer geographischen Gesellschaft oder etwas ähnlichen. Es kam vor, daß er einige Laute einer Negersprache mit Alice Reißland tauschte, da Roida vollkommen schwieg. Die Sekretärin mußte zu gleicher Zeit Notizen für Gustawa aufnehmen, der Gelehrte stenographierte für sich, hin und wieder wurden Beobachtungen ausgetauscht, aber als Fräulein Gustawa fertig war, war aus ihrem Aufsatz doch wieder nur einer über Schulreform geworden.

Kleinens Studien waren nicht so rasch beendet, er hatte immer noch Feststellungen über die Vatersprache der Mutter Roidas. Darüber unterhielt er sich aber weniger mit Alice Reißland, als mit Fräulein Intrau.

Alice zog sich in ihrer vornehmen Art zurück, als sie die Sachlage erkannte. So sehr Roidas umdunkelte Psyche noch umworben wurde: bald wußte jeder in der Schule über die eigentliche Konstellation Bescheid.

Magda blieb kühl. Nichts war an ihr, das die Lage ins Unruhige hätte verschieben können. Ihr Wesen hielt sich noch verborgener als das des kleinen schwindsüchtigen Mischbluts. Sie blieb dem Doktor Kleinen gegenüber die unpersönliche Sekretärin.

Man mußte sie stets rufen, und sie kam, langsam, sehr schön und fast zerstreut, mit ihrer innersten Aufmerksamkeit auf etwas anderes gerichtet.

Immerhin wuchsen die Dinge, und Fräulein Gustawa, die Frauenrechtlerin, mußte verdutzt die Lage erkennen. Sie war aber durchaus nicht ablehnend.

Marie vernahm die schwebende Geschichte von der Katterfeld und versuchte bei Gelegenheit den beiden zuzusehen, aber sie sah nichts, auf beiden Seiten nichts, und ein Mann von Haltung und Gesellschaftlichkeit wie Kleinen, jung war er auch nicht mehr, war ihr noch vollkommen undurchsichtig. Magda aber hatte ihre eigentümlich geschlossene, fast leere Miene.

Fast allsonntäglich fuhr sie zu jener Freundin auf das Gut. Und wenn die sie damals im Stich gelassen hatte, so war das längst vergessen und Magda anhänglicher als je. Ein wenig Heimweh mochte dabei mitspielen.

Marie stutzte, als sie einmal in das schmale Zimmerchen der Sekretärin kam, das ihr als Wohn- und Schlafraum diente, und die paar nüchternen Sachen, die Gustawa ihrer Gehilfin gönnte, und die vier leeren Wände. Kaum ein Bild, kaum eine Decke, an der Wand ein Kalenderzettel mit dem Wort Carlyles: „Arbeiten und nicht verzweifeln."

Wie sonderbarster Schreck berührte es Marie Duchanin, irgendwie schaute sie ein Grauen an, und die Angst vor Schicksal und Zukunft überlief sie.

Wenn Magda aus Colzynnowo heimkam, war sie immer fröhlicher und glücklicher, aber wenn die Woche sich senkte, kam immer wieder die gleiche dunkle Nervengespanntheit über sie.

Eine der Damen hatte die Bemerkung gemacht, daß die Intrau in Colzynnowo vielleicht jemand habe, den sie dem Doktor Kleinen vorzöge, aber sogleich wurde nachgeforscht, und die Kunde lautete, daß auf dem Gute niemand anders sei, als das ältliche Besitzerehepaar und die junge Tochter, eben jene Agnete.

Es kam der Sedantag, an dem neben dem vorgeschriebenen Aktus in der Anstalt Gustawas ein kleiner Gesellschaftsabend abgehalten werden sollte, wie er in der rheinisch lebenslustigen Natur des Fräuleins lag. Gustawa wollte ein paar Worte über Mädchenerziehung reden, hernach sollte der Abend ganz dem afrikanischen Thema gewidmet sein. Es war sicher, daß außer den Eltern der Zöglinge und einigen Herren von der Regierung und der Presse besonders Doktor Kleinen erscheinen würde, und es war allen klar, was dabei zu erwarten sein würde.

Auf dem Hinwege war Marie auf Sankt Martin statt des unbekannten Freundes der Vetter Jan begegnet. Sie erkannte, wie außerordentlich polnisch er aussah, und ließ sich ungern von ihm begleiten.

Er kam oft und unbekümmert ins Haus und machte sich mit Freude an die „Exerzitien", wie er sagte. Er wandte sich mehr an Marie als an Alexander, obgleich er sich sehr um ihn zu mühen schien. Seine Augen bettelten immer bei Marie und suchten den

Digitized by Google

Eindruck zu erforschen, sie flunkerten und funkelten immer in heimlichem Vergnügen.

Er sprach immer deutsch, und wenn nicht ein gewisser Kehlton gewesen wäre, so hätte man ihn für einen Deutschen halten können.

Aber er war Pole, und Duchanin fühlte Polen. Es war wieder nahe gekommen, hier an diesem umkämpften Platze, aber er hielt sich gewissermaßen regungslos, seine Grübeleien wurden nicht sichtbar, die unheimlichen nächtlichen Wanderungen blieben aus, er war ruhig. Seine Augen waren still, sehr still und wehrlos, so schauten sie auf den jungen Polen.

Marie wurde das Spiel bald langweilig, sie fand einen fremden und nicht eben hohen Willen, der sich in ihre Welt zu mischen suchte, gab ihm das deutlich zu verstehen und lachte über seine Verblüfftheit, wenn sie belebt und frisch, mit blitzenden Augen verspätet von ihren Stunden zu den seinen kam. Sie hatte sich lieber im Institut Gustawas aufgehalten oder war mit der Katterfeld ein wenig gebummelt, und ihr Herz schwankte noch von dem Begegnen mit dem Artilleristen.

Jetzt erzählte Jan ihr wieder von seinen jungen Herren; sie gingen durch die Ritterstraße, und er wies ihr mit halbem Blinzeln das Palais, in dem ihm, wie es schien, größte Freiheit gewährt war; er trabte munterer, da es nun dem Wilhelmsplatze zuging. An Mariens Ohr schlugen plötzlich nur polnische Laute, ringsum gewahrte sie auf einmal nur Polen, hörte polnisches Geläute, und Jans Stimme, die versuchte, Zukunften zu berühren. Fremder Atem schlug hoch, Inseln versanken, und anderes Land stieg hoch. Marie dachte auf einmal an Magda und erinnerte sich: sie soll sich ja heute verloben, hörte diese Worte hier, abgedämpft von ihrem eigenen häuslichen Leben, so daß sie ihr schon deshalb abstoßend hätten sein müssen, sie fühlte das Duchaninsche in einer Weise, daß alles in ihr wieder in Kindheitsschauern schauderte: niemals polnisch. Niemals, niemals, Gott im Himmel polnisch!

Sie antwortete aber lustig und burschenhaft, während die Blicke nach dem Umriß ihres Soldaten forschten, und fühlte dabei in sich zum erstenmal in ihrem jungen Leben die kleine züngelnde Flamme des Blutes aufbrennen.

Dann sagte sie dem Vetter vor dem Schulhause Lebewohl, und gleich darauf stand Gustawa vor ihr, auf der Treppe, in ihrem Seidenkleide, aufgeregt.

„Fräulein Duchanin," rief sie, „Allerbeste, tun Sie mir doch den Gefallen und holen Sie Fräulein Intrau —"

„Jaja," die Vorsteherin stieß den Atem in aller Hast, „das geht doch nicht — ich verstehe gar nicht — sie wollte jetzt, wo wir doch Gäste erwarten, nach Colzynnowo ... das — das ist doch unmöglich. Ich weiß nicht, ob sie einen Brief oder eine Depesche hatte, an mir vorbei ist sie einfach — bitte, bitte, drüben nach dem Wilhelmsplatz — dort ist sie noch — sehen Sie sie nicht? Sie wartet gewiß auf die Bahn — holen Sie sie ... das geht doch nicht —"

Marie lief schon.

Sie dachte: ‚Was ist das?' Da sah sie den Straßenbahnwagen anfahren. Sie sprang und erhaschte den nächsten; die Wagen fuhren hintereinander schon an den Bäumen vorüber, und auf der Plattform des vorderen Wagens stand wirklich die Intrau, steil und einsam aufgerichtet, wie im Leeren.

Was ist das? Flieht sie so vor dem Doktor?

Marie hätte ähnliches empfinden können, aber sie dachte, auch hier hätte es noch andere Wege gegeben. Darüber sah sie die Intrau bei einer Kurve wieder in ihrer Unbeweglichkeit stehen, das Fest verschwand, und das Abenteuer der Stunde packte Marie.

Was sollte das?

Der Wagenzug fuhr straßenlang in scharfem Tempo, unter den Menschen an den Häusern erkannte Marie auf einmal ihren Freund. Lang und schweigsam ging er, von dem tausendfachen Gedenken berührt, das sie für ihn hatte. Und was dachte er? Ehe war unmöglich, da er noch nicht Hauptmann war.

Schon glühten die Lichter der „Kaponnière", die Stadt war verlassen, jene Anlagen zogen sich zur Seite, in denen in Frühjahrsnächten die Nachtigallen singen. Das eigentümliche Treiben des deutsch-polnischen Bahnhofes nahte. Die Wagen hielten, von abfahrenden gekreuzt, unter dem Strom der Menschen, und Marie sah der Intrau rasend dahinfliehende Gestalt. In dem Moment fiel ihr Blick auf die Bahnhofsuhr, die Abfahrtszeit war schon erreicht.

Sie ging weiter. Die Intrau mußte gleich zurückkommen. Marie hörte das Rollen der Züge und sah drüben auf dem Geleise einen kurzen, erleuchteten Zug dahingleiten. Der ging über Colzynnowo.

Die Intrau kam nicht.

War sie mit einem anderen Zug gefahren? Marie fragte und erfuhr, es ging heute kein Zug mehr in der Richtung. Die Halle dampfte in Septemberabenddünsten, es war eine merkwürdige Stunde. Marie sah sich um, die Intrau kam nicht.

Hatte sie einen anderen Zug benützt? War sie geflohen? Marie ging auf die Bahnsteige, sie war wieder die Ungeschickte, sie hatte das Abenteuer nicht bestanden.

Digitized by Google

Nach dem Bade. Bildwerk von Prof. Walter Schott

Digitized by Google

Digitized by Google

Magda war nirgends.

Vielleicht hatte sich alles ganz anders abgespielt, und ihre Rückkehr war Mariens nicht sehr scharfen Augen nur entgangen?

Sie fuhr eilig zurück, sah die erleuchteten Fenster der Schule, aber an dem unwillig fragenden Gesichte der Vorsteherin und nach ihrem eigenen Spähen unter der schon längst dem Vortrage lauschenden Schar erkannte sie, daß die Intrau nicht zurückgekommen war.

★

Magda war erst am Montag wieder da.

Wie es sich herausstellte, war sie an dem Abend, als Marie sie nicht zu erreichen vermochte, in einen anderen Zug gestiegen, der ein Stück in der gleichen Richtung fuhr, den übrigen Teil des Weges nach dem Gute, sie lachte mit schmalen Wangen und ein wenig blicklosen Augen, jawohl, den war sie zu Fuß gelaufen, vier Stunden lang durch den polnischen Abend.

★

Doktor Kleinen hatte seine afrikanischen Studien beendet und sich zurückgezogen.

Marie erlebte etwas ähnliches bei ihrem Vetter Jan, der, über ihre Gesinnung aufgeklärt, sich schroff vom Hause Duchanin abwandte und Alexander völlig im Stiche ließ. Ihr wurden keine Vorwürfe gemacht, die Mutter war in heimlicher Angst gewesen, der Vater aber behielt das gleiche Schweigen wie zuvor, seine Augen waren unergründlich blau und still: „Nach mir die Sintflut ..."

Marie hatte viel zu tun.

Die immerhin festlicheren und leichteren Sommerzeiten waren nach den Ferien dem strafferen Lernen des Herbstes gewichen und den unzähligen Vorträgen, die es in diesem geistig erwachenden Posen gab. Marie mußte den einen Abend da-, den anderen dorthin, in ihr war das gierige Aufnehmen und Erfassenwollen der Dinge, aber von einem noch unsichtbaren Standpunkt aus, von einem noch verdeckten Lebenswillen. Diese grauenden Herbstzeiten waren schön, von einer Güte und einem Reichtum, den sie noch nicht viel später zu erkennen begann; es waren, wie sie auch waren, die schenkenden und überfließenden Zeiten der Jugend, sie waren Schönheit, vollkommene Schönheit für sie, ansteigendes und hochaufblühendes Leben.

Sie sah nicht nach anderen, die ihr flüchtig begegneten, nicht einmal sehr nach ihren Gefährtinnen, so sehr sie der biederen Katterfeld geneigt war und so starken Eindruck ihr Alice mit ihrem Märchenland Afrika machte: in sich stand sie allein dem Unbekannten und Kommenden hingegeben.

Sie traf ihren unbekannten Freund noch immer, und noch immer fragte Marie nicht nach Zukunft mit ihm und dachte gar nicht daran. Aber sicher war ihr Blick, ihn zu suchen, wenn sie aus der Stunde kam, und sicher war sie, ihn Tag für Tag in ihren Bezirken zu finden.

Nun war sie ganz in neuem Fahrwasser, hörte Erdgeschichte, Entwicklungsgeschichte, überhaupt viel Naturwissenschaftliches, sie versäumte keinen Abend, so müde sie oft war, dort im Saale bei einem mittelmäßigen, etwas verzehrten Redner, ihre Ermattung verflog dann schnell, sie sah dann blaues Urfeuer über unbekanntem Lande stehen und fühlte in sich rasenden Trieb, unbekannt rasenden Trieb zu etwas Unbekanntem. Schließlich regte sich in ihr der Wunsch, mit Alice und der kleinen Wüstentochter, wenn die von hier scheiden mochten, hinüber zu gehen, dem unbekannten Ziele nach.

Fremde Kontinente stiegen vor ihr auf, rätselhafte Inseln erhoben sich und versanken ... war das ewig Versunkenes, war es ... Atlantis ...? In ihr blieb das Gefühl eines ungeheuer Lockenden, etwas zu Entschleiernden, blieb alle Seligkeit beim Erblicken und Erfahren der ersten geistigen Abenteuer des Seins.

Grauer wurde die Zeit über dem grauen Posen, von draußen erhob sich etwas, das Macht war; es brachte alle Schauer des Natursterbens und allen Druck bangen Allerseelengrauens in die Mauern.

Die Intrau war nach jenem Geschehnis am Sedantage ziemlich isoliert.

‚Sie muß fort,' dachte Marie, ‚diese kleine Zuflucht ist für sie schon vorüber, sie muß sich eine andere Stelle suchen.'

In Gustawas Augen stand ein gewisses Mißtrauen, und ihre Stimme näherte sich, wenn sie mit der Sekretärin sprach, den dunkelsten Baßtönen. Da die Intrau durchaus schwieg, hatten sich einige der Lehrerinnen bemüht, etwas über das Rätselhafte zu erfahren, aber es war ihnen nicht gelungen.

Jene Freundin mit dem schönen Namen Agnete war inzwischen einmal in die Schule gekommen und hatte nach Magda gefragt, die aber nicht anwesend war, sie brachte eine Absage. Etwas Besonderes war nicht an ihr zu sehen, sie war wohlgehalten blond und bürgerlich und fuhr gleich wieder weiter, in Begleitung eines jungen, agrarisch aussehenden Herrn.

Wenn Gustawa, die Frauenrechtlerin, befremdet war, daß jene angenehme Heiratspartie sich zerschlagen und das Glück an der Törin vorbeigegangen war, so waren die Herren der Anstalt erbittert, am meisten vielleicht Doktor Grötzsche. Er grüßte die Sekretärin, wenn er sie vorher schon wenig beachtet,

Digitized by Google

jetzt mit der eisigsten Verbindlichkeit und leiser Ironie; und da er mit Kleinen ein wenig befreundet war, so schien in ihm der Trieb, den schmählich abgeschlagenen Geschlechtsgenossen zu rächen.

Marie hätte jedenfalls nicht gewußt, was den bequemen Junggesellen sonst zu diesem Verhalten trieb.

Es war Chemiestunde, und die Intrau kam blaß, verwacht, mit Schatten unter den Augen ein wenig spät.

Gröttsche hatte schon mit seinem Vortrag begonnen und die Hörerinnen ins Auge gefaßt wie seine Sekundaner, sachlich und nüchtern; jetzt wandte er sich flüchtig und sagte zwischen den Zähnen zu Magda hin: „Fräulein Intrau, wenn Sie uns wirklich helfen wollen, dann ... vergessen Sie es nicht wieder ...“

Es war nicht der Inhalt dieser Worte, sondern ihr Ton, der böse und höhnisch traf.

Die Intrau pflegte gewisse Vorbereitungen für die Versuche im Auftrage der Vorsteherin zu treffen; sie hatte die Schränke unter Aufsicht, in denen der Doktor alles Nötige bewahrte, und er war gewohnt, ihr kurz vor der Stunde die Schlüssel zu geben.

Magda saß steil zur Seite, blicklos, wie von allem anderen abgetrennt, in einer bitteren und verzehrten Einsamkeit, als ob überhaupt kein Laut zu ihr heran könnte.

Nach der Stunde entschloß sich Marie, ihr nachzugehen.

Sie pochte an das Zimmerchen und wurde eingelassen, und hier saß die Intrau auf dem Stuhl vor ihrem schmalen Bette, halb hochgerichtet, da sie wohl einen Befehl Gustawas erwartete.

Marie kam näher und sah, daß das Vorherige an dem schönen Mädchen abgeglitten sein, daß sie es nicht einmal gefühlt haben mochte.

Wieder fiel sie die unheimliche Einsamkeit dieser kleinen Stube an, der schmale Winkel: einzig von der Welt gegeben. An der Wand hing jener Zettel halb gelöst, losgerissen: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Marie Duchanin, die Spröde, begann auf einmal Annäherung. Sie fragte die Intrau ... von draußen hörte man eben die vornehme und zugleich kühle und leichte Stimme Alicens, und der Unterschied zwischen jener Existenz und dieser verdeckten hier überfiel Marie ... sie fragte nach Magdas Zuhause, nach ihren Eltern.

Die Intrau sagte, daß sie noch eine Mutter habe, die einem Verwandten die Wirtschaft führe, der Vater sei schon lange tot. Sie hätten kein Zuhause mehr.

„Sie reisen nie auf Urlaub?“

„Niemals,“ sagte die Blonde, „niemals, seit ich hier bin.“

Durch Mariens Gedanken flog das Bild des Herrn Kleinen, es verblich, es sank, er war doch wohl unwürdig des getriebenen und gepreßten Lebens, das hier seine dumpfen und angstvollen Wellen schlug.

„Fräulein Intrau,“ begann Marie leise, „ist etwas geschehen? Geht es den Ihren nicht gut? Oder Ihrer Freundin? Agnete,“ setzte sie, sich erinnernd, hinzu.

Die Intrau fuhr auf.

„Ich weiß es nicht ...“

„Wie?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß nicht ... Nein, ich habe keine Nachricht erhalten,“ vollendete sie dann.

„Fräulein ... Ihre Freundin war hier ...“

„Ich weiß,“ sagte die Intrau in höchster Beunruhigung, „aber ich war nicht wieder draußen ... Seit damals nicht,“ setzte sie halblaut hinzu. Sie sprang auf.

„Ich höre nichts ... ich höre nichts,“ stammelte sie.

Marie sah sie an. Das war Heimweh. Verzweifeltes Heimweh.

Die Intrau starrte sie an, aber sie wußte nichts von ihr, sie blickte irgendwohin, starrte ins Leere, mit einer Verzweiflung, die Marie nicht begriff.

So kam der nächste Nachmittag. Wieder kam Magda zu spät, aber wieder mit verändertem, vollkommen zerstreutem Blick. Sie hatte auch wieder ihre Pflicht vergessen.

Gröttsche warf kaum einen Blick in ihr Gesicht, vor sich hinschauend, schien er sich alle bisherigen Erfahrungen mit der Frau zu bestätigen.

Die Abiturientinnen aber saßen betreten, Alice machte ein beunruhigtes Gesicht, sie hätten ja selbst vorsorgen oder erinnern können.

Alle vier aber streiften immer wieder mit den Blicken das Gesicht der Intrau, das wie verwandelt war, wie hingerissen, gefaßt von einer ungeheuren Erschütterung. War vorher irgendwie doch noch Melodie, noch leises Wiegen, noch Spiel und wesenloser Traum gewesen, ein Hintaumeln, so war jetzt alles namenloser Sturz, Aufgewecktsein, ein furchtbares Erzittern.

Blicklos saß sie, hatte den Lehrer vielleicht gar nicht mehr beachtet, in diesem Raume wie aus anderen Welten gestürzt, nicht im geringsten zu diesem allen hier gehörig, ihre Seele kämpfte irgendwo weit draußen in den Lüften, wie von Dämonen überfallen.

Einmal schrak sie auf, erkannte das Bild um sich und suchte sich zu fassen.

Aber gleich darauf war das wieder vor-

Digitized by Google

über. Sie neigte den schönen blonden Kopf und zeichnete mit dem Finger auf der Tischplatte, die vor ihr lag. Langsam glitt ihr Finger, als suche er irgendeine sonderbare Form nachzubilden, die ihr nur teilweise klar geworden war und aus jenen unendlichen Fernen stammte, in die ihre Seele hineingerissen schien.

Aufschreckend sah sie dann den Doktor an, der sich darauf besonnen hatte, die Stunde zu schließen, und es für nötig hielt, noch eine kleine Malice an die unerhörte Versäumnis zu knüpfen.

„Ach ja, so, Fräulein Intrau," sagte er, „nun müssen wir uns wohl entschließen, endgültig mit Ihrer ... Vergeßlichkeit zu rechnen. Ich werde mir deshalb erlauben, die jungen Damen selbst zu bitten —"

„Nicht nötig, Herr Doktor," sagte die Intrau rasch und leicht, sie sah ihn mit ganz klaren Augen an, „vielleicht haben Sie die Güte, mir den Schlüssel zum Chemieschrank schon zu geben, ich besorge alles Nötige für morgen dann in aller Frühe ..."

Der Doktor zögerte, aber seine Pedanterie siegte; er holte den Schlüssel aus der Westentasche und trug ihr die Besorgungen auf, etwas ironisch, aber die Sache war wichtig, und sie nahm den Schlüssel mit freundlichem Dank und ging als Erste aus dem Raume, leicht, steil und hoch.

*

Als Marie am nächsten Morgen kam, war Magdalene Intrau gestorben.

Dem Doktor, dem unerbittlichsten Feind, hatte sie die Rache in die Hand gelegt: sie hatte sich aus dem ihr von ihm freigegebenen Chemieschrank Gift geholt und es genommen.

Gröttsche stand neben Marie in dem Gange, der zu der Wohnung der Vorsteherin führte, und sein Gesicht war blöde und leer.

Marie drängte ohne Fassung vor.

Etwas streifte ihre Stirne. Etwas stand vor ihr. Etwas noch nicht Gedachtes hatte sie angesehen.

Ein Gesicht kannte sie und sah es nun nicht mehr. Sie hatte einen jungen blühend schönen Menschen neben sich gehabt, der das in sich trug.

Vor ihr stand Chrischowa und schaute sie mit einer sonderbar wissenden Güte an, Alice aber hatte hochmütiges Mißtrauen auf dem vornehmen Gesichte. Sie hielt die kleine Afrikanerin an der Hand, die mit dem Blicke eines anderen Erdteils ringsum schaute.

Jetzt kamen die Vorsteherin und die Katterfeld. Fräulein Gustawa war bleich und lud alle mit erschöpfter Bewegung in ihr Arbeitszimmer, das Unternehmungen gewidmet war, die mit solchen Erlebnissen nichts zu tun hatten.

Sie begann einen Bericht zu geben, bemerkend, daß sie hier in diesem Kreise nichts verbergen wolle.

Vor Marie stieg wieder der gestrige Nachmittag in der Klasse auf und das schweigende Gesicht der Intrau.

Ihre Augen fragten.

Blicke ringsum sprachen lautlos.

Marie fiel das Geheimnis ein.

„Dort in — — —"

„Fräulein Intrau hing sehr an ihrer Freundin," sagte die Vorsteherin sich fassend, „das war es. Das sahen wir alle. Sie war hier fremd, es läßt sich manches begreifen, sie konnte ihre Freundin nicht von sich lassen."

„Ja, aber was —"

„Diese Dame hat sich verlobt."

‚Agnete,' dachte Marie. ‚Diese blonde bürgerliche — gewiß.'

„Gestern soll Fräulein Intrau die Nachricht erhalten haben. Sie hat sie auch wohl schon geahnt ..."

Marie sah in der Katterfeld Gesicht, das sprach.

Sie sah Magda noch immer vor sich, wie gestern um die Zeit, da sie das Haupt vorgebeugt, mit dem Finger Figuren auf den Tisch zeichnete, langsam, unbewußt, als ob sie die Linien einer riesengroßen, unbegreiflichen Zeichnung nachfahren wolle.

Sie standen auf und gingen hinüber.

Marie sah wieder das schmale Angestelltenzimmer, das nach dem Hofe ging.

An der Wand hing noch der Zettel: Arbeiten und nicht verzweifeln.

Auf dem Bette die Intrau, bleich, abgewandt, noch immer die marmorne Regelmäßigkeit ihrer Züge zeigend. Bleich und fertig und über alles hinweg. Ob es so war?

Marie stand und sah den Tod des unangreifbar Schönen und Geglückten. Das Eiskalte unverständlichen Endens.

‚Was für ein Irrtum,' dachte Marie. ‚Was für Mißverständnis vielleicht. Was für Wahnsinn hetzt die Menschen, was für Wahnsinn ist Jugend, wenn sie so sinnlos tut.'

Als sie hinausgingen, war die Katterfeld neben Marie.

„Es ist nicht möglich," flüsterte Marie.

„Es ist möglich," sagte die ehemalige Krankenschwester, „es ist noch viel anderes möglich, Duchanin."

„Der Verlobung wegen? Dann ist es nicht anders denkbar, als daß Magda den Verlobten der Freundin liebte —"

„Sie kannte ihn gar nicht," sagte die Katterfeld. „Es ist nichts geschehen, Duchanin. Oder alles, was geschehen ist, ist nur in der

Digitized by Google

Intrau geschehen. Sie ist während dieser ganzen letzten Zeit, während der Bewerbung Kleinens und schließlich bei der Nachricht von der Verlobung nur über sich klar geworden."

Marie blickte sie an. Sie begriff nicht.

„Wir wollen annehmen, daß Magda gestern eine furchtbare Erkenntnis über sich kam, über die sie nicht hinweg konnte."

Marie sah wieder das bleiche, entrückte Gesicht von gestern in seiner ungeheuren Erschütterung. Sturz war da. Und Aufgeweckt-sein und ein namenloses Erzittern.

Und sah wieder die Hand, über die Tischplatte fahrend, als ob sie eine unbekannte Form, ungeheure und unbegreifliche Linie nachzubilden suche.

*

Marie rannte durch die Stadt. Sie wußte nicht, wohin sie ging, grauenhaft sah sie etwas an. Unbekanntes stieg langsam auf wie ein böser Engel. Neue Fernen hatten sich geöffnet, Unbegreiflichkeiten des Daseins hoben das Haupt. Neben den Abenteuern des Geistes stand das Abenteuer des Lebens.

Marie rannte über den Markt, der im blauen Licht flimmerte. Der Türmer trat eben auf den Kranz und blies nach allen vier Richtungen, als ob er Feinde sähe. Marie eilte in die nächste Straße, an Rollwagen und Verkehr vorbei, sie kam zur Brücke, unter der der Wartheфluß mit Triften zog, sie kam an Dom und Kirchen vorbei, sah trübe Gebilde von Häusern und Hütten, erblickte den Strom von neuem und sah dann, aufschreckend, etwas anderes, das ihr in diesen Novemberdünsten entgegenstarrte: Erde.

*

Alexander kam zu Marie.

Mit dem ihm eigenen entfernten Ausdruck musterte er die Bücher, die vor ihr lagen. Es war Latein. Mit dem Deutschen stand er übrigens gut. Aber das rettete ihn nicht.

Er griff ein Bändchen Eichendorff vom Bord, besah es und warf es wieder hin.

„Ich soll nun doch zur Maurerei," sagte er erstickt. Marie wußte es.

„Warum kann ich nicht, wie ich will?" brach der Junge los.

„Alex, keiner weiß, was du willst," sagte sie.

„Ich könnte ja auch etwas erreichen —"

„Alexander: was und . . . wie . . .?"

„Wer weiß!"

„Niemals hat sich doch bisher eine Spur von Talent bei dir gezeigt."

Er nahm das Bändchen wieder in seine hageren, langen Jungenhände und las eine Zeile. Las sie noch einmal und sprach sie langsam, wie suchend ins Leere.

„Das kannst du nicht . . ."

„Nein," sagte er abschließend. „Aber wenn ich vielleicht ein Klavier hab' . . ."

„Alex, das ist doch unmöglich. Es ist doch nicht das Klavier, das die Musik schafft."

Er schwieg finster.

„Nun," brach er dann los, „wenn ich bei der Maurerei bin und Geld verdiene, dann kauf' ich mir ein Klavier und dann sollt ihr sehen!... Ich nehm' den Eichendorff mit," sagte er und ging.

Marie verschwendete wenig Gedanken daran. Sie war vielleicht noch niemals so aufgeweckt, so leidenschaftlich verlangend und hoffend über ihren Arbeiten gewesen wie eben jetzt. Sie arbeitete und studierte so vergessen und zuweilen ganz versunken und hockte in den Nächten darüber, daß ihr die Katterfeld schon Warnungen hatte zukommen lassen.

„Sie machen es zu toll, Duchanin. Schließlich klappen Sie zusammen."

Marie lachte.

„Ich bin nur müde von der letzten Lernnacht. Jetzt könnte ich wirklich hundert Jahre schlafen."

„Zum Dornröschen sind Sie nicht schön genug," sagte die Katterfeld trocken. „Aber das Examen wollen Sie doch haben!"

Es war nun sicher, daß es um Ostern sein sollte.

Sie gingen zusammen zu einem Vortrag über den vorgeschichtlichen Menschen.

Selbst die Katterfeld interessierte sich dafür, besonders für das Anatomische.

Weihnacht war vorbei, das Jahr stieg schon wieder, etwas tat sich auf, das war schon andere Zeit.

Auch Marie merkte es, obgleich sie wie unter Nebeln ging an diesem Abend, aber das kam von ihren ermatteten Nerven.

Da war der Saal, über die kleine Stiege rasch erreicht.

Die gewohnte Zuhörerschar, ein paar Schüler, ein paar Erwachsene, Lehrer, Studenten. Fast keine Damen.

Marie saß vorn, den Kopf geneigt, das Notizbuch vor sich, schon eifrig im Erwarten.

Der Redner kam. Die Bilder kamen.

Es war die Eiszeit, die hier aufzog, und die hier wiedergegebenen Menschen sollten in jener Zeit gelebt haben.

Diese toten, vielleicht erschlagenen Menschen, die wie mittelalterliche Totentanzgespenster langgestreckt lagen.

Der Redner verbreitete sich über die vermuteten Lebensgewohnheiten und wies auf der Leinwand schließlich sonderbare Dinge, die die erste Kunst darstellen sollten, und sagte noch etwas, das Marie nicht ganz zum Bewußtsein kam, obgleich sie es wohl hörte.

Digitized by Google

Sie starrte auf diesen toten Mann, der dort auf der Leinwand sichtbar lag, schweigend, unendlich unbekannt, und doch war es flüchtig, als ob etwas wie ein Blitz von ihm zu ihr ginge, als ob eine geheime, unfaßbare Verbindung zwischen der kleinen Studentin und diesem vor undenklichen Jahrtausenden Gestorbenen bestände.

Eine Sekunde nur. Etwas Rätselhaftes hatte sich aufgetan.

Mit dem einen Wort: Eiszeit.

‚Es sind die Nerven,' dachte Marie. ‚Katterfeld hat recht, ich hab' zu viel gewacht und über den Büchern gesessen, und mich dazu noch in diese Sache und manche andere vertieft. Daher diese lächerliche Vorstellung. Wie ein Zwang... Was geht mich das hier an...

Morgen haben wir —

Morgen ist —'

Sie sah zu der Tafel, auf der das Bild noch stand. Zugleich wieder hingezogen, während sie anderes dachte, und spähend und irgendwie erschreckend.

‚Was ist denn das?

Die Nerven, ich weiß doch, sonst nichts.

Was war denn das nun wieder?

Oder was ist das überhaupt?

— Das ist ja doch in mir, das kommt nicht von drüben, von dieser Karte, von dem Toten. Das kommt von mir, das ist ja grade, als ob —

Ich hab' zu sehr hingestarrt und daher das Blitzen und Flimmern.

Das ist nichts anderes als Schwäche.

Ich sollte schlafen —

Ich hätte besser vorher spazieren gehen sollen. Das fehlt mir.'

Sie starrte und starrte, und etwas wie Schreck kroch aus ihrem Herzen, wie längst darin verwahrt.

Etwas hob sich und sah über diese kleine wohlgewärmte und geborgene Versammlung, der es im Grunde wirklich nicht viel bedeutete, wie dieser Tote, dieser Urmensch einmal gewesen, gelebt und vielleicht geendet hatte.

Mit dem letzten Wort erhob sich Marie und flüsterte der Katterfeld zu: „Wir wollen fort . . . Ich . . ."

„Na ja," sagte die. „Ich könnte das wohl, obgleich ich es nicht tue. Aber Sie doch nicht. Sie sind zu jung. Sie haben es übermäßig getrieben — Duchanin, jetzt kommen Sie, ich bring' Sie nach Hause. Und morgen früh schlafen Sie und gehen nicht zur Gustawa."

*

‚Was soll denn sein?' dachte Marie.

Sie schlief nicht.

Es war vielleicht zu spät, obgleich es nicht so spät war wie in mancher anderen Nacht. Es war zu viel gewesen, darum kam die Ruhe nicht, nicht mehr das tiefe, vollkommene Versinken. Wie hatte sie sich sonst hineingestürzt, in der fröhlichen Gewißheit, morgen wieder hochzufliegen, ihren Dingen zu. —

Etwas war in ihr. Etwas pochte in ihr.

Etwas stand über ihr.

In der Nebenkammer schlief Alexander seinen erfolglosen Extemporalien zu und träumte von dem großen Instrument, das sein Talent wecken würde.

‚Wer bin ich,' dachte Marie wieder. ‚Was soll ich denn? Was wird denn mit mir gemacht?'

Sie richtete sich auf zum Wachen. Da war nichts als das Leben, wie es Tag für Tag und Woche für Woche gewesen war, und wenn sie die Augen schloß und in Ruhe versinken wollte, dann kam wieder das Unheimliche wie etwas, das sich langsam über sie stürzte.

Das hatte sie noch nie erlebt. Und davon durfte sie nichts sagen. Sonst setzte sich der Vater etwas in den Kopf oder er verbot, was so mühsam durchgesetzt worden war.

Nur schlafen. —

Sie lag lange.

Auf einmal fuhr sie hoch und starrte sonderbar in das graue Licht, das vom Hofe kam.

Starrte. Starrte.

Was denn?

Sie schloß die Augen und dachte: ‚Jetzt schlaf' ich. Jetzt will ich schlafen. Und morgen ist der Spuk weg.'

Am Morgen war er weg.

Sie sah klar in den Tag und ging auch zur Gustawa. Nur nichts versäumen, da es so darauf ankam. Und zu Hause nicht jemand aufmerksam machen! An den Artilleristen dachte sie jetzt nicht.

Sie nahm alle Stunden mit. Nachher schien es ihr, als ob jene Müdigkeit wiederkäme, aber sie verschwand, als sie mit Katterfeld durch das Glacis lief. Sie sah Abendrot über den Wällen stehen, ein roter steigender Schein war es, nein, kein böses Winterabendrot.

Ein Auffliegen war es zu hunderttausend neuen Dingen.

*

In der Nacht schlief Marie tüchtig aus.

Aber am Morgen war es auf einmal da.

Sie starrte. Sie sah aus allen Fenstern. Sie blickte in den Hof hinab, in dem der grobe Maurermeister sein absolutistisches Wesen trieb. Sie sah auf die Straße und beobachtete das polnische Weib, das aus dem Fenster andauernd: „Kaziu, Kaziu" rief.

Sie erkannte die Frau doch.

Oder war es kein deutliches Erkennen mehr?

Sie lief durch die Straßen ihrem vertrau-

Digitized by Google

ten Ziele zu und fühlte die unheimliche Veränderung. Fühlte, daß sie abseits lief, wie durch etwas getrennt, in einem anderen Geschehnis, inmitten des Grauens.

Sie hörte Mädchen lachen und mit Freunden flüstern.

Sie sah finster weg.

— Was ging es sie an!

— Aber was war es denn für eine Unmöglichkeit. — Sie starrte und starrte. Sie sah keinen Menschen mehr und starrte doch nur auf das, was ihre Augen sahen.

Sie trat in die Schule und sagte Gustawa, die im Bureau saß, ein paar aufklärende Worte. Ehe die antworten konnte, war sie schon wieder hinaus.

Nein, weiter nichts. Wie hatte Katterfeld gesagt: nur ein wenig spazieren gehen.

Marie ging spazieren an dem Morgen, an dem die anderen Latein hatten. Und nachher kam Gröttsche.

Jäh fiel Marie die Herbstzeit ein und die Intrau.

Es war, als ob etwas von damals bei ihr geblieben, auf sie übergesprungen sei. Oder war das allen Menschen so: liefen so viele durch das Gewühl und waren so furchtbar abgetrennt und ganz in der Faust eines Ungeheuren und Gräßlichen?

‚Es ist nicht,' dachte Marie.

Aber wenn sie die Augen aufschlug, dann fühlte sie: es ist doch. Es ist doch.

Sie lief über den Sapiehaplatz mit seinem Marktverkehr und den polnischen und bambergischen Frauen. Sie kam über den Markt und sah die dunkle Architektur des Rathauses und wieder stand der Türmer oben und blies in alle vier Winde.

Aber sie sah ihn nicht mehr.

Meine Augen sind hin.

‚Das ist es,' dachte Marie Duchanin.

★

Ein großes Erdgeschoßzimmer mit hohen, halbverhüllten Fenstern, aus denen man zu einer Kirche hinübersieht, an der ein polnisches Denkmal steht. Seitlich das Gitter, an dem die Straße schräg den Berg hinaufführt, von unbekannten Häusern eingefaßt, von einem Menschenzuge belebt, mit dem nichts Gemeinsames mehr ist. Und es ist doch die Straße des heiligen Martin, die Straße des Artillerieoffiziers. Dort wohnte er allein bei deutscher Wirtin, die Marie nicht kannte.

Das Wartezimmer ist voller Menschen, die auch mit jenen draußen nichts mehr zu tun haben.

Auf dem großen Tisch liegen polnische, deutsche, russische und französische Zeitungen, Bücher und Hefte.

Mariens Blick schweifte und suchte gewohnheitsmäßig darüberhin und zuckte zurück. Wieder fiel ihr das Unbeschreibliche dieses Raumes, das flüsternde Schweigen dieses abgetrennten Zimmers entgegen, und der rätselhafte Blick hinter schwarzen Gläsern verborgener Menschenaugen. Der Mann ihr gegenüber war blind. Er sieht auch auf die Zeitungen, er sieht auf sie, aber er sieht nichts.

Wieder kommen Menschen, zwei Nonnen und hinter ihnen eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arme.

Der Kleine bricht in gellendes Schreien aus.

Die Wartenden wenden die Köpfe nach dem kleinen jammernden Geschöpf. Die Empfangsdame, eine kleine üppige Polin, ist schon dabei. Wieder polnisches Flüstern.

Jetzt öffnet sie einem jungen Kleriker in langer schwarzer Soutane und hohen Lackstiefeln die Doppeltüre zum Arzte.

Flüstern und Atmen, wieder und wieder die huschenden, wispernden, sehr schnellen polnischen Worte.

Über St. Martin hin zieht ein Leichenkondukt, dem Sarge voraus eine Unzahl singender Priester. Die Glocken läuten.

Marie sieht in die schwarzen Augengläser des Blinden.

Ein Junge kommt aus der Kirche und fegt den schmalen Weg zum Mieckiewiczdenkmal.

Ringsum Polen, flüsterndes Polen. Dazwischen ein wenig Deutsch.

Aber man wählte den polnischen Professor, weil er einen internationalen Namen hatte.

Wieder und wieder Klingeln, wieder und wieder die aufgeklappte Doppeltür, schreitende Menschen.

Aber das Wartezimmer wird nicht leer.

Angehäuft das eine, fern gedrängt, fern fließend, schiebend, lebend und schweifend das andere Leben. Für Marie hinabgestürzt.

Es gab keinen Schlaf mehr. Es gab nur Versinken und dann Auffahren in Finsternis, Hochschnellen und das Fenster suchen, Suchen, Suchen nach blassem Dämmerungshimmel. Ferne Zugpfiffe . . . ach, wer doch mitreisen könnte . . . Verschwunden alle Züge, nichts als Angst . . . Es ist kein Leben mehr. Alles ist verschattet.

Nun hier die Entscheidung.

Es war entschieden, wenn dieser Tag zu Ende war.

Und dann?

Endlich die aufgeschlagene Tür für Marie und die Mutter, die sie begleitete.

Mit Spannung sieht Marie in das kühle Antlitz des polnischen Arztes.

Er hat Haltung. Er ist ein Herr. Er beobachtet. Hört alles an.

Es kommt die Untersuchung. Die pol-

Digitized by Google

nische Dame ist auf einmal dabei. Kurze Rufe gehen zwischen ihnen. Der Professor hackt die seinen förmlich. Kein liebenswürdiger Mann. Undurchdringlich den Seinen, undurchdringlicher noch den Fremden.

Auf dem Schreibtisch nur polnische Schriften, in den Schränken die Literatur unbekannter Wissenschaft.

Etwas schwillt in Marie Duchanin auf in verlangender Sehnsucht. Aber es wird still.

Sie weiß auf einmal, daß sie in Wirklichkeit zehntausend Klafter unter diesem allen ist. Auch unter dem Professor, dessen Blicke leicht und etwas hochmütig über sie gehen.

Dann sagt er: „Eine leichte Erkrankung. Die Anzeichen deuten auf Erschöpfung. Jawohl, Überarbeitung ...“ Er spricht das Deutsche glatt und ohne Akzent, glasklar und überaus richtig. „... nichts als Überarbeitung ... Also,“ die Stimme wird flüchtig ein wenig wärmer, „keine Angst für den Augenblick ...“

Allerdings sei unbedingt nötig, die Stimme wird wieder kühler, daß alle Studien aufgegeben würden. Die Augen seien zu schwach für dergleichen. Wenn für den Augenblick noch keine Gefahr sei, so doch nur bei vollständiger und dauernder Schonung. Sonst sei ... keine Rettung.

Er sah Marie unpersönlich an.

Frau Duchanin legte sich ins Mittel. Hilflos: „Aber sie wollte doch ... sie hat doch ...“

„Unmöglich,“ sagt der Professor eiskalt.

Dann ein streifender Blick der etwas runden dunklen Augen über Marie. Fast wie ein kleines Lächeln darin.

Ein Lächeln —

„Eine ... Frau ...“

Sie müssen gehen. Es ist nichts weiter mehr zu erlangen als einige Verordnungen.

Marie und die Mutter sind draußen auf St. Martin.

Die Menschen ziehen aufwärts und abwärts. Gestalten, die es zur Kirche zieht, Gestalten, die es noch vor die Tore drängt. Ein grauer überdeckter Himmel, verbleichend mit allem, was dabei ist,

Ferne Laternenpünktchen.

Man starrt nicht mehr hinein, prüfend, ob sie noch klar sind oder ob sie sich verwischen ...

Man wird diese Nacht schlafen. Man wird nicht im Wahnsinnstraum zum Fenster rennen und es aufreißen. Man wird nicht an das denken, was da hinten im Schrank liegt, von keinem gesehen. Es ist Atropin, irgendwie einmal übrig geblieben.

Man denkt nicht mehr an das. Es ist ... hinweg.

Marie ging. Ja, die Laternen schienen. Alle Umrisse sind wieder deutlicher. Man hört auch wieder. Man sieht den sonderbaren Bau der Petrikirche und empfindet im Herzen dabei wieder die Sehnsucht nach anderem. Man sieht und spürt vom Himmel herab den schwärmenden Schein einer herankommenden schwärmenden Zeit.

Also ... nichts ...?

Nichts mehr.

*

Marie ging. Ja, die Laternen waren hell. Jetzt blitzten sie fast. Es ist wieder Welt geworden, wieder Dasein, man ist darin jung, noch jung, Marie sieht zum Himmel, Welt ist über ihr. Sie ist noch in der Welt.

Also nichts ... keine Angst mehr ...?

Tausendmal in diesen Tagen von allem Abschied genommen.

Alles hebt sich und ist nun wieder da.

Die Fischerei ist von kargem Lärm erfüllt wie immer, von ein paar Lichtpünktchen beschienen.

Die Mutter schwieg.

Marie trat in ihre Stube.

Die Frau drüben lag mit beiden Armen im Fenster und schrie wieder ihr „Kaziu“ in den Hof.

„Kaziu. Kaziu ...“

Hier sind die Bücher, die nicht mehr angerührten. Die kaum mehr gesehenen. Etwas wie Staub schwebt schon über ihnen.

Und sie werden auch nicht mehr angerührt. Was hier war, was bescheiden erhofft war, kann doch nicht mehr sein.

Wer hier steht, ist zwar vom Tode errettet, aber nicht mehr in das Leben.

Nicht mehr in das eigene Leben.

Etwas wie ein Vorüberflimmern von Gesichtern. Doktor Gröttsche, der Professor. Ein kleines Lächeln: ein Weib.

Marie hält sich nicht dabei auf.

Sie besinnt sich nur wieder: heute morgen wollte ich noch sterben. Denn ich sah doch nichts mehr.

Und jetzt seh' ich nichts mehr ...

Nebenan in der Küche tropft die Wasserleitung.

In Abständen tropft es immer wieder auf das Eisengitter des Abflusses.

Immer wieder ist es wie ein Ton.

Ein einziger metallischer Ton.

Wie ein einziger langsamer Harfenlaut.

Als ob ein Spiel eben beginnen sollte.

*

Die Gefährtinnen kamen.

Lotensen sagte mit einer veränderten Stimme: „Duchanin, es scheint übel. Aber sollte es Übel sein?“

Marie schaute sie an.

Digitized by Google

Sie dachte: ‚Sie ist ältlich und etwas pastoral. Aber sie hat Augen. Sie hat Augen —'

Was Lotensen noch will, interessiert sie schon nicht mehr.

Nur das eine: sie hat Augen —

Lotensen spricht von Tolstoi.

Marie sieht auf ihren Büchertisch. Tolstoi stand da niemals. Da lagen arglos und bunt zusammengetragen Feuerbach, Gayou und andere. Tolstois Bücher hätten vielleicht kommen können. Man wollte ja so viel.

Sie hört etwas: Das Reich des wahren Seins.

Vor Mariens Blicken ist das große Wartezimmer: czekalnia . . .

Leben höher leiten —

Marie denkt an die schwarzen Augengläser des Blinden.

Seele, wie zwischen Abgründen dahinwandelnd —

Ja, so scheint es. Der Abgrund ist sogar erreicht.

Alles Wissen, Marie solle es sich nur einmal vergegenwärtigen, sei für Tolstoi nur: die Steine, an denen das Messer geschliffen wird.

Marie fährt auf. Entschleiert auf einmal Tränen in den Augen.

„Ja, und wenn man nichts davon haben kann . . ."

Die Ostpreußin sagt ruhig: „Dann sind es eben andere Steine."

Katterfeld kommt, die Lotensen abholen will. Sie wollen zusammen in einen Vortrag.

Sie haben sich schon zusammengeschlossen.

Katterfeld sagt: „Herrad —"

„O Gott, Herrad, Herrad —"

Katterfeld packt den zuckenden Arm.

„Duchanin, es gibt doch noch andere Ärzte in der Welt als diesen Polen. In Berlin. Erkundigen Sie sich doch erst mal genau. Sie müssen fahren!"

Alice hatte die kleine Wüstentochter mit. Sie sagte ruhig in ihrer beherrschten Art: „Fräulein Duchanin, so warten Sie eben. Wenn es jetzt nicht ist, so dann später einmal —"

„Später," stammelte Marie.

„In drei, vier Jahren vielleicht —! Später —"

Alice sah flüchtig auf. Draußen klang der Schritt des Herrn Duchanin.

Sie hat wohl von Mariens Familientragödie gehört. Und sie kommt ihr wohl nun in Erinnerung.

Aber in ihrem Blick sind weit entfernte Dinge.

Sie zieht Roida leise näher. Ihr seidengefüttertes Kleid rauscht.

‚Dame,' denkt Marie Duchanin.

Nachher kam noch Fräulein Gustawa.

Hastig, atemlos. Von einer Audienz beim Oberpräsidenten. Sie war voll von ihren Vorsätzen und Ideen und hatte Marie eine Rundschau mitgebracht, in der sie einen Aufsatz über Mädchenschulreform veröffentlicht hatte.

Im letzten Augenblick besann sie sich erst und zog ihn zurück.

„Ja so. Aber zu ein paar Vorlesungen bei uns können Sie doch noch kommen —"

Marie schwieg.

„Ja, ja. Wir wollen übrigens überlegen, darum komme ich ja. Sie müssen nun einen anderen Beruf ergreifen. Einen mehr passenden — Vielleicht lesen Sie, was ich im Tageblatt schrieb — Ach ja so —"

Marie zuckte. Sie hatte nichts mehr gesagt.

— Der Tag ging hin, wie viele andere hingehen werden. Es ist keine Farbe, kein Sein mehr in ihm. Kein Sein für Marie.

Marie fielen die alten Zeiten wieder ein. Diese gesegneten, übermütigen Zeiten.

Geschichte. Die römische Welt. Die heilige Welt griechischen Mythentums. Das geliebte Latein . . . Atlantis. Die alten Götter.

Die Geschichte der Zeit noch halb ungefühlt und unerfaßt.

Die Kunst. Hochaufragende Säulen. Das Halbrund eines sonnenbeschienenen Zirkus. Gestalten von Marmor.

Bauten. Gesehen, gefühlt, erlebt schon tausend Jahre lang und bereit aufzuerstehen. Und nun verschwunden. Und der blaue Nordlichtschein, nach dem die Seelen spähen, das ewige Suchen. Das Suchen, Suchen, das ist es —

Das Suchen nach dem Unbekannten —

Orplid, das Land, das ferne leuchtet —

Zerschlagen, vorbei.

*

Alexander kam. Marie begriff auf einmal Verwandtschaft des Blutes und Schicksals. Er, der das Instrument nicht fand, das ihn zu seinem Talente bringen sollte, und sie, der es auch nicht gegeben war.

Da stand die Mutter, gealtert, mit wenig Schönheit mehr im Antlitz, das in seinen Linien griechisch war. In ihren Blicken flimmerte es wie in Erinnerung und alter Demütigung. Und doch war sie auf einmal mehr in diesem hier zu Hause. Sie kannte das. Es war das Wegloſe.

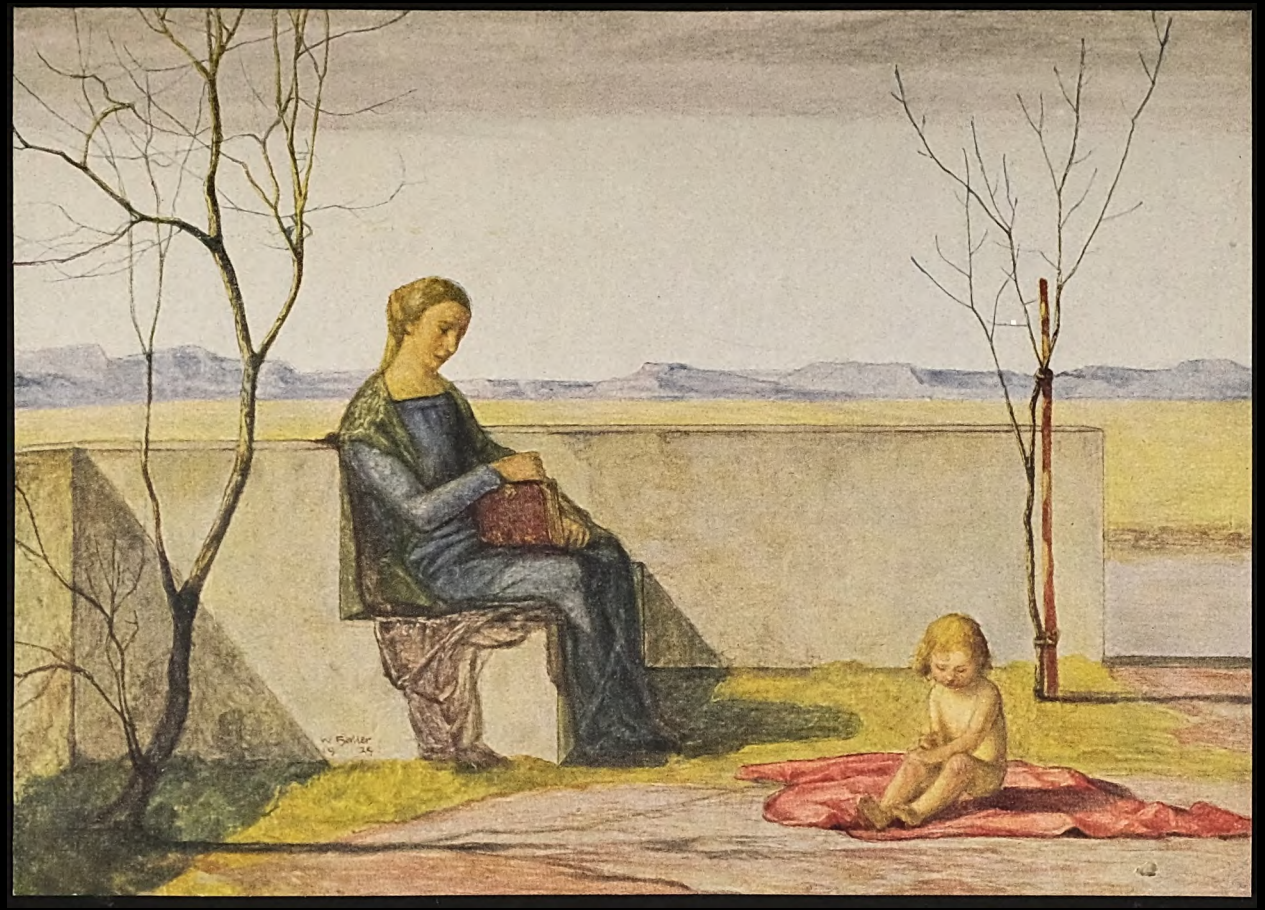
Der Vater öffnete die Tür. Ja, Conrad Duchanin.

Er sah die Gruppe. Er verstand.

Kein Wort hatte er zu allem Geschehnis gesagt. Seine Seele war wie ein Schacht, in dem alles versank und schweigend aufgehoben wurde. Zu unbekanntem Ziele.

Aber er wandte sich, griff seinen Hut und

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ging die Treppe hinunter, wieder seinen ziellosen Wanderungen zu.

Ja, es ist Schuld. Es ist der Fluch. Es ist Strafe des Schicksals.

„Kaziu," rief die Stimme im Hofe, „Kaziu. Kaziu."

★

Marie dachte Tag für Tag an die Gefährtinnen. Sie wußte: jetzt ist das, jetzt ist dies. Und immer näher rückt Ostern. Ich werde in der Zeitung lesen: ‚Die ersten Abiturientinnen in Posen ...' Es wird so sein, wie wir es lachend ausmalten. Ihre Namen werden dastehen. — Jetzt eben machen sie in den Zwischenpausen Pläne, Katterfeld geht jetzt mit Lotensen nach Göttingen.

Keine mehr sehen. Nichts mehr hören.

Zuweilen fuhr Mariens Blick auf: da ist der Himmel. Da ist die Welt. Sie ist noch da. Alles ist noch klar. Das Grauen erschlug dich nicht. Es streifte nur leise. Du hast etwas erlebt, aber du bist noch da. Und dein Tag auch noch.

Aber nicht mehr deine Welt, sagte die andere Stimme.

Nichts mehr wissen. Nichts mehr wollen.

Keiner begriff es ganz. Auch die Mutter nicht. Schließlich auch keine der Gefährtinnen, die, abgehetzt, immer seltener kamen.

Schließlich nichts mehr als Einsamkeit, als Versinken, während die Sonne langsam steigt.

Auf einmal fiel Marie der Freund ein. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen. Seit Monaten nicht mehr. Sein Schreiben nach der Post gesandt, liegen gelassen. Erst später, viel später las sie es.

Plötzlich flammte es hoch. Es war wie Feuer durch ihr Blut gefahren, als sie wieder über St. Martin ging.

Hier war die alte Schicksalsstraße. Hier klapperten die Droschken zum Bahnhof, läutete von fern die polnische Glocke. Hier Leute mit Tüchern und Hauben und unverständlichem Hingegebensein und weiter oben auf dem Berge die deutsche Welt, der Strom des freien Flanierens, des Begegnens.

Marie Duchanin begann den Artilleristen zu suchen, den alten Freund aus dem Zoologischen Garten.

Nirgends gewahrte sie seine lange, überlange Gestalt. Sie sah so manche wohlbekannte Figur. Aber ihn nicht. Nicht auf dem Wilhelmsplatz, nicht auf St. Martin, bei keiner anderen Gelegenheit.

Marie besann sich auf einen Vorwand, um nach dem Zoologischen Garten zu kommen.

Sie nahm Constantine mit.

Es war April. Zeitige schöne Frühlingszeit. Sie dachte an jenen Augustabend, an dem sie alle hier gewesen waren, Alice Reißland geglänzt und die Intrau so großen Erfolg gehabt hatte. Die Intrau war hinab.

‚Ich bin auch hinab,' dachte Marie Duchanin.

‚Mein Gott, ich ließ mich stürzen!' Sie sah die altbekannte Welt im ersten Frühlingsschein, noch kühl, noch etwas frierend, aber schön.

Sie sah alle, auch den Vorstand mit dem Löwenangesicht und manche andere Gestalt. Aber der Freund war nicht da. Der lange Offizier war verschwunden.

Er war aus ihrer Welt geglitten, zugleich als alles andere stürzte. Bald erfuhr sie:

Er war unter den Kommenden und Gehenden gewesen, die in Posen kamen und gingen.

Und nun war er wieder gegangen.

★

Nichts mehr in dieser großen und grauen Stadt, was gereizt hätte.

So nahm Marie den Vorschlag an, den die Mutter ihr nach vielen Rücksprachen mit Fräulein Gustawa machte, der Arzt hatte auch nichts einzuwenden.

Es mußte eine Zukunft geschaffen werden. Die anderen wuchsen auf und rückten nach. Alexander, Constantine —

Es mußte eine Versorgung kommen.

Nichts anderes galt, als: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet ..."

So tat Marie, wie es einzig möglich war, und trat in eine Anstalt ein, die Pflegerinnen und Lehrerinnen für kleinere Kinder ausbildete.

Es war eine andere Welt, die in nichts mit der zu vergleichen war, die Marie zuvor gekannt hatte. Die Mitschülerinnen waren von anderen Rücksichten geleitet, niemals konnte hier der gleiche vornehme und ruhige Ton herrschen, wie bei jenen Privatkursen. Es war viel Rivalität vorhanden. Marie wurde hier nicht Herrad genannt. Man wußte nichts von ihr, und sie gab nichts preis. Sie ließ die anderen ihren Weg gehen und ging den ihren ohne Wort und Widerstreben, nur mit dem inneren wilden Hinwerfen ihrer Jugend: ‚Ich bin nicht mehr. Ich lebe nicht mehr gerne ...'

Zweiter Teil

Der Durchgangszug, weithinfahrend, schwer und leicht zugleich sich wiegend unterm Nachmittagshimmel, in den blauen Feuern des Maientages, den grünen Flammen der Buchenwälder. Rollen, Sausen, Schweben;

Digitized by Google

hoch oben ein Flattern: Ach, wer doch mitreisen könnte —

Der Osten lange vorbei. Andere Sonne, blaues Wasser, fremdspiegelnd. Blondes Volk, fremdblondes Volk.

Immer wieder Wald. Dahinwehen durch Grün und Silber, durch flimmerndes, zitterndes, überhelles Grün: ewig der Wald, ewig der Mai, ewig das Wunder!

Schwebend kam es immer von neuem, unendlich, mit grünem Tanze: Buchenhochwald, nordischer Buchenwald im Mai.

‚Das kannt' ich nicht,' fühlte Marie Duchanin. ‚Niemals kannt' ich das.' Und immer wieder kam es heran und ging es hinein, flimmernd und sausend, grünseiden und silbern: mecklenburgischer Buchenwald.

Die Stadt war längst dunkel, als der Zug endlich hielt. Fremde Luft empfing Marie. Fremde Silhouette stand ungewiß in der Nacht.

Der Weg zum Quartier war nur kurz. Marie ging zwischen erloschenen Häusern wie in einem Schacht.

Es war sicher, daß in dieser Nacht, schnell und elend durchschlafen, alte Dinge dahinwirbelten, von Göttern wieder herübergeworfen, anderes kam hinzu, das wirbelte und tanzte mit. Es tanzte ein Wald, und es sah glühend herüber wie die Akropolis, blauend stand eine schöne Küste. Pfauen klagten, eine Brunnensäule stieg, und durch die Schlucht der Gasse jagte man. Ein Traben kam, etwas jagte daher. ‚Es ist hinter mir,' fühlte Marie auf einmal, ‚etwas ist hinter mir,' und sie rannte durch diese Schlucht. ‚Ich will mich umwenden,' dachte sie, aber sie vermochte es nicht, sie fühlte die ungewissen Bilder dieser unbekannten Stadt schon wieder an sich vorüberstieben —

Da fuhr sie auf, hörte Glockenschlag und sah das helle Bild der grauen Stadtgiebel vor den Fenstern. Und blauen, maienblauen, blauen Himmel.

Sie ging zum Bahnhof, um nach ihrem Gepäck zu sehen. Abwärts führte der Weg, genau wie im Traume, aber alles war beruhigt bedächtig, uralt festgestellt und blieb da.

Am Hafen schien grelles Licht ihr in die Augen, blaues Wasser lief brennend in Weiten, sie wandte sich plötzlich und sah das ganze Bild der neuen Stadt hinter sich aufgerichtet: rote schräge Dächer, über dunklem Mauerwerk, in die blauen Höhen gespitzt die grüne Glorie der Türme.

‚Wieviel Türme,' dachte sie.

Die neue Stadt. Die unbekannte Stadt. Die schöne Stadt.

‚Mai in einer fremden Stadt!'

Hernach suchte sie die Wohnung ihrer künftigen Vorgesetzten, des Fräulein Amadea Wulffen.

*

Es war für Marie nicht leicht gewesen, eine Stelle zu bekommen. Nach manchem Suchen, das sich über Ostern hinauszog, kam die hastige Anfrage eines Fräulein Wulffen, ob Marie die Stellung an dem neu zu begründenden Kinderheim in der Vorstadt übernehmen wolle. Gehalt sechzig Mark monatlich.

Die Stelle wurde angenommen. Fräulein Wulffen drängte auf Ankunft, es war höchste Zeit, die Anstalt zu eröffnen.

Amadea Wulffen war nicht zu Hause.

Das freundliche Dienstmädchen, rotbackig und gediegen, in hellem, selbstgesponnenem Leinenkleide, sah Marie zutraulich an und bestellte sie auf später.

Marie wanderte währenddem begierig durch die neue Stadt, für sie erst geboren, als die Wulffen ihre wenig versprechenden Briefe schrieb. Überall der aufdringliche Fisch- und Wassergeruch. Sie trat in eine Kirche und verlor sich in die fremde Buntheit mittelalterlicher, steinerner Buchenhallen. Ein Pfarrer mit steifer Halskrause kam unbewegt und feierlich, von seiner Welt erfüllt, vorbei. Marie trat in eine Seitenkapelle und sah den niederdeutschen Tod seinen Ringtanz schwingen. Gilb sah das steile Bild sie an, Tod umringte sie plötzlich von allen Seiten, eine Glocke schlug hoch über ihr wie ein Schicksalssignal, Marie fühlte: ich bin mitten im Deutschen —

Draußen rief einer immer wieder: „Frische Goldbütt, frische Goldbütt ..."

Nachher war Fräulein Wulffen endlich zu Hause.

Sie war immerhin noch jünger, als Marie erwartet hatte. Ihre dunkle Erscheinung fiel etwas aus dem Rahmen dieser freundlich umblauten Stadt. Aber ihre Sprache paßte doch.

Fräulein Amadea Wulffen nahm ihre Gehilfin gleich mit nach der neuen Anstalt.

Sie bestiegen die Bahn, die bedächtig an der Ecke wartete, und Fräulein Wulffen zog die Uhr: „Ich will feststellen, viewiel Minuten die Bahn bis zum Heim braucht ..." Ihr dunkles Gesicht war streng und forschend.

Sie fuhren durch diese Gassenschluchten, wieder kam Wasser, von leise wiegenden Mastspitzen erfüllt, dann sauste man in eine Allee. Nach dem Absteigen stellte Fräulein Wulffen mit mißbilligendem Gesicht eine und eine halbe Minute Verspätung fest, während die Bahn unbekümmert weiter durch die Allee rollte. Im übrigen gedächte sie selbstverständlich nach der Anstalt zu radeln.

Digitized by Google

Ob Marie auch ein Rad besäße?

Nein.

Der Ausdruck des Fräulein Wulffen, die überhaupt wenig vorsteherinnenhaft aussah, verriet: ich habe es mir gedacht.

Sie befahl: „Zurück wollen wir über die Drehbrücke gehen und feststellen, wie weit der Weg nach der Stadt von dort ist."

An der Anstalt war übrigens nicht viel zu sehen. Ein kleines Mietshaus, wie sie dort in Zwischenräumen an der Allee standen. Im Erdgeschoß sollte das ‚Heim' einziehen. Fräulein Wulffen sagte, daß die Stadt immerhin entlegen und die Bewohner dieses Viertels sich zusammengetan hätten, um mit behördlicher Unterstützung das Heim ins Leben zu rufen.

Sie examinierte Marie und zugleich die Hausmannsfrau, die sie führte. Es roch stark nach Fußbodenöl. Fräulein Wulffen hatte keine Ahnung, wieviel mehr sie in dieser Zeit stillschweigend von Marie examiniert wurde.

Die Vorsteherin erkundigte sich nach Mariens Familienverhältnissen, fragte wie alt die Geschwister seien und ob sie nicht auch schon was verdienten?

Es war richtig, was Marie sagte, und wonach Fräulein Wulffen nicht fragte, brauchte weder ihr mitgeteilt zu werden, noch der blonden Hausmannsfrau, die dabei stand.

Marie aber spürte, wie rasend ihre Neugierde auf künftige Dinge war.

Draußen standen die Bäume, schwarze, runde Linden und aus dem unbekannten Himmel rief ein großer Vogel.

In der Allee hörte Marie den Vogel von neuem ... es war ihr, als ob er, der sich in den Baumspitzen herumtrieb und dieses wildsüße, lockende Lied sang, irgendwie die Seele dieser neuen Stadt sei.

Sie gingen über die Drehbrücke. Man sah Segler, Dampfer und Barkassen. Die große Brücke war eben gedreht und ein schwarzrotes Schiff zog langsam hindurch. Am Kai standen Männer und spuckten ins Wasser.

Der Dampfer verschwand im Dunst des Hafenausgangs.

Er hieß Primula.

*

Die Einrichtung des Heims nahm Marie überaus in Anspruch, nicht zum letzten das befohlene Ausrechnen aller Entfernungen. Marie hatte die Wulffen noch gefragt, ob es nicht vielleicht noch einen Weg zu Schiffe nach der Anstalt gäbe, aber die sah sie verständnislos an und bedauerte nur, daß Fräulein Duchanin leider noch immer wenig Überblick über Stadt und Vorstädte habe und sich auch nicht darum bemühe. Ihre Einschätzung Mariens war von vornherein so, daß sie die Frage gar nicht verstehen konnte.

Immer war noch etwas zu besorgen, und wenn die Einrichtung sich schon von Ostern herüber gezogen hatte, so schien sie sich jetzt noch länger hinzuziehen.

Marie mußte einige Besuche machen. Der Senator war nicht zu Hause, der Pastor auch nicht, der Konsul besah sie zwei Minuten. Im übrigen handelte es sich um Familien, mit denen Fräulein Wulffen allein die ausgezeichnetsten Beziehungen hatte und für die die Gehilfin nicht in Betracht kam.

Eines Abends war Marie bei der Wulffen eingeladen.

Am Teetisch saß eine sehr alte Dame. Marie war überrascht. Etwas flog sie an und verstärkte sich noch bei dem gütigen Gesichte dieser uralten Frau. Es war bei ihr, als ob man unter einem mächtigen Baume säße, im Schatten eines Riesendaches. Es sah andere Zeiten, es sieht dich kaum, viel von dir hat nicht Bedeutung für dieses Wesen, das nur mit dem zu tun hat, das von ihm ausging. Ein Geschöpf riesenhaften Naturlebens, das in Jahrzehnten unzählige Zweige und Äste trieb, das unter ungeheuerlichen Stürmen sich bog und dennoch einstmals blühte, blühte, blühte —

Daneben die Tochter, dunkel wie eine Zigeunerin, mager wie eine Landstreicherin, bitter und hastig mit drohenden, grüngelben Augen, eine nicht üble aber wenig anziehende Erscheinung, für Marie noch vollkommen undurchsichtig im Schicksal.

Die jüngste Tochter. Neun andere Kinder, Söhne und Töchter, waren längst verheiratet.

Das Gut hatte nach dem Tode des alten Herrn der älteste Sohn. Man lebte schon seit Jahren in der Stadt. Marie tat die alte Dame leid, die nicht in eine Mietwohnung paßte, so prahlerisch sich die Tochter auch gab.

Fräulein Wulffen schien das nötige Examen erst vor kurzem abgelegt zu haben. Es ward aber nicht recht klar, wann und wo. Sie strichelte in Plänen und Heften, zitterte und fragte, überhastete sich in rätselhaft komplizierte Berechnungen vertieft und die alte Mutter sagte dann: „Aber Amadea ..."

Spät ging Marie, mit vielen Papieren und Heften beladen, die sie bis zum Morgen noch durcharbeiten sollte. Voll Mißtrauen in den dämonischen Augen hatte die Wulffen gefragt: „Werden Sie das auch leisten?"

Marie arbeitete nicht. Sie schlief.

Am anderen Morgen war die Eröffnung.

Schon infolge der ausgezählten Minuten war Marie sehr zeitig da. Die Räume lagen tief, man kam wie in eine Versenkung. Es

Digitized by Google

roch noch immer nach Fußbodenöl und Pitschpineholz.

Die armen Kinder kamen. Die Damen und Herren vom Vorstand. Marie empfing und brachte alles auf seinen Plätzen unter, die rotbackige Köchin der Wulffen, die noch Blumen gebracht hatte, half dabei.

Es kam jener Pastor und der Senator, die sich vor Marie hatten verleugnen lassen, und der Konsul, der sie sich zwei Minuten besehen hatte.

Aber Fräulein Wulffen nicht.

Die Herrschaften traten hin und her, die Kleinen saßen bescheiden mit gefalteten Händen, die rotbackige Köchin stand in stiller Sorge am Fenster.

Tramwagen klapperten gemütlich vorbei, Fußgänger zogen gleich eiligen Schatten in der Allee, Radler blitzten vorüber. Die Kirchenuhr schlug.

Marie bedachte, wie genau Fräulein Wulffen die Minuten ausgemessen hatte.

Jetzt kam sie übrigens mit dem Rad.

Marie hastete ihr entgegen, erhielt das Rad in die Hand gedrückt. Fräulein Wulffen richtete hastig ihre Figur, augenrollend kam sie in den Saal, herzlich und verbindlich begrüßt, die Feierlichkeit ging vor sich.

Fräulein Wulffen war nachher sehr zufrieden.

Nur die Eisenbahn hatte sie übrigens abgehalten. — Daß der Übergang beim Tore geschlossen sein könnte, hatte nicht in ihre Zeitkalkulation gehört.

Marie wohnte jetzt in einer der Alleen, bei Linden und Amseln. Sie schrien früh schon und schrien bis zum letzten Abende, und aller Duft des Baumgrünens kam durch die kleinen Fenster. Es waren ein wenig sparsame Fenster, und sie gingen altmodisch nach außen und schaukelten und klirrten im Winde. Das Häuschen hatte von unten bis oben etwas von einem Schiffe, der Kapitän sah aus dem ersten Stock, weißhaarig und wenig liebenswürdig. Er wollte keinen fremden Tritt im Hause, und da er Marie hatte hineinlassen müssen, hielt er doch den Briefträger an, der ihr Nachricht von zu Hause brachte, und untersagte ihm jeden Schritt über die Schwelle.

Als Marie den Kampf ausgefochten hatte, wurde jeder Brief bis zur Aushändigung von den Leuten im ersten Stock mit argwöhnischem und üblem Gelächter verfolgt, sie kam erst dann dahinter, daß man sie für Liebesbriefe hielt.

O, Liebesbriefe... Sie erhielt keinen mehr. Der Artillerist, losgelassen von ihr, hatte sich abkommandieren lassen. Marie wußte nicht, wie nah er ihr noch war.

Die Wirtin selbst, eine der alten Frauen, wie sie aus diesen Vorstadthäusern sahen, war harmlos und bescheiden, sie hatte noch eine Verwandte bei sich, eine Pfarrerstochter aus Mecklenburg, die sich Marie gleich anzuschließen versuchte. Von ihrer grenzenlosen Liebe, zu einem kleinen Kaufmann in der Stadt, der die ihr heimatlich vertrauten Vornamen Friedrich Franz hatte, und von der dörflichen Einsamkeit getrieben, war dies Fräulein Klinger immer wieder zu der Alten in die Allee gekommen, ohne doch bei dem Geliebten etwas zu erreichen. Jetzt bettelte sie bei Marie und schlug ihr vor, zu ihm zu gehen, er hatte ein Papiergeschäft, und Briefbogen zu kaufen, dabei wie zufällig ihren Namen zu nennen und ihn zu erforschen.

Marie hatte es getan. Sie hatte Franz Friedrich oder Friedrich Franz auch gesprochen, und ihm mit dem Namen der Zimmerwirtin zugleich den seiner ihn Verehrenden genannt, aber der Herr hatte nichts verraten. Mit landesüblicher Bedächtigkeit gab er Marie Briefbogen und Briefumschläge, Siegellack und Postkarten, ja, auch Bilderbogen ließ sich Fräulein Klinger mitbringen, die draußen im Schatten einer Kirche zitternd wartete. Aber über das Geschäftliche kamen Mariens Erfolge nie hinaus.

Die Pfarrerstochter flüsterte und seufzte ihr zu, sie war schon weit gewesen, selbstverständlich über See, wie alle hier, auch in Oporto, sie hatte üble Dinge erlebt, jetzt wollte sie sich endlich verloben. Aber Friedrich Franz wollte nicht.

Seltsam war der erste Arbeitstag für Marie, da sie mit der kleinen Schar auf dem Spielplatze stand und drüben, hinter der Mauer, ein weißes Segel langsam vorbeizog. Segel auf Segel glitt als Zeichen dieser neuen Welt. Viele Glocken schlugen herüber, dazwischen klang das Totentanzmotiv.

Marie wanderte durch viele Gassenschluchten und immer wieder kam sie an blaues Wasser, das den Weg abschnitt. Da waren die Kirchen, eine der anderen gleich, aber jede schön in ihrer Art, da war Geschichte, weit aus Schattengründen steigend und noch unübersehbar, da war eine Welt, tausendfältig zu erobern, und es war Frühling.

Da waren Bäume und Blumen, die sie noch nie gesehen, das Wunder rotblühender Kastanien starrte sie wie verzaubert an, ebenso die Magnolien. Rot- und Weißdorn und die üppigen Stürze des Goldregens neben dem Flieder, wo gab es das in Posen?

Die Pfarrerstochter mußte heim. Der Vater wollte die Pension nicht mehr bezahlen. Da sie in der Stadt keine Stelle fand, mußte sie zurück aufs Dorf. Marie sollte wie-

Digitized by Google

der Briefbogen kaufen und dabei dem Kaufmann erzählen, wie es stand.

Marie kaufte Bogen und erzählte ihre Botschaft. Der Kaufmann zählte ihr verbindlich das Geld auf. Sein strohblonder Kopf war vor ihr geneigt. Er sagte nichts weiter.

Marie lachte in sich: wie blond ist er.

Sie ging zu der Pfarrerstochter und sagte ihr Bescheid.

Das Mädchen schluchzte im Dunklen.

Sie gingen über den Wall.

Alle Sträucher dufteten und jeder Baum. Der wildsüße Duft des Laubes war überall, alles, das über der Erde stand, trug ihren Duft. Und die Nachtigall sang. ‚Nie hab' ich das so gesehen,' dachte Marie wieder. ‚Wie hätte ich je durch solchen Garten gehen können! Nein, ich wußte gar nicht, daß es das gibt. Ich wußte nicht, daß es Amseln gibt. Ich wußte nichts von Goldregen. Nur der Faulbaum blüht auf den Posener Friedhöfen ... Nur der Faulbaum ... Aber Nachtigallen gibt es dort auch.'

Die Pfarrerstochter weinte im Dunklen.

Sie gingen wieder zurück über den Wall. Wieder die blühenden Büsche, noch tiefer ins Dunkle versunken, noch träumender fast, königlich schön, undenkbar schön geboren die Stadt mit den vielen Türmen im Maiennachtdunkel. Mai in einer fremden Stadt —

Sie kamen in das Kapitänshaus zurück. Es roch nach gebackenem Goldbutt.

Fliedersträuße standen auf den Schränken. Unüberwindlich nordisch zitterte durch die Fenster der Glockenschlag von St. Marien. Es roch noch immer nach Goldbutt.

Die Pfarrerstochter sang in ihrer Stube: „In meiner Heimat wird es jetzt Frühling—"

Marie horchte auf den halb schluchzenden Laut:

„Und nachts die Sterne, die glühn viel goldner,
Viel goldner als bei euch zu Haus ..."

„In meiner Heimat —"

Marie warf sich schluchzend auf ihr Bett —

In meiner Heimat — der Soldat —

*

Im Kinderheim ging Mariens Arbeit unter dem wahnsinnigen Mißtrauen der Wulffen und ihren dämonischen Augen vor sich. Sie hatte noch immer das Verhängnis, sich zu verspäten, kam von unbestimmten Erregungen geladen, das dunkle Haar auf der Oberlippe gesträubt, auf dem Rade gesaust oder auch unter dem Lächeln der Nachbarschaft in einer Droschke. Der Hamburger Zug war auf dem Geleise gewesen oder ihr Befinden war schuld oder andere unbekannte Dinge. Immer spähte sie voll Argwohn, was Marie unterdessen angerichtet haben könnte, und tadelte sie laut angesichts der etwa dastehenden Mütter der Kinder oder der Hausmannsfrau. — Dann war sie fahrig in ihrer Sache, verwirrte die Kinder, redete zu ihnen von unbekannter Höhe aus, verstand ihre Spiele nicht, raste mit ihnen, bis sie zu weinen begannen und Marie den Ausweg schuf. Die Kinder wurden nur übertag, während die Mütter auf Arbeit waren, beschäftigt, aber zur bestimmten Stunde fand die Wulffen dann kein Ende und redete noch auf die Kleinen ein, während die Mütter sich schon vor der Türe scharten.

„Alle meine Entchen, Johanna und Marie —"

Die Kleinen umkreisten Marie singend und wackelnd, aus arglosen Augen zu ihr aufstarrend.

War man nicht beim Abiturientinnenkursus in Posen? Wollte man nicht in Gießen oder Göttingen studieren? Geographie vielleicht und Naturwissenschaften —? Wo war Andreas Celsius und wo alle Küsten? Wo Atlantis —? Wo Corsica, St. Helena, Paris und Rom?

‚Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet —'

Mit der Stadtpost kam eine Einladung zu einem Vortrage. Marie dachte: ‚Kommt das durch die Wulffen, obgleich sie mich überhaupt nicht mehr sieht?'

Die Gesellschaft traf sich in einem der alten Kaufmannshäuser der inneren Stadt. Ein kleiner Saal mit gehaltenen Herren und Damen, das Händeschütteln eines fast geschlossenen Kreises unter den Porträts von Gründern und Gönnern. Gestalten aus dem Blut dieser Stadt gewachsen und ihre bedächtig singende Sprache redend. Wohl, das war Bürgertum, Marie sah, daß die Frauen schön waren, fast alle Frauen dieser Stadt erschienen ihr schön, auch die alten Damen. Der Vortrag, kunsthistorisch, war enge mit der Stadt und ihren Interessen verknüpft, und Marie mußte sich erst darein finden.

Die Wulffen war übrigens nicht da.

Am Ausgange stand eine ältere Dame, etwas preziöser als die anderen, eine Spur weniger bürgerlich, sie neigte sich vor und sprach: „Fräulein Duchanin aus Posen?"

Ein Name fiel, der keinen Klang für Marie hatte, Söderland, einige andere Damen standen in der Nähe, alles nordische Königinnengesichter. Das Totentanzmotiv schwirrte in dem Augenblick deutlich herein: war diese Sekunde Schicksal?

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen. Alice Söderland ist meine Schwiegertochter."

Eine Blendung fiel. Söderland, gewiß,

Digitized by Google

das war der Name, der auf einer Anzeige stand, die vor einer Weile in die Fischerei gekommen war, kaum beachtet. Was interessierte es Marie, daß Alice Reißland den Herrn Asmus F. G. Söderland in Hamburg heiratete? Roida war tot. Alice hatte nicht Ethnographie studiert und Negersprachen aufgegeben.

Alice war nicht nach Afrika gegangen.

Sie war also hier?

Augenblicklich im Harz. Aber sie kam in der nächsten Woche schon zu kurzem Aufenthalt in den Seebadeort in der Nähe. Sie würde sich freuen, Fräulein Duchanin wiederzusehen. Ihre Wohnung war in Hamburg. Das Haus Söderland war hamburgisch.

Wieder der Blick der blauen, wie es schien, merkwürdig ausgeblaßten und doch nicht toten Augen.

„Ich wohne hier. Vor dem Tore. Und würde mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Paßt es morgen? Jawohl, ich weiß, das Heim in der Arbeitervorstadt. Fräulein Wulffen, ganz recht. Also morgen, nicht wahr?"

Marie dachte auf dem Heimwege, Alice müßte ihren Namen hier irgendwo gehört haben. Vielleicht durch die Wulffen.

*

Marie ging durch den Vorgarten, in dem eine junge Blutbuche bronzen stand, die Fenster waren mit grünen Läden versehen, eine Brunnensäule sprang, seitlich war der Eingang, herrschaftlich.

Im Gartensaal war die Dame, schlank und überzart, in der schleppenden schwarzen Seide, das weiße Haar locker über die Stirn.

Seitlich die Teemaschine, von lederbraunen Wänden sah die Dunkelheit norddeutscher Familienbilder. Durch offene Türen sah man in andere Zimmer, farbige Wände, helle Möbel.

„Heut ist mein Empfangstag," erklärt die Konsulin, Marie wieder mit den ein wenig verblaßten, beherrscht forschenden Blicken betrachtend. Kein Fragen. In lockerer Unterhaltung erzählte Frau Söderland, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in ihre Jugendheimat zurückgekehrt sei und sich ihr Vaterhaus nach eigenem Gefallen eingerichtet und ihren Kreis gebildet habe. Damit Marie den zugleich kennen lerne, habe sie sie für diese Stunde gebeten.

Währenddem glitt die Tür zurück, das Mädchen, schwarzgekleidet, meldete Neukommende.

Marie saß in diesem Kreise, dessen Bilder ihr noch befremdlich waren und dessen Beziehungen über sie hinwegklangen. Aber man ließ sie nicht, sie wurde befragt, und es schien, als ob man mehr von ihr wüßte. ‚Alice,' dachte Marie und begriff dies gar nicht mehr, denn sekundenlang stand der Abgrund, in den sie gestürzt war, grauend um sie. Sie dachte, daß sie doch nichts als die Gehilfin dieser Schrecklichen war, aber sofort, von irgendeinem Erfühlen getrieben, versank das und sie fand sich zurück als die, die sie einmal gewesen war: Herrad, nach Geistigem verlangend und nur auf Geistiges reagierend. Aber das Vorstadtheim war doch genannt worden, und jemand, ein verwachsenes Fräulein, hatte Marie leise das Wort hingeschoben: „So ihr nicht werdet, wie die Kinder ..." und seine Wirkung glitzeräugig und auf nichts Gewöhnliches gefaßt, verfolgt.

Marie sagte, von Dämonen ihres Schicksals gefesselt: „Der dies sprach, kannte er Kinder?"

„Wie! Wieso?"

„Hatte er, der den Menschen bitter kennen lernte, im Kinde denn nicht schon den Menschen gesehen?"

„Das Bild des Hohen und Reinen, das Ursprüngliche," sagte eine der Damen.

„Das Ursprüngliche..?" sprach Marie, „liegt in ihm nicht schon alles? Ist nicht alles schon versammelt? Es sind nicht zwei Länder, sondern nur eins und mit dem gleichen Fuße, mit dem man es betritt, verläßt man es auch."

Man sah sie erstaunt an und fragte, woher sie den Pessimismus habe, und sie erzählte, daß sie neulich bei einem Allerkleinsten, kaum Erwachten, hinter ungefügem Aufbegehren, im Hintergrund des nassen Kinderauges blitzartig und dämonisch schon den ganzen Menschen hätte stehen sehen, mit allem Brande, unheimlich fertig, bereit ...

Man schüttelte die Köpfe.

„So scharf sehen Sie?"

Marie sagte: „Ich sehe es. Es erschien mir so."

Moderne Theorien wurden herangezogen, gewisse Autoren zitiert, man stritt.

Jemand richtete sich auf und meinte mit sanfter Stimme, es war eine junge Frau, daß das Kind nur der Mutter verständlich sei und keinem anderen. Und jemand sprach von Gott. Aber das flog sofort wieder hinaus, wie auf den Flügeln eines Engels, der hier nicht weilen konnte. Dahinter verstärkte sich noch die abgründige Freude am Problem.

Auch die Konsulin beteiligte sich, dann vor allem die beiden Buckligen, zwei waren es, wie Marie nun erkannte, barocke, tiefbelebte Gesichter, und ein paar andere Damen.

Marie merkte, diese hier alle hatten sehr viel gelesen und waren von einem ganz anderen Platze aus an die Dinge gekommen, bei ihr aber, sie durfte kaum noch lesen, lagen

Digitized by Google

sie mitten auf dem Wege und bedrängten sie, sie mußte sie nicht nur anschauen, sondern sich auch ihrer wehren, sie fühlte sie gleichsam auf ihrem eigenen Leibe.

„Sie sind Norddeutsche?“ fragte man.

Die eine Verwachsene lächelte.

„Norddeutscher als norddeutsch,“ sagte jemand.

Marie berührte der Blick aus den blauen Augen der Konsulin.

‚Norddeutsch,‘ dachte Marie.

Und dann auf einmal: ‚Atlantis ...‘

Und plötzlich begriff sie, noch unter den ihr rätselhaft zutrauenden Blicken: ‚Ich bin ja vereist. Eis ist über mir. Eis ist um mich —‘

Die Gäste erhoben sich, auch Marie wollte gehen, aber Frau Söderland hielt sie noch, sie sagte, während ihre ganze Erscheinung jenes schön Verwischte hatte: „Sie haben ... beobachtet, Fräulein Duchanin.“

Marie dachte plötzlich: ‚Sie ist doch auch Mutter. Aber sie redete mit.‘

„Ihre Augen sollen schwach sein —“

„Und doch sehe ich,“ sprach Marie betroffen.

Die Konsulin führte sie in ihr Zimmer, es war das einer modernen Frau. Da waren Bücher. Es war die Welt einer Denkenden, Kunstverständigen und Gereisten. Ein Gobelin hing an der Wand, der Marie seltsam traf.

Frau Söderland erzählte von ihren Reisen, die sie, als ihr Mann noch lebte, fast an alle Plätze der Erde geführt hatten, wo das Haus Söderland seine Niederlassungen hatte. Neuerdings habe sie sich aber mehr und mehr zurückgezogen.

Mariens Blicke hingen an dem Gobelin. Die Akropolis. —

*

Die Mutter schrieb: „Denke Dir, Constantine will sich verheiraten. Mit Jan. Wir wußten nichts davon. Er kam nicht mehr zu uns. Aber sie müssen in Verbindung geblieben sein. Er will Redakteur in Oberschlesien werden.“

Vor Marie stand Constantine als das Mädchen, das sie vor kurzem erst gesehen hatte, wie es, am Fenster sitzend, in schlechter Haltung seine Kleider nähte.

Marie lachte. Unmöglich. Jan —

Sie schrieb, daß die Mutter Constantine diese Ideen ausreden solle. Mit Polen hätten sie niemals mehr etwas zu tun.

An dem Nachmittage fuhr sie zu Alice an die See.

Es war ein späterer Zug, denn es war schwer, von der Wulffen fortzukommen, und der Junitag hatte sich schon hinter Dünsten versenkt. Obgleich Marie das Meer noch nicht sah, verfolgte sie doch den Himmel, und ihr war, als ob er längst ganz anders aussähe und schon den ungeheuren Widerschein dessen trage, was er beschien.

Vom kleinen Strandbahnhof aus ging sie durch eine beschnittene Lindenallee nach dem Meere, das sie schon heftig blauen sah. Und nun wußte sie die ungeheure Veränderung zu deuten, ein anderes Stück Welt sah sie an, das Wasser und der Himmel über diesem Wasser. Dunst verdeckte die Fernen und ließ ein paar Segel leuchten und den Strand gelbsandig starren, wie den Rand der Welt. Marie fühlte dies allein, nicht Mensch, nicht Wesen, sie fühlte Urzeit und sah es zugleich drüben in leichter Linie zackend fallen und es glitt in ihr Blut. ‚Der Blitz ist mein Bruder,‘ dachte sie scheu.

Sie ging zurück und fand das Haus Alicens, es lag am Meere, wie solche Häuser hier gelagert waren. Marie maß nur das Bild, das Alice täglich haben konnte: vor den Fenstern uferlos das dumpfblaue Meer, geheim atmend von allem Geheimnis.

Sie ward von einem dieser korrekten Hausmädchen in Schwarz und Weiß empfangen und in einen Salon geleitet, in dem Alice gleich darauf erschien.

Und nun versank das Meer, und der Mensch war da, die Dame.

Marie dachte an Roida, aber auch das verging unter dem Blick der Frau Alice Söderland. Sie sprach von Hamburg, ihr Mann war übrigens heute hier und noch beim Segeln, von ihrem Hause und wieder von Hamburg. Sie s—prach, hatte genau Ton und Wesen des Landes, und Marie fiel es wie Schuppen von den Augen; wenn man sich in Posen über das kühle Wesen der Reißland gewundert hatte: es gehörte hierher und war diesem Boden verwandt.

Alice war nicht um einen Zoll näher, persönlicher als in Posen, es war kaum zu begreifen, daß sie diese Annäherung hervorgerufen hatte. Dem Zirkel der Konsulin schien Alice vollkommen fern zu stehen, Mariens Begeisterung hörte sie kühl an, sagte, daß sie leider, als sie von Harzburg kam, nur so wenig Zeit für Frau Söderland gehabt und nur eine Tasse Tee bei ihr getrunken hätte. Jetzt sei sie hierher, weil die Kieler Woche nahe, und ihr Mann auf seiner „Alice“ mitsegele. Sie erzählte von dieser Veranstaltung, die sie schon im vorigen Jahre mitgemacht hatte, im Konversationstone.

Marie erinnerte sie an die einstigen Reisepläne, und Alice entgegnete, daß sie durchaus nicht aufgegeben, sondern nur verändert seien, sie reise im nächsten Jahre mit ihrem Manne nach Ostasien, mit dem Kurse über

Digitized by Google

alle europäischen und außereuropäischen Niederlassungen des Hauses.

Marie sah: jener Schatten von Gilbheit war ganz aus ihren Zügen gewichen.

Jetzt kam Söderland, im Strandanzug, wie es schien, wenig begierig auf den jungen Gast. Er war aber doch gut gelaunt, die junge Ehe zu betonen, war Alice immer in leiser Art nahe und streifte Marie nur mit unpersönlichen Blicken. Auch er hörte nur kühl von seiner Mutter reden.

Marie sah seine blauen Augen, den kurzgeschorenen Kopf, der schmal und schön geformt war, sie sah ihn leer an, ihr Blut antwortete nicht, es war ihr, als ob er vom anderen Ende der Welt hergekommen sei, überhaupt kein Mann.

Hinter Marie blieb das Fischerstädtchen mit seinen geschorenen Linden, sich im Wasser des Hafens spiegelnd, vom Blinkfeuer bläulich überblitzt. Hinter ihr blieb der Himmel, dieser eigentümliche Himmel, dem man es ansieht, daß er sich nicht mehr über dem Lande wölbt. Hinter ihr blieb die dumpfblaue See.

Auf einer Zwischenstation stiegen Damen des Söderlandschen Kreises ein, die beiden buckligen Schwestern, eine junge Frau mit spöttisch resigniertem Mund, eine Geheimrätin mit berühmtem Namen.

Sie bemächtigten sich Mariens, die Frage von neulich wurde wieder berührt, sie hatten alle darüber nachgedacht, denn es war ja die Zeit des Streites über schwierige Probleme. Die Ansichten wirbelten, die eine der Verwachsenen, die der Konsulin außerordentlich nahe zu stehen schien, erzählte Marie von den Vorträgen, die zum Herbst zu erwarten seien, nicht in der gewohnten Art, es werde hart auf hart gehen, man werde sehen, wie die Richtungen aneinander gerieten.

Marie dachte wieder an Alice und an ihren Mann.

Daß sie sie mit Frau Söderland zusammengebracht hatte, war einfach ein Wunder.

*

Am nächsten Morgen kam die Wulffen überhaupt nicht. Marie mußte sehen, allein fertig zu werden, später lief sie über die Drehbrücke nach der Wohnung der Leiterin. Sie fand sie krank, hohes Fieber, Lungengeschichten. Sie werde wohl Schwindsucht bekommen, sagte die Wulffen mit unheimlich rollenden Augen, es sei aus. Eine schöne Dame stand an ihrem Lager, wohl eine der Schwestern, älter, aber viel lebendiger, der alten Mutter ähnlicher, an ihrer Hand glänzte der goldene Ring. Die Wulffen wies sie fort und stöhnte, und gab Marie nun flüsternd und argwöhnisch Vorschriften über ihre Vertretung. Dabei trat ein Bruder auf, auch behaglich, sichtlich agrarisch, auch er war aus Holstein herübergekommen und hatte zwei Buben mitgebracht, die durch ihre Anwesenheit die Wulffen quälten, auch sie mußten gehen. Nebenan, im Wohnzimmer, saß die alte Mutter still ergeben, die Hände im Schoße.

Marie war nun allein in dem Heime. Die Kinder umtanzten und umlachten sie, es war wunderlich, die wunderlichste Anziehung, die Marie jemals begegnet war, und doch verlor sie niemals ihren scharfen Blick und ihr geheimes Urteil. Aber alle hingen an ihr, rannten ihr entgegen, sie lernte die kleinen plattdeutschen Worte sehr rasch, jeder Griff von ihr glückte, sie war immer von kleinem Gelächter und lustigen Tänzen umsummt. Draußen klang das Totentanzmotiv vom Turme und glitten die weißen Segel, der Himmel schien, wie er über dem Meere scheint, alle Welt war offen, sie hatte sogar einen Begleiter, wenn sie abgehetzt und ermattet aus dem Heime kam. Ein prachtvoller Colly, nie erfuhr Marie, wem das Tier gehörte, erwartete sie, wie er sie schon in der Frühe geleitete, er umbellte die Kleinen nicht, jagte sie nicht, erwartete nur Marie und lief, sich immer wieder umblickend, wie ein Tier aus einer früheren Existenz, das sie wiedergefunden hatte, neben Marie durch die Alleen, bis er sie vor ihrem Hause verließ.

Die Wulffen war noch immer krank, sie dämmerte dahin, ihr Auslöschen schien nur eine Frage von Wochen.

Marie hatte Einladungen. Sie war bei den beiden Verwachsenen, wo sich die neusten Weltanschauungs- und Naturwissenschaftsbücher in merkwürdigem Durcheinander fanden. Ratzel, Svante Arrhenius, Flammarion, Fechner, Bücher und Häckel, bis zu den modernen Theologen. Die beiden alten Damen waren brennend vom Trieb der Zeit, der letzen Aufklärungsperiode, erfaßt, ohne aber doch ihren angestammten Boden ganz verlassen zu können. Marie traf sich mit ihnen im Grübeln, doch blieben die Theologen ihr gleichgültig, die große Götterlosigkeit in ihr das Gespenst, das immer hinter ihr stand, ließ sie skeptisch bleiben.

Am meisten fühlte Marie sich zu Frau Söderland hingezogen. Diese reiche Frau, inmitten einer Sippe von einem Umfange und einer Tradition lebend, wie Marie sie sich überhaupt nicht vorzustellen vermochte, diese Frau, die einen einzigen Sohn und Geschwister hatte, war sehr einsam und mußte es auch in ihrer Ehe gewesen sein. Man sah Bilder von Vorfahren, aber keine von den nächsten Verwandten, sie hatte sich nur diesen Kreis

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

geschaffen, in dem sie lebte und eine gewisse Befriedigung fand.

Marie war bald häufiger Gast, sie allein im Heim bei konzentrierter und praktischerer Arbeit, hatte nun mehr Zeit und wurde lebendiger, sie merkte, daß die Welt sich vor ihr wieder verwandelte. Altes tauchte auf, neu gewandt, näher gerückt, nicht mehr schmal und schulmäßig, es war das Leben selber, das sie lehrte, wie sie wähnte, sie fühlte, wie sie weiterkam in diesem lebhaften Strudel aufrechten Geistes.

Die eine der Verwachsenen, die Bettina hieß, war sehr oft dabei. Aber auch andere kamen, die dies oder das mitbrachten, das neu entflammte.

Und alle diese Menschen waren in skandinavischen und baltischen Ländern gewesen, sie kannten Frankreich und Italien und Übersee; am weitesten gekommen, Mariens Führerin gewissermaßen, war die Konsulin. Sie hatte diese Länder nicht als gelangweilte und oberflächliche Fremde gesehen, sondern, so schien es Marie selig immer mehr: wenn auch Maske und Haltung und alle Korrektheit nordischen Blutes dabei waren, sie hatte alle diese Länder mit dem Herzen Mariens gesehen, in ihr war die gleiche Hinneigung, die gleiche Sehnsucht, derselbe Traum gewesen. Nun hatte er sich ihr erfüllt.

Und wenn Marie mit ihr allein war, was allmählich öfter vorkam, so sprachen sie über Rom und Athen, die alten Philosophen, die alten Sagen. Es war das gleiche, was Marie gesucht und verloren. Atlantis hob sich wieder herauf.

★

Als Constantine angekommen war, sagte sie: „Hier regnet es wohl immer?"

Marie dachte: ‚In der Tat, es kann etwas daran sein. Es regnet hier viel.'

Es war Herbst geworden, und in den Alleen trieb man das schwarzbunte Vieh durch Schlamm und Blätter.

Constantine sprang über die gehütete Schwelle des Kapitäns. Oben breitete sie ein aus der Tasche gerissenes Päckchen auf der Tischdecke aus: „Hier sieh mal ... Liebesbriefe!"

Marie sah die Handschrift, die Jans sein mochte, obgleich sie sie vergessen, Briefe waren es und Karten und die romantischen gefalteten Dinger, die man Billetts nennt. Auf den Karten waren dreiste Bilder von verschlungenen Paaren und jungen Frauen mit Kindern.

In der Tat, Liebesbriefe. Liebesbriefe von Jan.

Über den Tisch hin lag der Kram, wie ein kleiner Feuerhaufe.

Constantine sah sich unterdes mit vieler Belustigung über das ganze Zimmer, nach Plätzen für ihre Sachen um und fand sie. Sie reichte hoch, viel höher als Marie, ihre Gestalt hob sich zu Schrank und Sims, sie schlug die oberen Fensterhaken zu, an die Marie nicht langte, sprang zurück und warf den schwarzen Kater der Wirtin vom Stuhl, schob die Briefe mit einem Ruck zusammen und sagte: „Verrückt, nicht?"

In Mariens Ohr klang ein Pfauenschrei, langgezogen. Der Soldat.

Die Mutter hatte geschrieben, daß die Sache mit Jan noch immer nicht zu Ende scheine. So war beschlossen worden und der Vater hatte es wortlos zugegeben, daß Constantine für eine Weile zu Marie kam. Im Stübchen fanden zwei Platz, die Wirtin mußte für zwei sorgen, und Constantine sah sich hier einmal um, das war alles.

Constantine war ansehnlich geworden, fast, als ob sie ihrem Namen nachgewachsen sei. Und was das Sonderbarste war, sie sah nicht nach Duchanin aus, gar nicht mehr, etwas war von ihr abgefallen in den Monaten, da Marie fern war und sie in der Industrieschule ihre billigen Kleidchen nähte.

Von der Mutter erzählte Constantine nicht viel, als daß sie zuweilen Krankheitszustände habe, wie sie aus ihrem ganzen Schicksal entsprangen, und Alexander hatte bis jetzt in Mogilno gearbeitet ... er war doch zur Maurerei geschickt worden ... und kam nun auf Bauschule.

Constantine sprang wieder hoch, ihre langen Beine federten, der Regen stürzte noch immer, aber sie verlangte fort, die Stadt sehen.

Vor dem Hause stiegen sie in die Bahn, der Kapitän saß hinter seiner Glasveranda, Constantine sagte es, denn Marie hätte das nie gesehen. Unter den triefenden Lindenästen — Constantine sagte, diese ganze Gegend sei auf Regen vom ersten Schöpfungstag an eingerichtet — wurde das Vieh getrieben. Ein Händler saß im Wagen und schätzte plattdeutsch alle Fahrgäste, besonders die weiblichen, auf Lebendgewicht ab. Constance hatte die erste Säule, die ersten Stadthäuser zuerst entdeckt. An Hafen, Tor und Speichern fuhr sie vorbei, sie stieg aus und stiefelte die hohle Straße mit geschürztem Rock in aller Aufmerksamkeit empor, sah sich auf dem Markte um und wollte sich ausschütten vor Lachen. Vom Turme klang das Totentanzmotiv, sie hörte es nicht, lachte über die geschorenen Linden, den Roland und schoß eilig weiter, instinktmäßig auf die belebteste Straße, und Marie kam auf einmal die Erinnerung an die liebesglühende mecklenburgische Pfarrers-

Digitized by Google

tochter, mit der sie einmal hier gewandelt war.

Sie fragte nach Jan, da sagte Constantine über die Schulter hinweg: „Wenn ich gewollt hätte, hättet ihr alle nichts machen können."

Nachdem sie das Warenhaus, die Schaufenster und so gut es ging, alle Kleider auf der Straße besehen hatte ... alle Augenblicke faßte sie Marie am Arm: „Sieh mal das Kleid —" wollte sie zur Wulffen, denn es interessierte sie, daß die todkrank war. Sie kamen in das Haus bei der Drehbrücke. Marie war unsicher, ob sie nicht abgewiesen werden würden, denn die Wulffen, die lange in einem Kurort gewesen war, hatte noch nichts von sich hören lassen. Kein Brief, keine Frage, keine Anweisung war seit Wochen von ihr gekommen. Jetzt bangte Marie davor, schlimme Kunde zu hören.

Die frische Köchin öffnete, lächelnd wie immer. Die Tür zum Salon schlug auf, in der Ecke saß die alte Mutter schwer und stark wie ein Lindenbaum, und jetzt tat sich der Vorhang auf und auf der Schwelle stand die Wulffen ... gesund.

Die Augen rollten, die Haut war frisch, die Reise war ihr sichtlich gut bekommen.

Marie saß stumm, das erlöste Gesicht der Mutter war ihr tröstlich, es war gut, einen Menschen, der aufgegeben schien, vom Tode errettet, war tröstlich, eine Mutter befreit, Wochen und Monate voll Bangigkeit vorüber zu sehen, aber ... die Wulffen kam wieder.

Sie dachte an nichts anderes, als sie dann am Teetisch saßen, Verwandte waren dabei, Brüder, Schwestern, Schwäger, Neffen, Nichten, Vettern ... alle waren sehr heiter und erzählten manches, was Marie interessieren konnte.

Die Wulffen war liebenswürdig und beinahe sanft.

Aber sie kam wieder.

★

Bei der Consulin fand Constance, wie sie sich nun nennen ließ, viel weniger Anklang, so nett sie sich gab. Aber bei Frau Söderland war andere Form, in die sie nicht ganz paßte; es zeigte sich an ihr, wenigstens vor Mariens Augen, etwas, das sie nur Jan verdanken konnte. Plötzlich durchfuhr es Marie grade in diesem Hause kühler Korrektheit: wie war denn die Sache mit Jan gewesen? Wie hatte sich alles angesponnen und abgespielt?

Aber Constance sprach drüben fertig und heiter-gewandt, sie brachte es in der Tat zustande, selber Verwandtschaft von Frau Söderland zu kennen, erstaunlich hatte sie hanseatische Verwandtschaftkeit erfaßt: ja in Posen spielte ein entfernter Verwandter der Familie Söderland eine große Rolle in der Polenpolitik, und so war es leicht, ihn zu kennen. Über Politik glitt Constance lächelnd und gewandt zurück, auch Marie dachte nicht daran, ob sie deutsch oder polnisch fühlte, sie dachte nur, ihren Mund betrachtend: ob sie küßte?

Die Schiebetür glitt zurück, das Mädchen meldete kaum, es waren Alice und ihr Mann und ein anderer Herr. Wilhelm Hayessen. Und hinterher die ältere der beiden Buckligen, Frau Söderlands Freundin. Marie war jetzt um Constance in Sorge, sie sah wieder jenes kaum Bestimmbare an Alice, jenes konzentriert Nordische und Unnahbare, sie hatte wenig Hoffnung für Constances Erfolg. Entzog sich dem Anblick unfaßbarer, kühler Ablehnung, den sie schon zu spüren meinte, und wandte sich zu der Verwachsenen, die ihr von dem Vortrage dieses Abends erzählte. Sie war eigentlich gekommen, um Frau Söderland abzuholen, auf ihre Verwandten war nicht gerechnet worden, und Alice sagte auch sofort, daß sie das Thema nicht sehr interessierte, sie wollte nachher noch mit ihrem Manne zu Senator Jürgen Jürgens.

Das Thema war: „Was wissen wir vom Tode?" und war der Vortrag eines der modernen Theologen, die sich nach der Mode jener Jahre bemühten, Religion und Wissenschaft zu vereinigen, urweltliches Fühlen mit dem augenblicklichen Stande der Erkenntnis eines Zeitalters auszugleichen. Für die Verwachsene war es immerhin genug, um anzuregen und zu interessieren, vielleicht eine Fackel, von einem angesteckt, der mehr wußte, mehr wissen könnte, als die anderen, dieser Mann, der einen Namen hatte, dieser berühmte und vielangegriffene Pfarrer in Bremen, der fortschrittlichste Theologe im ganzen Nordwestdeutschland.

Ja, Frau Söderland war davon mitbefeuert, Marie sah auf ihrem feinen Gesichte, das manche Zurückgezogenheit schon zu tragen begann, noch einmal alle leichten Feuer der Erwartung spielen, und hier war nun diese barocke Verwachsene, die gleichalterige Jugendfreundin, der zuliebe sie in die Stadt zurückgegangen war und mit der sie so vieles teilte.

Und drüben war Alice mit der überaus sicheren Haltung der Gesellschaftsdame und ... der einzige Sohn, korrekt, kühl, fremd ... A. F. G. Söderland.

Und nun schlug die Uhr, und da der Kreis sich schon zu lösen begann, hörte Marie noch die Stimme Constancens, die von Posen und vom Zoologischen Garten und sogar von Roida erzählte, die Constance, wenn es hoch kam, ein- oder zweimal gesehen hatte, ja, so-

Digitized by Google

gar von den Posener Bällen, die Alice damals mitgemacht hatte, von denen aber keineswegs etwas in die Fischerei gedrungen war, von alledem redete Constance und Alice hörte, wie es schien, nicht ungern zu, instinktiv mußte sie einen Ton getroffen haben, den zu treffen es Marie trotz aller früheren Gemeinsamkeit mit Alice nicht gelungen war.

Nun aber kam die Trennung. Marie wollte mit den Damen zum Vortrag, die jungen Söderlands aber wollten zu Jürgens und verabschiedeten sich ein wenig ironisch, Wilhelm Hayessen ging mit ihnen und ebenso Constance, da ihr Heimweg in gleicher Richtung führte.

Marie fuhr mit der Konsulin und der Buckligen, die Scheiben tauten, draußen triefte Regen, Straßenbahnen flirrten lang und undeutlich vorbei, eine Brücke kam, unten wendete mit rot und grünen Lichtern ein Schiff, es ging in Stadtgassen, immer enger. Menschen liefen, der Wagen hemmte sich irgendwie, vor den Scheiben, unter Schirmen gedrängt, Scharen und Schatten von Menschen. Die Bucklige rief ihre Beobachtungen aus, schalt, daß der Kutscher den Durchweg nicht fand, es war etwas spät geworden, und Karten waren nicht besorgt. Der Wagen konnte nicht mehr weiter, sie stiegen aus und versuchten, durch die Menge zu kommen, drüben war der Saalbau mit hellen Fenstern, als ob es zum Tanze ginge, aber alle die Menschen, die sich da klemmten, wollten etwas vom Tode wissen.

Sie kamen vor, dem kostbaren Pelze, der Haltung, den bekannten Zügen der Frau Söderland wurde allmählich Platz gemacht, sie drangen bis zum Tore, über dem das blaue Stromlicht funkelte. Das Totentanzmotiv aus der Kirche hämmerte eben leicht und fern hoch im Nebel über ihren Köpfen, da waren sie beim Schalter. Eben fiel die Scheibe, die Karten waren verkauft, es gab keine Plätze mehr.

Ringsum standen die Menschen, andere drängten noch, viel betroffene Gesichter, und während drinnen der Redner wohl begann, rang die kleine Verwachsene die Hände: „Ich wollte doch hören! Ich wollte wissen, was er vom Tode weiß. Ich muß es hören!"

Es ward hin und her gefragt, noch gewartet, aber überdem kam der Strom in Bewegung und während hoch über den Häupten das kleine Totentanzmotiv wieder leicht dahinsprang, mußte man den Rückweg antreten.

★

Am anderen Tage, als Marie nach Hause kam, sagte Constantine leichthin: „Sag' mal, das Fräulein von gestern, weißt du, die Alte ... ist doch tot?"

„Wer sagt das?" rief Marie.

„Im Anzeiger steht es noch nicht," meinte Constance, „Frau Bormann," das war die Wirtin, „hat es mir gesagt, die hat es von der Kapitänsfrau."

Constance hatte überall Beziehungen, wo Marie noch nach Monaten keine besaß.

„Unmöglich," sagte Marie.

Sie ging zur Kapitänsfrau, die behauptete, die Nachricht in der Stadt gehört zu haben.

Marie wußte nicht was tun, endlich fuhr sie mit der Bahn zu Frau Söderland.

Sie ward eingelassen, die Konsulin war eben gekommen, sie stand mitten im Raume, in ihrem schönen Zimmer mit dem Gobelin und den Büchern, sie stand da, weißhaarig und allein und sagte leise: „Sie ist in dieser Nacht plötzlich gestorben."

Und in dem Augenblick fiel ein Vorhang vor Marie und sie sah die nackte und einsame Seele dieser reichen Frau, und sie standen einsam und allein, und hoch über ihnen in der dunklen Luft hämmerte das Totentanzmotiv.

Dann ergriff Frau Söderland Mariens Hände. „Kind — Kind —"

★

Die Wulffen war wiedergekommen. Jawohl, sie kam mit der üblichen Verspätung, mit dem Rad, und mit rollenden, argwöhnisch drohenden Augen, die Kinderschar stob zurück, sie lief ihr nach, sie lief durch die Räume, examinierte die Hausmannsfrau, maß erstaunt die Änderungen, die Marie vorgenommen hatte, erkannte plötzlich, daß alles anders war, und schalt rasend.

Am nächsten Tage aber begann sie in derselben Art wie Marie.

Die Vorstandsdamen kamen, die Wulffen, in scheinbar voller Gesundheit, rollte die Augen, paradierte mit allen Einrichtungen Mariens und ward bewundert. Sie warf ihre unbesiegbare Tüchtigkeit, ihre Gaben, Universalität, ihre Unfehlbarkeit, das ganze Gelingen dieser Unternehmung Marie nachher triumphierend ins Gesicht, machte ihr Vorschriften, zog ihre Grenzen noch enger, sparte nicht an unergründlichem und deutlichstem Mißtrauen, und gab Marie schließlich die von der selber während des Sommers eingeführte Organisation als zu befolgendes Muster.

Dann folgten wieder ihre Tage voll Laune und Mißbehagen, Schelten und Drohen. Marie lief, so wie sie nur konnte, zu Frau Söderland. Constance machte Bemerkungen darüber, die Verwandtschaft wurde aufmerksam, Alice bekam einen leicht erstaunten Blick, A. F. G. Söderland wurde noch unpersönlicher. Auch die Damen des Kreises wurden

Digitized by Google

kühler, aber es war so: die Konsulin, die ihre Freundin verloren hatte, hatte sich an diese kleine Fremde angeschlossen.

Und sie waren oft beieinander bei Büchern, Karten, Bildern.

Zu Hause aber saß Constance, wenn Marie kam, bei jenem Feuerhaufen, der auf dem Tische unter der niederen Decke des Kapitäns schwelte. Sie war übrigens mit dem Kapitän ebenso gut bekannt, wie mit seinen Söhnen, mit der Wirtin so gut wie mit deren großem Kater, von dem sie herausgefunden hatte, daß er keine Mäuse fing. Sie nähte ihre Kleider, wie sie es in der Industrieschule gelernt hatte, und bei jenen Briefen.

Eines Tages aber kam es Marie vor, als ob der Haufe größer geworden sei, und bald kam sie dahinter, ja, der Briefträger, vom Kapitän einst so mürrisch und mißgünstig hineingelassen, kam jetzt oft, er kam die ganze geölte Treppe hinauf bis in die Stube, und er brachte — Liebesbriefe.

Jawohl, von Jan.

Marie nahm einmal ein Blatt in die Hand, es war halb deutsch, halb polnisch, mehr deutsch, denn Constance konnte nicht polnisch. Marie las, was sie noch nie gelesen und sich von Jan niemals versehen hatte, solche Worte. Und ihr lieber, langer Offizier? Dahin.

Nun aber kam der Frühling. Marie hörte wieder den Amselruf gellend und süß in der Allee, anderes kam ihr in den Sinn, sie wollte nach Posen fahren.

Constance wollte auch mit. Man lebte eben in der Heringszeit, die ganze Stadt roch nach Hering, am Hafen wurden sie körbeweis fast verschenkt. Die ganze Stadt briet, salzte, räucherte, säuerte Heringe. Constance wollte aus den Heringen heraus. Sie wollte nach Posen.

Die Mutter schrieb: nein. Marie sagte der Schwester: „Wir machen keinen Schritt zurück. Wir halten nicht zu Polen. Niemals geht einer von uns zu Polen."

Sie reiste ab. Constantine blieb. Auf dem Tische lag der Stoß Briefe, schwelend wie ein Feuerhaufe.

★

Marie kam nach Posen. Sie sah alles wieder. Erlebte wieder die Fahrt, heimwärts gerichtet schneller, wie es schien. Sie fuhr ohne die Buchenwälder, über Berlin, und in den Hallen quoll der Dampf. Sie blieb ein paar Stunden in Berlin und fuhr mit dem Nachtzug weiter. Schwerhin ging es nun mit großem Getriebe sausend, das war der Zug nach dem Osten.

Stunde auf Stunde bis zum Morgenrot, wo die Mühlen um Posen ihre schweren Flügel drehten. Polnisches Geschwätz, polnische Gestalten ... „tak, tak ..." Bamberger, die Konfederadka, Krimmerkragen, Juden, plötzlich während die Straßenbahn auf die Kaponnière zufuhr, die Nachtigallen. In diesem trübroten Frühmorgenlicht wie seltsam, wie ungeheuerlich, wie unbegreiflich: kein Amselschrei, nicht ein einziger, aber der Nachtigallengesang im leicht blühenden Gebüsch.

Bergab schnurrte schon der Wagen, der Markt, das Rathaus, dunkel und fremd in seiner slawischen Renaissance, schon ging es nach rechts schnurrend auf die Fischerei zu.

Bretter lagen da. Kinder sprangen. Rief nicht jemand „Kaziu ...?"

Wo war Jan? Wo die, die seine Briefe besorgten? Kaziu ... Kaziu —

Bretter über Bretter aufgestapelt wie Barrikaden. Die Warthe gedachte in die Fischerei zu kommen.

Marie stand im Flur des Hauses, der bissige Hund des Wirtes grölte im Hofe, sie atmete, ein Schwindel packte sie, sie dachte rätselhaft: Posen.

Alexander war da, mit verdorbenen Händen, er wollte eben zum Bau. Er war jetzt bei dem Meister, dessen Hund eben heulte.

Er warf seine Mütze hin und schrie erstickt Marie zu, die er in ihre einstige kleine Hinterstube zerrte: „Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr."

Er hielt ihr seine Hände hin, alle zehn Finger, zerwetzt, zerstoßen, geschunden und steinhart, er schrie: „Wie soll ich denn jetzt spielen? Wie soll ich?"

Sie erschrak, etwas Ungeheures stellte sich in ihr auf, sie sah es voll Entsetzen, sie sagte, während sie auf sich selber horchte: „Ja, hast du noch immer diesen Traum?"

Sie sahen sich in die Augen, währenddem zitterte alles in ihr, und das ohnmächtige Duchaninsche kam wieder über sie, sie sagte leise: „Wir beide."

Sie schaute auf ihre Hände, die waren glatter und doch nicht glatt, sie taten Arbeit, war das ihre? Spielten sie die Melodie, die sie hatten spielen wollen? Oder wer spielte die in ihr?

Sie dachte an die Ostseestadt, die Heringe dufteten, Takelwerk wiegte sich leise und fremd, wo war ihre Melodie?

Plötzlich fiel ihr Blick auf vergilbte Blätter, die auf ihrem einstigen Schreibtisch neben alten Büchern lagen, waren das nicht Liebesbriefe?

Ja, Liebesbriefe Jans. Oder des einst geliebten Artilleristen?

Sie stützte den Arm auf das Fenster und sah den Bruder an; Bruder, Bruder, dachte

Digitized by Google

sie, hörte Türen gehen und den müden Schritt der Duchanins. „Was soll sein?“ fragte sie in unwillkürlicher Umstellung in die Sprechform des Ostens. „Was soll für uns sein?“

Er riß seine Kappe an sich und sprang davon, unten bellte der Hund.

Marie kam nach vorn, die Mutter war gedrückt wie immer, in ihrem Auge aber war jener Blick, Marie erkannte ihn, jener eine Blick, der doch hielt und trieb, vielleicht unbewußt. Sie hatte Sorgen, und die Mariens fielen sofort, von Erschöpfung vielleicht noch viel tiefer, sie dachte: ‚Wie steht es eigentlich um mich? Habe ich nicht viel ...? Ein Dach und Feuer im Winter ...? Wie kann ich mich versündigen? Las ich nicht vielleicht doch zu viel?‘

Die ganze Wohnung, die Fischerei, etwas hing noch hier und machte sich an sie, sie wurde noch verzagter als Alexander und dachte: ‚Ob es mit den Augen noch gut steht?

Oder ob ich fragen soll? Wieder fragen? Wonach?‘

Sie gingen aber nach St. Martin. Der Straße des Geliebten.

Drüben der steinerne Mieckiewicz, unten die Straße mit den polnischen Leichenzügen. Der Professor hat heute rasche Abfertigung, dachte Marie, als sie hinter einer alten Karmeliterin schnell daran kam, der Arzt, der in das Journal eingetragen hatte, wandte sich halb und lud sie auf polnisch ein, Platz zu nehmen: „Procze . . .“

„Ich kann nicht polnisch,“ sagte sie rasch.

Es war nicht der Professor, sondern ein Assistent, er wandte sich, sah sie an, sie mußte die ganze Krankengeschichte wiederholen, er untersuchte, sie hörte den Mann atmen, plötzlich dachte sie an Jan, aber es war nicht Jan. Es war ein eleganter, junger Mensch, nicht einmal jung, nein, er richtete sich auf und sah aus schwarzen, umschatteten Augen herab zu ihr; es durchfuhr sie auf einmal: Der Artillerist, der Einstgeliebte, von ihr, von ihr verlassen — —

Er war es nicht, keine Spur, er war Pole, er sprach nicht gut deutsch, etwas gebrochen, nicht korrekt, nicht ohne Akzent, er mochte wohl aus Krakau stammen oder wer weiß woher. Er war schöne, gutgebaute Rasse, hatte das Hochgestreckte der kultivierten Polen. Er sah sie an, seine Augen sahen schwarz aus ihren schmalen Schatten, ein Funke sprang ... Jetzt ein Lächeln, gesellschaftlich: „Aber gnädiges Fräulein, eine Dame ...“

„Wie,“ stammelte sie, „also noch immer keine Aussicht —“

Er lächelte. Er war sehr verbindlich. Viel verbindlicher als der alte Professor, wenn er auch genau das gleiche meinte: „Vorsicht, Vorsicht ...“

Unter der Tür sahen sie sich noch einmal an. „Do widzenia,“ sagte er. Dann ging Marie.

Wieder in die Fischerei. Oder wohin sonst? Fräulein Gustawa war längst aus der Stadt verschwunden, jene Sache mit der Intrau hatte „höheren Ortes“ für sie viel zu viel Aufmerksamkeit erregt. Die Katterfeld war in Berlin, die Chrischowa in Freiburg, niemand war mehr da, als die Intrau auf dem Friedhof.

Etwas in Marie richtete sich doch empor, sie dachte an den Zoologischen Garten.

Wieder den alten Weg in Musik und Lärm gehen, in Staub und polnisch-deutschem Reden, während einem noch die spitze Sprache des Nordens im Ohre klingt und vor dem Auge ewig feines Takelwerk sich wiegt.

Nun hier bin ich, es ist kein Konzert, das ist nicht nötig, ich höre vielleicht Amseln. Marie ging durch den wenig belebten Vorgarten in den Tierpark hinein, das Leben der Gefangenen war schweigend und unkenntlich. Sie horchte, ob Pfauen schrien. Sehnsucht zog in ihr Herz. Aber von den Pfauen schrie keiner. Wo war der dunkle Soldat?

Sie hörte auch keine Amsel. Ging an den Käfigen entlang, suchte das Bild dieser Naturgefangenen mit der Seelengefangenheit der Duchanins zu verbinden. Eine Erkenntnis kam, die ihrer Skepsis widersprach; Seele ist alles. Seele ist ... eins. Sie hob den Blick über den Zaun, drohend sah polnische Erde sie an.

Sie ging. Es dunkelte, Frühlingsstimmen summten, dies Unwägbare, Heimliche kam, eine Erinnerung tauchte in ihr auf: „In meiner Heimat wird es jetzt Frühling — er blüht auf den vergessensten Gräbern auch —“

In meiner Heimat —

Plötzlich sah sie den polnischen Assistenten vor sich. Sie sah den Mann. Er war schön. Deutlich erkannte sie jeden Zoll seiner Gestalt, das Unfaßbare der Haltung, den dunklen, unbegreiflichen Blick, der wie aus einer Höhle des Schattens kam, umgeben von vornehmen Linien.

Er grüßte. Er kam heran.

Sie lief aus dem Garten, es war Dämmerung, die Menschen wanderten und streiften sie: polnisch, polnisch, polnisch. Etwas wie versunkene Riesentiefe tat sich in ihrer Seele auf, das ist es, das ist es, dachte sie und lief und kam an die Kaponnière, wo die Nachtigallen sangen. Sie eilte in die Gänge hinein, unten rollten Züge, zwischen den Büschen aber, in der Stille, sang die Nachtigall.

Digitized by Google

In meiner Heimat — Sie blieb stehen und krallte die Hand ums Geländer — Ihr ganzes Blut war im Sturm, es überflammte sie, ihre Seele, wenn sie eine hatte. Zitternd dachte sie, von Sehnsucht überflutet, von jedem Funken ihres Blutes durchjagt, während die polnischen Liebesworte Jans, die sie gelesen, in ihr schwankten, während in ihrer Seele jener Feuerhaufe glühte: in meiner Heimat... O, Polen, Polen? Oder der Soldat?

★

Die Mutter war gedrückt. Marie sagte: „Ich reise morgen ab. Um zehn Uhr."

Die Mutter wußte, daß die Wulffen nur knappen Urlaub gegeben hatte, der Vater sah nicht her, sagte nichts. Er lebte immer noch in seiner Tiefe, versunken, versunken, nur daß es in seinem Blute immer wieder aufkam, daß es zuweilen aufrasen mußte: „Nach mir die Sintflut —"

Marie sah immer wieder Alexanders ausgestreckte, abgeschundene Finger.

„Wozu taugen sie noch?"

Sie fühlte auf einmal gewaltig: etwas ist in uns geflossen mit diesem Blute. Etwas ist in uns in diesem Kampfe, den wir selber noch führen, versenkt worden. Versiegelt ist es. Aber finden wir es? Etwas Großes ist in uns vererbt.

Sie ging zum Bauplatz. Mit schwachem Auge spähte sie hoch, drüben stand Alexander, die Kelle mit Mörtel in der Hand. — Hier stand sie, nicht besser, nicht fertiger, nicht gelungener in ihren Leistungen als er. Da drüben er und hier, am Zaune, sie, ein roher, unfertiger Bau zwischen ihnen und alles Traum?

★

Marie fuhr mit dem Zehnuhrzug. Sie hörte keine Nachtigallen mehr. Unterwegs, in Kreuz, wurde ihr schlecht. Eine deutsche Schwester beugte sich über sie und gab ihr einen Schluck Wein.

Und fehlte ihr denn anderes, als eben der... Schluck Wein? Und Liebe, Güte, Gelingen?

★

Constantine kam Marie entgegen, es war noch am späten Abend der Wiederankunft, und sagte: „Also ich habe mich verlobt."

Constantine ging hin und her, leicht wie eine Zirkusreiterin, sehr schlank, das Haupt schwarz und hoch wie ein schmales Tierhaupt, sie funkte mit ihren Augen zu Marie und sprach: „Ja, glaube nur. Wilhelm Hayessen ist es."

Marie sann dem Namen nach. Irgendwie hatte sie von ihm wohl gehört. Mehrfach gehört, in der überlegenen und ein wenig pedantischen Art, wie die Menschen dieser Gegend an Bestimmtem festhalten. Wilhelm Hayessen? Ach, die jungen Söderlands, Alice hatte ... Gewiß, sie hatte den Mann ja auch gesehen!

Sie rief: „Wie kommst du denn zu —"

„Ich war, während du fort warst, in Hamburg. Sie hatten mich eingeladen —"

„Die Söderlands? In meiner Abwesenheit?"

„Alice, ja. Ich traf sie an dem Morgen, an dem du abgereist warst, in der Konditorei, wo sie auf ihren Mann wartete. Und dann luden sie mich beide ein. Und ich fuhr los."

„Und in Hamburg hast du —"

Marie besann sich ungläubig. Ja, Hayessen war Hamburger. Ein Chef des Hauses Söderland. Etwas wie wichtige, altvertraute, rechte Hand. Womit nicht gesagt war, daß es bei dem jungen Söderland ein alter Herr war.

Sie wurde nicht klug. Immerwährend sah sie Constantine an, und dabei begriff sie schließlich, daß es so war. Und Constantine Duchanin entfernte sich in diesen Augenblicken vollständig von ihr, sie erkannte, teilte, liebte, wünschte nichts mit ihr. Alles war anders zwischen sich und jener, ein Graben war zwischen ihnen gezogen, dicht neben ihr, in der traurigen Heimat war das Fremde herangewachsen, das sich nun, ohne Blick auf sie, entfaltet hatte, mit anderen Zielen.

Aber sie verstand nicht. Sie verstand nicht.

Sie sah nach der Kommode. Der Feuerhaufe lag nicht mehr da und der Soldat?

Sie sagte: „In der kurzen Zeit ..." und sah an dem spöttischen und leichten Blick der Constantine, daß sie dahinein nicht dringen und nicht verstehen konnte.

Constantine sagte lächelnd: „Wir haben uns gerade dreimal gesprochen." Sie schaute nahe in Mariens Augen. „Glaubst du denn —" ihr Blick funkte, „glaubst du, daß das nicht ... genügt? Und denkst du, daß er so eine Schwarze wie ich hierzulande überhaupt bekommen könnte?" Sie vollendete: „Wir heiraten noch vor Sommer. Danach kommt gleich die Ausreise. Die Söderlands reisen doch auch."

„Die — Aus —"

„Aber ja doch. Wilhelm E. P. Hayessen," sie freute sich noch an dem Namen, „ist doch der Chef von drüben. Von Shanghai, glaube ich."

Jetzt fiel es Marie wie Schuppen von den Augen: so war es. Wilhelm Hayessen war ein bevollmächtigter Herr von drüben, Leiter, ein Repräsentant von der anderen Küste, vielleicht auch beteiligt. Jedenfalls ein welterfahrener, anglisierter, sehr hamburgischer

Digitized by Google

Herr. Ein Kaufmann. Fremde, unglaubhaft fremde Welt für alles, was Duchanin hieß. Und den hatte sich Constantine —

Ein Mann von drüben, von —

Marie starrte Constantine an.

„Ihr werdet also — reisen?“

„Jawohl, wir werden. Darum heiraten wir bald. Wir machen die Sache schnell.“

Also drüben — Und vor Marie erschien die weiße Brandungslinie, die fremde Küste. Alle die Küsten der Welt. Sie hatte von der Ausreise gehört, sie führte über viele Plätze — Alles wurde berührt, was Marie einst zu sehen gewünscht hatte, alle Länder waren feil, die glühend ersehnt wurden . . . uralte Namen, uralte Geschichte, uralte Völker . . . durch die Geschichte der Welt führte der Weg, über . . . Atlantis. Nichts mehr war verborgen, das kaum noch Erfaßte, die Erde tat sich auf vor Constantine, die nichts davon wußte.

Marie dachte: ‚Was wird sie lernen. Was wird sie schon in einem halben Jahre sein. Wer wird sie sein. wenn sie ein, zwei, drei Jahre drüben ist. Wie sie sich verwandelt, das sehe ich nicht. Aber daß sie sich verwandelt, das werde ich . . . wissen.‘

Sie horchte in sich, und in ihr hob es sich zu einem dunklen, in sich sinkenden Strudel.

Constance sagte in einem leichten Spotttone: „Du mußt also hier wieder allein bleiben. Ich reise jetzt nach Posen, und dort ist die Hochzeit. Umgehen läßt sich das nicht. Ich muß der Mutter helfen.“

Sie lachte, aber das Wunder war nicht mehr an ihr. Oder war es überhaupt nicht an ihr? Sie ging durch alles, das Marie ferne wie in Silberflittern schweben sah, wie durch Gewohntes. Nur ein Spielen war in ihren Augen, als sie sich wieder zu ihr wandte, Überlegenheit, offene Kälte . . . Der Graben war längst gegraben, jetzt füllte ihn die Flut . . . Offene Scheidung. Ein Glitzern, während das dunkle Tierhaupt sich hob: „Wir . . . müssen uns nun . . . trennen . . .“

(Fortsetzung des Romans folgt)

Altes Infanteriesignal. Von Hans Benzmann

Bisweilen ruft aus dumpfem Traum
Mich hell ein Infanteriesignal —
Und meinen Jubel faß' ich kaum,
Denn deutlich hör' ich's noch einmal:
Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

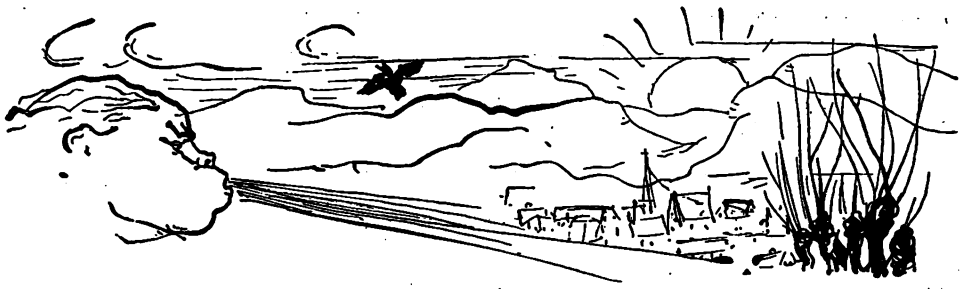
Kasernenhof. Und Morgenschein.
Trepp auf und ab. Es dröhnt der Flur.
Und soll dies wirklich Kaffee sein?
Doch schon geht's frisch in die Natur!
Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

Ich decke meine Augen zu,
Heiß quillt es über meine Hand —
Genug gelitten hast auch du, —
Geliebt doch den Soldatenstand . . .
Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

's ist nicht allein die Kraft, die fehlt,
Die Leib und Nerven strafft und stählt,
Die Freiheit und Gesundheit schafft —
Das ist es, was mich schmerzt und quält,
Daß etwas an der Seele fehlt,
Daß etwas mir ist fortgerafft,
Was meines Volkes Herzenskraft,
Daß ein Gebilde fest und hart,
Verbrochen und zerrüttet ward,
Was Fein von meinem Fein gewesen!

O käme uns ein neu Genesen!
O riefe uns aus dumpfem Traum
Das alte Infanteriesignal!
Erlösung wär's! . . . Ihr glaubt es kaum,
Wie jubeltet ihr allzumal,
Kläng' hell wie ehmals das Signal:
Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

Digitized by Google



Kleine Lenzmusik

Drei lyrische Stücke von Frida Schanz

I.

Im frischen Hauch erbebt die Weide,
Als ob ein Schauer sie durchrinnt,
Ein Vogel zirpt schon auf der Heide
Den Klang, mit dem der Lenz beginnt.

Mit eisigtropfendem Gefieder
Fuhr heut der Märzsturm noch durchs Tal.
Der kleine Vogel zirpt schon wieder —:
„Es war gewiß das letztemal! — — —"

II.

Leiser Glanz in langen Wellen
Wandelt schon durchs Wolkengrau.
An den alten Veilchenstellen
Blinzelt schon das erste Blau.

Karg ist noch der Sonne Huld.
Doch ein Lied bricht schon das Schweigen.
Liebe, leise Ungeduld
Wippt schon in den Knospenzweigen.

III.

Er kam. — Durchs Zweiggewirr blitzt seine Krone.
Der erste atemlose Frühlingswind
Begrüßt die erste kleine Anemone,
Die zitternd steht als einz'ges Waldeskind.

Durch alle Wipfel schauert das Erwachen.
Ein Bäumchen, Träger ersten Blütenschnees,
Beschaut sein helles, strahlendfrohes Lachen
Im Silberspiegel eines Sees.

Digitized by Google

Vorläufer des Matthias Grünewald

Von Prof. Dr. V. Curt Habicht

Die Wissenschaft hatte an dem so gut wie vergessenen, größten Maler des deutschen Mittelalters schon seit einiger Zeit durch das grundlegende Werk von H. A. Schmid alles wieder gutgemacht, als ein breiteres und begeistertes Verständnis für den Meister einsetzte. Mit der längeren Besichtigungsmöglichkeit des Hauptwerkes, des Isenheimer Altares, in der Älteren Pinakothek zu München war diese Tatsache eingetreten. Die Tausende und Abertausende, die damals mit tiefster Ergriffenheit eines der größten Wunder der nordischen Malerei erlebt haben, und die zahllosen Erörterungen der einzigartigen Kunst in Zeitschriften und Tageszeitungen taten das ihre, Ruhm, Größe und Bedeutung dieses Riesen zu verbreiten. Zugleich setzte aber auch die erneute Forschungstätigkeit ein, vor allem, um die stark quälenden Rätsel zu lösen und das unheim-

Christus am Kreuz. Gemälde vom Meister der Darmstädter Passion
Darmstadt, Landesmuseum

Digitized by Google

liche Dunkel, das diesen meteorgleich auftauchenden und verschwindenden Großmeister — in sehr unangenehmem Gegensatz zu Dürer — umgibt, zu durchdringen. Die Gruppe einer nicht sehr großen Zahl von Werken — das Oeuvre — blieb wegen der leicht erkennbaren Einheitlichkeit eines bestimmten künstlerischen Willens und Erlebens und wegen der ebenso leicht feststellbaren Einheit der Mittel und formalen Gestaltung fest und unerschütterlich. Die Zusammengehörigkeit dieser Werke wird auch unantastbar bleiben. Anders ist es mit dem Namen, der Persönlichkeit, der diese einheitliche Masse zuzuschreiben ist. Bedenken, daß der dafür überlieferte Name: Grünewald auf einem Irrtum oder Mißverständnis beruhen könne, machten sich bald stark geltend. Die leidenschaftlichen Versuche, hier zu einer Klarheit zu kommen, sind noch nicht abgeschlossen und es bleibt abzuwarten, ob die in diesem Augenblick durch die Presse verbreitete Nachricht, daß in einem demnächst erscheinenden Buche des Rätsels Lösung und der wahre Name geboten werde, wissenschaftlicher Kritik standhält. Der neuerdings, im letzten Heft des Kunstwanderers, veröffentlichte archivalische Fund sagt aus, daß 1516 ein Maler Mathias Gothardt-Nithardt „des Kurfürsten von Mainz Maler" war. Damit erfährt die von W. Rolfs in seinem Buche: Die Grünewald-Legende, Leipzig 1923, vertretene Hypothese an sich eine Stütze. Allein — bis jetzt ist es noch nicht gelungen, eines der bekannten Werke mit diesem Maler in Verbindung zu bringen — und dann ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß der Kurfürst von Mainz mehr als einen Maler in Diensten gehabt hat. Der Meister des Isenheimer Altares, der Frankfurter, Basler, Münchner und Karlsruher Bilder (um die Hauptwerke zu nennen) ist eine Persönlichkeit. Es ist gewiß von höchster allgemeiner und wissenschaftlicher Bedeutung, diese Persönlichkeit mit einer urkundlich überlieferten in Verbindung zu bringen. Zunächst aber ist es wichtiger, das geschlossene Werk dieses Großen zu verstehen. Das wird aber leichter und vertiefter möglich sein, wenn man den Boden kennt, aus dem dieser Gewaltige erwachsen ist, wenn man in den künstlerischen Zielen stammverwandter Meister der vorausgehenden Zeiten gewissermaßen schon angelegt und angestrebt sieht, was sich bei dem Begnadeten zu reicher, vollendeter Blüte entfalten sollte. Diese Einsicht und das erneute starke Interesse an dem größten deutschen Maler rechtfertigen es wohl, sich diese Fragen vorzulegen und sie etwas eingehender zu beantworten.

Fritz Burger hat in seinem Handbuch eine Abbildung eines der Evangelisten des sog. Evangeliars Ottos III. neben eine der Auferstehungsszenen von Grünewalds Isenheimer Altar gesetzt. Fünf Jahrhunderte trennen die beiden Werke. Grünewald hat diese Miniatur sicher kaum gekannt. Von „Lernen" und „Beeinflussung" im pädagogesken (üblen) Sinn kann gar keine Rede sein. Und doch ist ein unterirdischer, allerdings nicht beweisbarer, weil unsichtbarer, sehr enger Zusammenhang da. Es muß im Grunde ja auch ein Positives der Verbindung und Gleichheit damit gemeint sein, wenn man Grünewald als „mittelalterlichen" Künstler — trotz seiner Lebensdaten und anderer Mächte seiner Zeit, die sich bei Dürer oder gar Holbein d. J. entscheidend durchsetzen — und mit Recht, in Anspruch nimmt. Auch die Romantiker hielten sich für „mittelalterlich" denkend, fühlend und erlebend. Es ist klar, daß hier etwas ganz anderes ausgesagt ist, nämlich über die Zugehörigkeit der Geiststruktur und der Ausdrucksform Grünewalds zum Mittelalter. Das heißt letzten Endes aber nichts anderes, als daß ein Schulverhältnis besteht; selbstverständlich nicht das einer Klippschule und tagbewußter Eindrillung, sondern weit mehr das der Erahnung, der stillen Anformung und Angleichung in den unterbewußten, für den genialischen Menschen vorab entscheidenden, Bezirken.

Doch davon wollen wir nicht weiter sprechen. Wir meinen, daß es auch unmittelbare Vorläufer Grünewalds, im üblicheren Sinne Lehrer, gegeben haben muß. Wer die waren, ist uns aus keiner Chronik, mit keinem Worte Grünewalds selbst (wie bei Dürer), was natürlich das beste und verläßlichste wäre, überliefert. Allein, die Verhältnisse liegen gerade bei diesem, am meisten zur Enträtselung reizenden Künstler ungemein ungünstig. Er ist wohl in Aschaffenburg geboren, erkundlich sicher ist es nicht. Aber wann? Hier versagen die Quellen schon wieder. Der um 1530 Gestorbene kann sechzig- aber auch fünfzigjährig gewesen sein. Allein der Unterschied 1470 oder 1480 als Geburtsjahr ist gewaltig — und gar nicht gleichgültig. Man kann vor der Hand nur mutmaßen — und wir müssen es auch tun. Ich halte das Geburtsjahr 1480 für gänzlich ausgeschlossen. Die erhaltenen frühesten Werke, die um 1500 herum entstanden sind, hat niemals ein Zwanzigjähriger geschaffen. Sie stehen der gleichförmigen Masse der stilistisch geschlossenen, einheitlichen späteren Werke doch zu nahe. Jedenfalls scheint mir sicher, daß man die um 1480 entstandenen Werke am Mittelrhein durchaus mit als Lehrmaterial, als Arbeiten unmittelbarer Vorläufer heranehmen muß. Gewöhnlich ist es Holbein d. Ä., von dem überhaupt nur als Lehrer gesprochen wird, weil er um 1500 in Frankfurt gearbeitet hat und irgendein Wechselverhältnis zwischen ihm und Grünewald bestanden zu haben scheint, wobei es nicht einmal ausgemacht ist, wer eigentlich der gebende Teil war. Diese Fragen sollen uns noch beschäftigen. Vorerst gilt es, sich mit einer anderen Persönlichkeit zu befassen. Das ist der leider dem Namen nach immer noch unbekannte, behelfsweise Hausbuchmeister genannte, hochinteressante Künstler, von dem wir mit Sicherheit annehmen können, daß er um 1480

Digitized by Google

in der Gegend um Mainz—Worms—Speyer—Frankfurt herum gearbeitet hat. Er wird in der Grünewaldliteratur kaum angeführt, oder aber mit einer gewissen Unsicherheit und Verlegenheit. Aus einfachen Gründen. Dieser geniale, hellebendige, kühne Maler am Mittelrhein hat ein sehr persönliches Gesicht. Der uns bekannte Grünewald erst recht. Beide passen zueinander wenig, d. h. dem lediglich stilkritisch, formgebannten Auge ergeben sich geringe oder gar keine Vergleichspunkte. Damit ist die Sache abgetan. In Wirklichkeit ist sie es gar nicht. Gewiß sind die Dinge bei dem anschmiegsameren, formerpichten jungen Dürer einfacher, obwohl selbst da der unbedingt starke Einfluß des Hausbuchmeisters nicht immer leicht zu packen ist — und in der Dürerliteratur durchaus nicht genug betont wird.

Die Dornenkrönung. Gemälde des Hausbuchmeisters
Karlsruhe, Badische Kunsthalle (Aufnahme Kratt)

Was ist mit diesem Hausbuchmeister, wie steht es mit seiner Kunst am Mittelrhein? Diese Fragen sind berechtigt, ehe gleich an Schwierigeres gegangen werden kann. Und um es vorwegzubehaupten, Grünewald ist der geniale Künstler des Mittelrheins*), hier hat er Wurzeln seiner Kraft, ohne sie ist er nicht denkbar.

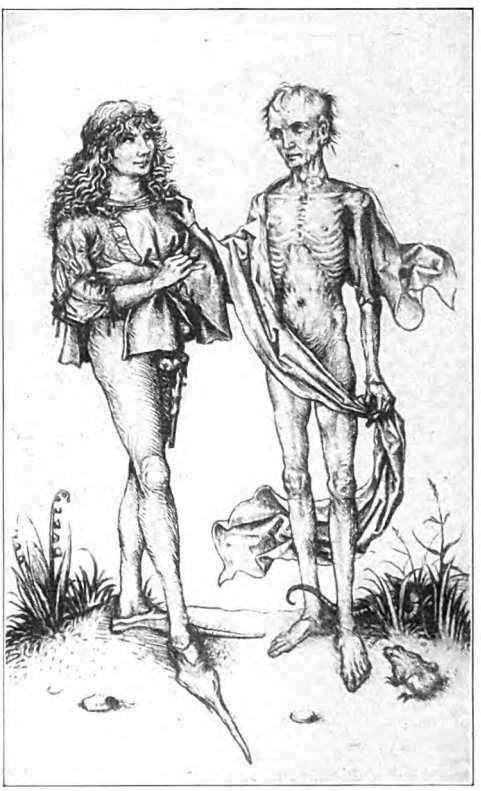
Genau dasselbe, was sich zu Rembrandt und der holländisch-amsterdamer Kunst beibringen läßt, ergibt sich in weit verstärktem Maße hier. Es geht eine gerade, wenig gebogene, allerdings am Ende toll ansteigende, Linie von dem mittelrheinischen Meister der Darmstädter Passion zum Meister des Hausbuchs, über seine Schule zu Matthias Grünewald.

„Menschen am Mittelrhein" — es genügt, drei sehr ungleiche und doch sehr nah verbundene: Goethe, Büchner und Niebergall zu nennen, um ein sehr klares Menschenmassiv zu sichten. Mag Goethe Melibokushöhe unter den anderen haben, auch er gehört dazu, zu diesem geistigen Schlag der Deutschen, den seine Fehler wie Vorzüge gleich stark und deutlich von allen anderen abheben. Wir unterlassen eine Kennzeichnung, wohl bewußt, daß solche Deutungen nur in einer einigermaßen entsprechenden Spiegelung des Geistlichtes — also breit —, und nicht in einer prismatischen Brechung Sinn und Berechtigung haben. Dazu ist hier nicht der Ort. Halten wir uns an die genannten

*) Diese Erkenntnis hat bereits H. Thode in einem grundlegenden Aufsatz: Die Malerei am Mittelrhein ... (Jahrbuch d. Kgl. preuß. Sammlungen 1900) ausgesprochen.

Digitized by Google

malerischen Leistungen des Mittelrheins, so erkennen wir zunächst bei dem Meister der Darmstädter Passion (Abb. S. 217 und Kunstbeilage zwischen S. 224/225) höchst eigentümliche Züge, die um so mehr ins Gewicht fallen, als dieser merkwürdige Unbekannte gerade in der Gegend von Aschaffenburg tätig gewesen war. Dieses seltsame Weltkind offenbart seinen schöpferischen, vorwärtsdrängenden Geist schon in der Aufnahme stärkster künstlerischer Bewegungen seiner Zeit. Es sind ganz Große und Entscheidende: K. Witz, die van Eyck und der Meister von Flémalle, bei denen er sich holt, was er braucht. Dieses instinktsichere Gewiesensein auf Wichtigstes und Richtunggebendes — eine durchaus typisch mittelrheinische Eigenschaft — greift zugleich nach einer Verschmelzung solcher Probleme, die schon allein ein Künstlerleben hätten ausfüllen können. Wieder damit der Zeit weit vorauseilend. Letzten Endes ist es die große, erst in Grünewald vollendete, Synthese des mittelalterlichen Realismus mit mittelalterlichem expressiven Ausdrucksdrang, die hier schon tapfer und auf seltsame Weise angegangen wird. Namentlich das Mittel des Helldunkels, der Lichtbedeutung als versöhnenden und bindendenFaktors,wird von diesem Unbekannten — gewiß dem Meister von Flémalle abgesehen, jedoch zu einer über das Vorbild reichenden Konsequenz getrieben. Die beiden Darmstädter Bilder, namentlich die ganz auf Nachtstimmung eingestellte Kreuztragung, leben von diesen Gegensätzen erlebter und sehr bewußt gestalteter Helligkeitsgrade, die wohl Beobachtungen der Wirklichkeit entnommen sind, aber rein künstlerischen Absichten unterliegen. Das ganz Besondere, das Traum- oder Märchenhafte der Ereignisse ist es, das der Künstler außerordentlich stark als das Eigentliche erlebt hat und das er mit allen seinen Mitteln durchschlagen lassen will. Gewiß ist es mehr ein naives Erstaunt- als ein geistig tiefes Ergriffensein, das sich in dieser Grundeinstellung nur zu deutlich offenbart, allein es ist wenigstens echt und mit soviel Eifer zum Zielpunkt der Gestaltung gesetzt, zugleich aber auch von soviel Eigenart und Fähigkeit zur Verwirklichung begleitet, daß doch erstaunliche und ungemein anziehende Schöpfungen entstanden sind. Die bizarren, reichprunkenden Trachten, der Zauber aller Dinge: der kostbarsten Stoffe, Pelze und des Schmucks vor allem, seltsame — doch nur von ferne an K. Witz erinnernde — Köpfe, Hingabe, Innigkeit der Träger der Handlungen, wunderbar satte, tiefe Farben, kurz Glanz, Pracht, Verwegenheit und Einfalt, Licht und Dunkel, alles, was er hat und kann, wird mit Leidenschaft und intensivster Spannung zusammengeballt, um das ganz „Besondere", das ganz Einmalige und Ungewöhnliche so stark, wie nur denkbar, sprechen zu lassen.



Der Tod und der Jüngling
Kupferstich des Hausbuchmeisters

Dann kommt die hervorragende Erscheinung des Hausbuchmeisters. Man hat ihn früher und lange überhaupt für einen Niederländer gehalten. Sollte es möglich sein, daß er Schüler des Meisters der Darmstädter Passion war? Es ist eher naheliegend als ausgeschlossen. Ähnlich wie bei Schongauer, selbst bei Dürer, liegt des Meisters beste Stärke auf dem Felde der Graphik. Wir wollen uns an zwei Beispielen, dem Karlsruher Bild der Dornenkrönung und dem Kupferstich: „Der Tod und der Jüngling" genau ansehen, zu welchem Punkt dieser geniale Meister die mittelrheinische Kunst getrieben hat.

Die Kühnheit und die Konsequenz eines unerbittlichen Verismus sprechen bei dem Karlsruher Bild (S. 219) mit einer derart heftig lauten Stärke, daß für den ersten Eindruck absolut nichts anderes aufkommen kann: Es sind dabei nun ohne Zweifel die Henkergestalten und die Zuschauer, die die Situation beherrschen und die Klänge dieser Auffassung am unmittelbarsten zu uns tragen. Historisch, aber auch auf das Reinkünstlerische gesehen, scheint ein unerhört frischer

Digitized by Google

Die Enthauptung Johannes des Täufers
Gemälde aus dem Kreise des Hausbuchmeisters. Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Grad der Unmittelbarkeit sowohl der Beobachtung als der Wiedergabe des realen Seins erreicht. Und ohne Frage ist es so. Doch man darf sich nicht täuschen lassen — und muß gerecht sein. Die kapriziöse, auf nächste Ansicht berechnete Illusionistik, d. h. die unerhörte malerische Genauigkeit, ist keineswegs neu und in nichts besser als die stoffliche Nachahmung eines J. van Eyck. Auch ist kaum ein Fortschritt in einer realistischen Gesamtanlage zu verzeichnen. Das Bild hört plötzlich auf — im neutralen Goldhintergrund und je mehr es sich ihm nähert, um so „unräumlicher" mit allem Gefolge dieser Einstellung und des Malverfahrens wird es. Und doch — der Fortschritt ist da — und er ist kühn. Thode hat das Wesen der mittelrheinischen Schule insgesamt so gekennzeichnet: „Eine naive Lebensfreudigkeit führt zu einer unbefangenen drastischen Wieder-

Digitized by Google

Digitized by Google

Gemälde eines mittelrheinischen Meisters. Christus am Kreuz. Mainz, Städtische Gemälde-Galerie

treter der sog. „Sondergotik" zusammengefaßt werden kann. Ihr Vollender aber heißt Grünewald; er ist ihr Pol. Die Nadel des wirklichen Selbsts steht bei dem Hausbuchmeister nahe dorthin. In seinen Stichen am sinnfälligsten offenbart. Und nun wird es Zeit, den Stich: „Der Tod und der Jüngling" (S. 220) etwas näher anzusehen. Die ganze Eigenart und Freiheit der genannten geistigen Umstellung werden hier klar. Aus einem mittelalterlichen Stoff — Totentänze, Legende der drei Lebenden und drei Toten usw. — wird alles Äußerliche, billig Didaktische, Abgetrennte, Unnötige abgeschält und nur der erlebnisechte Kern behalten. Es zeigt sich in Stichen wie diesem weit deutlicher als in den Gemälden, daß die Ausdruckskünstler dieser Welle durchaus nicht gewillt waren, bei den veristischen Errungenschaften des Jahrhunderts stehen zu bleiben. Diese „Fortschritte" werden wohl benutzt — das zeigen die Körperauffassungen und Darstellungen — jedoch durchaus untergeordnet und einbezogen in ein leidenschaftliches Verlangen, von seelischen Erlebnissen erfolgreich zu künden. Die spießbürgerliche Unbeschwingtheit und rechnerische Leidenschaftslosigkeit des 15. Jahrhunderts ist überwunden und es funkeln strahlend und stark die inneren, lebendigen Kräfte. Kurz, man sieht in der Kunst nicht mehr eine bieder, schlecht und recht zu leistende Aufgabe, sondern ein Ventil, die Geistströme eines übervollen Herzens zu entsenden, die anderen hineinzureißen in die Turbulenz innerer Gesichte, deren Wirklichkeit wie immer zu sprechen zwingt. Riß der Meister der Darmstädter Passion aus Alltäglichkeit uns in das Besondere märchenhafter Stimmung, so mit gleicher Gewalt stößt dieser Große in das Armenschliche, wenn auch stets Verkannte — und in diesem Sinne wieder: Besondere. Die Tragik des Seins ist kein billiges Schreckmittel mehr — wie in den Totentänzen —, sie ist mit solcher Liebe um-

Digitized by Google

faßt und erschaut, daß sie, in Milde gewandelt, zu einem Lied wird auf den Tod von unendlicher Süße wie ein Volkssang: „Der Tod von Basel" oder anderes. Es braucht keine bewußte, aber es muß erlebte Weisheit sein, die alle Kunst nur zur unvergleichlichen Höhe hebt. Sie ist hier. Dieses Märchen vom Gevatter Tod ist von Burleske, Herzensquälerei und schulmeisterlicher Beherrschungssucht des entarteten Mittelalters himmelhoch entfernt, es ist Menschenwort aus tiefster Seele. Und wie dieses „Eigentliche" ewigen Menschentums sind auch die Mittel; frei von ästhetischen Zielen, vom „Stand" der Kunst, einfach und echt. Kein Raum, ein bißchen liebevoll mit Blumen, Gras und Tier belebter Boden, keine dramatische Handlung, keine gesuchten Gebärden. Ein Jüngling kommt von links; im Schreiten hält ihn der Tod; sein Auge zwingt ihn und nicht ein Hellebardenstoß in den Bauch oder hinterlistiger Schlag. Und wie lebendig und ungeduldig ist jeder Strich, wie schwingen die Töne von Schwarz und Weiß, diese einfachen volksliedmäßigen, in einem unerhört geistvollen, erregten und erregenden, lebendigen Spiel.

Unmittelbare und nahe Verwandtschaft schon zum Schaffen Grünewalds ist in den beiden Tafeln mit der Enthauptung Johannes des Täufers und der Geißelung Christi, die von einem unbekannten Meister stammen und auf die wir zuletzt nun noch einzugehen haben, leicht zu erkennen. Das konventionellere, altertümlicher gehaltene Bild der Enthauptung (S. 221) verrät die Gefolgschaft hinter dem großen Hausbuchmeister in Gestalten wie dem Henker oder dem Herodes ebenso stark wie in der Gesamtbildanlage, der unerbittlichen Realistik und der frischen Unmittelbarkeit, fast Unbekümmertheit, mit der das Ganze, wie Einzelheiten erfaßt und gegeben sind. Mag es sich bei der Geißelung (S. 222) um eine andere, jüngere Hand handeln (was wahrscheinlich ist), oder nicht, hier sind jedenfalls wichtige, auf Grünewald führende Züge der mittelrheinischen Malerei, auf den Leistungen des Hausbuchmeisters aufbauend, weitergelenkt und der schließlichen Vollendung dicht zugeleitet. Die sorglose, fast grausame Drastik der Henker, ihre Typen und die physiognomische Schärfe der Gesichter zehren vom Gute des Hausbuchmeisters. Neu, groß und richtungweisend ist die Entfaltung des expressiven Dranges, gefunden in der ergreifenden Gestalt Christi. Es ist die Überzeugungskraft in der Gestaltung der visionären Schau ebenso wie die unerhörte Ausmalung des Schaurigen in bläulichen Blutstriemen, blaugrünen Lippen, im Ausdruck des Gesichtes und schließlich die steigernde Kraft des Helldunkels, die die überraschende Wirkung hervorbringen. Die den Jugendarbeiten Grünewalds zeitlich ganz nahe stehende Kreuzigung der Städtischen Gemälde-Galerie zu Mainz (Abb. S. 223) schließlich überrascht durch die ahistorische Auffassung, die Befreiung von allem Beiwerk, die Konzentration auf die Hauptgestalten und die malerischen Mittel. Ist diese Malerei an Ausdrucksgewalt auch den frühesten Bildern Grünewalds unendlich unterlegen, so steht sie ihnen in den Absichten und dem künstlerischen Wollen doch sehr nah. Religiöse Ergriffenheit und Erschüttertsein sprechen hier wieder an Stelle all der vielseitigen, mehr oder minder ästhetischen, Ziele, wie sie das ganze 15. Jahrhundert so leidenschaftlich gesungen hatte. Alle Mittel — auch die sehr beachtlichen Helldunkelgegensätze — sind ausschließlich in den Dienst dieser Absichten, zu erschüttern und vom eigenen Erleben zu künden, gestellt.

Die Betonung des Verhältnisses von Grünewald zu Holbein d. Ä. hat einen äußeren, aber immerhin bereits beachtlichen Grund. 1501 ist Holbein in Frankfurt tätig gewesen. Die dort entstandenen Bilder zeigen im Schaffen des Meisters einen plötzlichen Knick, sie sind in manchem Grünewald verwandt. Um die Lehrerschaft Holbeins zu retten, hat man eine vorausgehende Lehrzeit oder mindestens ein Zusammenarbeiten mit Grünewald angenommen. Mir scheint, daß man mit alledem hinsichtlich der uns hier beschäftigenden Fragen nicht weit kommt. Holbein wird kaum viel älter als Grünewald gewesen sein. Das schlösse eine Lehrzeit an sich keineswegs aus. Jedoch liegt das Werk Holbeins allerdings erst von den neunziger Jahren ab vor, das nicht viel dazu ermuntern kann, engere Fäden zu knüpfen.

Thode, der mit genialem Blick das Wesen der mittelrheinischen Kunst erkannt, der eine im ersten Zug meisterhafte und nur in Nebensachen überholte Geschichte dieser mittelrheinischen Malerei geschrieben hat, ist es auch zuerst gewesen, der Grünewald nicht anders als Vollender dieser Möglichkeiten begriffen wissen wollte. Wir haben die Etappen dieser malerischen Leistungen am Mittelrhein an ihren Gipfelpunkten vor Grünewald kennen gelernt. Jeder Genius ist eine singuläre Erscheinung. Sein Zaubermittel ist ihm eingeboren. Dies aus Vorhergehendem abzuleiten, wäre so töricht, wie flach. Doch was Grünewald unmittelbar um sich sah, barg irgendwie die Verheißung seines Wollens im innersten Gehalt, aber auch in manchem der Form. Nur für ihn hatten alle diese Meister erlebt, gestrebt, geschafft. Er brauchte nur zu nehmen, um zu vollenden. Ein Meister der Darmstädter Passion, ein Hausbuchmeister sind nicht Ahnen nur, sie sind seines Geistes, sie sind — in ihrem Wesen und Schaffen — Johannesse seiner Mission, unverkennbare Vorläufer.

Rembrandt, der wirklich ein richtiger Enkelschüler Grünewalds über Uffenbach-Lastmann und nicht nur der Vollender der Helldunkelmagie war, hat also direkte ältere Ahnen der Kunst am Mittelrhein. Mit dieser so seltsamen wie unbezweifelbaren Tatsache sei dieses kurze Kapitel über „Vorläufer" und die des Grünewald geschlossen.

Digitized by Google

Kreuztragung. Gemälde vom Meister der Darmstädter Passion

(Darmstadt, Landesmuseum. Zum Aufsatz: V. Curt Habicht, Vorläufer des Matthäus Grünewald)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Miterlebte Literaturgeschichte

Von Anselma Heine

Es war Ende Oktober 1889, als ich mit ein paar Freunden von meiner Heimatstadt Halle aus nach Berlin fuhr, um dort die Eröffnung der „Freien Bühne" mitzufeiern.

Es war ein Unternehmen, das uns sehr am Herzen lag. „Alle neuen Zeitideen sollen da auf den Brettern zu Worte kommen," hieß es, und „man würde im neuen Wirklichkeitsstil spielen". Lauter Lockungen für uns, die wir aus einem ziemlich fest geschlossenen Universitätskreise kamen, in dem man alles Neue, Werdende in der Literatur mit einem gewissen Mißtrauen behandelte. Im Gegensatz dazu war unsere kleine Gruppe umstürzlerisch gesinnt. Wir waren eingeschworen auf die großen Drei: Nietzsche, Tolstoi, Ibsen, die eben begonnen hatten, mit Zorn und Spott an den festen Mauern der bisherigen Gesellschaftsmoral zu rütteln.

Freilich dachten wir noch durchaus nicht daran, die reinliche Scheidung zwischen Lesen und Leben aufzugeben, die damals allgemein üblich war. Ein Buch war eben ein Buch. Ihm nachzuleben, fiel noch keinem von uns ein! — An jenem blauen Oktobertage fuhren wir seelenvergnügt unsere Straße. Das Stück, das man geben wollte, hieß verheißungsvoll: „Vor Sonnenaufgang". Wir dachten uns darunter etwas Erhabenes, vielleicht ein bißchen Langweiliges, wie „Götterdämmerung". Der Verfasser hieß Gerhart Hauptmann.

Im Kupee mischte sich ein junger Mann in unser Gespräch, er kannte Hauptmann, war in Neapel mit ihm zusammengetroffen. „So ein verbummelter Student ist er. Erst Theologe gewesen, dann plötzlich in Jena Medizin studiert. Und in Italien war er nun Bildhauer. Jetzt dichtet er mal." —

Wir sahen uns enttäuscht an. „Am Ende hätte man zu Hause bleiben sollen?" —

Im Theater dann spürte man sofort Sensationsstimmung.

In den Foyers freilich stand Berlin W. konversierend. Wie bei jeder anderen geselligen Veranstaltung. Man schien hauptsächlich zusammengekommen zu sein, um einander von den eben beendeten Sommerreisen zu erzählen. Die Damen betrachteten sich gegenseitig prüfend. Eine Mittagsvorstellung war damals noch eine Seltenheit in Berlin. Es war nicht leicht gewesen, die passende Toilette zu wählen.

Drinnen im Hause aber war Gewitterluft. Überall im Parkett und Parterre saßen Hauptmanns Freunde, nachlässig gekleidete junge Menschen mit ausdrucksvollen Köpfen. Und blickten kampfbereit um sich. Direktor Brahm in seiner Loge zeigte auf einem blassen, unbeweglichen Gesicht sein bekanntes skeptisches Lächeln. In der Mittelloge glänzten die gestärkten Hemdbrüste der Aktionäre aus den tief ausgeschnittenen Westen. Die Herren selber sahen argwöhnisch drein.

Und nun begann das Stück.

Zuerst saßen wir erschreckt vor all dem trunkenen Grölen, Rülpsen, Schimpfen von diesem lasterhaften, protzigen Bauernpaar. Der Mann ein Säufer, die Frau im Begriff, ihren Liebhaber mit ihrer Tochter zu verheiraten. Anstatt der wohlgeformten Dialoge, an die wir gewöhnt waren, ein abgebrochenes Stammeln. Die Pausen viel länger als die gesprochenen Sätze.

Im Publikum herrschte gleich anfangs Radauluft. Man trampelte und zischte bei den groben Reden da unten; verlachte das unverfälschte Schlesisch, das man anstatt des üblichen Bühnendialektes traktierte; verlachte aber ebenso den Idealisten des Stücks Loth, den Fanatiker der Vererbungstheorie; der eigenes und fremdes Glück opfert für seinen naturwissenschaftlichen Glauben.

Dann kamen die Liebesszenen zwischen Helene, der Tochter, und Loth. Else Lehmann (später die ständige Hauptmann-Spielerin) gab das junge Mädchen. Eine Offenbarung von Schlichtheit und Keuschheit. Wie Frühling war es, wenn sie auf der Bühne stand. Die wundervolle Poesie dieser Szenen erzwang sich noch einmal aufmerksame Stille. Als aber am Schluß des Aktes der betrunkene Vater die Tochter gierig umarmt, rief eine entrüstete Stimme aus dem Publikum: „Sind wir hier im Theater oder im Bordell?" Allgemeiner Jubel. Hausschlüssel, Brüllen. Der Skandal erreichte seinen Höhepunkt, als man im Stück, Ende des zweiten Aktes, nach einer Hebamme rief. Ein im Zuschauerraum befindlicher Arzt zieht ein gynäkologisches Instrument (eine Geburtszange) aus der Tasche und bietet seine Hilfe an. Man will ihn aus dem Theater weisen, andere nehmen seine Partei. Pfeifen, Schreien, Durcheinanderrennen, Lachen. Rasender Tumult. Schauspieler bekommen hinter der Szene Krämpfe. Man kann das Stück kaum zu Ende spielen.

Nach jedem Akt erschien Hauptmann, lang, schlank, mit schmalem Munde und der hohen prachtvollen Stirn. Blaß und ein wenig lächelnd verbeugte er sich. Es lag jedesmal

Digitized by Google

etwas philosophisch Ergebenes und sehr Einsames in diesen Verbeugungen, die er in den Strom von Beifall und Zischen hinauswarf.

Wir klatschten wie rasend. Zum erstenmal empfanden wir, daß Häßliches und Ekelhaftes Kunst sein kann.

In der Reihe vor uns saß ein breitschultriger Herr, sorgfältig gekleidet, mit einem kräftigen Gesicht, dem der auffällig lange, dunkelglänzende Vollbart etwas Brutales gab. Er redete mit einem untersetzten Herrn, der ihn aufgeregt am Rockknopf hielt. Es wäre Hermann Sudermann mit seinem Verleger, sagte man uns. Wir hatten uns kürzlich seinen Roman „Frau Sorge" vorgelesen. Und uns an dem kräftigen Duft seiner ostpreußischen Ackererde sehr erfreut.

„Und jetzt hat er ein Drama geschrieben," flüsterte mir die junge Dame zu, die neben mir saß, ‚Die Ehre' heißt es. Das soll etwas ganz Außergewöhnliches sein. Er hat es neulich in einer Gesellschaft vorgelesen. Sozial ist es ja auch, natürlich! Das ist ja jetzt Mode. Aber man ist da doch nicht in so furchtbar schlechter Gesellschaft wie heute hier. Im Winter soll es gespielt werden."

Im Zwischenakt traf ich eine ältere Klavierlehrerin, die ich kannte. Sie begrüßte mich erregt. „Sie denken wahrscheinlich, ich bin entsetzt über das Stück? Im Gegenteil." Sie schob sich ihren schiefen Klemmer gerade. „Ich gehe mit der Jugend mit. Ein junger Schüler von mir schwärmt für das Natürliche. Haben Sie gesehen, die Flicken in den Röcken! Und wie sie schmatzen beim Essen! Ja, wir haben endlich eine neue Kunst!" Ihr altjüngferliches Gesicht glänzte. —

Bleich im Tageslichte fanden wir uns endlich auf der Straße. Wir redeten lange nicht. Alles war so anders geworden, als wir gedacht hatten. Wir waren hergekommen, um ein modernes Theater zu sehen, in dem man Wirklichkeit spielte; nun hatte man uns rücksichtslos mitten hineingestoßen in diese Wirklichkeit. Nicht wie ein Zuschauer, sondern wie ein Mitleidender hatte man sich gefühlt.

Zwischen all dem Grauenhaften und Bösen aber hatte etwas hindurchgeklungen wie Glockenton: Das tiefe Erbarmen des Dichters mit der Welt und ihrer Sünde. —

Einige Tage nach dem Berliner Ausfluge brachte mir eine Bekannte vielsagend lächelnd den neuesten Kladderadatsch. Da war das Lessingtheater abgebildet. Leute stürzten mit allen Zeichen des Übelbefindens heraus, hielten sich die Nasen zu. Als Giebelfigur ein Schnapsbruder mit der Sockelschrift: „Vererbung". Eine Proletarierfrau, die Brahms Züge trug, kramte Abfälle aus einem Müllkasten heraus, auf dem „Repertoire" stand. Aus einer Hausröhre floß schmutziges Wasser in die Spree.

Ich konnte ihr zum Tausch einen Aufsatz in den „Kritischen Waffengängen" der Brüder Hart überreichen, in dem die beiden einen Hymnus auf den Naturalismus anstimmten und auf Gerhart Hauptmann, „seinen großen Führer". Die Harts aber, die damals in der „Täglichen Rundschau" schrieben und ein paarmal in der Woche unter dem Strich Idealismus und Philosophie leidenschaftlich ausströmten, waren das literatische Orakel der Provinz. —

In den folgenden Jahren sahen wir Freunde nun aus der Ferne zu, wie sich zwischen den beiden neu aufgetauchten Dramatikern, Hauptmann und Sudermann, ein regelrechtes Duell entwickelte; im Jahre 1890 war Sudermanns „Ehre" herausgekommen und hatte einen breiten, stürmischen Erfolg gehabt. 1891 erschienen Hauptmanns „Einsame Menschen". Ein stilles Ibsenstück ohne jeden Aufputz. Und mit lauem Erfolg. Gleich darauf Sudermanns „Sodoms Ende", in dem er auf das amüsanteste Berlins Tiergartenwelt schildert. Das Stück hatte unzählige Wiederholungen.

Das Jahr 1892 brachte dann Hauptmanns „Weber". Erstaunen beim Publikum. Bei der Kritik Bewunderung. Die ernsthafte Presse hatte jetzt begriffen, wen sie vor sich hatte! Überdies machte der Staatsminister von Koeller unfreiwillig Reklame für den Dichter. Indem er im Abgeordnetenhause Hauptmann für einen Umstürzler erklärte und das Stück verbieten wollte.

1893 wurde „Hanneles Himmelfahrt" gegeben. Dieses süß-traurige Drama, in dem der Schnapsdunst des Armenhauses mit dem Duft himmlischer Engelsgesänge zusammenfließt. Das Stück strömt dermaßen Inbrunst und Göttlichkeit aus, daß die eifrigsten Naturalisten enttäuscht waren über den Mann, den sie als Führer auf den Schild gehoben hatten. Und der nun die nackte Erde verließ.

Im selben Jahre erzielte Sudermanns „Heimat" mit der Bombenrolle der Magda (an der sich seitdem die Sorma, die Duse, alle großen Schauspielerinnen Lorbeeren geholt haben) einen jubelnden Erfolg. Sudermann war der Mann des Tages. „Schiller, einst warst du der Mann — heute ist es Sudermann," sang ein Kritiker. —

Im Jahre 1895 war ich nach Berlin übergesiedelt und hatte bald darauf die beiden Dichter persönlich kennen gelernt. Von da ab verfolgte ich natürlich mit doppeltem Interesse den Wettlauf. Gleich nach meiner Ankunft hatte Hauptmann den großen Mißerfolg von „Florian Geyer". Wieder ein rüder Theaterskandal. Man tobte gegen die Szene, in der die Bauern geprügelt wurden. Dann aber kam die „Versunkene Glocke". Nicht Hauptmanns bestes Stück, aber der endgültige Sieg! Man sprach nur vom Waldschrat und Nickelmann. Und mehrere Winter hindurch trug jede junge Frau die Rautendelein-Frisur mit den roten Blumen an den Seiten. Nun verglich man die beiden Dichter nicht mehr, jeder von ihnen hatte seine Leibgarde und sein Publikum.

★

Ich hatte mich nur langsam eingelebt in Berlin. Die Stadt machte mir zuerst den Ein-

Digitized by Google

druck eines ungebärdigen Buben, der aus allen seinen Nähten herauswächst. Alles Frühere sollte eingerissen werden. Alles größer und pompöser gebaut. Die Riesenwarenhäuser entstanden, die Bierpaläste. Auch sonst ging alles auf Verblüffung aus. Kunst und Kunstgewerbe überschlugen sich in Sensationen. „Los von jeder Tradition, nieder mit der Pietät. Auch moralisch. Neu, neu, neu!" Das war die Losung des Tages. In den Salons prahlte man mit einer Frivolität, die man nicht einmal immer besaß. „Ich habe den Mut, meinen Mann zu verlassen," sagte mir eine junge Frau, „trotzdem er eben Bankerott gemacht hat."

Auch in der Literatur gab es nun nichts als Kettenzerreißen. Es war die aufgeregte Zeit der Frauenemanzipation. Ernste Arbeiterinnen bemühten sich seit langem, der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne zu erkämpfen. Schriftstellerinnen, wie die Böhlau, die Reuter, Ellen Key, traten in ihren besten Werken für eine neue sexuelle Moral ein. Ricarda Huch, das dichterische Genie unter ihren Geschlechtsgenossinnen, bewies schon nicht mehr. Sie stellte dar in Werk und Wesen, daß die neue Frau Weib und Mensch zugleich sein darf. Dazu gab eine wilde Schar Losgelassener die Karikatur hinzu. Diese Lyrikerinnen rasten sich aus in erotischen Bekenntnissen. Jedes der zehn Gebote wurde von literarischen Verblüffungskünstlern in ihr Gegenteil verkehrt. Richard Dehmel beschwor seinen künftigen Sohn:

„Mein Kind, und wenn von Sohnespflicht
Zu dir dein alter Vater spricht,
Gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!"

Die Skandinavierin Amalie Scram schrieb ein Schauspiel, in dem sie bewies, daß es Fälle gibt, in denen man stehlen muß und soll, Liebe oder Geld, ganz gleich! Und Cäsar Flaischlen gab in seinem Jugenddrama „Toni Stürmer" dem Bräutigam unrecht, der sich tugendhaft dem Ansinnen seiner Verlobten widersetzt, die schon heute mit ihm glücklich sein will, anstatt lange Jahre auf die Hochzeit zu erwarten. Diese Einstellung wäre früher unmöglich gewesen!

Zu all dem Unregelmäßigen und Unruhigen bildete mein kleines Heim in der Margaretenstraße einen wohltuenden Gegensatz. Es lag ganz still und abgesondert. Im sogenannten „Geheimratsviertel". Ein schmaler Durchschlupf nach der Potsdamer Straße zeigte auf das neue, lärmende Berlin. Grüne Villenstraßen, vom Tiergarten herkommend, liefen auf die Platane zu, die meinen stillen Winkel beherrschte. Die Häuser waren alle noch niedrig: Ihre Bewohner kannten sich — kleinstädtisch — bei Namen.

Ich war in diesen Kreis hineingeraten durch Rodenberg, der da wohnte. Und in dessen „Deutscher Rundschau" meine ersten Novellen erschienen waren. Das Blatt, seit 1870 die Zeitschrift aller Gebildeten, hatte damals noch besondere Bedeutung. Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, die Ebner, die Bunsen waren Mitarbeiter. „Rundschaureif" war in Rodenbergs Munde das höchste Lob. Wie oft habe ich in dem mit tausend Erinnerungen gefüllten kleinen gelben Salon Diskussionen mit angehört, ob der oder jener rundschaureif sei. Frau Justine, die Gattin und heimliche Beraterin Rodenbergs, hatte ihre eigenen Ansichten darüber. Eine Hüterin alter, guter Sitte befeindete sie die sich häufenden Unregelmäßigkeiten, wie uneheliche Kinder, Ehebruch oder sonstige Unschicklichkeiten. Wie Philemon und Baucis lebten die beiden Menschen da im dritten Stock ihres Hauses; erlebten alles gemeinsam, und Frau Justine gab wahre Kunstwerke von Diners. Wohlbedachteste Zusammenstellung von Speisen. Und Menschen. An Menschen gab es meist ein wenig Alt-Berlin, vorsichtig mit etwas Erich Schmidt und Wildenbruch gewürzt. Die beiden wurden als kühne Neuerer betrachtet.

Mir gegenüber verhielt sich Rodenberg mehr väterlich beratend. Es beunruhigte ihn, daß mein kleines Zuhause sich allmählich zu einem Treffpunkt für alte und neue Zeit entwickelte. Wirklich gaben sich bei mir die Anhänger der verschiedensten Richtungen Rendez-vous. Menschen, die sich nirgends sonst begegneten. Rodenberg tadelte das.

Damals lächelte ich manchmal über den alten Herrn, der da in seinem schmalen Arbeitsstübchen, im Lehnstuhl sitzend, Privataudienz gab. Und über die Modernen schimpfte. Er sprach das Wort „modern" wie mit tausend Ausrufungszeichen aus. „Modern" hieß bei ihm soviel wie unanständig.

Das anheimelndste altberliner „Es war einmal" aber hatte ich in meinem eigenen Hause. Da wohnten die drei weißhaarigen Töchter des verstorbenen Konservators der Königlichen Gemäldegalerie von Olfers. Jede hatte ihren eigenen Haushalt. Donnerstags aber war Tee-Nachmittag, da vereinigten sich die drei Zonen: die elegante der schönen, alten Gräfin York aus dem Vorderhause, die gelehrte der klugen Witwe Abecken (deren Mann bei Kaiser Friedrich „rechte Hand" war) und die künstlerische bei der blauäugigen, von weißen Locken umwallten liebenswürdigen Marie von Olfers; Malerin und Dichterin. Alle drei waren in den ästhetischen Zirkeln der Kaiserin Augusta zu Hause gewesen. Man hatte dort mit verteilten Rollen gelesen: Schiller, Racine und die Dramen des preußischen Dichterprinzen Georg. Er las immer die Helden, Marie von Olfers die Liebhaberinnen. Sie deklamierte mir ganze Stellen daraus. Räucherkerzen brannten in kleinen Tonschalen im Zimmer. Die dünnen Brötchen und Biskuits schmeckten nach Weihrauch. Ein paar ehemalige Hofdamen der Kaiserin Augusta in tiefem Décolleté saßen auf den kleinen Sofas. Der Hals mit dem Schulteransatz wie aufgesetzt auf der Robe. Man plauderte. Manchmal wurde auch eine Berühmtheit von früher ans

Digitized by Google

Klavier gebeten. Oder Wildenbruch deklamierte.

Wildenbruch (ein Fünfziger, der längst seine großen Theatererfolge gehabt hatte) galt hier immer noch als der lebensberauschte, unbesonnene Poet, dem man „manches zugute halten müsse". Sogar seine jüngsten Eskapaden in dem Naturalismus. Denn in seinen Heinrichs-Dramen, die damals ihre Premièren erlebten, läßt er das Volk berlinisch sprechen. Und seine „Haubenlerche" ist ein Fabrikmädel. Und eine große Verführungsszene kommt auch darin vor.

Immer wieder aber kehrte er zum Patriotischen und zum Pathos zurück. Er las uns vor. Und sprühte. „Er hat so verbranntes Blut," sagte Frau von Wildenbruch entschuldigend, „das macht, er ist in Beyrut geboren." Sie war stolz auf ihren Dichter und Hohenzollernsprößling.

Immer bunter wurde nun das Leben in Berlin. Ich hatte aus der lieben Margaretenstraße ausziehen müssen. Das Haus wurde eingerissen und ein Kino an seine Stelle gebaut. Meine neue Wohnung nahe dem Nollendorfplatz war eine Musterkarte Berliner Treibens. Im Hof ein Dienstbotenbureau, Köchinnen in Federhüten. Im ersten Stock eine Diva mit Herrenbesuch, im zweiten ein vielbeschäftigter Arzt. Im dritten aber wohnte Rudolf Steiner, der Theosoph (jetzt ja Anthroposoph). Anfangs war seine erste Frau noch da, die Witwe eines Kapitäns, die er sich aus Weimar mitgebracht hatte und später geheiratet. Hausbacken, ganz hübsch. Sie kam manchmal zu mir und klagte: „Es sei so schwer theosophisch zu kochen." Eines Tages war sie verschwunden. Mit samt ihren beiden erwachsenen Töchtern. Und ihrem Bechsteinflügel. Steiners Aufstieg zum „Heiligen" und zur Berühmtheit hat sie nicht miterlebt.

Für mich hat der Mann mit dem Gesicht eines Asketen immer etwas durchaus Undurchsichtiges behalten. So oft ich auch seine Vorträge hörte und mit ihm selber sprach.

Gute Freunde habe ich gefunden in Berlin. Sogar sehr schnell. Cäsar Flaischlen kam oft zu mir. Er gab damals die Kunstzeitschrift „Pan" heraus. Und hatte dabei eine liebe, pedantische Art von Umstürzlertum. Er bekannte sich als Nietzsche-Anbeter des Lebens. Zugleich aber lag immer etwas Herbstliches in seiner Stimme und in seinen Versen. Ein Hauch vom Tübinger Stift mag noch von seiner Heimatstadt in ihm haften geblieben sein. „Sei doch nur froh, es kann doch nicht immer regnen. Bald kommt die Sonne wieder. Sei doch nur froh." Aber in betrübtem Tone. Flaischlen ist mit dieser Art so recht der Dichter des deutschen Gemüts geworden. Ein Liebling aller Trostsuchenden. Seine Gedichte hingen, schön gedruckt, in den Schaufenstern der Papierläden. Faksimiles seiner steilen, gleichmäßigen Schrift. Die schon allein ein Kunstwerk war.

Er hatte eine kleine Novelle von mir für den „Pan" angenommen, die ich dann auch in einer literarischen Gesellschaft vorlesen sollte. Mühsam versah er sie mir mit tausend Vortragszeichen. Dabei entwickelte er den Plan eines Novellenvortragsbuches, dem in Notenschrift alle Pausen, Kreszendi, Akzelerandi und ähnlichen Zeichen beizudrucken wären. Damit ja jedes Wort seine richtige Ausdehnung erhalte.

Von den Frauen, mit denen ich mich befreundete, sah ich mich am öftesten mit der Viebig und der Reuter. Als ich die Viebig zuerst sah, blühend, jung verheiratet, hatte sie nur erst ihre „Eifelnovellen" veröffentlicht. Sie machte den Eindruck einer gediegenen Landdame, die der Literatur ganz fern steht. Bescheiden, wenig gesprächig. Ich habe die Geburt all ihrer großen sozialen und patriotischen Romane mit ihr erlebt. Aber auch als sie bereits eine Berühmtheit war, in alle Sprachen übersetzt, in allen Literaturgeschichten erwähnt als die unentwegte Vertreterin des Naturalismus, auch da noch blieb sie die Bescheidene, Zurückhaltende, die nie von Büchern sprach, desto lieber aber über Einmachen und Mädchennöte. „Viebiglein," sagte ich oft zu ihr, „ich komme zu Ihnen, weil ich Lust habe, mal was ‚Weibernes' zu reden."

Auch Gabriele Reuter sah ich häufig. Als sie in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre mit ihrem Töchterchen nach Berlin kam, war ihr der Ruf einer fanatischen Frauenrechtlerin vorangegangen. Dann sah man sie. Eine schlanke, vornehme Erscheinung mit rosigem Rokokogesicht. Man freute sich an ihrem trokkenen Humor, mit dem sie Geschichtchen zum besten gab. Und wußte, daß sie kein Prinzip war, wie man behauptet hatte, sondern einfach eine begabte Frau mit Erleben. Und Erleiden. —

Unter den jungen Dichtern, die gleich anfangs zu mir kamen, war auch Ludwig Jakobowski, der am meisten zur Produktion aufstachelnde. Damals spielte er eine gewisse Rolle in den literarischen Klubs von Berlin. Er verdankte das weniger seinen eigenen Schöpfungen als dem brennenden Eifer, mit dem er immer wieder neue Talente entdeckte, sie ermutigte; und ihnen half. Er schielte und stotterte. Aber sein fester Wille, sich der Welt gegenüber zu behaupten, erzwang ihm überall Beachtung. Ich nannte ihn „den Salonplebejer", weil er immerfort mit seiner geringen Herkunft prahlte.

Auf mich schalt er beständig, seiner rasch zugreifenden Natur war es unerträglich, daß man fertig Geschriebenes nicht sofort verwertete. „Auch die verschiedenen literarischen Zusammenkünfte müßte ich endlich kennen lernen," behauptete er.

So holte er mich denn eines Abends ab, und wir gingen die dunkle, damals noch wenig bebaute Wilmersdorfer Chaussee entlang zu dem ländlichen Gasthof, in dem die „Klause" sich vereinigte. Er nannte mir ein paar Schriftsteller, die ich kannte. Teils persönlich, teils aus ihren Werken. Auch die

Digitized by Google

Brüder Hart. Sie hatten sich inzwischen zu berühmten Tageskritikern entwickelt. Hielten überall Weltanschauungsvorträge, zu denen die Jugend sich drängte. Und schrieben große ethische Epen. Ich freute mich darauf, mit den beiden Aposteln zusammen zu sein. —

Wir traten in den Garten. Da standen in eifrigem Gespräch zwei große, breite Menschen in wehenden Havelocks, mit Klemmern und Spitzbärten. Jakobowski machte uns bekannt: „Die Harts." Die Bewegung, mit der sie mir ihre Hände reichten, hatte etwas betont Schwungvolles und Frohes. Als solle man sofort wissen, man habe es mit Lebensbejahern zu tun.

Jetzt traten wir ein. Zuerst sah ich gar nichts. Alles blau von Tabaksdunst. Dann enthüllte sich ein langer Tisch, Biergläser, Teller mit Speisen. Rauchenden. Die meisten saßen, andere standen umher. An der oberen Schmalseite des Tisches als Präsident John Henry Mackay, der „Anarchist" genannt. Sein rundes, gepflegtes Gesicht, dem der herabhängende Schnurrbart etwas sanft Elegisches gab, sah durchaus nicht nach Bombenwerfer aus. Übrigens trug er die dräuende Bezeichnung wegen seines letzten Buches „Die Anarchisten". Er begrüßte mich mit einem weichen, kindlich hohen Lachen, das direkt ansteckend wirkte. Und drückte mir sogleich das Stammbuch in die Hand, in das sich jedesmal alle Anwesenden einschreiben und die Neuen mit einem Verse oder sonst einer Sentenz beglaubigen mußten. Ich blätterte darin. Und fand nichts Welterschütterndes. So daß ich unbesorgt es mit mir nahm.

Ich saß nun zwischen Jakobowski und Flaischlen, der mir sorgsam die ausdrucksvollsten Interpunktionen in mein rasch eingeschriebenes Verschen hineinkorrigierte. — Meine Augen hatten sich an den Tabaksdunst gewöhnt. Ich sah mir gegenüber den Schriftsteller Meyer-Foerster (der später „Alt-Heidelberg" schrieb). Neben ihm seine junge, hübsche Frau und die leidenschaftliche Juliane Dery, von der man sich allerlei Boudoirgeschichten erzählte. Sie war die Tochter eines ungarischen Schweinezüchters, hatte unbändiges blondes Haar und einen blutroten Raubtiermund. Wenige Monate nach diesem Abend stürzte sie sich vom vierten Stock auf die Straße.

Ich sah mich nach den Harts um. Sie hatten sich mit zwei schönen Mädchen in einer Fensternische niedergelassen. Das eine der Weiblein hatte ihr Haar aufgelöst, die andere saß Heinrich fast auf dem Schoß. Auf dem Tisch standen Weinflaschen. Die Brüder hatten erhitzte Gesichter.

Ich bekam ein ganz neues Bild von den Aposteln. Später am Abend aber hörte ich sie eifrig miteinander verhandeln über einen Brief, den sie an Bismarck senden wollten, um den Schutz des Staates für die Schriftsteller zu erbitten. „Wir müssen dabei herzhaft über die bestehenden Zustände herziehen," meinte Heinrich. Julius hatte einige Bedenken. Aber Heinrich rief Worte wie „Wahrheit", „der Welt schuldig sein", „wir Pioniere" und ähnliches. Da erkannte ich meine Apostel wieder.

Flaischlen war aufgestanden, und neben mich hatte sich der Verleger Fritz Th. Cohn, Clara Viebigs Mann, gesetzt. „Meine Frau ist nicht mit," sagte er, „sie liebt die Bohême nicht."

„Sind diese alle denn Bohême?" Ich sah Mackays glattes, sanftes Gesicht an, Flaischlens belehrenden Zeigefinger, allerlei liebenswürdig lächelnde Durchschnittsgesichter. Er besann sich einen Augenblick. Dann sagte er in seiner schnellen Art: „Bohême gibt es drei Sorten. Die ersten haben kein Geld und auch noch keinen Namen. Die zweiten haben bereits einen Namen, aber kein Geld. Die aber, die beides haben — das sind keine mehr. Die spielen nur noch eine Weile Bohême."

Ich glaubte ihm. Und sah mir die Leute da am Tische auf diese Dreiteilung hin an. Wie ein Bilderbuch, das man vor mich hingelegt hätte. Viel Schicksal um diesen Tisch herum, aber auch viel Geste, viel Streben. Und viel Allzumenschliches.

So merkte ich, daß jeder unwillkürlich den andern studierte. „Könnte ich dich nicht mal als Modell benutzen?" Fleißige Augen wanderten beständig lernbegierig über Menschen und Dinge. Und registrierten: „Lichtwirkung so und so. Gerüche so. Geräusche so." Man nannte das die wissenschaftliche Methode des Naturalismus. Erzählte aber einer gar irgendeine zusammenhängende kleine Begebenheit, so legte er gleich ängstlich selbst die Hand darauf: „Ich werde das einmal schreiben." Das hieß: „Daß mir ja niemand zuvorkommt." Ich bin später mit einzelnen der Klausner vertraut geworden. Habe sie bei mir gesehen, Ausflüge gemacht mit dem einen oder dem andern und manche herzlich schätzen gelernt. Die Eindrücke jenes ersten Abends aber sind dadurch kaum verändert worden: „Viel Schicksal, aber auch viel Geste. Viel Streben und viel Allzumenschliches."

Ausgelassener als in der Klause ging es in den Nachtsitzungen zu, die sich an Wolzogens Überbrettl-Abende anschlossen.

Das Überbrettl war die große Mode geworden. Bierbaums erotisch-sentimentale Biedermeierszene machte jeden Abend ein volles Haus. „Kling-Klang-Gloribus, ich tanz' mit meiner Frau." Es wurde bis zum Übelwerden in allen Familien nachgemimt. Wolzogen, der gewandte Lebenskünstler, hatte wieder einmal richtig gerechnet. Den Zuschauern war es eine wahre Erholung nach aller grauen Armen-Malerei einmal wieder so recht albern lachen zu dürfen. Im Theater war es gar zu ernst geworden. Man schlich sich nach den Ibsen-Hauptmann-Tolstoi-Aufführungen immer still, wie geprügelt nach Hause. Einer aber war da, der dem Amüsement des Abends die aufreizende Note hinzugab. Das war Frank Wedekind.

Er kam aus München, wo er dem berüch-

Digitized by Google

tigten Kabarett „Die elf Scharfrichter“ angehörte. Und sang nun bei seinem Freunde Wolzogen seine Bänkelsängerliedchen.

Burlesken, die Lachen machten. Immer aber eine scharfe Spitze gegen die Gesellschaft richteten: „Ich hab' meine Tante geschlachtet, meine Tante war alt und schwach. Ihr aber, ihr Richter, ihr trachtet meiner blühenden Jugend nach.“ Er sang eintönig, wie am Leierkasten. Sein tieftragisches Gesicht, über die Laute geneigt, wirkte befremdend.

Ich bin oft mit Wedekind zusammen gewesen. Nach den Theaterabenden, in denen er (herzlich schlecht) seine eigenen Helden spielte. Ich habe ihn immer wieder in seiner scharf akzentuierten Sprache seine Religion der Fleischeslust verteidigen hören. Und habe jedesmal aufs neue in dem Manne, der beim Publikum als unmoralisch verschrien war, von der Zensur häufig verboten und einmal in München mitten von der Szene ins Gefängnis geschleppt wurde, als einen eigensinnigen und oft pedantischen Moralisten erkannt. Ein buntscheckiger Narr, der klingelnd und lachend dem Hofe die bittersten Wahrheiten sagt. Nicht weil ihm das Spaß macht, sondern weil er sich dazu berufen glaubt.

Berlin war damals die Stadt, in der man am leichtesten einer großen Geselligkeit verfiel. So war auch ich sehr rasch in den Strudel geraten. Ein Strudel, der von sehr verschiedenen Strömen sich nährte. Zulange hatte ich in Halle Haustochter gespielt mit allen Freuden, Pflichten und Beschränkungen einer solchen. Als ich dann nach dem Tode meiner Eltern nach Berlin ging, sehnte ich mich danach, mir einmal ein bißchen Wind um die Nase wehen zu lassen. Vorerst besuchte ich von den Verwandten nicht die Patrizier und festgegründeten Bürgerhäuser, sondern nur die wenigen, mit denen mich Wahlfreundschaft verband. Ebensowenig benutzte ich meine Beziehungen oder Einführungen in Universitätskreise. Ich wollte „das Leben“ sehn. Ein etwas kindlicher Wunsch für meine Jahre! Aber der Hund, der sich von seiner Hütte losreißt, schleppt ein Stück seiner Kette mit sich. Ich blieb, die ich gewesen. Bei den bürgerlich Gearteten eine Emanzipierte und nun hier bei den Bohêmes, zu denen ich mich neugierig gesellte, bis zuletzt der Outsider. Keine der beiden Gruppen nahm mich für einen der ihren. So gut ich bei beiden aufgenommen war. Und, was wichtiger war, auch ich fühlte mich jeder nur halb zugehörig. Da war mir nun der Verkehr bei den Verlegern willkommen, in deren Gesellschaften sich moderne Künstler und Schriftsteller, bereits berühmte wie werdende, zusammenfanden. Jedes der Häuser hatte seine besondere Färbung, jedes versammelte die Autoren des Hauses um sich. Bei dem einen war die Sehenswürdigkeit Gerhart Hauptmann. Er war immer wie von einer Luftschicht umgeben, nur seinen Intimen zugänglich. Im kleinen Kreise las er wohl auch einmal Neuverfaßtes vor. —

Auch den schnell berühmtgewordenen Otto Erich Hartleben sah man manchmal. Nicht oft. Er entzog sich gern jedem gesellschaftlichen Zwang. Sein beliebtester Aufenthalt war schon damals in der Weinstube, am Biertisch. Er stammte aus einer sächsischen Juristenfamilie und bildete sich nun, in bewußter Reaktion gegen alle Bürgerlichkeit, absichtlich zum Philisterschreck aus, schrieb, um die Bürger zu brüskieren, auch ein sozialdemokratisches Drama „Hanna Jagert“. Aber keiner von uns hat ihm das je geglaubt.

Wirklich ihn selbst fanden wir nur in den amüsanten Erzählungen „Vom abgerissenen Knopf“, „Vom gastfreien Pastor“, in denen er französische Technik auf deutschen Boden versetzt. Und auf eine anscheinend unschuldige Art die gewagtesten Histörchen erzählt.

Man las ihn zu jener Zeit in literarischen Kreisen mit Entzücken. Und selbst der Bürger, den er verspottete, lachte verstohlen, nachdem er sich genugsam sittlich entrüstet hatte.

Es war nicht immer angenehm, mit Otto Erich zusammen zu sein. Anfangs saß er schweigsam und wie höhnend da. Nur in der kurzen Zeit zwischen der vierten und sechsten Flasche war er der geistreiche und liebenswürdige Mensch, als den ihn seine Freunde immer rühmten. Danach unleidlich zänkisch oder auch tränenselig. Sein braves Weib „Moppelchen“ saß neben ihm und pflegte ihn.

Sie hat ihn auch gepflegt, als er am Gardasee im Sterben lag. Trotz seiner Geliebten „Ella, mein Kind,“ die er dort bei sich hatte.

Häufig sah man Sudermann, immer der beliebte, vielumworbene Gesellschafter. Erst seit seinem berüchtigten Aufsatz im „Berliner Tageblatt“ über die Verrohung der Theaterkritik, infolgedessen die gesamte Presse ihn angriff, hatte er einen melancholischen Blick bekommen in seine braunen, festen Augen. In den Kriegsjahren hat er dann mit seinen ausgezeichneten „Litauischen Geschichten“ sich seinen Ruhm zurückerobert.

Vielleicht die interessanteste Erscheinung der literarischen Kreise war mir Richard Dehmel. Es wird für die Nachwelt schwer sein, sich aus seinen Werken das richtige Bild von ihm zu machen. Denn bei der Gesamtausgabe seiner Werke hat er selbst sein seelisches Porträt dermaßen retuschiert, daß wir, die wir seine Anfänge miterlebten, ihn kaum wiedererkennen. Es kränkt uns fast, daß er durch Anordnung und Einreihung seiner heißen Leidenschaftsgedichte einen geordneten Aufbau konstruiert hat, der beweisen soll, daß sie nichts anderes bedeuten, als ein Purgatorium für seinen Aufstieg ins Erkenntnisreiche. Noch im Jahre 1890 schrieb er:

„Nur wenn der Mensch von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Torheit und der großen Liebe.“

Im Jahre 1913 aber stellt er als Zweck jeder Sinnlichkeit auf: „Die ganze Welt im

Digitized by Google

Weibe zu empfangen." Also gleichsam eine ethische Entschuldigung der triebhaften Liebesleidenschaft.

Schon zu Ende seines Hauptwerkes, Mitte der neunziger Jahre, „Zwei Menschen", überwuchert die Philosophie.

Seinen dichterischen Höhepunkt hat Dehmel wohl in den heißen Jahren gehabt, da er zwischen seiner ersten Frau und seiner künftigen stand. Und alle seine Kämpfe und Räusche in seine Gedichte hineinblutete.

In der Kunsthandlung von Keller und Reiner hatte ich ihn vorlesen hören. Er bot einen sonderbaren Anblick, wenn er so dastand. Sehr groß, mit dunklem, verwühltem Gesicht, die Hände ekstatisch zusammengepreßt, der Leib wie gehöhlt. Es war, als entstünde jetzt in diesem Augenblick, was er, wie in Qualen, aus sich herausstieß. Er las von seiner „braunen Geliebten" und schilderte mit unbedenklichster Genauigkeit jeden einzelnen ihrer intimsten körperlichen Reize. Dicht vor dem Rednerpult aber saßen Gattin und Geliebte. Frau Paula, seine Frau, ohne Sorgfalt gekleidet, das blasse, von Asthma verzerrte Gesicht glückselig leuchtend. Frau Ida (die andere) sieghaft mit ihrem schwarzen ägyptischen Blick, in einem grauen Gewande von kostbarem Stoff, eine alte, breite Goldkette um den stolzen Nacken. Bei den schönsten Stellen drückten die beiden Frauen sich die Hände. Ganz impulsiv! Für das Publikum aber waren solche Augenblicke die große Sensation, um derentwillen man die Vorlesungen besuchte.

Als ich Dehmel zum erstenmal in einer Gesellschaft sah, hatte die Zensur ihm gerade in seinem Buche „Weib und Welt" ganze Seiten geschwärzt. Das Buch wurde danach wie toll gekauft. Man entfernte das Schwarze mit Benzin. Und las nun mit Genuß die blasphemische Liebesbitte der Magdalena an Christus.

An diesem Gesellschaftsabend wurde Dehmel von der Frau seines Verlegers gebeten, einige seiner sozialen Gedichte vorzulesen, die damals — man stand schon mitten in der Arbeiterbewegung — seine beliebtesten waren. Das Buch wurde herbeigeholt. Dehmel zögerte nervös, erhob sich endlich, begann: „Mahle, Mühle, mahle" — er stockte. Wütend klappte er das Büchlein zu. „Der weiße Fleck muß fort. Ich kann nicht lesen, wenn der weiße Fleck da ist!"

Man sah sich erschrocken an.

Aber der „weiße Fleck" war einfach ein junges Mädchen im weißen Kleide, das Dehmel gegenübersaß und ihn störte.

Frau Paula ging zu ihrem Manne, nahm seine Hand und streichelte sie. Da fing er an zu lachen. —

Dehmels wohnten damals mit ihren Kindern in Pankow bei Berlin. Frau Ida — zuerst noch verheiratet — war gleichfalls dorthin gezogen. „Richards Muse" nannte Frau Dehmel liebevoll die gefährliche Hausfreundin. Ich sah die drei in ihrem seltsam erhobenen Zustande in Familie Dehmels Wohnung. „Frau Isis" saß am Klavier, Dehmel lehnte daneben, Frau Dehmel nähte.

Paula Dehmel war eine Heldin. Ein so wundervoll seelisches Zusammenwachsen mit ihrem Manne war ihr gelungen, daß sie nicht anders konnte, als ihm alles verschaffen, was er für sein Glück hielt. Und was ihn zu dichterischer Produktion entfachte. In diesem Falle also die Liebe von „Frau Isis", wie sie sie nannten. „Nie hat er so schöne Gedichte gemacht wie jetzt," sagte Frau Paula Dehmel strahlend zu mir. Sie gab mir die Blätter. Glühende Liebeslieder an Frau Isis. Später dann zeigte sie mir die neugedruckten Kinderlieder, die sie gemeinsam mit ihrem Manne gedichtet hatte. Und die er nun herausgab. Naturgemäß hat diese hochgespannte Freundschaft zwischen Frau und Geliebte nicht gedauert. Kränkungen und Reibungen verirdischten das Verhältnis.

Als ich Dehmel mit seiner neuen Frau in Hamburg wiedersah, war er im Eifer des Nestbaues fast verstummt. Jahrelang ist er umständlich mit der künstlerischen Ausstattung seiner Wohnung beschäftigt gewesen und hat darüber des Dichtens beinah vergessen. Auch nachher ist er mehr Herausgeber gewesen als Dichter. Als er zuletzt, ein Fünfziger, an die Front ging, war er auch da bemüht, Ethik und Philosophie in diesem Wirrnis zu bewahren.

Uns Menschen seiner Jugend aber bleibt er der Mann, der Trieb und Leidenschaft vergöttlichte und aus heuchlerischer Verfemung heraushob.

Mit ihm ist einer hingegangen, der vielleicht am wachsten die erregte Zeit durchlebt hat, die um die Jahrhundertwende herum den Naturalismus auf den Schild hob. Und ihn überwand.

Keiner unserer Besten ist dem naturalistischen Glaubensbekenntnis treu geblieben. Unverkennbar aber ist die Wirkung dieser Lehre bei jedem von ihnen. Der Naturalismus hat sich aufgelöst in alle die Richtungen und „ismen", die ihm folgten. Ein Erdenstück ist er gewesen, in das emporstäubender Samen allerart sich einsenkte und darin seine Wurzel bildete ... Um vielfältig und neuartig in Form und Farbe daraus wieder zu erstehen. Seien wir ihm dankbar!

Denn, geht es uns bei den fanatischen Wirklichkeitsverächtern von heute nicht oft so, daß ihre Dichtungen uns wie Taschenspielerrosen erscheinen, die wurzellos vom Himmel fallen?

Als Resultat des Stückchens Literaturgeschichte, das ich in Berlin miterlebte, ist mir geblieben: Jede der neuen literarischen Richtungen muß sich erst durch den Naturalismus hindurchgefühlt haben, um gesunden Wuchs zu haben. Die übrigen sind Modeversuche.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Frank Thieß: Angelika ten Swart (Stuttgart 1924) — Hans Sterneder: Der Wunderapostel (Leipzig 1925) — Hans Franck: Heimgekehrt (Bremen 1925) — Bruno Frank: Tage des Königs (Berlin 1924) — Josef Ponten: Der Urwald (Stuttgart 1924) — Paul Vetterli: Wenn der Kranich zieht (Leipzig 1924) — Reclams neue Erzählungsbücher (Leipzig 1924/25) — Fedor v. Zobeltitz: Till Eulenspiegel (Hamburg 1924)

Lichtenbergs witziges Wort über Bücher als die seltsamste Ware („von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert, gelesen — und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen") darf man heute ergänzen durch die Seltsamkeit, daß die Bücherschreiber sich immer noch vermehren, während es Bücherleser eigentlich schon längst nicht mehr gibt. Allenfalls könnte man sie Bücherüberflieger nennen. Die Gewohnheit: täglich mindestens zweimal eine Zeitung von dem Zeilengehalt eines mäßigen Druckheftes zu lesen, trainiert die Fixigkeit des Lesens in einer Weise, daß schließlich das Auge nur noch Stichworte auffängt.

Durch diesen Wandel im Lesen wird notwendig auch ein Wandel im Schreiben herbeigeführt. Soll man für so flüchtige Leser noch mit künstlerischer Sorgfalt seine Sätze bauen, seinen Stil glätten? Man soll es. Aber man tut es nicht immer. Übrigens ist die Klemme nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick scheint. Es gibt Erzähler, die so zu schreiben verstehn, daß der D-Zug-Leser auf seine Kosten kommt, bei aller Flüchtigkeit noch Reiz und Spannung findet, daß aber auch der Feinschmecker, wenn er verständnisvoll verweilend die Schönheiten einer künstlerischen Erzählung auskostet, befriedigt wird.

Zu diesen Verfassern gehört Frank Thieß, auf dessen Erstlingsroman Der Tod von Falern wir schon vor Jahren hier mit Fug aufmerksam machten, der sich aber inzwischen zu einem unserer ersten Epiker vervollkommnet hat. Mit seinem neusten Roman Der Leibhaftige bin ich leider — er ist sehr leibhaftig, zählt fast 600 Seiten — für diese Monatsschau noch nicht fertig geworden, aber wir werden vorläufig entschädigt durch den Genuß seiner Erzählung Angelika ten Swart.

Sie stammt aus einer alten holländischen Adelsfamilie, die schöne blonde Angelika, mit ihrem sicheren Gang, ihrem feinen Profil und dem „prachtvollen Schnitt alter Adelsgesichter". Aber sie hat nicht nur die Vorzüge ihrer Vorfahren, sie leidet auch unter deren strenger Familienetikette, die keinen Widerspruch gegen das sic volo des Vaters erlaubt, selbst da nicht, wo es um das Lebensglück geht. Auf Wunsch ihres Vaters, des Kammerherrn ten Swart auf Nörregaard, heiratet Angelika einen ungeliebten Mann, den berühmten Arzt Dr. Morr, einen glattrasierten, sehr mageren Amerikaner von achtunddreißig Jahren. Mit einer erstaunlich feinen Einfühlung in die geheimsten Seelenregungen der unglücklichen Angelika, in die ganze Trostleere eines Vollmenschen, der sein Leben unweigerlich verpfuscht sieht und nun immerfort zwischen Sterben- und Lebenwollen einherschwankt, zwischen letzten feinen Genüssen und grauenvollem Abscheu — hat Thieß hier ein Schicksal tief von innen heraus gedichtet. Wie leicht vibrieren die Saiten, die er anschlägt, und wie stark, bis zur heftigen Erschütterung, übertragen sich die Schwingungswellen in die Seele des lesend Empfangenden! Klangfiguren entstehen. „Aus dem Geist der Musik", wie nach Nietzsche das dionysisch-mystische Kultdrama, ist auch diese Erzählung geboren, alles vollzieht sich nach musikalischen Gesetzen, die auch für die Schwingungen im All, für das Kreisen der Welten Gültigkeit haben.

Nur eine musikalische Figur, ein verklungener Akkord ist die arme Angelika, die in ihrer Jugend schon dahinschwindet. Und so stirbt sie auch, ruhig und ohne Schmerz. Aber ein Kind lebt, die kleinen Händchen nehmen den Faden wieder auf und spinnen ihn weiter, die rätselvolle Schnur des Lebens. Nur an der einen Stelle, wo Schönheit und Sehnsucht war, ist es nun ganz still.

Ein Buch von zartester Delikatesse, das auch die Vielen nicht ohne Bewegung zu Ende lesen werden. Aber geschrieben ist es für die Wenigen.

Das gilt schwerlich von Hans Sterneders neuem Roman: Der Wunderapostel. Man könnte mit mehr Recht das Gegenteil behaupten: er ist „an alle" gerichtet, er soll ein Evangelium sein, das der Menschheit von heute frohe Botschaft bringen möchte. Und bringt. Nach vorsichtiger Erwägung und Wägung spreche ich es aus: hier ist wirklich ein Weg für die Suchenden, ein Halt für die Schwankenden, ein Ausblick für die Sehnsüchtigen unserer Zeit. Gerade weil heute mit der Geisterwelt arbeitende Industrieritter oder verrannte Schwärmer die seelische Zerrüttung, welche Krieg und Nachkrieg

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Joseph Oppenheimer
(Berlin, Sammlung Perlis)

Digitized by Google

Digitized by Google

in weiten Schichten des deutschen Volkes hervorgebracht haben, ausnützen, sie mit Okkultismus, mit mystischer Auffassung des Lebens zu betäuben, wird diese seine, von frischer Bergluft umwehte Naturphilosophie des Wunderapostels als gesundes Gegengift wirken.

Nicht als ob sie auch nur zum größten Teil neu wäre. Dieser Apostel hat viel nachgedacht, aber noch viel mehr hat er gelesen. Aus seinen Märchen winkt es hervor mit weißer Hand: die Überlieferungen der altorientalischen Völker, die Evangelien Buddhas und Christi, die Anschauungen des Paracelsus, der Neuplatoniker, Lehren Spinozas, von neueren Denkern vornehmlich Kant (= Laplace), Schopenhauer und ganz besonders Gustav Theodor Fechner. Die Fechnersche Theorie von der Pflanzenseele feiert hier eine romantische Auferstehung, aber sie wird nicht schulmäßig vorgetragen, sondern wir erleben sie mit, indem wir als Wandergenosse mit dem Wunderapostel, seinem Jünger Beatus und ein paar Walzbrüdern durch die Berge Süddeutschlands und Oberösterreichs nach Genua und Mailand stromen. Wir erleben es, daß der Wunderapostel im Wandern einem Baum segnend zunickt, weil er den Gruß der Dryas fühlt; daß sich die unsichtbaren Geister der Natur sammeln, wo er rastet, daß er die Seele einer brennenden Eiche in die einer jungen Eiche hinüberrettet, oder den Keil ziehender Vögel als Gruppenseele grüßt. Er teilt nämlich die Allseele, die den ganzen Kosmos belebt, in Gruppenseelen — indem nur eine größere Anzahl eine Seele bildet — und in Einzelseelen (Mensch), er gelangt in seiner Naturlehre über Busch und Baum, über Tier und Mensch zu den Sternen, meint das Geheimnis der Schöpfung, den ewigen Webstuhl Gottes zu sehen, wo jedes Fädchen seinen bestimmten Einschlag hat, jeder Zufall ausgeschaltet ist.

Mitunter schüttelt man den Kopf, so bei des Apostels überzeugter Wiederaufnahme mittelalterlicher Dämonologie, seiner Ehrenrettung der Astrologen (Wallenstein würde seine Freude daran haben), der Astralgeister usw. Aber man muß zugeben, daß er alle seine Anschauungen in ein gerundetes System gebracht hat, es ist eine Weltauslegung von großem Zug und innerlicher Logik. Schließlich sind seine Lehrmeinungen nicht schlechter bewiesen, als die mancher anderen Weltauffassung und Fechner hat noch immer recht, wenn er sagt: „Alles Allgemeinste, Höchste, Letzte, Fernste, Feinste, Tiefste ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache."

Durch die Lehren des Wunderapostels wird freilich die Form des Romans gesprengt. Den weitaus größten Teil dieser 450 Seiten nehmen die Vorträge des weisen Mannes ein und es ehrt ihn, wenn man gestehen muß, bis zuletzt gern zugehört zu haben, ja daß man ihn liebgewonnen hat, diesen Siebenzigjährigen, der aus einem uralten königlichen Priestergeschlecht am Fuß des Himalajagebirges gekommen ist, weil ihn das Los getroffen hat, westlichen Völkern die Lehre des Heils zu bringen.

Hans Sterneder hat, wie unsere Leser sich erinnern werden, schon in seinem letzten Roman „Der Sonnenbruder" auf diesen Wunderapostel hingewiesen, dort auch finden wir schon Beatus Klingohr, den jetzigen Jünger und geistigen Erben des Weisen; wir erhalten in dem vorliegenden Bande den zweiten Teil eines dreibändigen Werkes, das ein großes Ziel verfolgt. Der Sonnenbruder erfreute als einer der besten Handwerksburschen- und Walzbruderromane, die wir in deutscher Sprache haben, im Wunderapostel nimmt diese fröhliche und eigenartige Wanderpoesie nur die zweite Stelle ein, aber sie ist noch ebenso echt und frisch wie dort. Auch über das Schicksal des Beatus Klingohr, des meisterhaften Geigenkünstlers, erfahren wir hier näheres und die Erzählung seiner Tragik und Erlösung gehört zum Schönsten des Buchs. Daneben stelle ich das Wiedersehn des Beatus mit seinem Hunde. Hier fühlt man das Herzblut des Dichters in lebendiger Wärme strömen, der die Tiere so lieb hat und der auch unter den Menschen nur die zu Freunden wählt, die Tiere lieb haben. Glaubt mir, es ist schon etwas um diesen Hans Sterneder, wenn er auch stellenweise zu schwärmerisch, verzückt und manchmal sogar süßlich wirken mag. Das letzte wohl nur, weil er den Roman nicht genügend durchgefeilt hat und die Rührung, die Ergriffenheit und seligen Umarmungen der Erkennenden sich zu oft wiederholen.

Die Hauptsache aber bleibt die Echtheit des Ganzen. Dieser Hans Sterneder ist wirklich ein Mensch, der in unsere Zeit des Mechanismus gar nicht paßt mit seiner Begeisterungsfähigkeit, seiner Ehrfurcht, seinem Streben nach Tiefe, seinem sittlichen Ernst, seiner Liebe zur Kreatur, seiner Wander- und Stromerlust.

Wie? oder ist er am Ende gerade dieser Zeit notwendig? hat er eine Mission wie etwa Thoreau und Emerson im merkantilen und mechanistischen Amerika? Warten wir seine Entwicklung ab, er steht erst in der Mitte der Dreißig und hat noch große Pläne, von denen auch ich, den er in übertriebener Dankbarkeit seinen „Entdecker" nennt, und dem er in seinen Briefen manches anvertraut, nicht mehr als Andeutungen kenne. Übrigens: dieser „Wunderapostel" ist keine Phantasiegestalt. Er lebt, unweit der niederösterreichischen Heimat Sterneders, und wird als Arzt wie als Weiser von sehr vielen gesucht, von wenigen gefunden. Er scheint zu den seltenen Menschen zu gehören, bei denen Kopf und Herz, Verstand und Liebe, Wissen und Güte sich die Wage halten. Unter allem Schönen dieser Erde wohl das Höchste.

Wesentlich nüchterner geht es in der Erzählung Heimgekehrt von Hans Franck her. Der feinsinnige Schriftsteller

Digitized by Google

und Kritiker greift in das volle Menschenleben seiner Heimat und holt zunächst den Sohn eines mecklenburgischen Landgeistlichen, der selber Pfarrer geworden: Fried Haak hervor. Das heißt: eigentlich lautet sein Vorname Ehrenfried. Aber als er, von dem orthodoxen Oberkirchenrat der Irrlehre bezichtigt, sein Pfarramt niedergelegt hat, nennt er sich nur noch Fried, ein Zeichen, daß er nicht gerade zu den Stärksten und Sichersten der Menschheit zählt; mancher hätte wohl jetzt erst recht trotzig auf den „Ehren" seines Taufnamens bestanden. Ein wenig wankelmütig ist der gute Fried denn auch in seinen Herzensangelegenheiten. Von den beiden Töchtern des Pfarrers ist Martha 30, Maria 13 (dazwischen stehen einige Brüder, wie zur Erklärung des Altersunterschiedes bemerkt sei). Martha liebt den Ehrenfried, der Ehrenfried aber liebt Maria, der er Unterricht und — zu ihrer Konfirmation den Spruch gibt: „Halte was du hast, daß dir niemand deine Krone raube." Sehr fein hat der Dichter nun die vielen Schwankungen der Magnetnadel im Herzen Frieds beobachtet. Wie er, von seiner Liebe zu der Kleinen sich zeitweilig körperlich zu erlösen sucht, indem er dem Liebeswerben der Martha nachgibt, wie ihm dann aber unbewußt der Name Maria auf die Lippen kommt und er zornig die ihn Umarmende fortstößt, wie er endlich seine Geliebte heimführen darf, so daß die enttäuschte Martha mit Selbstmordgedanken in den Wald läuft. Noch mancherlei „Anfechtung", Krankheit und eine kleine Eheirrung kommt dazwischen, bis er endlich heimkehrt und nun für immer an der Seite seines treuen Weibes Ruhe findet. Heimgekehrt in doppeltem Sinn und gar freundlich vom Leben aufgenommen, denn ein kleines Töchterchen lacht ihm entgegen und im Hintergrunde steht eine noch junge, wenn auch weißhaarige Frau: Martha, die Haus und Garten während seiner Abwesenheit schon treulich gepflegt hat und weiterhin als freundliche Helferin bei ihm sein wird.

Eine anheimelnde Erzählung: gemütlich und gemütvoll — so verpönt das letzte Wort heute auch ist — dabei nicht ohne Humor (der alte Pastor mit seinem „übrigens" ist eine Prachtgestalt). Nur ist der kleine Roman, wie es scheint, etwas eilig hingeschrieben: die Technik könnte gefälliger sein und von sehr sorgsamer Feile zeugt es just nicht, wenn S. 21 f. in zweiundzwanzig Zeilen zehnmal das Wort „hatte" kommt. Doch das ist schließlich eine Kleinigkeit.

Der Name Franck ist im gegenwärtigen deutschen Schrifttum sehr zahlreich vertreten, allerdings in vier Schreibarten (im neuen Kürschner finde ich: Franck dreimal, Frank achtmal, Francke fünf- und Franke neunmal). Der bekannteste neben Hans Franck ist wohl sein Namensvetter mit k, Bruno Frank, der ihm sogleich folgen mag.

Dieser längst anerkannte Fabulator legt uns mit seiner Erzählung Tage des Königs ein Buch von seltener Zartheit und Wärme in die Hand. Es ist der Roman Friedrichs des Großen, in drei charakteristischen Episoden, die neuartig und spannend auch für den sind, der das Leben dieses Einsamen kennt — und nicht nur nach schul- und landesüblicher Überlieferung. Die furchtbare Tragik im Leben des Königs führt Frank auf einen bösen Zufall, auf ein Unglück bei einer Operation zurück — seinem Vorwort nach hält er das für eine geschichtliche Tatsache. Und ist damit im Irrtum, wie ausdrücklich bemerkt sei. (Es gibt nämlich ein beglaubigtes Protokoll über den Befund der Leiche.) Gleichviel, für uns ist das Wichtigste: ein wirklich gutes Buch zu haben, eins der lesenswertesten unter der erschrecklich angewachsenen Friedrich-Literatur. Kein bengalisches Feuer, keine verhimmelnde Anbetung bietet Frank, sondern ein mit sicheren Zügen gesetztes Bildnis eines Menschen — und das Ecce homo! steht erschütternd darüber. Nicht Friedrichs Ruhm und Glanz — wir erleben seine Leiden und Kämpfe, seine zähe Kraft in der Not, seinen eisernen Willen in der Arbeit, seine Standhaftigkeit im Unglück, die ganze Selbstopferung eines unglaublich einsamen Daseins. Nur mit tiefer Ergriffenheit und — Bewunderung kann man diese Tage des Königs erleben.

Ob und inwieweit ein wenig Tendenz bei dieser Schilderung mit unterläuft, läßt sich schwer erkennen. Jedenfalls ist sie so von Achtung vor der menschlichen Größe Friedrichs umhüllt, daß es kleinlich wäre, ihr nachzuspüren. —

Eine höchst absonderliche und phantastische Erzählung ist Josef Pontens neuer Falke Der Urwald. In einem sehr großen Treibhause — die Ausmaße müssen freilich ganz ungewöhnlich sein, denn nicht nur große exotische Bäume können sich da frei entwickeln, es läuft, kriecht und klettert auch allerhand Urwaldgetier bis hinauf zu einer ausgewachsenen Schimpansin darin umher — lebt als Gärtnerin und Pflegerin eine junge Frau, die in der Welt draußen Übles erfahren hat. In dem feuchtwarmen Dunst der Treibhausatmosphäre fühlt sie sich bald wohler als draußen in der kalten Welt, und da sie den Raum, in dem sie unbekleidet ihr Pflegamt ausübt, nicht mehr verläßt, wird sie im Lauf der Zeit selber eine Art Urwaldgeschöpf, eine Dryas, zeitlos, gedanken- und bedürfnislos, sie vegetiert glücklich, wie ein Pflanzenwesen, durchschlüpft das Gewirr der Ranken und Palmblätter, und widersteht sogar einer letzten erotischen Versuchung durch einen Eindringling. So dämmert sie ohne Leid und ohne Sorge dahin, ihr nackter Körper wird immer wesenloser und endlich stirbt sie wie eine Blume, ihre Leiche hat man nie gefunden; wie die Tiere des Waldes, ohne Klage und ohne Aufsehen zu machen, ist sie in die Verborgenheit eingegangen.

Wenn ein mittelmäßiger Schriftsteller

Digitized by Google

diesen Stoff episch behandelte, er würde sich vermutlich unfehlbar lächerlich machen. Ponten überragt das Mittelmaß nicht nur in der Kunst des Erzählens, auch in der außerordentlichen Gründlichkeit, Logik und Klarheit, mit der er zu Werke geht. Obwohl das Kühne der Fabel hart die Unglaubwürdigkeit streift, ist man doch so in der Hand des Erzählers, daß man schließlich über die Frage des Möglichen und Unmöglichen achtlos hinweggleitet. Denn nichts läßt Ponten unbegründet, immer ist er mit Geist und Phantasie bemüht, auch das Seltsamste wahrscheinlich zu machen. Dazu bedient er sich einer Fülle von zoologischen und botanischen Fachkenntnissen, die ein jahrelanges Studium voraussetzen. Er wird sie schwerlich gemacht haben, um dies kleine Bändchen zu schreiben, eher ist schon anzunehmen, daß er die Novelle ersonnen hat, um jene Wissenschaft einmal spielerisch zu verwerten. Jedenfalls ist so ein höchst origineller Falke entstanden, er glitzert wie ein Kolibri. Eine überraschende Merkwürdigkeit findet sich am Schluß der Erzählung: eine völlige Übereinstimmung mit der Lehrmeinung des oben gewürdigten Wunderapostels über die Pflanzenseele. Ein kleiner Kaktus, den die Gärtnerin vor Jahren vom Tode des Verdorrens gerettet hat und der bis dahin kümmerlich sein Leben fristet, will seiner Retterin, als ihre dunkle Stunde naht, seine Dankbarkeit beweisen: er blüht, gerade als sie ein bitteres Weinen ankommt, plötzlich in herrlicher roter Blüte auf. Jahrelang hat er seine Kräfte gespart, um ihr diese letzte Freude zu machen. Fragt den Wunderapostel, ob so etwas möglich ist. Er wird mit dem ehrwürdigen Kopf nicken und zur Bekräftigung den Bart streichen, so daß der große Smaragd am Zeigefinger aufblinkt.

Schließlich wird jeder Naturfreund und jeder Weidmann, der diesen Namen verdient (kein Schießer freilich, ganz zu schweigen von dem Jagdpächter Raffke), mehr oder weniger von einer Belebtheit der Natur, die das Auge nicht sieht, überzeugt sein. Es ist für mich keine Frage, daß z. B. Paul Vetterli, wenn er mit seinem Doppelbüchsdrilling durch Wald, Moor und Heide streift, heimlich aus frohem Herzen den Dryaden und anderen Naturgeistern manchen brüderlichen Gruß zunickt, mag er es auch nicht so feierlich und würdig machen, wie der Wunderapostel. Erzählt Vetterli doch in seinem wunderschönen Weidmannsbuch Wenn der Kranich zieht, als er einmal zum Sauen-Einwechsel durch den nachtfinsteren Wald schleicht: „Überall weben Geheimnisse, beben Flüsterstimmen, jeden Augenblick will sich aus dunklen Tiefen ein Wesen offenbaren, jeder Moment bangt einer wesenlosen Erscheinung entgegen, grausige Gestalten glotzen aus leeren Augenhöhlen, und auf Stubben und Baumstümpfen hocken seufzende Schemen, lallen den Schattenriesen in den Baumkronen Wimmerworte zu . . .“ Nicht nur ein weidgerechter Jäger, auch ein Poet ist dieser Paul Vetterli, der uns bei Tag und Nacht, in Morgen- und Abenddämmerung auf seine Pirschgänge und Ansitze mitnimmt und seinen Lesegast wirklich schauen, in jedem Augenblick mitkosten läßt, was er da alles an Naturfreuden erlebt. Für den Weidmann ein Schatz, für den nichtjagenden Freund der Natur eine Erquickung sind diese formvollendeten Jagderzählungen, deren jede ihren spannenden Gipfelpunkt hat.

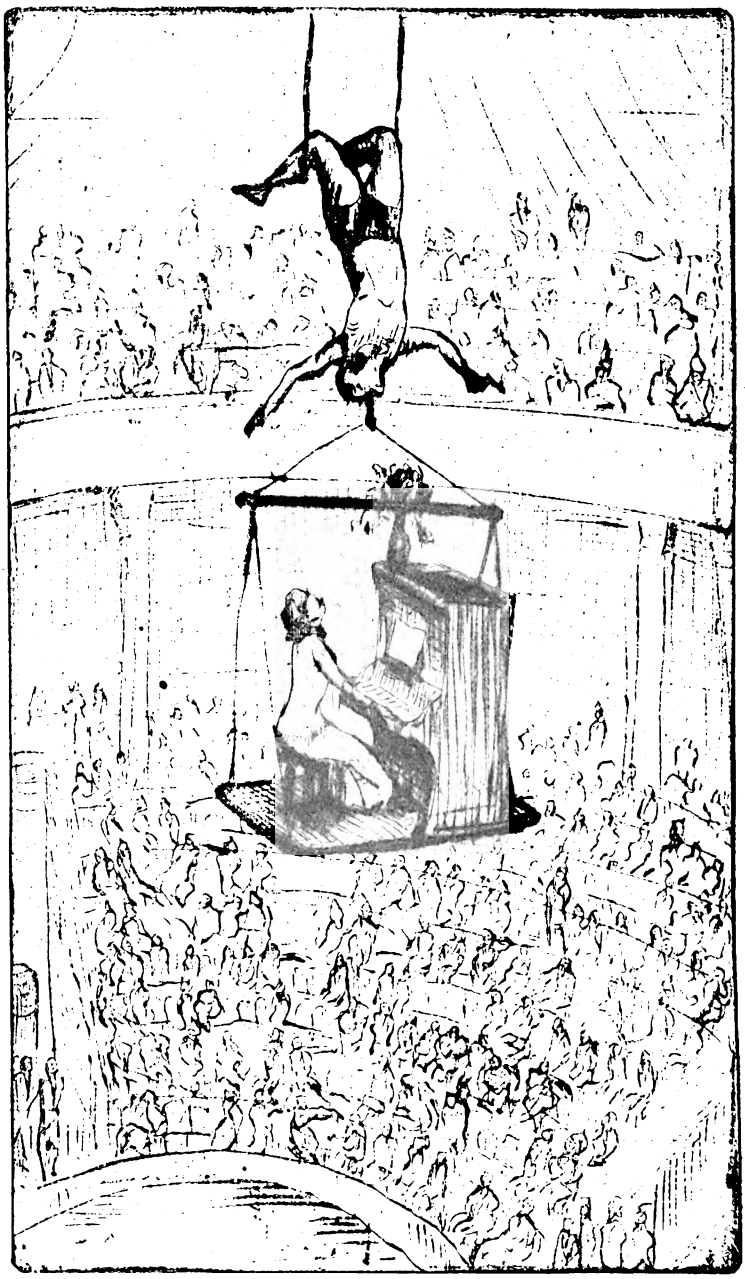
Es ist an der Zeit, einmal auf die stattliche Reihe guter Erzählungen hinzuweisen, die Philipp Reclam nun seit Jahren schon in gefälliger Ausstattung und gutem Druck herausbringt. Nicht nur Verlegern, auch Künstlern und Schriftstellern geht es so, daß die Welt sich sehr widerwillig dazu bestimmen läßt, eine Etikette abzulösen, eine Artbestimmung zu erweitern oder umzustellen. So haftet auf „Reclams Universalbibliothek“ noch immer der freilich sehr ehrenvolle Stempel der „Reclamheftchen“, d. i. einer in gelbrotem Umschlag für zwei Groschen dargebotenen älteren Literatur. Aber eine überraschende Fülle hübsch gebundener kleiner Erzählungen, die in reger Folge erscheinen, bezeugt, daß wertvolle Neuheiten bei Reclam jetzt überwiegen. Vor mir liegt ein Stapel bunter Büchelchen, die als Verfasser (um nur ein paar Namen in zufälliger Reihenfolge herauszugreifen) Hans Franck, Ludwig Finckh, Josef Ponten, W. Schmidtbonn, Wilhelm Schäfer, W. v. Scholz, Thomas Mann, Ricarda Huch, Hermann Bahr, Arth. Schnitzler, Klara Viebig und viele andere aufweisen. Ein Arsenal billiger und gediegener Lesevorräte.

Ein Pracht- und Meisterstück moderner Buchkunst, über das ich an dieser Stelle seiner Gattung wegen leider nur wenige Worte sagen kann, ist der von Fedor v. Zobeltitz neu herausgegebene Till Eulenspiegel. Selten habe ich — und das will bei der heutigen Höhe des Buchgewerbes etwas sagen — ein Werk in Händen gehabt, das so in jeder Hinsicht wohlgeraten, schön und gediegen ist, wie dieses. Entzückende Abbildungen von Bruno Goldschmitt, eine Ausstattung ohne Protzerei mit erlesenstem Geschmack — doch wozu noch mehr sagen: der Name Fedors v. Zobeltitz, des bekannten Wortführers der Bibliophilen, genügt vollauf. Zobeltitz behält den Titel der ältesten Eulenspiegel-Ausgabe bei: „Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel“. Und damit ist freilich der Kern getroffen: sie sind noch immer sehr kurzweilig zu lesen, die losen Streiche und tollen Schwänke dieses volkstümlichen Schalksnarren, denen doch oft der ernste Hintergrund nicht fehlt. Eins der besten Geschenkbücher neuerer Zeit.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

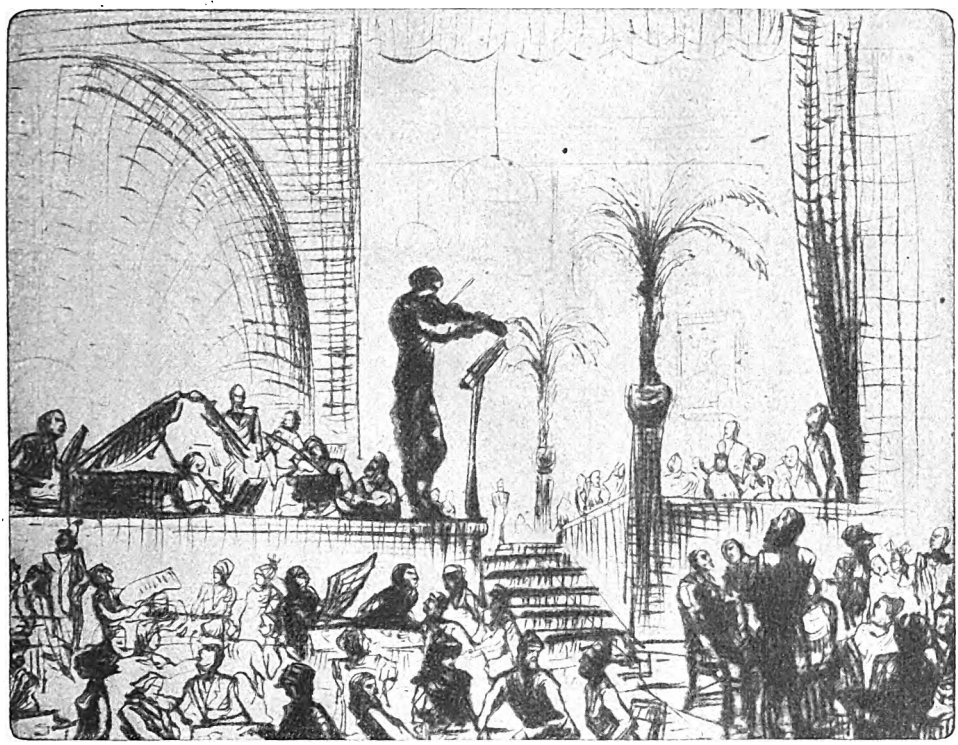
Josef Hegenbarth, ein Deutschböhme, steht jetzt im 40. Lebensjahr. Er hat sich verhältnismäßig spät der Kunst zugewandt, zählte schon 21 Jahre, als er in Dresden unter der Aufsicht seines Vetters, des Prof. Emanuel Hegenbarth, sein Studium begann. Kurze Zeit arbeitete er in den Malsälen von Bantzer und Zwintscher, hernach — bis zum Krieg — bei Kuehl. Anklänge an seine Lehrer sind bei ihm kaum wahrzunehmen.



Der Zahnkraftkünstler. Radierung von Josef Hegenbarth, Dresden-Loschwitz

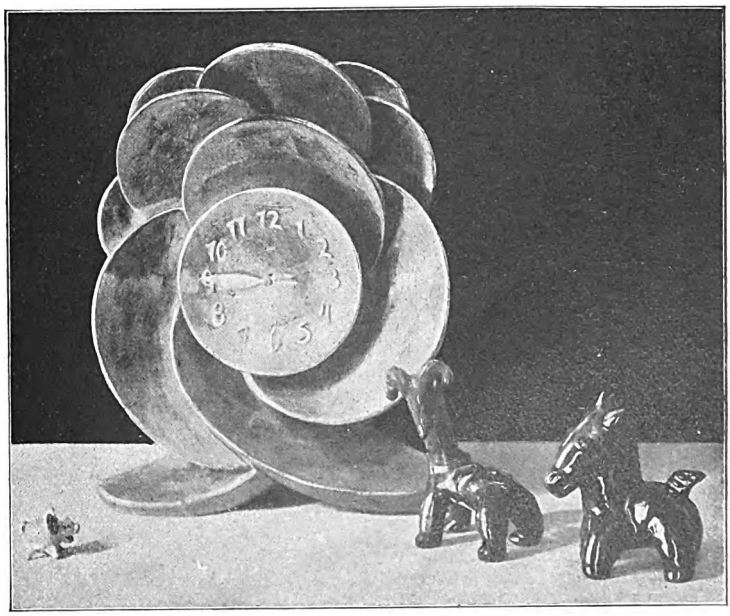
Josef Hegenbarth schreibt seine ganz eigene Handschrift — und er hat seine ganz besonderen Einfälle. Für einen Künstler, der sich mit voller Kraft der Graphik zuwendet, eine der glücklichsten Gaben. Die beiden starkbewegten Gruppen — „Der Zahnkraftkünstler“ und „Im Café“ — zeigen ihn als Radierer im besten Lichte. — Aus dem neuen Kunstgewerbe führt die Rundschau dann ein paar anregende Proben vor, zwei Uhren, die wir in der Ausstellung der Deutschen Werkstätten sahen. Die erste, deren Entwurf vom Bildhauer Sutkowsky stammt — sie besteht aus vergoldeter Holzschnitzerei — verrät die künstlerischen Bestrebungen des Weimarer Bauhauses: sie ist „aus sich überschneidenden Kreisen aufgebaut, die sich zu plastischem Ausdruck vereinigen und das Prinzip des runden Zifferblattes weitergeben“. Die moderne keramische Uhr in Dreieckform stammt vom Bildhauer Schade. Die weichen, gelbweißen Töne der Uhr werden durch bläuliche und rötliche Streifen gehoben, die den Fuß und die Seitenflächen des Gehäuses schmücken.

Digitized by Google



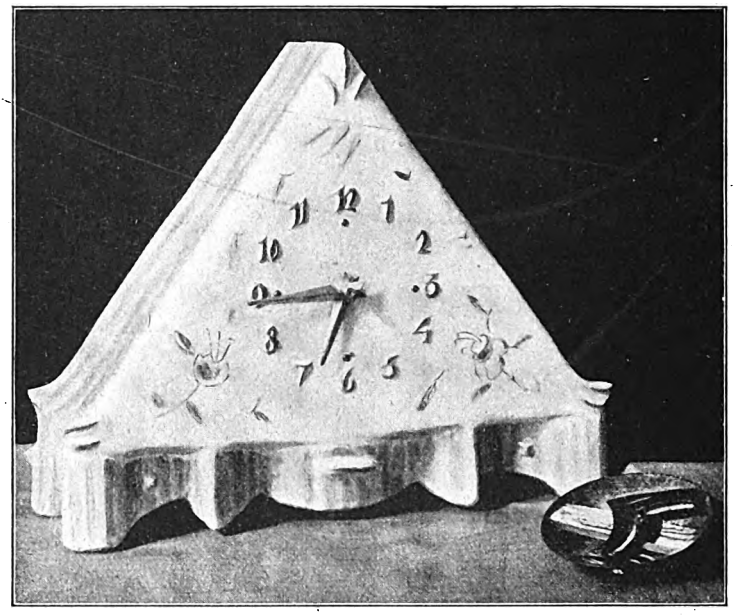
Im Café. Radierung von Josef Hegenbarth, Dresden-Loschwitz

Die „Komödie", das im Herbst eröffnete neue kleine Theater Reinhardts, ist ein Schmuckkästchen, in dem hübsche Frauenköpfe und geschmackvolle Frauenkleidung sehr gut zur Geltung kommen können. Wenn nun auch noch das dort erscheinende männliche Publikum einen gepflegteren Eindruck machte — gelegentlich auch ganz und gar Kopf und Gestalt wechselte —, dann könnte man den Aufenthalt in diesem Bühnenhaus, in dem die beste Regie geführt wird, als festliches Ereignis buchen. Prof. Hans Meid hat die entzückenden Wandbilder beigesteuert — mit leichter Hand und fröhlichem Sinn. Sie beschweren den Raum nicht, machen ihn licht und behaglich und geben lockende Augenweide.



Moderne Uhr in vergoldeter Holzschnitzerei. Entwurf von Sutkowski, Berlin
Born: Neue Majolika-Nippes

Digitized by Google



Moderne Uhr mit keramischem Gehäuse
Entwurf von Bildhauer W. E. Schade, Berlin

Von ganz anderem Schlage ist M. Wetzel-Schubert. Allerdings gibt's auch stofflich keinen stärkeren Gegensatz. Die Künstlerin zeigt in ihren Berliner Typen die Ärmsten der Großstadt — im Schlaf, im „Tran", im Rausch. Aber es ist nichts Abschreckendes in ihren Zeichnungen, so realistisch die verkommenen Gestalten erfaßt und wiedergegeben sind, — ein gewisser mitleidsvoller Humor lagert über ihrer Kunst, führt ihr die Hand und rührt an unser Herz.

Als Kunstbeilage zeigen wir ein neues Bildwerk des Berliner Bildhauers Prof. Walter Schott „Nach

Das neue Reinhardt-Theater in Berlin ‚Die Komödie'. Entwurf von Oscar Kauffmann
Wandbilder von Prof. Hans Meid

Digitized by Google

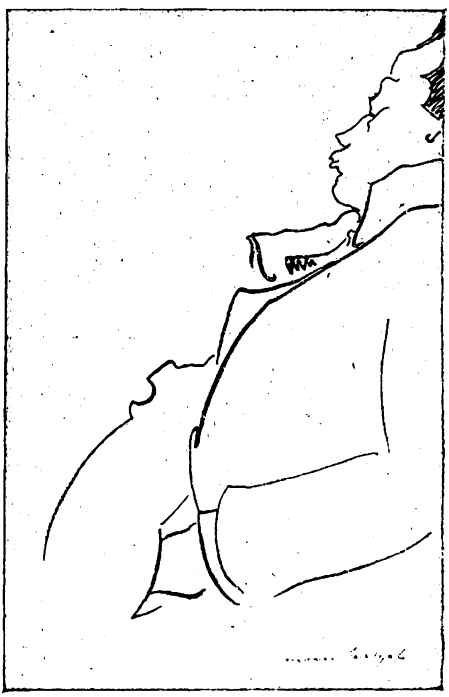
dem Bade". Eine Ausstellung neuer Werke von ihm im Berliner Künstlerhaus gab Zeugnis von dem unermüdlichen Fleiß und künstlerischen Ernst, mit dem der längst Berühmte noch immer neuen, hohen Zielen zustrebt, ohne seine Herkunft aus der alten Klassikerschule zu verleugnen. Eine sehr feine und wirkungsvolle Medaille auf den kürzlich verstorbenen weitbekannten und vielgesuchten Berliner Frauenarzt Prof. Dr. Ernst Bumm hat Schott entworfen, von der wir die Porträtseite hier aufzeigen.

Medaille auf Prof. Dr. Ernst Bumm
Entwurf von Prof. Walter Schott

Die Künstler, deren Werke unsere Kunstbeilagen wiedergeben, sind unseren Lesern alle bekannt bis auf den Freiburger Maler W. Haller — heute auch schon ein Fünfzigjähriger. Er hat nie eine Kunstschule besucht. Die Betrachtung der Werke von Hans Baldung Grien, Holbein d. J. und Grünewald führte ihn, wie er uns schreibt, zum eingehenden Studium alter Malweisen und deutscher Malart. Spätere Reisen durch

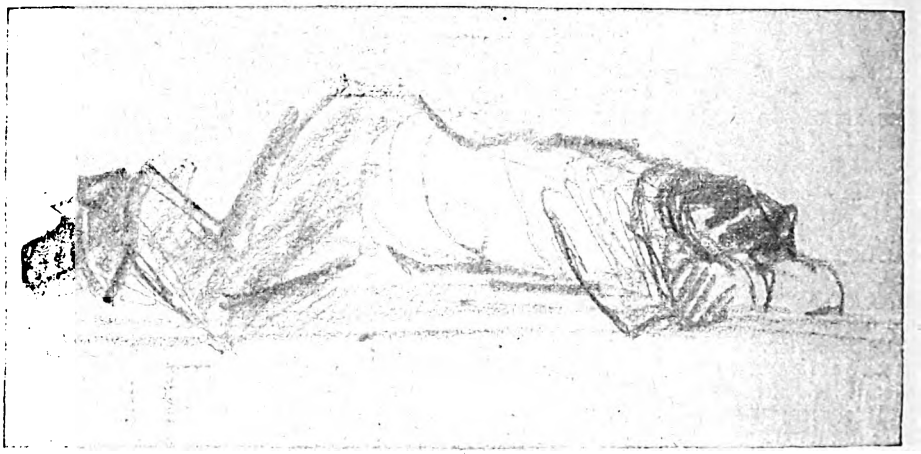
Deutschland, nach Paris, Amsterdam und London haben ihn in seinen künstlerischen Endzielen neu bekräftigt. Von den Franzosen können die Deutschen in erster Linie das eine lernen: daß sie immer stockfranzösisch gemalt haben, nie internationalen Brei. Eine klare, deutsche Malweise strebt Haller an, eine möglichst natürliche Darstellung, die den Beschauer nicht hindert, zum Gefühlsinhalt eines Bildes durchzudringen.

Unter unseren Erzählungen wird natürlich die preisgekrönte Novelle „Der Bauernrichter" von Oskar Jellinek



Großstadttypen
Zeichnungen von Marei Wetzel-Schubert

Digitized by Google



die lebhafteste Beachtung finden. Daneben sind noch zwei kurze novellistische Beiträge von starker Eigenart in diesem Heft abgedruckt. Dietmanns „Das Gesicht des Krieges" gibt einen der unmittelbarsten Eindrücke aus der Schlacht um Verdun wieder. So oft wir es abgelehnt haben, immer wieder neue Wunden aufzureißen: diese Darstellung mußten wir unseren Lesern in die Hand geben, sie ist unbarmherzig, sachlich, phrasenlos, aber dabei doch von starkem künstlerischem Gefühl gegliedert. Dem Reiz des farbenreichen, lebensprudelnden Bildchens, das der österreichische Meister Trentini von dem Handwerksburschen in dem lichterfüllten Schloßpark entwirft, wird sich auch kein Leser entziehen können.

Großstadttypen
Zeichnungen von Marei Wetzel-Schubert

Johanna Karwath, deren feine, gedankentiefe Dichtung „Maria Duchanin und ihr Gang in die Eiszeit" in diesem Heft beginnt, ist unseren Lesern durch das fast als klassisch bezeichnete Erzählungswerk „Das schlesische Fräulein" näher getreten. Auch diese neue Gabe ist kein Durchschnittswerk, erhebt sich hoch über stoffähnliche Romane, aber die Arbeit fordert inniges Versenken in eine fremde Gedankenwelt voll überraschender und herzbewegender Aufschlüsse. H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

39. Jahrg. / April 1925 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

MAY 6 1925

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Glücks-Klee-Butterkeks

KRIETSCH-WERKE / WURZEN i/SA.

Innenaufnahmen ohne Blitzlicht
Bühnenaufnahmen

während der Vorstellung bei normaler Beleuchtung nur mit

Dr. Eckener, Führer des Z.R. III. Innenaufnahme ohne Blitzlicht, Bel. Zeit 1/2 Sek.

ERNEMANN-
„ERMANOX"
mit
ERNOSTAR

1:2,0

(D. R. P. und Auslandspatente)

Die „ERMANOX"-Camera ist klein, handlich und unauffällig im Gebrauch. — Druckschriften mit Probebildern durch jede Photohandlung od. auch kostenfrei direkt

ERNEMANN WERKE A.G. DRESDEN 169
OPTISCHE ANSTALT

Digitized by Google

Nehmen Sie Biomalz!

wenn Sie Ihre Gesundheit und ein gutes, blühendes Aussehen erhalten wollen. Ihre Nerven erholen sich, Ihre Arbeitskraft hebt sich. Sie leisten mehr in Ihrem Beruf, Biomalz kräftigt und erfrischt den ganzen Körper ungemein. Schlaffe, welke Züge verschwinden,

die Gesichtsfarbe wird frischer

und rosiger, der Teint reiner. Bei mageren, in der Ernährung heruntergekommenen Personen macht sich eine Hebung des Appetits, des Gewichts und infolgedessen eine mäßige Rundung der Formen bemerkbar, ohne daß überflüssiger und lästiger Fettansatz die Schönheit der Formen beeinträchtigt. — Biomalz ist allen durch Überarbeitung, Krankheit und Nervosität geschwächten Personen zu empfehlen. Von Professoren und Ärzten glänzend begutachtet. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Preis einer Dose 1.90 M., mit Lecithin 5.— M., mit Eisen (für Blutarme und Bleichsüchtige) 2.20 M., mit Kalk extra (für Lungenleidende) 2.50 M. — Man verlange nur das echte Biomalz, nichts anderes, angeblich „Ebensogutes". Achte genau auf das Etikett.

Druckschriften auf Wunsch umsonst und postfrei.

*

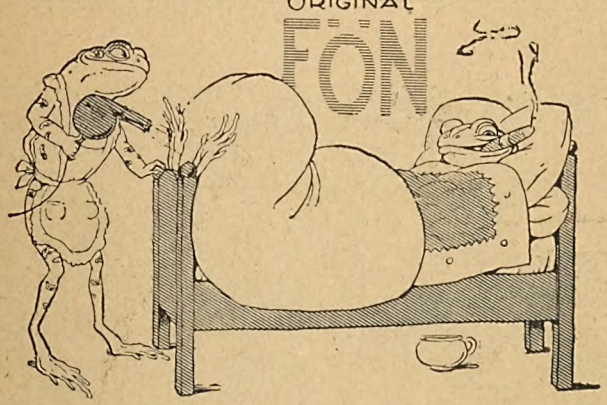
Neu!

Biomalz-Bonbons,

bestes Linderungsmittel bei Husten u. Heiserkeit, vorzüglicher Geschmack, Beutel 30 Pf., und Biomalz-Schokolade, 100-Gramm-Tafel 60 Pf.

Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 62.

ORIGINAL FÖN



K. Ölshausen-Schönberger.

„Drei Tage war der Frosch so krank,
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!"
Der „Fön" ihm unters Deckbett blies,
Da kriegt er endlich!! — warme Füss.

„Das lustige Fön-Buch" ist erschienen.
Das billigste und lustigste Bilderbuch für jung und alt mit vielen Beiträgen erster Künstler. Preis 80 Goldpfg., einzusenden in Marken oder auf Postscheckkonto Berlin 11560.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke „FÖN". Hunderttausende in Benutzung. ★ Überall erhältlich.

★ ★ ★

Zur Körper- und Schönheitspflege:

»Sanax-Vibrator«
D.R.P. • Elektr. Vibrations-Massage-Apparat

★ ★ ★

»Radiolux« (D.R.P.) erdschlussfrei
Hochfrequenzapp. für Glimmlichtbestrahlung

SANOTHERM
Schutzmarke Dreimännerbild

Sanotherm-Heizkissen
mit patentiertem Separatschalter.
Unentbehrlich zur Krankenpflege.
Auch dem Gesunden gewährt es grösste Behaglichkeit an kalten Tagen, bei kalten Füssen und als Bettwärmer. ★ Ueberall erhältlich!

Fabrik: „Sanitas", Berlin N 24

Digitized by Google

Schneeweisse Zähne durch
die erfrischende Zahnpaste

Chlorodont

beseitigt sicher Zahnbelag
und Mundgeruch.

Digitized by Google

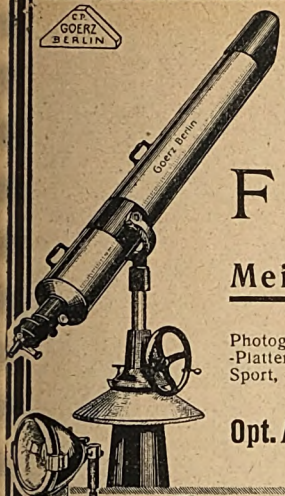
C.P. GOERZ BERLIN

GOERZ

FABRIKATE

sind in der ganzen Welt bekannt als

Meisterleistungen deutscher Optik u. Mechanik

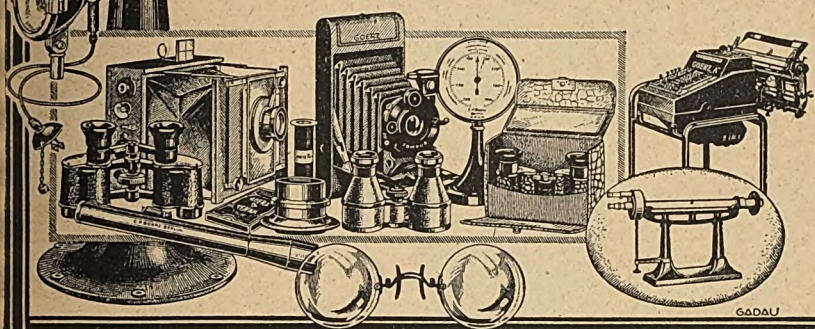


Die Haupterzeugnisse der Goerz-Werke sind:

Photographische Hand- und Taschenkameras · Photographische Objektive · Tenax-Filme und -Platten · Projektions- und Kino-Optik, Hahn-Goerz-Kino-Apparate · Trieder-Binokles für Jagd, Sport, Reise · Theatergläser · Ziel-Fernrohre, Aussichts-Fernrohre · Brillengläser · Lupen · Automobil-Scheinwerfer · Rechenmaschinen · Astronomische Instrumente: Refraktoren u. Spiegelinstrumente in jeder Grösse, Objektive, Montierungen usw. Wissenschaftliche Instrumente: Präzisions-Messinstrumente · Polarisations-Apparate · Refraktometer · Barographen · Thermographen · Hygrographen · Barometer usw. Aeronautische Instrumente: Höhenmesser · Kompasse · Kameras usw. Geodätische Instrumente

Spezialdrucksachen kostenfrei

Opt. Anst. C. P. Goerz A.-G., Berlin-Friedenau 39



Uraltes Lavendel-Wasser
DER ZARTE, KÜSTLICH ERFRISCHENDE DUFT
»Uralt Lavendel« Seife
EINE WOHLTAT FÜR EMPFINDLICHE HAUT
»Uralt Lavendel« Rasierseife
VON GROSSER SCHAUMKRAFT UND MILDE

GUSTAV LOHSE · BERLIN · GEGR. 1831

Digitized by Google

Berühmte Dirigenten

mit den besten Orchestern

wirkten mit bei den Symphonie-Aufnahmen der
DEUTSCHEN GRAMMOPHON-A.-G. BERLIN

Bruckner: VII. Symphonie E-dur, VIII. Symphonie 3. Satz, Adagio
Mahler: II. Symphonie C-moll, mit Chor- und Sologesängen
Beethoven: IX. Symphonie D-moll, mit Chor- und Sologesängen
„ I., III., IV., V., VI., VII. Symphonie
Strauß: Zarathustra, Don Juan, Till Eulenspiegel, Tod u. Verklärung
Schumann: IV. Symph. D-moll — Haydn: Symph. Nr. 6 u. Nr. 83
Brahms: I. Symphonie C-moll — Liszt: Les Préludes
Smetana: Die Moldau — Mozart: Jupiter-Symphonie
Schubert: Unvollendete Symphonie H-moll

Viele andere Orchesterwerke und alle bekannten Ouvertüren

Kataloge und Platten erhältlich in unseren offiziellen Verkaufsstellen (kenntlich durch die unten wiedergegebene Schutzmarke)

DEUTSCHE GRAMMOPHON-A.-G.

BERLIN SW 68, MARKGRAFENSTRASSE 76

Digitized by Google

KRAFT UND STEUDEL
FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE
G.M.B.H. DRESDEN

CELLOFIX- selbsttonend
SIDI- Gaslicht
(Hart und normal)
die zuverlässigsten Photopapiere für Amateure

„ELEPHANT"-TONBAD
für Gaslichtpapiere, in 7 Minuten: prächtige Sepiatöne

Digitized by Google

Digitized by Google

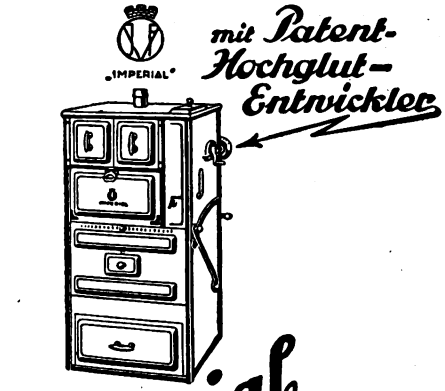
Meine neuen Ledermöbel
sollen immer angenehm weich
und matt glänzend sein.
Nach Jahren sollen sie wie neu aussehen.
Wie wollen Sie das zu Wege bringen?
Nichts ist einfacher als das.
Einmal in der Woche werden sie mit Erdal
sorgfältig abgerieben. Das nimmt nicht
nur alle Flecke weg, sondern er-
höht die Schönheit und
Haltbarkeit des
Leders.
Erdal
mit dem Rotfrosch
Qualität wie vor August 1914

Foto Bayer

PHOTO-ARTIKEL

Verwenden Sie für Ihre photographischen Aufnahmen Richard **Kameras und Optik**

Digitized by Google



Imperial
Grudeherde
ohne Staubplage

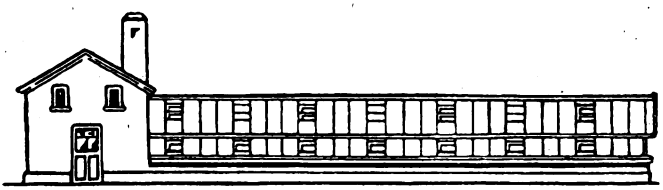
Verkaufsstellen:

Barmen: Caspar Blume, Mühlenweg 42/44.
Berlin W 66: Fliege & Schulz G. m. b. H., Wilhelmstrasse 56.
Bremen: Franz Wille, Nordstr., Ecke Lützowstr.
Danzig: Imperial-Verkaufsgesellschaft für Koch- und Heizapparate m. b. H., Heiligegeiststr. 126.
Dresden-A.: Curt Schultze, Pirnaische Str. 11.
Elberfeld: A. J. Schneider Kom.-Ges, Grünstr. 18.
Frankfurt a. M.: Alfred Neumann, Gr. Hirschgraben 11.
Freiburg i. Br.: Richard Stilz, Günterstalstrasse 18.
Hamburg: Heinrich Bunge G. m. b. H., Gr. Reichenstrasse 45 I.
Hannover: Imperial Gruden- u. Herdvertrieb Kruse, Pohlmann & Co., Osterstr. 65.
Karlsruhe: Ph. Nagel, Kaiserstrasse 55.
Köln a. Rhein: A. J. Schneider Kom.-Ges., Ehrenstrasse 9.
Königsberg i. Pr.: Fliege & Schulz, Schmiedestrasse 1.
München: Bohner & Pfaffmann, Sonnenstr. 6.
Nürnberg: Bohner & Pfaffmann, Theresienplatz 7.
Oldenburg i. O.: F. Remmers Nachfg.
Rostock: Fliege & Schulz G. m. b. H., Breite Str. 6.
Stettin: Fliege & Schulz G. m. b. H., Kleine Domstrasse 10.
Stuttgart: Bohner & Pfaffmann, Marienstr. 30.
Wiesbaden: Wilhelm Höcker, Schillerstrasse 2.

*Der **Wunsch** jeder Hausfrau ist ein Grudeherd ohne Staubplage. * **Keine Staubplage,** weil mit versenkbarem Feuerungskasten. * **Vereinfachte Handhabung,** weil nur **eine** Feuerung. * **Die beste Innenkonstruktion** garantiert **anhaltende** beste Backoberhitze.*

„Ferrum" Industrie- und Handels-Aktiengesellschaft, Bad Oeynhausen,
Interessengemeinschaft der Industriewerke Vogel Aktiengesellschaft, Bünde i. Westf. und der „Phönix"-Aktiengesellschaft für Herd- u. Ofen-Industrie, Oberhausen (Rhld.)

GEWÄCHSHÄUSER



sind Kulturbedürfnis — erhöhen die Rentabilität des Gartens
liefern im Winter luxuriösen Tafelschmuck, kostbares Obst und Gemüse

Ausführungen nach Konstruktionen erfahrener Fachtechniker in

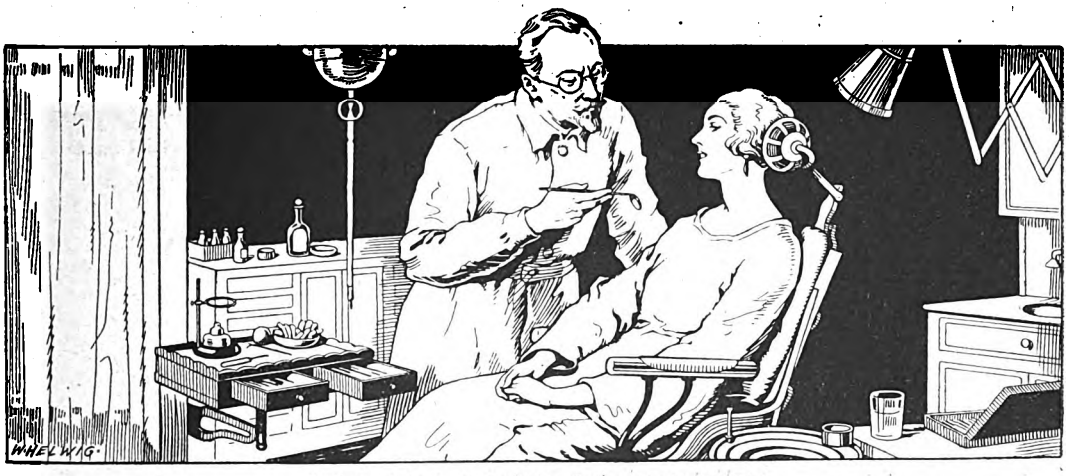
„EDELARBEIT"

zu volkswirtschaftlich billigen Preisen durch

SEYBOTH & Co. / ZWICKAU i. Sa.

Maschinenfabrik, Hammerwerk, Gesenkschmiederei. Abt. Gewächshäuser

Digitized by Google



„Nehmen Sie in Zukunft die Zahnpasta Solvolith."

Gute Zähne — Gute Gesundheit!

Die Richtigkeit dieses Satzes kann wohl kaum bestritten werden. Denn es ist klar: Wer schlechte Zähne hat, kann schlecht kauen, wer schlecht kauen kann, kann schlecht verdauen, weil eben nur gut gekaute Speisen im Magen gut verdaut und ausgenutzt werden können. Wer also infolge seiner schlechten Zähne beständig schlecht gekaute Speisen dem Magen zuführt, muß notwendig an seiner Gesundheit leiden. In der Tat führt die Wissenschaft eine ganze Anzahl von Magen- und Darmerkrankungen, ja selbst Allgemeinerkrankungen auf schlecht gekaute Speisen und damit indirekt auf schlechte Zähne zurück. Deshalb ist die Erhaltung der Zähne in gesundem und voll gebrauchsfähigem Zustande eine Frage von höchster Wichtigkeit, und jeder sollte der regelmäßigen und sachgemäßen Pflege dieser wertvollen Organe und der Wahl des täglichen Reinigungsmittels besondere Aufmerksamkeit schenken.

Bedeutende Fachautoritäten empfehlen

auf Grund zahlreicher Untersuchungen die Zahnpasta „Solvolith", und die Praxis hat tausendfach bestätigt, daß Solvolith allen Anforderungen, die an ein erstklassiges Zahnreinigungsmittel gestellt werden müssen, in geradezu idealer Weise entspricht. Solvolith ist eine Erfindung des bekannten Zahnarztes und Spezialforschers auf diesem Gebiete Dr. med. Karl Hermann. Täglich und zwar möglichst nach jeder Mahlzeit sollten die Zähne mit Solvolith gründlich gereinigt werden, damit alle Speisereste, welche sich zwischen den Zähnen festgesetzt haben, entfernt werden. Denn sonst gehen diese Speisereste in Gärung über, es bilden sich Säuren, welche den Zahnschmelz angreifen, Zahnfäule und damit die hohlen Zähne entstehen lassen, welche uns die bekannten, oft unerträglichen Zahnschmerzen bereiten. Darüber hinaus aber hat Solvolith infolge seines Gehaltes an natürlichem Karlsbader Sprudelsalz die unschätzbare Eigenschaft, den Zahnstein, einen der schlimmsten Feinde der Zähne, zu beseitigen bezw. sein Ansetzen überhaupt zu verhindern. Der Zahnstein ist als Ursache bei den meisten Zahnerkrankungen beteiligt. Hauptsächlich ruft er den gefürchteten Zahnfachschwund (Alveolarpyorrhoe) hervor, der die sonst gesunden Zähne lockert und sie nach und nach zum Ausfallen bringt. Mit Solvolith können Sie Ihre Zähne schön und weiß und bis ins hohe Alter hinein gesund erhalten. Pflegen Sie deshalb Ihre Zähne nur mit

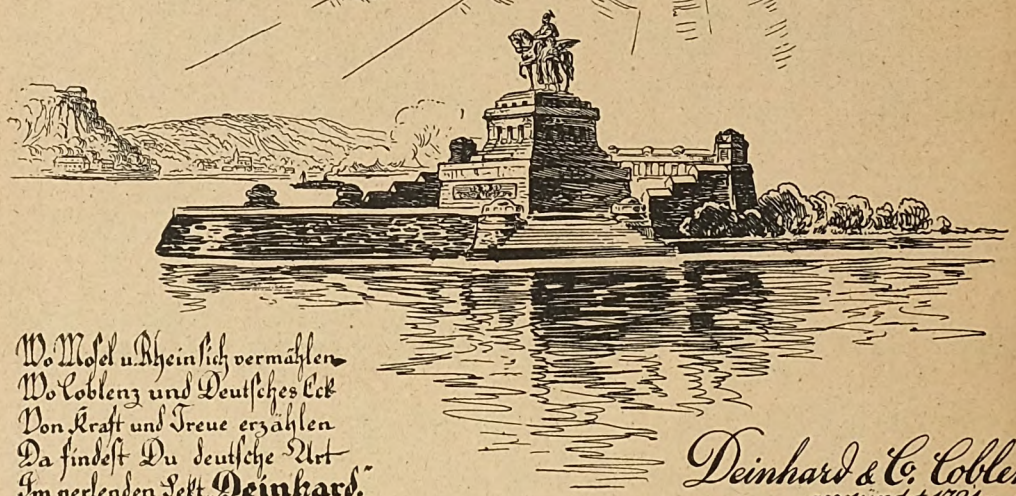
Solvolith

Solvolith ist in den einschlägigen Geschäften zu haben.

Fattinger-Werke A.-G., Berlin NW 7.

Digitized by Google

Deinhard's



Wo Mosel u. Rhein sich vermählen
Wo Coblenz und Deutsches Eck
Von Kraft und Treue erzählen
Da findest Du deutsche Art
Im perlenden Sekt „Deinhard's"

Deinhard & Co. Coblenz
gegründet 1794
Sektkellerei

Dujardin
der wundervolle
Weinbrand
UERDINGEN A·RH·

Digitized by Google

Die Sprachlehr-Methode für den gesunden Menschenverstand

Prof. G. Langenscheidt

Den „Nürnberger Trichter" hat noch keiner erfunden, auch keine aller existierenden Sprachlehrmethoden. Wer sich also Sprachkenntnisse aneignen will, hat heute noch damit zu rechnen, dass er lernen muss. Und wer sich gründliche Kenntnisse erwerben will — erst solche bringen tatsächlich Nutzen — muss um so fleissiger lernen. Sie müssen nur darauf achten, dass Ihnen die Methode, nach der Sie studieren, das Lernen leicht und interessant macht, dass sie gleichzeitig Ihre Auffassungsgabe und Ihre Willenskraft stärkt, so dass zu keiner Zeit des Studiums eine Ermüdung eintreten kann. Dieses Unterrichtsproblem hat unsere weltberühmte

Methode Toussaint-Langenscheidt

glänzend gelöst. Lesen Sie, wie unsere nach vielen Tausenden zählenden Schüler urteilen:

10. 11. 1924. Ich nehme mir **lieber einen Ihrer Briefe** zur Hand, **als den schönsten Roman.** Das Lernen ist mir zur Unterhaltung geworden, etwas was ich nicht erwartet hatte. Ich kann jedem Vorwärtsstrebenden Ihre Methode aufrichtig empfehlen. F. W., Lohmke.

2. 11. 24. . . . . die mich umgebenden Franzosen staunen über den Schatz, den ich mit Ihrer Mithilfe erlangt habe. Es ist auch nicht verwunderlich, denn Ihre Methode ist ausgezeichnet, und das Studium der Briefe wird nach kurzer Zeit **ein Vergnügen, man macht überraschend schnell Fortschritte.** E. D., Reims.

18. 10. 24. . . . dass meine hochgespannten Erwartungen, die ich auf Ihre Methode gesetzt hatte, noch bedeutend übertroffen worden sind. Gleichsam **spielend lerne ich** jetzt eine mir bis dato vollkommen fremde Sprache. G.-A. P., Kolberg.

15. 9. 24. . . . . im Gegenteil — durch den interessanten Lehrstoff, die Gespräche, die Einteilung der Grammatik, Texterläuterung usw. wird einem das Studium Ihrer Briefe **direkt eine Freude.** C. K., Vollmershain.

30. 8. 24. Mit Ihrer Lehrmethode bin ich ganz ausserordentlich zufrieden. **Das Lernen bereitet Freude,** und man kommt schnell vorwärts. W., Klinga-Staudnitz.

24. 8. 24. Ich betreibe seit längerer Zeit nach Ihrer Methode das Studium der englischen Sprache, das für mich **eine wirkliche Freude** geworden ist. W. K., Hamburg.

20. 8. 24. Man lernt **spielend leicht** vom ersten Tage ab, und **das Interesse wächst von Tag zu Tag.** Auch meine Aussprache wird von vielen bewundert, und selbst ein stud. phil. bemüht sich, an Hand Ihrer englischen Briefe seine Aussprache zu korrigieren. E. H., Elberfeld.

22. 7. 24. Ich falle jetzt — seit ich die zweite Lektion bearbeite — **mit wahrem Heisshunger** über das Werk her und wünsche nur, den 3. und 4. Brief rechtzeitig zu erhalten. D. R., Hamburg.

2. 7. 24. . . . . ich kann Ihnen bestätigen, dass ich Ihre Unterrichtsbriefe sehr liebgewonnen habe und jede freie Minute mit deren Studium ausfülle. Das Lernen einer fremden Sprache nach Ihrem System wird in der Tat **zum Vergnügen.** A. W. Sch., Neustadt.

Doch urteilen Sie selbst! Verlangen Sie auf nebenstehendem Abschnitt unsere Einführung in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Wir senden Ihnen diese

Probelektion kostenlos und portofrei

und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zu.

Das Studium einer fremden Sprache birgt so grosse materielle wie ideelle Vorteile, dass auch Sie sich unbedingt dazu entschliessen sollten. Selbst wenn Sie heute noch nicht wissen, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unsere Anregung nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich oftmals bald im Leben, und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen **die Grundlage für ihre Existenz**

Überlegen Sie daher nicht lange, sondern schreiben Sie heute noch.

Hier abtrennen!

Ich ersuche um Zusendung der in V. & Kl. Monatsheften angebotenen Probelektion der

..... Sprache, kostenlos, portofrei und unverbindlich

Name: .....

Beruf: .....

Ort u. Str.: .....

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache u. Adresse genau angeben u. in offenem Briefumschlag frankiert als „Drucksache" (5 Pf.) einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschlossen. Brief zulässig.

110]

Digitized by Google

Erfrischend und nervenstärkend wirkt

Balsamana

Kopfwasser

Glyzerin-Honig-Gelee
Brillantine ⋆ Hautcreme
Haaröl ⋆ Puder
Toilette-Seife
Rasier-Seife ⋆ Reise-Seife

Kassetten in vornehmer Aufmachung für Herren und Damen

⋆

Parfümerie Minaret
C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz

Indanthren

Beim Einkauf
von Stoffen und Garnen aus
Baumwolle, Leinen
und Kunstseide achte man darauf, nur Waren zu bekommen, die mit obiger Schutzmarke ausgezeichnet sind. Das Zeichen bietet Gewähr, dass solche
Gewebe
und Garne unübertroffen
waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht
sind.

Wo indanthrenfarbige Artikel nicht erhältlich, wenden Sie sich an die nachstehenden Häuser:

Indanthren-Haus Johannes Lauersen
Berlin W 9, Potsdamer Str. 10/11
Indanthrenhaus Frankfurt G.m.b.H.
Frankfurt a. M., Kaiserstr. 19
Indanthren-Haus Köln G. m. b. H.
Köln a. Rh., Hohestr. 156
Eröffnung Mai 1925
Indanthren-Haus Leipzig G.m.b.H.
Leipzig, Rathausring 13
Indanthren-Haus München G.m.b.H.
München, Maximilianstr. 35
Indanthren-Haus Stuttgart G.m.b.H.
Stuttgart, Königstr. 12

Bestellungen von GM. 20.— an portofrei

Digitized by Google

VOX — das Musikinstrument!

Der beste Freund!

Haben Sie nie erlebt, wie Musik den Körper belebt, die Nerven beruhigt? Gute Musik vertreibt Kummer und Sorge. Sie erweckt neue Hoffnung und neuen Lebensmut in Ihnen Gute Musik ist VOX-Musik. Das VOX-Musikinstrument vermittelt Ihnen naturgetreu alle von Ihnen gewünschten Melodien. VOX-Musikplatten sind nach den neuesten Erfahrungen der Aufnahmetechnik hergestellt. Immer bereit ist ein VOX-Musikinstrument mit VOX-Musikplatten, ein Freudespender für Jung und Alt. Erhältlich vom billigsten Tisch-Apparat bis zum elegantesten Salon-Instrument. Verzeichnisse stehen gern zur Verfügung.

Vox-Schallplatten- und Sprechmaschinen-Akt.-Ges.

Berlin W 9, Potsdamer Str. 4

VOX-Fabrikate sind in allen VOX-Niederlagen erhältlich. Nachweis bereitwilligst.

Digitized by Google

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

KLARYBELLA-SEIFE • PUDER • KOPFWASSER • TOILETTEWASSER
BADESALZ • RIECHKISSEN • STANGENPOMADE & BRILLANTINE

J. A. HENCKELS ZWILLINGSWERK SOLINGEN
FABRIK FEINSTER STAHLWAREN

mit der bekannten Zwillingsmarke Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage: BERLIN W. 66, LEIPZIGER STRASSE 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien!

Digitized by Google

Mütter!! Eure Kinder

VERLANGEN SIE das AGFA-PHOTO-LEHR-BUCH A 34 mit vielen prakt. Winken, es kostet beim Photohändler od. direkt zu beziehen von der Agfa. Katalog, Prospekt gratis. **20 Pf.**

wachsen heran und die Erinnerung an ihre Kleinkinderjahre verblassen. Darum photographiert Eure Kleinen! Nichts lehrt uns die Kleinen besser beobachten und sie verstehen, als sie in ihren Spielen und kindlich drolligen Beschäftigungen zu photographieren. Welch wertvolle Erinnerungen sind solche Bilder für die Kinder in späteren Jahren. Aber achten Sie auf gutes Aufnahmematerial.

Agfa-Rollfilme und -Filmpacke

sind hoch lichtempfindlich, einfach zu verarbeiten, bei Tageslicht einzulegen und IMMER schnell aufnahmebereit.

AGFA-PHOTOGRAPHIE IST LEICHT.

Agfa BERLIN SO 36 ◇ PHOTO-ABTEILUNG

Magerkeit

wirkt unschön und wie einfach ist es, durch die „Eta-Tragol-Bonbons" sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund zu erhöhen. „Eta-Tragol" schafft aber auch Nervenkraft und Blut; vermehrt die roten Blutkörperchen bis zu 50%. Preis 1 Karton M. 2.50 (Nachnahme). **„Eta" Gesellschaft, Chemische Fabrik, Berlin W. 203,** Potsdamerstrasse 32.

Marke „Turm"

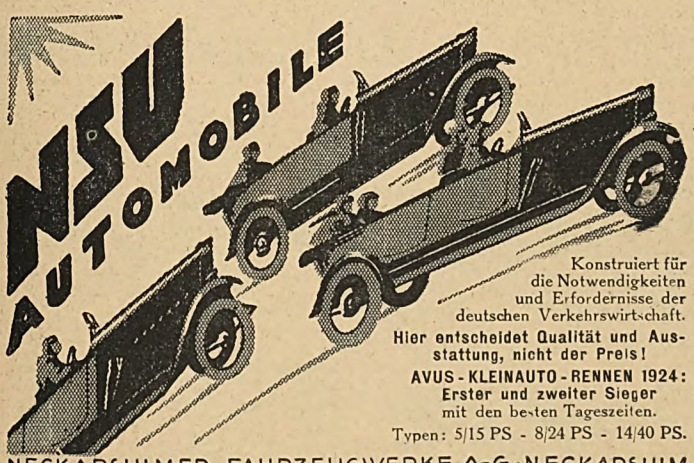
Petroleum-Heizöfen.

Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug. Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch! Keine Gefahr oder Explosion!

Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G.m.b.H.

Bergedorf 29 bei Hamburg.



Konstruiert für die Notwendigkeiten und Erfordernisse der deutschen Verkehrswirtschaft.

Hier entscheidet Qualität und Ausstattung, nicht der Preis!

AVUS-KLEINAUTO-RENNEN 1924: Erster und zweiter Sieger mit den besten Tageszeiten.

Typen: 5/15 PS - 8/24 PS - 14/40 PS.

NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G. NECKARSULM

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg / S.-A. ★ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausb. in Wissensch., Spr., Mus., Haush., Koch., Back., Handarb., Weissn., Schneid. usw. Näh.: Vorst. ADT

Dresden-A. **Töchterheim Anna Krause**
Werderstr. 44 a. d. Lukaskirche. Fernruf: 41225 ★ Wissenschaftl. Fortbildg I. R. Neuzeitl. körperl. Ausbildg. Allererste Empfehl.

Dresden-A. **Pensionat für junge Mädchen**
Elisenstrasse 7a.
Eigene Villa mitten im Garten, nahe dem Grossen Garten.
★
Fernruf: 33808.
Frau **Emma Mundinger**
Sorgfält. Fortbild. durch erste Lehrkräfte. Ausl. im Hause. — Erstkl. Refer. — Pensionspreis 1800 Mk., bei monatlicher Zahlung 2000 Mk.

Eisenach Bismarckstrasse 14. **Töchterheim Feodora**
staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. **M. Bottermann.** ADT

Eisenach Richardstrasse 4. ★ **Bertaheim**
Hauswirtsch. u. wissensch. Frauenlehrjahr. Beste Verpfleg. Ia Ref. Prosp. d. d Vorsteherin **S. Philippi.** ADT

Godesberg (Rhein) ★ **Evang. Töchterheim Gelderblom**
Erstkl. Haus, wissensch. u. hauswirtschaftl. Ausbildung.

Gernrode—Bad Suderode/Harz. **Töchterbildungsheime Brunhild-Waldtraut**, i. schönster Lage d. Harzes. 2 Morgen eign. Wald, 4 Morgen Park. Grdl. wissensch., hauswirtsch. u. gesellsch. Ausb. **Handelsabteilg.** Erstkl. Lehrkr. i. H. **Vorzügl. Verpfl.** Zentralh., elektr. Licht. Refer. Jll. Prosp.

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Lausanne **Signal (Schweiz).** **Töchterpensionat Le Grand Verger**
Wunderbare Lage. Modernster Komfort. Gründl. Unterricht in den modernen Sprachen. Musik. Kunst. Haushaltung. Alle Sporte. Höchste Referenzen. Leitung: Mmes. **Pflüger u. Vine.**

Rhöndorf-Honnef, unbesetztes Gebiet. **Töchterpensionat Steinkühler,** Villa a. Rhein, bildet **j. Mädchen** aus zur **Selbständigkeit** im gesamt. Hauswesen. Wissensch., gesellsch. u. musikal. Ausbild. Ausgedehnte Anlagen. Sport. **Erholung** Näh. Prosp.

Weimar ★ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss u. Frau.**

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 22 (Potsdamerpl.). **S.-R. Dr. Engel's Diagn. Laborat.** Staatl. anerk. Lehranst. z. Ausb. techn. Assistentinn. f. wissensch. Institute (Krankenanstalten usw.) i. Bakteriol., Serol., klin. Chemie u. Mikroskopie. Unters. v. Blut, Harn, Auswurf usw.

Bad Blankenburg / Thür. **Pädagog. Schwarzatal** Privatrealschule mit Schülerheim. Reifeprüfung für O-II einer Oberrealschule an der Anstalt selbst. Kleine Klassen. Prosp. u. Ref. durch d. Direktion.

Erste Chemieschule für Damen
Dr. G. Schneider, Dessau 50. ★ Prospekte frei.

Dresden-N. Sophienschule, Nieritzstr. 11 c. **Evangel. Haushaltungspensionat** für nur 12 gebild. junge Mädch. Gründl. Ausbildung. Aufnahme April u. Oktob. Prospekte durch die Leiterin: Oberin Diakonisse **D. Bauer.**

Düsseldorf ⚡ **Pädagogium Dr. Crull.**
Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta —Oberprima. Kleine Klassen. Indiv. Unterricht. Arbeitsstunden.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. **Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.**
Abteilungen:
A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
C Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt Erfurt. **Hauswirtsch. Frauenschule.** Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Godesberg / Rhein u. **Herchen / Sieg.** **Evangelisches Pädagogium.** Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Dir.: Prof. O. Kühne. Anfragen nach Godesberg erbet.

Neuzeitliche Ingenieur-Ausbildung
Technikum Hainichen i. Sachsen

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Hamburg ★ **Rauhes Haus**
Unübertroffen sind die Einrichtungen für die Erziehung von **Sorgenkindern** (Söhne v. 10-21 Jahren) in dem Pädagogium Rauhes Haus in Hamburg, auf dem Lehrgut „Kattenhof" u. dem Heidegut „Brüderhof", beide in Holstein. Näh. Auskunft gibt der Hausvater Dir. **Wilh. Pfeiffer, Hamburg 26.**

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Anst. zu Heilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Das Alumnat des Realgymnasiums Lüben (Schles.)
nimmt gesunde Kinder mit einwandfreier Schulvergangenheit in gute Erziehung auf. Die Schule ist von O III bis O I Realgymnasium alten Stils, von VI bis U III Reformrealgymnasium, und zwar in VI und V mit Englisch, in IV und U III mit Französisch als erster Fremdsprache.
Auskunft u. Prospekt durch den Direktor des Realgymnasiums.

Marburg / Lahn **Wissenschaftl. Institut** Universitätsstrasse 30—33.
Sexta bis Oberprima, 15 staatl. gepr. Lehrkräfte alle Einricht. der öffentl. Schulen. Umschulung, besond. Förderkurse, individueller Unterricht. Arbeitsstunde. **Abitur für Damen.** Gewissenh. geleit. **schönes** Schülerheim nur für Knaben, gute Verpfl., Erziehung zu Pflichtbewuss sein, nationale Gesinnung, Werkunterricht, Spiel, Sport. Prospekte u. Erfolgeverz. durch **Direktor Dr. J. Müller.**

Technikum Mittweida
Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i/S.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten der Evang. Brüdergemeine (Herrnhuter)

Sorgfältige Charakterbildung auf christlicher Grundlage. Erziehung zu selbständiger, geistiger Arbeit. Kleine Klassen. Einfache Lebensweise, Landleben. Gelegenheit zu Spiel, Sport und Ausflügen. Kameradschaftliches Zusammenleben von Lehrenden und Lernenden.

Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Knaben:

Niesky (Oberlausitz), Pädagogium, Gymnasium, Realprogymnasium

Königsfeld (Luftkurort im Badischen Schwarzwald, 760 m), Realschulplan, Gymnasialkurse

Kleinwelka bei Bautzen, Mittelschule

Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Mädchen:

Oberlyzeum und Lyzeum: **Gnadau** (Provinz Sachsen)

Höhere Mädchenschulen: **Herrnhut** in Sachsen, **Kleinwelka** bei Bautzen, **Niesky** (Oberlausitz), **Gnadenfrei** in Schlesien, **Gnadenberg** bei Bunzlau, **Neusalz** an der Oder, **Neudietendorf** in Thüringen, **Neuwied** am Rhein, **Königsfeld** (Luftkurort im Badischen Schwarzwald, 760 m)

Töchterheime (Fortbildungsschulen, Unterricht in Nadelarbeit, Haushalt, Musik usw.):

Herrnhut in Sachsen, **Kleinwelka** bei Bautzen, **Niesky** (Oberlausitz), **Gnadenberg** bei Bunzlau, **Gnadenfrei** (Schwesternhaus), **Neusalz** an der Oder, **Neuwied** am Rhein

Königsfeld in Baden, Koch- und Haushaltungsschule, kunstgewerblicher Unterricht
Eberodorf, Luftkurort in Reuß j. L., Fortbildung, hauswirtschaftlich-soziale Abteilung, Gartenbau
Neudietendorf in Thür., Fortbildung, Frauenlehrjahr, Maidenjahr, Haushaltpflegerinnenjahr
Montmirail am Neuenburger See (Französ. Schweiz), wissenschaftl. Weiterbildung, Gärtnerinnenschule

---

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Potsdam-Hermannswerder 220
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichts-Anstalten
Säuglingsheim, Kindergarten
Oberlyzeum neuen Stils (Maturitätsprüfung), Frauenschule mit staatl. Berechtigungen, Haushaltungsschule. **Knaben** werden bis zum 12. Jahre aufgenommen.

Staatl. Schülerheim i. Verb. m. staatl. Oberrealschule, Seesen a. H. hat noch Stellen zu Ostern f. gesunde, wohlerzog. Kinder mit gut. Betragen frei. Beaufsichtig. d. Schularb., vorz. Verpfleg., Anstaltsarzt, Sportplatz, Wanderungen. Prosp. durch d. **Alumnatsleitung.**

Wernigerode · Harz-Pädagogium. (HARZ). Höhere Lehranstalt. — Vorbereitung für alle Prüfungen u. Klassen. Herrl. Waldlage. Näh. d. Prosp.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
Deutsche Kolonialschule
Hochschule für In- und Auslandssiedlung,
Witzenhausen an der Werra.
Semesterbeg.: Ostern u. Herbst. Lehr- u. Anstaltspl. (Internat) d. Verwalt.

Ingenieurschule Zwickau Sa
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau · Elektrotechnik und Betriebstechnik · Studiendauer 5 Semester · Beginn Anfang April u. Oktober.

PÄDAGOGIUM WAREN
in Mecklenburg am Müritzsee
Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. — Umschulung. — Gründlicher individueller Unterricht in kleinen Klassen. — Ständige Aufsicht. — Gesunde Lage am See. — Kräftige Ernährung. — Sommer- u. Wintersport.
Anfragen an den Schulleiter Dr. Busch, Geh. Studienrat, Oberstudiendirektor i. R.

Empfohlene Heilanstalten

Kurhaus Nordrach Bad. Schwarzwald. Für Leichtlungenkranke Sommer- und Winterkuren. Prospekte frei durch den Besitzer **L. Spitzmüller** u. den leitenden Arzt **Dr. Weltz.** Telegrammadresse: Kurhaus Nordrach.

Sanatorium Bad Reichenhall 17: Neues Kurhaus. Vornehme Kuranstalt — Wiener Küche — Fliessendes kaltes u. warmes Wasser — Zentralheizung — Autogarage — Prospekte.

SOMMERSTEIN, Heilbad b. Saalfeld (Thüringen). **Schroth'-** u. a. Regenerations-Kuren. Äusserst wirksam! Brosch. **V** frei!

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Bad Schinznach. **Schweiz** (Aargau) **stärkste Schwefeltherme Europas.** **Kurhaus,** Familienhotel I. R. **Pension Habsburg.** Gegen alle Folgeerscheinungen von Stoffwechselstör., Rheumat., Gicht, Hautkrankh., Krampfadergeschwüre, Katarrhe, Asthma, Drüsen-, Gelenks- u. Knochenerkrank., postoperat. Wunden; Frauenleiden; venerische Krankh. ausgeschl. Neuerdings eingerichtet: Röntgeninst., Kinderstat., Privatbäder u. Gästezimmer m. fliess. Wasser.

Digitized by Google

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Alassio die Perle der ital. Riviera. — Idealer Frühlingsaufenthalt. **Pension Regina.**
Modernes deutsches Haus. Grosse Terrasse mit Aussicht auf Meer u. Berge. Vorzügl. Küche. Mäss. Preise. Familie **Naeher.**

Bad Reichenhall ★ **Haus Erika**
(Bayer. Hochgebirg). Bestempfohlene Pension in hervorragender Lage. Zentralheizung. Beliebter Winteraufenthalt.

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland.
Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Braunlage (Oberharz) • **Berg-Hotel** mit Depend. Haus Irmgard und Haus Else Margarete.
Zimmer m. fliess. warm. u. kalt. Wasser. Schöne Veranden. 11 Autogaragen. Fernspr. 43 u. 86. Näheres durch Prospekt.

Braunlage/Oberharz **Haus Braunschweig.** Bismarckstr. 19, Fernr. 23. Vorneh. Fremdenheim, unmittelb. a. Walde u. an d. Skiwiesen. Sonn. Lage. Sommer u Winter geöffn. Inh.: **Frau v. Braunschweig.**

Calw Württ. Schwarzwald, Eisenbahnlinie Pforzheim—Horb. • **Hotel Waldhorn.**
I. Haus am Platze. — Pension von M. 7.50. Autogarage.
Telefon 2 Besitzer **Gg. Ziegler.**

Dresden ★ **Hotel Westminster und Astoria-Hotel,**
a. Hauptbf. Vornehmst. Familienhaus. Alle Zim. m. Ferntel., Warm- u. Kaltwass.-Zufluss. Pens.-Arrang. Privatbäder. Konferenz-Zim.

Eisenach • **Hotel „Der Rautenkranz".**
Altbekanntes Haus I. Ranges.
Durch Umbau vollständig erneuert.
Fernsprecher 1532, 1533. Besitzer **Alb. Jordan.**

Elend b. Schierke (Harz) Wittes Hotel und Pension **Waldmühle.**
Neuzeitlich eingerichtet. Gute Unterkunft u. Verpflegung.
Fernspr. Schierke Nr. 10. Näheres Prospekt.

Erfurt • **Haus zum breiten Stein.**
Vornehmes Fremdenheim am Theater. — Neuzeitlich eingerichtet. Gute Verpflegung. Fernruf 2360. Beste Empf.

Friedrichroda • **Hotel Herzog Ernst**
in Thüringen. *Ostern geöffnet.*

Innsbruck **Hotel Tyrol**
Vornehmes Familienhotel

Lausanne • **Modern-Hotel Jura-Simplon.**
Einziges deutsches Haus, beim Bahnhof rechts. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Restaurant. Pension von frcs. 12 — an. Besitzer: B. Bisinger, Reichsdeutscher.

Lugano **Hotel Victoria** a. Landungsplatz Paradiso
Aller neuzeitl. Komfort wie fliess. Wasser i. all. Zimmern. Privat-Appartem. m. Bad u. Toilette. Mittl. Preislage
Prospekte u. nähere Auskunft d. d. Besitzer **C. Janett-Tanner.**

Nürnberg **Hotel Weisser Hahn.** 3 Min. v. Hauptbahnhof. Königstr. Erstklass. Fremdenz. v. 3 M an Altbek. bürgerl. Führung. Strassenb. n. all. Richtg. Beliebt. Bier-Rest. — Jll. Werbebüchlein kostenlos. Bes. **R. Distler.**

Oberhof i. Thür. **Park-Hotel** **Wünscher**
Besitzer E. WÜNSCHER.

Promontogno (Bergell), 850 m ü. d. Meer. (Post-Auto-Kurs St. Moritz-Maloja-Chiavenna.)
Hotel Bregaglia Hotel ersten Ranges. Ausgezeichnete Lage, grossartiges Panorama. Grosser schattiger Garten. Ideale Zwischenstation von Italien und dem Engadin. Mannigfache Spaziergänge und Ausflüge, sowie Gelegenheit zu hochinteressanten Hochgebirgstouren. Vorzügliche Verpflegung Frs. 12.— per Tag, Pensionspreise bei längerem Aufenthalt. Auto-Garage. Saison März-November.

Ruhestein 920 m ü. M. Herrl. windgeschützte Lage im Tannenhochwald. Sommer- u. Winterkurort u. Wintersportplatz. Idealstes Skigelände im nördl. Schwarzwald. Bahnstationen: Baiersbronn (Württ.) und Ottenhöfen (Baden). Brief- und Telegrammadresse: Kurhaus Ruhestein Schwarzwald. — Das **Kurhaus Ruhestein** entspricht allen Anforderungen eines modernen Höhenhotels. Besitzer: **Gebr. Klumpp.**

Schierke ★ **Kurhotel Barenberger Hof.**
Führendes Haus. Fliessendes Wasser u. Doppeltüren in jedem Zimmer. Fernsprecher 31 u. 57. Näheres durch die Direktion.

Schierke (Oberharz) ★ **Hotel Waldfrieden.**
Altbek., vorneh. Familienhaus. Restaurant. Fliess. Wasser. Sol. Preise. Autohallen. Fernspr. Nr. 6. Näh. d. d. Bes. **C. Schinke.**

Schierke (Oberharz) ★ **Hotel König.**
Alle Komfort. Anerkannt vorzügliche Küche. Fernspr. 11
6 Autogaragen. Dir. **O. Köhler.**

Bad Teinach **Mineralbad und Luftkurort**
Württ. Schwarzwald. ★ in reizender Lage. Natürl. kohlensaure Bäder für Herzkrankheiten. Trinkkuren für Katarrhe, Blutarmut u. Nierenleiden.
Hotel zum Hirsch
Altrenommiertes Haus mit 50 Betten. Zimmer mit voller Verpflegung von M. 7.50 an. Forellenfischerei. Milch eigener Oekonomie. Prospekt auf Wunsch. **A. Andler.**

Weggis (Schweiz) **Hotel Albana.** Behagl. Haus in best. Lage. Gr. Waldpark. Zimmer mit fliess. Wasser. Herrl. Aussicht auf See u. Alpen. Sehr empfohlen. Volle Pension von 11,50 Fr. an. Prosp. bereitwilligst.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**
Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich aller Nebenausgaben von Mk. 9 — ab. Jahresbetrieb!
F. 38, 6338, 6339. **Theodor Schäfer.**

Friedrichroda i. Thür. FERNRUF 1 u. 2. **Hotel KURHAUS.** **Fr. Eckardt & Söhne.**

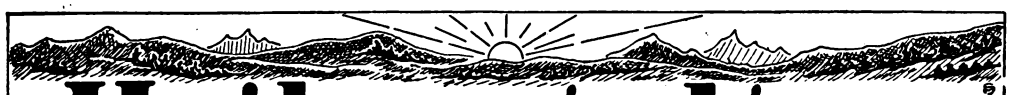
Bad Harzburg ★ **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohlenes Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. Bes.: **Gebr. Bode.** Fernspr. 28.

Bad Harzburg ★ **Hotel Südekum** (Waldpark-Hotel Belvedere) ★ Im Schweizer Stil erbaut u. geführt, das ganze Jahr geöff. **Solbäder im Hause.** Zentralheizung, Doppelfenster, Doppeltüren überall. Zimmer mit lauf. kalt. u. warm. Wasser u. anschliess. Bad. Erstkl. internat. Küche, alle Mahlzeiten a. kl. Tischen. Unt. persönl. Leitung des Bes. **Otto Südekum.**

München Karlsplatz 11/12 **Rot Hahn Hotel** (Hotel Roter Hahn Telephon 51205) ★ 3 Min. v. Hauptbahnh., Omnibus Bahnh. Gegenüb. d Justizpalast, Ausbl. auf d. städt Anlagen. Knotenp. sämtl. Strassenb. Erstkl. Haus, ausgest mit all. Bequemlichk. d. Neuzeit. 200 Betten. Zimm. m. Bad, fliess. Wasser. Vorn. Restaurant. Eigentümer **Adolf Zimmer,** Hofhotelier.

WEGGIS Vierwaldstätter See ★ **PARK-HOTEL BELLEVUE**
Erstes Haus am Platze. Fliess. Wasser i. d. Zimmern. Appartements mit Bad.
Grosser Park am See. Strandbad. Tennis. Pens. v. Frs. 12.50 an. **B. Egli.**

Digitized by Google



Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Adlerhütte · Post Wirsberg (Fichtelgebirge)
Funktionelle Neurosen vom 10. bis 40. Lebensjahre.
Nervenarzt Dr. Eduard Margerie.

Ahrweiler Kurhaus Ahrweiler
(Ahrtal-Rheinland). Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen (Folgen von Encephalitis), Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat.

Alsbach a. d. B. Prof. Wassermeyers
bei Darmstadt **Kurhaus Schlossberg**
für Nerven- und innere Leiden, Erschöpfungszust. usw.

Bad Blankenburg Waldsanatorium
Thüringerwald **Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Phys.-diätet. Heilanstalt f. Leicht- u. Schwerkranke. Prospekte.
Tel. 2150. Chefarzt Dr. Loebell.

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Feldberg i. M. Sanatorium
für innere, Nervenkranke, Erholungsbedürftige.
San.-Rat Dr. Kausch.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Bielings
in Thüringen. **Waldsanator. Tannenhof**
für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffwechselleiden. Rekonvalesz.

Kurfürstenbad „Godesberg"
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat Dr. Staehly. Direktor Butin.

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute.
Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna

Bad Harzburg Sanatorium Sophienhöhe
für Nervenkranke, Innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt Dr. Göritz.

Hedemünden a. d. Werra Sanatorium
von Prof. Dr. Eichelberg. — Für Nervenkranke.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **Kuranstalt Ilten** b. Hannover, für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross. eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Drei Ärzte Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Krummhübel Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Chefarzt: Dr. Ziegelroth.

Bad Liebenstein · Sanatorium Liebenstein
in Thüringen, S.-M. DDr. Eichler-Seige. Jahresbetrieb.
Klin. geleit. Kuranstalt f. innere u. Nervenkr. Alle mod. Heilbeh.

Nordhausen Jugendsanat. Dr. med. K. Isemann
am Harz Das ärztl. geleit Heilerziehungsh. f. Kind. u. Jugendl. m. nervösen Entwicklungsstör. Ausk. auf Anfrage.

Rockwinkel · Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke
bei Bremen. Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. Dr. Benning.

Schierke Sanatorium Schierke im Harz
(das ganze Jahr geöffnet). Ärztl. Leitung: Dr. H. Laufer, kaufm. Leitung: Th. Johannsen. Näh. Prosp. Fernsprecher 29, 30, 62.

Bad Suderode—Gernrode a. Harz
Dr. Facklams Sanatorium. Das ganze Jahr geöffnet.
Vorzügl. geeignet zu Winterkuren. Dr. Kaltenbach, Nervenarzt.

Sülzhayn Sanatorium Stubbe
im Südharz für Leichtlungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat Dr. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Wiesbaden Sanatorium Dr. Arnold
für Magen-, Darm-, Zucker-, Stoffwechsel- und innere Kranke. Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffn. Dr. med. Julius Arnold.

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: Pädagogium, höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. Jugendheim, ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

BAD Kissingen

Kurzeit: 16. März—November.

Magen — Darm — Herz — Fettsucht — Gicht — Verkalkung.

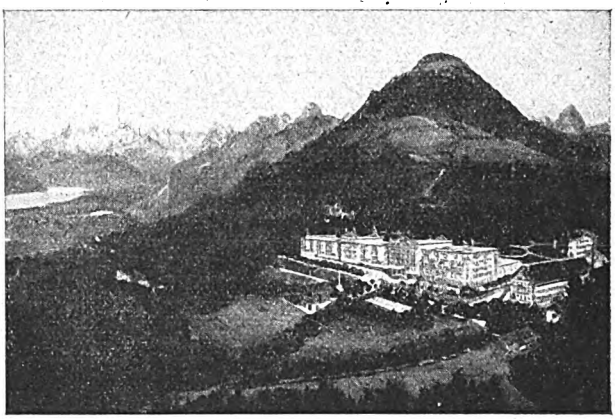
Rakoczy-Trinkkur * Kohlensaure Sole- und Moorbäder

Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades. Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung. — Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.

Digitized by Google

BAD GURNIGEL b. Bern

Erstklassiges Kuretablissement (1150 Meter ü. M). 400 Betten



Täglich zweimal Autoverbindung mit Bahnhof Bern; Fahrzeit 1 1/4 Stdn.

Schwefelquellen.
Modernste Bade-Einrichtungen.
Diätkuren.

Herrlicher Hochwald mit 40 km bequemen Spaziergängen.

Tennis. Orchester.

Eigene Landwirtschaft.

Pensionspreis von Fr. 15.— an.

Prospekte und Auskunft durch die Direktion.

BADEN SCHWEIZ

AQVÆ

(BEI ZÜRICH)

Thermal-Kurbad

gegen Rheumatismus, Gicht, Gelenkleiden, Halskrankheiten

Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium. Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte. Theater. Bälle. Spielsaal. ★ Mindestpensionspreise (Zimmer und Mahlzeiten): Frs. 8.50—15.00, ca. G.-Mk. 6.50—11.50 je nach Hotel.

PROSPEKTE DURCH DIE KURVERWALTUNG

Diätet. Kuren Dr. Möllers Sanatorium. Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr

Asthma-
Leidende erhalten sofort kostenlos wichtige Aufklärung.
Reinhardt & Jordan, München,
Müllerstraße 15.

Arterien
verkalkung
„Naturheil-Hauskur"
10jähr. Erfahrungen
1000de
Ia Refer. u. Zeugn.
Prospekt frei durch die
Allgemeine Chemische Ges.
Cöln I, Mastrichterstr. 49.

Als Reisebegleiter
empfiehlt sich **Löscher, Weimar,** Cranachstr. 43.

Briefmarken, auch Raritäten, billig! Preisl., Auswahl sendet J. Reimers, Hamburg, Burstah 54.

Waldhotel BURGFLUH ob Sarnen

(700 m) Linie Luzern—Interlaken **(Schweiz)**

Uebergangsstation zu den Höhenkurstätten

Komfortables Familienhotel. 120 Betten

wo

Ausgedehnter alter Waldpark. Ebene geschützt. Sonnenpromenade.

Aerztl. Diätvorschriften

Geöffnet 1. April—1. Nov. Pensions-Preis: Fr. 11.— bis 12.— Appart. m. Bad

gewissenhaftest durchgeführt werden.

Nebstdem alle Freiheiten und Annehmlichkeiten des modernen Hotelbetriebes. Butterküche. Unterhaltungen, Tennis, Autos, Kurarzt.

Arztreferenzen und Prospekte versendet **Familie Hess.**

Bohlig KEKS enthält nur Molkereibutter

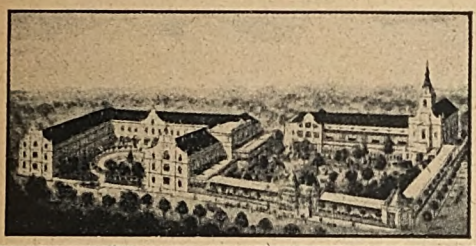
R. Bohlig ★ Keksfabrik ★ Bad Liebenstein i. Thür.

Stottern
(Sprechangst) heilt Prof. Rud. Dennhardts Anstalt, Eisenach/Th. Prosp. fr.

Digitized by Google

Hofrat **Friedrich von Hessing**'sche orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing ★ Fernsprecher Nr. 36 und 3903 ★ Drahtnachrichten: Hessing Göggingbayern
Briefanschr.: Hofrat Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen



Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborene Hüftgelenkluxationen, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter Vermeidung operativer Eingriffe.

*Prospekt **B** kostenfrei!*

Besuchet die Rosengartenstadt **BOZEN**

Schönster Frühjahrs- u. Erholungs-Aufenthalt im

Sonnenland des Südens mit dem Curort GRIES

Centralausgangspunkt f. **6 Bergbahnen** u. die berühmten **Dolomiten-Autofahrten.** — **Bequemste Zwischenstation f. Romreisende.** Durchschnittl. Tageskosten 30—70 Lire. Ausk. erteil. die Hotels: Greif 190 B, Laurin 180 B, Stiegl 160 B, Mondschein 150 B, Stadthotel 120 B, Post-Europa 120 B, Bristol 95 B, Schgraffer 90 B, Central 60 B, und die Fremdenverkehrs-Kommission, Bozen, Italien.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Bad Warmbrunn, seit 1281 bekannter **Kurort im waldreichen Riesengebirge,** Bahnstation, mit 8 schwefelhalt. radioaktiv. Thermalquellen (44,3° C)

heilt alle Formen von **Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Frauen- und Hautkrankheiten, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, Verletzungen.**

Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.

Hauptkurzeit: Mai — Oktober. ★ Beschränkter Winterbetrieb.

Brunnenversand der Ludwigsquelle, „Neuen" u. „Kleinen" Quelle.

Auskunftsbücher frei durch die Bade-Verwaltung.

LANDECK

Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität. Moorbäder, Kurmittel der physikalischen Therapie. Anerkannte Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Terrain- und klimatischer Kurort. Beliebte Sommerfrische. Wintersportplatz. Bäder Sommer u. Winter geöffnet.

Berchtesgaden im bayerischen Hochgebirge mit dem Königssee

Der schönste Frühlingsaufenthalt

AUSKUNFT ERTEILT: FREMDEN-VERKEHRS-VEREIN BERCHTESGADEN.

Das Kurhaus-Berchtesgaden (Kaiserin-Augusta-Viktoria-Kurhaus u. Grandhotel)

Berchtesgadens vornehmste und schönstgelegene Gaststätte

Telegramm- und Briefadresse: Kurhaus. — Fernruf: Berchtesgaden No. 6 und 279. — Auskünfte durch die Hotelleitung.

SOLE-KURBAD Berchtesgaden

(früher GISELA-BAD) spez. für Herz- u. Nervenleiden

Einziges Sole-Bad am Platze. Sole von mächtiger Heilkraft direkt aus der Quelle des staatl. Salzbergwerkes. Erhöhte freie Lage, neu umgebaut, mit allem Komfort der Neuzeit. Sämtl. mediz. Bäder, Dampfbäder, Inhalatorien mit den neuesten Apparaten, gesamtes elektr. Heilverfahren. Wasserkuren nach Pfarrer Kneipp. Getrennte Herren- u. Damen-Abt.

a) Herren-Abt.: bedient durch gepr. Bademeister;
b) Damen-Abt.: bedient durch eigens hiezu berufene und ausgebildete Schwestern v. Kloster Mallersdorf.

Im Hause erstkl. Fremdenzimmer m. Balkons u. herrl. Gebirgsfernsicht, namentl. f. Leidende u. Rekonvaleszenten, weil auch geprüft. Krankenpersonal i. Hause. Grosser, schatt. Berg-Park. Zentralheizg. Daher f. Herbst- u. Winteraufenthalt, namentl. f. Ruhebedürftige, auch ausserhalb der Saison, sehr geeignet. Prospekte u. Auskünfte durch die Direktion **Rückert & Co.**

HAUS GEIGER ★ Pension in schönster aussichtsreicher Südlage. Autogaragen. Tel. 26. Bes. **F. Geiger.**

HOTEL ZUR KRONE Bahnhofstrasse

Telephon Nr. 18. Gut bürgerliches Haus.
Sehenswürdigkeit: Stube i. Berchtesgadner Stil.

PARKHOTEL SCHIFFERLEHEN

Vornehmes Familien- u. Passantenhaus. Wunderbare Höhenlage. 10 Minuten von den Bahnhöfen. Bes. **Findler.**

Digitized by Google

Sanatorium Dr. Gossmann
Cassel-Wilhelmshöhe

Frühjahrskuren

Nerven-, innere, Frauenleiden

Ermässigte Preise — Prospekt Nr. 4

Heinoval-Grippe-Tabletten

das beste ärztlich empfohlene Grippemittel, zu beziehen durch
Apoth. Hein, Chem.-pharm. Laboratorium, Halle/S., Gr. Steinstr. 32.

Das Geheimnis der Jugendform
Zu hab. i. all. Korsettgeschäften.
Alleinige Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt, Württemberg.

Halali ist der eleganteste u. vornehmste Promenaden- u. Reisehut.
Halali imponiert durch seine fabelh. Leichtigk. als hyg. Kopfbedeckung.
Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes. :: ::

Nächste Bezugsquellen z. erfrag. b. Halali-Comp. m. b. H., Mozelstr. 4, Frankfurt a. M. 31.
Man beachte die Schutzmarke „Halali".

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 20 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

DRITTE MITTELMEERFAHRT
DER
HUGO STINNES LINIEN
in der schönsten Jahreszeit!
AB GENUA 9. APRIL 1925
Messina, Port Said, Konstantinopel, Athen, Neapel, Algier, Malaga, Lissabon nach
HAMBURG 12. MAI 1925
D. GENERAL SAN MARTIN

Grundpreis für die gesamte Reise Mk. 1450.–
Teilstrecken:
Genua-Orient Neapel / Neapel-Hamburg
soweit Platz vorhanden.

Prospekte und Buchungen
HUGO STINNES LINIEN
HAMBURG 36, JUNGFERNSTIEG 30
TELEGRAMMADRESSE: STINNREISE
oder
bei den Agenturen und Buchungsstellen an allen grösseren Plätzen.

ZWEITE MITTELMEERFAHRT AUSVERKAUFT

Augen- Heilanstalt **Dr. Rehm** Eisenach. Spez. Methoden.

Harmoniums m. edlem Orgelton. Alois Maier, Hofl., Fulda.

Digitized by Google

INTERLAKEN

Das alpine Wunderland am Fusse der Jungfrau, zwischen Thuner- und Brienzersee.
Mai 1. Eröffnung des Kursaals mit täglich 3 Konzerten, der Berghahnen und der Dampfschiffahrt. Tennis.
Hotels und Pensionen für alle Kreise. Prospekte durch **Verkehrsbüro Interlaken.**

MAHAWIES

Versand nach auswärts!
Verlangen Sie Prospekt!

Erfolg im Kampf

gegen Rheumatismus, Ischias, Gicht, Neuralgien, Katarrhe
und Entzündungen der Luftwege hat man mit den neuen
Schwammgummi-Kompressen

P. A. STOSS NACHFOLGER ★ WIESBADEN W 5

Diese
Schutz EMS Marke
gibt Ihnen Gewähr für
die Echtheit von

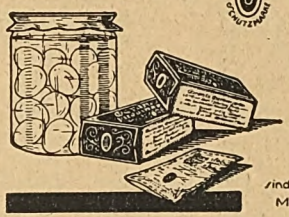
Emser

Wasser (Kränchen)
Pastillen ⁘ Quellsalz
die **natürlichen** Heilmittel bei
Katarrhen, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe und Folgezuständen, Sodbrennen usw.

Ueberall erhältlich.

Staatl. Bade- u. Brunnendirektion, Bad Ems.

Garantol



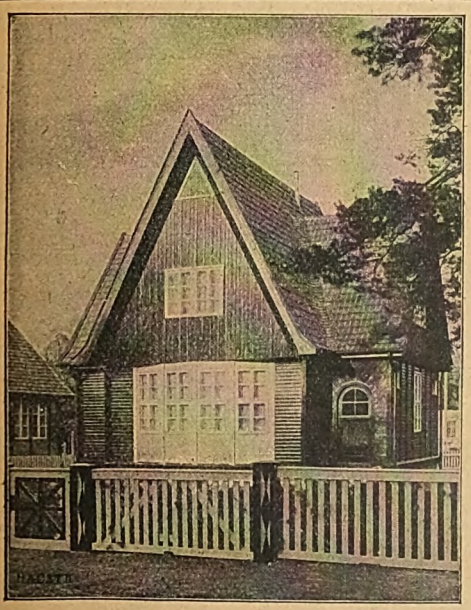
Garantol-Eierkonservierungsmittel
Garantol-Puddingpulver
Garantol-Vanillin-Zucker
Garantol-Likör- und Punsch-Extrakt in fester Form

★

sind die begehrten und beliebten Marken jeder Hausfrau!

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften / Man achte jedoch auf den Namen „Garantol" und obige Schutzmarke!
Alleinige Hersteller: Garantol G. m. b. H. Heidenau / Nord b. Dresden.

Stottern ist oft schon in 14 Tagen durch meine vorzügl. Methode beseitigt. Glänzende Dankbriefe von Aerzten, Lehrern usw., u. amtl. Gutachten. War früher selbst schw. Stotterer. Jeder kann sich selbst von dem Übel befreien. Geben Sie kein Geld für wertlose Kurse aus, sondern verlangen Sie sofort **kostenlos** mein Büchlein. **L. Warnecke, Hannover,** Schliessfach 163.



Das zeitgemäße Holzhaus als behagliche Dauerwohnstätte

*

Ausführung nach Entwürfen erster Architekten

Druckschriften und illustrierte
Kataloge auf Wunsch

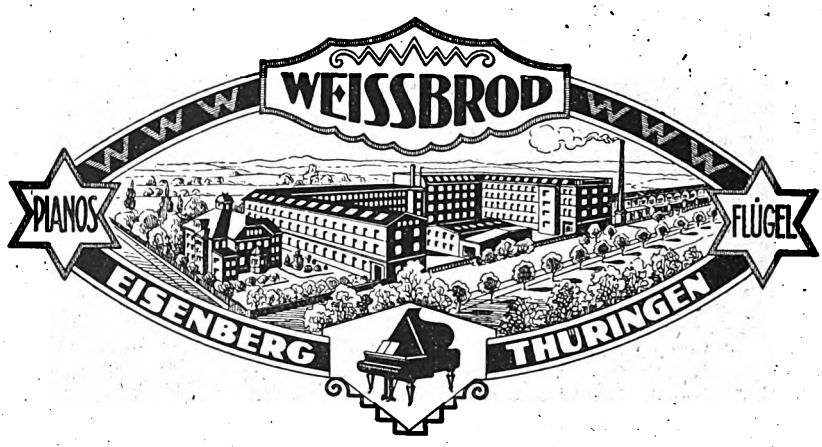
*

Christoph & Unmack

A.-G., Niesky O.-L. 55 (Schlesien)

Zweigbüros in Berlin, Essen,
Hamburg, München und Wien

Digitized by Google



Verpackung kostenlos

Frankolieferung

Korbmöbel

nur Qualitätsware, in allen Preislagen, sowie

Gartenmöbel u. Gartenschirme

liefert zu **Fabrikpreisen**

J. Renvert, Hofl., Eisenach

Korbmöbelfabrik.

Katalog gratis

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!

Reflektus-

Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**

Heinr. Th. Heberlein jun.

Inh. d. Staatsmed. u. a. hoh. Auszeich.

Markneukirchen i. Sa.

Bezugsquelle für erstklassige Violinen, Guitarren, Lauten, Mandolinen u. Zubehör.

Mehr sein als scheinen

ist das sittliche Bestreben unserer Besten. In unserer Zeit weitgehender Verflachung gilt es alle zu fördern, die diese Forderung auf ihr Panier geschrieben haben.

Prüfe jeder, ob die Dinge des täglichen Gebrauches, die Geschenke und das, was man sich einmal besonders leistet, auch mehr sind als sie scheinen; dann wird jedermann von selbst die hochwertigen, naturreinen

Quickborn Edelfabrikate

bevorzugen, als Frühstücksgetränk den Quickborn-Kakao, als Nachtisch und Geschenk die Quickborn-Pralinen, als Nervenstärkung und Labsal die edlen Quickborn-Schokoladen.

Quickborn-Schokoladen-Werk, Greußen i. Th.

CARL EHLERS A.-G., CELLE Gegr. 1857

Zwieback-, Keks- u. Waffel-

Fabrikation nur feinster Qualitäten.

Digitized by Google

VAUESS
FEINSEIFEN

Aus edlen Grundstoffen sachkundig gefertigt,
treten sie vollendet vor die Öffentlichkeit.

PARFÜMERIE VAUESS STUTTGART

TRUEB

DIE BELIEBTEN MARKEN:

AMMONSHORN * KÖLNISCH-WASSER
HERZKÄFER * KIEFERNADEL
ZAUNBLÜTE

Haarausfall

Über Ursachen u. über rein natürl., mühel. u. dauernde Heilung sendet Gratisprosp. m. amtl. Heilberichten u. viel. glänz. Urteilen d. Presse der **Heilverlag in Eisenach 18a 1.**

Zöllger & Eschenhorn
G. m. b. H.,
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für

in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Arterienverkalkung

wird zum Stillstand und die beängstigenden Symptome werden zum Verschwinden gebracht durch ein in der ärztl. Fachpresse und von Autoritäten auf Grund klinischer Versuche bestens empfohlenes Mittel. Verlangen Sie klinische Berichte u. Literatur kostenlos.

SARSA chem. pharm. G. m. b. H.
Berlin-Friedenau 8.

Lärm ruiniert die Nerven!

Ohropax-Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen **Gesunde und Kranke gegen Geräusche und Großstadtlärm,** während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 2,—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- u. Gummigeschäften od. vom Fabrikanten Apotheker **Max Negwer, Potsdam 5.**

Weisse Woche

Garnitur, Hemd und geschlossenes Beinkleid, m. Stickereiverzierung **9.80**

Prinzeßrock mit Stick.-Verz. M**7.90**

Kleid aus weißem Voile . . . M **13.-**

Bedienen Sie sich unserer **Kredit-Abteilung**

Verlangen Sie unsere Preisliste!

Gegen 1/3 Anzahlung und zwei gleiche Monatsraten liefern wir ohne irgend welchen Aufschlag auf unsere billigen Bar-Preise unsere bekannten Qualitätswaren. Aushändigung erfolgt bei Anzahlung. Auskünfte erteilt unsere Rechnungs-Abteilung.

Unsere Versandabteilung verfügt über ein besonders geschultes Personal, welches Aufträge von auswärts so sorgfältig ausführt, wie beim persönlichen Besuch in unserem Hause. Wir gewährleisten eine schnelle und gediegene Erledigung eines jeden Ferneinkaufs.

RENNER

MODEHAUS
DRESDEN - ALTMARKT

Digitized by Google

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Romane berühmter Männer und Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Jeder Band geb. 5 M., in Halbleinen 6,50 M., in Leinen 7,50 M., in Halbleder 12 M.

Lukrezia Borgia. Roman von A. Schirokauer.
Michelangelo. Der Roman eines Titanen. Von Herm. Cl. Kosel.
Mozart. Ein Künstlerleben. Roman von Ottokar Janetschek.
Der Kampf um Babylon. Eine Trilogie. Der erste Band ist von H. Vollrat Schumacher begonnen; das großangelegte Werk fortgesetzt von Heinz Welten.
I. Nitokris, die Priesterin der Istar. (Babylons Erwachen.) — II. Nebukadnezar, der König der Könige (Babylons Größe.) — III. Belsazar. (Babylons Ende.)
Albrecht Dürer. Roman aus Nürnbergs Blütezeit. Von Herm. Cl. Kosel. I. Jugend und Wanderjahre. II. Der Meister. III. Der Apostel.
Elisabeth, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn, die Leidgekrönte. Roman von P. Gerh. Zeidler.
Mirabeau. Roman aus der Französischen Revolution. Von A. Schirokauer.
Elisabeth von Platen. Eine deutsche Pompadour. Von P. Gerh. Zeidler.
Graf von Brühl. Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonneck.
Die letzte Königin von Neapel. Von C. R. Vietor.
Prinz Louis Ferdinand. Ein Buch von Liebe u. Vaterland. Von A. Semerau.
*__Johann von Leiden.__ Roman aus der Zeit der Wiedertäufer. Von H. Freimark.
Maria Theresia. Von Zdenko von Kraft.
*__Ein livländisch Herz.__ Katharina I. von Rußland. Von H. Freimark.
Die Gräfin Kosel und der Porzellan-Erfinder Böttger. Roman aus der Zeit Augusts des Starken. Von A. Stiehler.
Die letzte Zarin. Alexandra Feodorowna. Von G. von Brockdorff.
August der Starke. Der erste deutsche König in Polen. Von A. Schirokauer.
Napoleon III. Ein Märchen auf dem Thron. Von H. Vollrat Schumacher.
George Sand. Ein Buch der Leidenschaft. Von Dora Duncker.
Marie Antoinette. Einer Königin Liebe und Ende. Von H. Freimark.
Kaiserin Eugenie. Der Weg zum Thron. Von H. Vollrat Schumacher.
Marquise von Pompadour. Roman aus galanter Zeit. Von Dora Duncker.
Lola Montez. Von Jos. Aug. Lux.
Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe. Von A. Schirokauer.
Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de la Vallière. Von Dora Duncker.
Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit. Von Jos. Aug. Lux.
Der Roman einer Kaiserin. Katharina II. von Rußland. Von Eugen Zabel.
Lord Nelsons letzte Liebe. Von H. Vollrat Schumacher.
Liebe und Leben der Lady Hamilton. Von H. Vollrat Schumacher.

Die mit * bezeichneten Bände sind z. Zt. in Halbleder nicht lieferbar.

Bongs Schönbücherei

Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik um 1925. In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen. Herausgegeben von Albert Sergel. In Ganzleinen 8 M.
Wählet das Leben. Ästhetisch-moralische Betrachtungen von Leopold Fehlau. In Halbleinen 5 M.
Gottes Fahnenträger. Dramen von Max Hochdorf. In Halbleinen 5 M.
Das Kantbuch. Immanuel Kants Leben und Lehre. Von Max Hochdorf. Mit 8 Abbildungen und 4 Handschriftproben. In Halbleinen 5 M., Ganzleinen 6,50 M., Halbleder 10 M.
Triumph der Liebe. Ein Venusspiegel. Die schönsten Liebesnovellen der Weltliteratur. Gesammelt und mit einer Einleitung versehen von Curt Moreck. Mit 32 Abbildungen nach Gemälden berühmter Meister. In Halbleinen 4,50 M., Ganzleinen 5,50 M., Halbleder 7,50 M.
Die Rutschbahn, das Buch vom Abenteurer. Herausgegeben von Ignaz Jezower. Mit Buchschmuck von George Grosz und zahlreichen zeitgenössischen Bilderbeilagen und Textillustrationen. In Halblein. 4,50 M., Ganzlein. 5,50 M., Halbldr. 7,50 M.
Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Gesammelt von Camill Hoffmann. Mit einer Bildbeilage. In Halbleinen 3,50 M., Ganzleinen 5 M., Halbleder 7 M.
Und gib uns Frieden. Ein Buch weltlicher Andacht aus deutschen Dichtern. Von Bruno Wille. In Halbleinen 3,50 M., Ganzleinen 5 M., Halbleder 7 M.
Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister. Von Bruno Wille. Mit Bruno Willes Bildnis und Namenszug.
Sterntaler und Sonnengulden. Ein Sammelbuch deutschen Humors von Otto Ernst. Vom Mittelalter bis zur Romantik.
Garten unterm Regenbogen. Ein Sammelbuch deutschen Humors von Otto Ernst. Neuere und neuste Zeit.
Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Von Erich Sturtevant. Mit einer Kostümtafel: Die Entwicklung der modischen Trachten von 1200—1850.
Rokoko. Das galante Zeitalter in Briefen, Memoiren, Tagebüchern. Gesammelt von Rudolf Pechel. Eingeleitet von Felix Poppenberg. Mit 9 Bilderbeilagen.
Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—1815. Von Ernst Müsebeck. Mit einer Bildbeilage.
Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von Georg Hermann. Mit vier Bilderbeilagen.
Die Männer der Freiheit in ihren Schriften, Briefen, Erinnerungen, Tagebüchern. Von Alfred Semerau. Mit 18 Bildnissen.
Jeder Band: Kartoniert 3 M., in Ganzleinen 4 M., Halbleder 6,50 M.

Felicitas Rose, die Dichterin der Heide.

Romane * Novellen * Lieder

Der neuste Roman: Erbkamp Erben

In Halbleinen 5 M., in Ganzleinen 6,50 M.

Nordbayerische Zeitung, Fürth i. B.: „Es ist ein stimmungskräftiger Roman, den man sehr empfehlen kann. Rose ist eine Heimatdichterin, die die Landschaft um Bremen und die Heide kennt, die aber auch weiß, was es heißt, Handlung zu schürzen. Für einen, der in stillen Stunden ein gutes Buch sucht, ist dieser Roman sehr geeignet."

Heideschulmeister Uwe Karsten.
Der graue Alltag und sein Licht. Mit 26 Originalzeichn. von H. Krahforst.
Der Mutterhof. Ein Hallig-Roman.
Das Lyzeum in Birkholz.
Der Tisch der Rasmussens. Die Geschichte einer Familie.
Meerkönigs Haus.
Drohnen. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer.
Die Eiks von Eichen. Roman aus einer Kleinstadt.
Bilder aus den vier Wänden. Novellen. — **Plauderbriefe einer Mutter.**

In Halbleinen je 5 M., in Leinen je 6,50 M.
Provinzmädel (Humoristische Bibliothek, 10 Bände). Geb. 15 M.
Rotbraunes Heidekraut. Lieder. Mit 4 Bildern von H. Krahforst-Aachen. Kartoniert 2 M., in Leinen 2,60 M.

Berlin W 57 * Verlag von Rich. Bong * Leipzig

Digitized by Google

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

„Die Texte sind sorgfältig revidiert, von den ersten Literarhistorikern geschriebene Einleitungen führen in den Dichter und seine Werke ein, und reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis. So kommt dieser Goldenen Klassiker-Bibliothek nicht nur ein literarisches, sondern zugleich ein ethisches und nationales Verdienst zu. Sie ist für das Haus ebenso wertvoll wie für den Gebrauch der Schule."
(Archidiakonus Artur Brausewetter in der „Danziger Zeitung".)

„Die deutsche Schule und das deutsche Haus muß für eine solche Gabe dankbar sein."
(Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias in der „Monatsschrift für höhere Schulen", Berlin.)

*Anzengruber, 7 Bände.
*Anzengruber, Dramen, 3 Bände.
Arndt, 4 Bände.
Arnim, 2 Bände.
Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bde.
*Bürger (Volksausgabe), 1 Band.
Bürger (Kritische Ausgabe), 2 Bände.
*Chamisso, 1 Band.
*Chamisso (Vollständige Ausgabe), 2 Bände.
Droste-Hülshoff, 2 Bände.
Eichendorff, 2 Bände.
Fouqué, 1 Band.
Freiligrath, 2 Bände.
*Geibel, 1 Band.
*Gellert, 1 Band.
Goethe (Auswahl), 5 Bände.
Goethe (Erweiterte Ausgabe), 10 Bände.
Goethe (Vollständige Ausgabe), 26 Bände.
Grabbe, 2 Bände.
Grillparzer, 4 Bände.
Grillparzer (Vollständ. Ausgabe), 7 Bände. Gesamtregister dazu, 1 Band.
*Grimm, Sagen, 1 Band.
*Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 1 Band.
Grimmelshausen, 3 Bände.
Grün, 3 Bände.
Gutzkow, 4 Bände.
Gutzkow (Erweiterte Ausgabe), 7 Bände.
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bände.
Halm, 2 Bände.
Hauff, 3 Bände.
Hebbel, 4 Bände.
*Hebbel (Werke und Tagebücher), 6 Bände.
Hebel, 2 Bände.
Heine (13 Teile), 4 Bände.
Heine (Erweiterte Ausgabe, 15 Teile), 5 Bände.
Herder, 3 Bände.
Herder (Erweiterte Ausgabe), 6 Bände.
Herwegh, 1 Band.
*Hoffmann (E. T. A.), 5 Bände.
Hoffmann (E. T. A.), 7 Bände.
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände.
Hölderlin, 2 Bände.
Homer, 2 Bände.
Immermann (Münchhausen mit Oberhof), 1 Band.
Immermann, 3 Bände.
Jean Paul, 3 Bände.
Jean Paul (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände.
Keller (Gottfried), 5 Bände.
Keller (Gottfried), (Erweiterte Ausgabe), 6 Bände.
Kerner (Justinus), 2 Bände.
Kleist (Heinrich v.), 2 Bände.
*Körner, 1 Band.
Lenau, 2 Bände.
Lessing, 3 Bände.
*Ludwig, 2 Bände.
Mörike, 2 Bände.
Nestroy, 1 Band.
Nibelungenlied (Uebersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Band.
Novalis, 2 Bände.
Raimund, 1 Band.
Reuter, 5 Bände.
*Rückert, 3 Bände.
*Scheffel, 3 Bände.
Schenkendorf, 1 Band.
Schiller (Auswahl), 5 Bände.
Schiller (Vollständige Ausgabe), 10 Bände.
Shakespeare, 4 Bände.
Shakespeare (Vollständ. kommentierte Ausgabe), 5 Bände.
*Stifter, 3 Bände.
Storm, 3 Bände.
Sturm und Drang, 2 Bände.
Tieck, 2 Bände.
*Uhland (Schulausg.), 1 Band.
Uhland (Erweiterte Ausgabe), 2 Bände.
Wagner (Richard), 6 Bände.
Zschokke, 5 Bände.

Die brauchbarsten und wertvollsten Ausgaben. Auf gutem, holzfreiem Papier.

Preis jedes Bandes in Halbleinen 3.50 M., in Leinen 4 M., in Halbleder 7 M. Die mit * bezeichneten Werke sind auch in „wohlfeiler Ausgabe" zu haben; jeder Band in Halbleinen 2.50 M., in Leinen 3 M.

Bongs Jugendbücherei

Unterhaltend, spannend, belehrend. Reich illustriert. Bunte Beilagen.

Die schönsten Märchen der Weltliteratur. Gesammelt u. mit Einleitung herausg. von Prof. **Friedrich v. d. Leyen.** 2 Bde.
Das Sternenzelt und seine Wunder. Von Dr. Joseph Plaßmann, Prof. an der Universität zu Münster i. Westf.
Gemälde und ihre Meister. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.
Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn.
Wilde Tiere. Von Dr. Adolf Heilborn.
Seelenleben unserer Haustiere. Von Dr. Th. Zell.
Leben und Treiben zur Urzeit. Von Dr. O. Hauser.
Deutsche Dichter. Von Felix Lorenz. Mit Proben aus den Werken der Dichter.
Berühmte Musiker und ihre Werke. Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Dr. Richard Sternfeld, Geh. Regierungsrat, Prof. an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.
Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Errungenschaften. Von Hans Dominik.

Gebunden in Halbleinen je 4.50 Mark.

Von Schulmännern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, von Erziehern, Elternbeiräten sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften bestens empfohlen.

„. . . Prächtige Bücher! In allen Einzelheiten wohlgeraten. Ganz gleich, ob man den Stil, den Stoff, die Anordnung desselben oder die Abbildungen kritisch betrachtet." (Jugendschriften-Ausschuß, Lübeck.)
„. . . Diese Bücher sind der beste Lesestoff, den wir der Jugend aller Kreise bieten können." (Else Frobenius in „Buch und Arbeiter" [Verein z. Verbreitung guter volkstüml. Schriften].)
„. . . die geborene Schulprämie und ein Geschenkwerk ersten Ranges für die Jugend." (Geheimrat Prof. Dr. Trendelenburg, Berlin.)

Albert Sergel, Saat und Ernte

Die deutsche Lyrik um 1925 / In Selbstauswahlen der Dichter u. Dichterinnen

Mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Herausgegeben von Albert Sergel.

In Ganzleinen 8 Mark.

„Der 500 Seiten starke Ganzleinenband in seiner schönen Ausstattung gibt einen prachtvollen Ueberblick über das Schaffen der lebenden deutschen Dichtergeneration. Das Buch sei als Geschenk aufs wärmste empfohlen." („Königsberger Anzeiger.")
„Die neue Anthologie ist ausgezeichnet." (H. Salus.)
„. . . Ich beglückwünsche Sie und Herrn Dr. Sergel zu der schönen Ausgabe dieses wertvollen u. wichtigen Bandes. Er wird sicher der deutschen Lyrik neue Freunde verschaffen." (Theodor Tagger.)

Berlin W 57 ★ Deutsches Verlagshaus Bong & Co. ★ Leipzig

Digitized by Google

Die schönsten Ostergeschenke für die heranwachsende Jugend:

Genie und Charakter

Zwanzig männliche Bildnisse von **Emil Ludwig**

Mit zwanzig Kupfertiefdrucken

13.–18. Tausend. Halbleinenband M. 8.50. Halblederband M. 10.–

Inhalt: Über historische Gestaltung / König Friedrich / Stein / Bismarck / Stanley / Peters / Rhodes / Lenin / Wilson / Rathenau / Lionardo / Shakespeare / Rembrandt / Voltaire / Byron und Lassalle / Goethe und Schiller / Dehmel / Bang / Bildnis eines Offiziers

Der Tag, Wien: Dieses interessante Buch zeichnet seine Heroen mit Andacht ohne die falschen Legenden der Göttlichkeit und ist sicherlich auch für die Jugend eine anregende und erzieherische Lektüre.

Napoleon

Von **Emil Ludwig**

Mit 21 seltenen Napoleon-Bildnissen auf Tafeln

8.–15. Tausend. Ganzleinenband M. 14.–

Berliner Lokalanzeiger: In starkem, hinreißendem Gefälle zieht die aufrührerische Handlung eines unerhörten Menschendaseins durch das Buch: Napoleon! Bewundernswert die schlagfertige Beherrschung des ungeheuren Materials und ebenso bewundernswert die Gestaltungskraft, die diese Massen zwingt und in feste Formen schlägt.

Besonnte Vergangenheit

Lebenserinnerungen (1859–1919) von **Carl Ludwig Schleich**

84.–100. Tausend

Große Ausgabe mit zehn Kupfertiefdrucken

Halbleinenband M. 7.50. Ganzleinenband M. 9.–

Pfarrer Paul Maßler in der Deutschen Zeitung, Berlin: Wenn unser Volk Schleichs Schriften liest, wird es den Weg zurückfinden zu jenen Gemütskräften und Herzensmächten, aus denen die lebendigen, instinktsicheren Wertungen erwachsen, die, von den Stimmen der Straßen unbeirrt, das Große über das Viele stellen.

Die angezeigten Bücher sind in jeder guten Buchhandlung vorrätig
Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch durch den

Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 35

Digitized by Google

Für Ostern und Konfirmation

Charitas Bischoff

Amalie Dietrich

Ein Leben. Mit 8 Bildnissen

85. Tausend

Geheftet 5 M., Ganzleinen 7 M.

*

Gustav Falke

Die Stadt mit den goldenen Türmen

Die Geschichte meines Lebens. 25. Tausend

Geh. 4.50 M., Halbleinen 6.50 M.

Berthold Litzmann

Im alten Deutschland

Erinnerungen eines Sechzigjährigen

Mit 12 Bildnissen. Geh. 8.20 M., Halbleinen 11 M., Halbpergament 13 M.

*

Ernst von Wildenbruch

Ausgewählte Werke

Mit einer Einleitung von Dr. Hanns Martin Elster. 4 Bände. 2. Auflage

Ganzleinen 20 M., Halbpergament 32 M.

*

Gustav Frenssen

Bismarck

Ein Epos. Neue durchgesehene Ausgabe. 31. Tausend. Geh. 4.50 M., Halbleinen 6.50 M., Halbpergament 11 M.

Das deutsche Volk hat wieder ein Heldengedicht, das deutsche Volk empfängt aus Dichterseele verklärt seinen Helden wieder.

Prof. Dr. Eugen Wolff, Kiel

*

Willibald Alexis

Die Hosen des Herrn von Bredow

Vaterländischer Roman

Illustriert von R. von Neumann

Halblein. 6 M., Halbldr. 9 M.

*

Willibald Alexis

Der Werwolf

Vaterländischer Roman

Mit 22 Holzschnitten von A. Paul Weber

Halbleinen 8 M., Halbpergament 12 M.

Holzschnitt (verkleinert) von A. Paul Weber
Aus: Willibald Alexis, Der Werwolf

Goethe

Reineke Fuchs

Mit Zeichnungen von A. Paul Weber

Neue Geschenkausgabe

Ganzleinen 4.50 M., Ganzleder 12 M.

*

Walter Scott

Romane

Übersetzt von Benno Tschischwitz

Illustrierte Sammelausgabe

2 Serien zu je 6 Bänden

Preis der Serie: Ganzleinen 30 M., Halbleder 45 M.

Illustrierte Einzelbände

Jeder Ganzleinenband 5 M.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung / Berlin

Digitized by Google

Alfons Heilmann

Wege zum Glück

Bücher für schöne Lebensgestaltung

Bisher drei Bände

Der neue Band: **Vom kostbaren Leben**

Sonntagsgedanken. 1. bis 6. Tausend. In Leinwand 3 G.-M.

Früher sind erschienen:

Erster Band:
Stunden der Stille
Sonntagsgedanken. 27. bis 37. Tausend.
In Leinwand G.-M. 3.50

Zweiter Band:
Zwischen Alltag und Ewigkeit
Sonntagsgedanken. 11. bis 26. Tausend.
In Leinwand G.-M. 3.50

Es ist schwer, zu den von der Gärung unserer Zeitenwende erfaßten Menschen über die Dinge der Seele zu reden. Heilmann gehört zu den Wenigen, die es verstehen, dem Zehntausende voll Ergriffenheit lauschen, wenn er aus der Tiefe seines Herzens spricht. Seine gedankenreichen, gemütvollen und formvollendeten Essays sind wie Selbstgespräche eines Einsamen mit seiner Seele, eines Einsamen, der gotterfüllten Sinnes durch die sichtbaren Dinge und täglichen Geschehnisse geht.

VERLAG HERDER ⋆ FREIBURG IM BREISGAU

Bücher, die die Herzen aufrütteln!

Mehr Sonne!

Das Buch von der Liebe und Ehe

Von Anton Fendrich

Mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von Prof. L. Hohlwein. 53. Auflage. Geheftet Rm. 2.50, Schw. Fr. 3.20, in Halbleinen gebunden Rm. 3.50, Schw. Fr. 4.40

Das ist ein Buch voll hoher, schöner Gedanken, voll Kraft und Saft, im schimmernden Gewande einer edlen, poesievollen Sprache. (Tiroler Anzeiger, Innsbruck.

⋆

Die Freiheit deines Kindes

Ein Buch für Alle, die um Kinder sind. Soeben erschienen!

Von Anton Fendrich

Mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von Prof. L. Hohlwein. Geh. Rm. 2.50, Schw. Fr. 3.20, in Halbleinen geb. Rm. 3.50, Schw. Fr. 4.40

Das ist ein köstlicher Blick in das Lachen und Weinen, das Ahnen und Spielen der kindlichen Seele, ein freundlicher Wegweiser für die Herzen der Eltern, auf daß sie der jungen Pflanzen und Blüten in ihren Gärten mit Geduld, Liebe und Gütigkeit warten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Dieck & Co, Verlag, Stuttgart

Digitized by Google

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Neu erschienen:

Goethe

Geschichte eines Menschen

Von Emil Ludwig

Volksausgabe in einem Bande

Mit 12 Goethebildern. Groß-Oktav

In Halbleinen M. 11.50, Ganzleinen M. 12.50

*

Die Vorzüge der großen Ausgabe, die eine der ausgezeichnetsten Biographien des Altmeisters darstellt, sind auch auf die Volksausgabe übertragen ... Diese wohlfeile Ausgabe wird in ihrer gediegenen Ausstattung ohne Zweifel lebhaften Anklang finden. Kölnische Zeitung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Stuttgart und Berlin

1925

Ein Almanach für Kunst und Dichtung aus dem Kurt Wolff Verlag

Mit Holzschnitten und Titelzeichnung von Frans Masereel
Preis 2 Rm.

Mehr als 36 Bilder von Frans Masereel (u. a. ein nahezu vollständiger Holzschnittroman des Künstlers) schmücken den stattlichen Band, dessen Umschlag ebenfalls von Frans Masereel stammt. Schon das Äußere, das schlichte, aber doch nur scheinbar monotone Gewand werden den Band als neu und reizvoll aus der Flut der üblichen Verlags-Almanache hervorheben. Noch mehr aber wird sein Inhalt dem Buch den Charakter eines Manifestes geben. Und wie die früheren, vergriffenen Almanache des Kurt Wolff Verlags („Vom jüngsten Tag", „Die Neue Dichtung", „Der neue Roman" usw.) dürfte auch „1925" ein Zeitdokument bleibenden Wertes bedeuten

Kurt Wolff Verlag * München

Deutsche Kunst

Hans Thoma

Bilder und Bekenntnisse

Herausgegeben von Dr. Otto Fischer · Quart 36 Tafeln · · Kartoniert 5.—, Leinenband 7.50

Das Beste und Wertvollste aus den Schriften des Meisters ist hier so ausgewählt worden, daß zugleich ein Bild seines Lebens und ein tiefer Eindruck von der edlen Gesinnung des Menschen entsteht. Aus der Fülle der Gemälde sind 36 Bilder in großem Format wiedergegeben, die das Wesen reiner Kunst stark und rein vor Augen führen.

Moritz v. Schwind

Briefe und Bilder

Herausgegeben von Dr. Otto Fischer · Quart 32 Tafeln · · Kartoniert 4.50, Halbleinen 7.—

Eine künstlerische Gabe, die Licht, Sonne, Wärme auch in den trübsten Tagen des Jahres verbreitet. Ein Werk für Geist, Herz, Gemüt, ein Werk von nie vergehendem köstlichem Reiz. Nimm dies Buch, lies und betrachte es: ein Strahl jugendlicher Schönheit aus seligster Höhe wird dich berühren. (Dresdener Anzeiger.)

Anselm Feuerbach

Briefe und Bilder

Herausgegeben von Dr. Otto Fischer · Quart 32 Tafeln · · Kartoniert 4.50, Halbleinen 7.—

Ein Kunstbuch, das seinen Wert in sich trägt und immer wieder zum Lesen und zum Schauen anregt. (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Caspar David Friedrich

Die romantische Landschaft

Dokumente und Bilder

Herausgegeben von Dr. Otto Fischer · Quart Mit einem Holzschnitt u. 24 Tafeln · Kart. 3.50, Halbleinen gebunden 6.—

Wer einmal wieder so recht von innen heraus spüren will, was deutsche Kunst und besonders deutsches Landschaftsempfinden ist, der nehme sich in gesammelter Stunde diese Zeugnisse und Bilder vor. (Westermanns Monatshefte.)

J. Fr. Aug. Tischbein

Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline

Herausgegeben und ergänzt von Prof. Dr. h. c. A. Stoll · Mit 23 Tafeln · Halbleinen 6.—, Leinen 6.50

Das Buch enthält viel mehr als der bescheidene Untertitel andeutet: es bietet ein großzügig erfaßtes, dabei minutiös ausgeführtes Gemälde der Zeitverhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts. . . . Das schöne Buch stellt eine der wichtigsten kunstgeschichtlichen Publikationen der letzten Jahre dar. (Die Gartenlaube, Berlin.)

Verlag Strecker und Schröder
Stuttgart

Digitized by Google

Adolf Bonz & Comp., Stuttgart

Bücher
für besinnliche Menschen:

Ludwig Ganghofer

Lebenslauf eines Optimisten

Buch der Kindheit. In Halbleinen geb. M. 6.—
Buch der Jugend. In Halbleinen geb. M. 7.—
Buch der Freiheit. In Halbleinen geb. M. 6.50

*

Arthur Schubart

Frauenbrevier. In Halbleinen geb. M. 5.—

Bunte Leute. Skizzen und Studien. In Ganzleinen gebunden M. 4.—

Anglerbeute. Geschichten von Fischern und Frauen. In Ganzleinen gebunden M. 4.50

Schattenschnitte. Skizzen u. Studien. Illustriert von Ludwig Hohlwein. In Pappe gebunden M. 5.—

*

Franz Herwig

Das Sextett im Himmelreich. Ein altfränkischer Roman. In Halbleinen gebunden M. 5.—

Jan von Werth. Ein Reiterroman. In Halbleinen gebunden M. 6.—

Wunder der Welt. Roman In Halbleinen gebunden M. 6—

Das Märkische Herz. Ein kurzweiliger Roman. In Halbleinen gebunden M. 6.—

*

Otto Hauser

Das Deutsche Herz. Erzählungen aus dem 18. Jahrhundert. In Ganzleinen geb. M. 5.—

Spinoza. Roman. In Ganzleinen geb. M. 6.50

Der liebe Augustin. Altwiener Schelmenroman. Illustriert von Otto Hanke. In Halbleinen gebunden M. 6.—

Alt-Wien. Roman. In Halbleinen gebunden M. 7.—

Strebsamen jungen Leuten

bietet sich zum Zwecke der Weiterbildung, zur Aufbesserung lückenhafter Kenntnisse, sowie zur Vorbereitung auf Reifeprüfung und Abiturium das beste Mittel in den

Mentor-Repetitorien

Es sind erschienen Bändchen für folgende Fächer:

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.
20. 20a. Deutsche Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geographie.
4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Geschichte.
15. Geschichtdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Preis jedes Bandes 1,50 Goldmark. Preisänderung vorbehalten.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VKA, Bahnstr. 29/30.

Soeben erschien:

Hanns Fischer: Rhythmus des kosmischen Lebens. Ein Buch vom Pulsschlag der Welt. 1925. 8°. 236 Seiten mit 70 Abbildungen. In Ganzleinen Mk. 6.—. Zum ersten Male in der gesamten Geschichte der Wissenschaft wird hier der ewige Kreis in seiner ganzen hinreißenden Größe erschlossen.

Ferner liegen vor:

Max Valier: Der Sterne Bahn und Wesen. Gemeinverständliche Einführung in die Himmelskunde. 1924. 8°. 500 Seiten mit 90 Abbildungen und 13 Bildern auf Tafeln. In Ganzleinen Mk. 10.—.

Philipp Fauth: Mondesschicksal. Wie er ward und untergeht. Eine glacial-kosmogonische Studie. 1925. 232 Seiten mit 61 Abbildungen und 6 Tafeln. In Ganzleinen Mk. 6.—.

Nähere Angaben auch über die anderen Werke kostenlos im Sonderprospekt über die WELTEIS-BÜCHEREI.

R. Voigtländer's Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Georgis Polyglott Verlag, Bonn a. Rh.

Polyglott Kuntze

3 000 000 Stück verkauft! Bequemste Sprachführer für Reisende! Jedes Heft 1 M.

In allen Buchhandlungen zu haben

Albanesisch	Griechisch	Portugiesisch
Amerikanisch	Hindustanisch	Rätoromanisch
Arabisch	Holländisch	Rumänisch
Arabisch-Syrisch	Isländisch	Russisch
Böhmisch	**Italienisch**	Ruthenisch
Bulgarisch	Japanisch	Samoanisch
Chinesisch	Keltisch (Irisch)	Schwedisch
Dänisch	Kisuaheli	Serbisch
Englisch	Kroatisch	Slovakisch
Esperanto	Lettisch	Slovenisch
Finnisch	Litauisch	Spanisch
Flämisch	Malaiisch	Türkisch
Französisch	Persisch	Ungarisch
	Polnisch	

Glänzender Humor
an Unterhaltungsabenden

Wilhelm Busch
in Lichtbildern
käuflich und leihweise
Listen frei
Ed. Liesegang
DÜSSELDORF · POSTFACH 124
Feinste Kunst in Zeichnung und Text

Die Chronik von Sankt Johann

In Ganzleinenband 6 Rm.

Über dieses „Lebensbuch eines neuen deutschen Dichters" urteilt die Presse:

Soweit wir heute schön, wahr und gut sein können, soweit ist es dieses Buch. Der Mensch, der diese Chronik schrieb, hat wahrhaft fromm dies Werk gestaltet. Es ist ein Bekenntnisbuch, das die Seele löst und erlöst. Man wird sich gern noch oft beim Verfasser solcher Bücher zu Gaste laden.
P. Th. Hoffmann in der Neuen Hamburger Zeitung.

Das ganze Leben dieser jungen Menschen ist eine Sehnsucht nach Harmonie und Reinheit und Vollendung. Und wie ihr Leben geschildert wird, erinnert ganz an homerische Erzählerkunst.
Breisgauer Zeitung, Freiburg.

Kurt Wolff Verlag ★ München

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Besprechungsstücken kann in keinem Falle erfolgen.

Gorki, Maxim. Erlebnisse und Begegnungen. I. Ladyschnikow Verl., Berlin.

Gräf, Hans Gerh. Goethe-Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. H. Haessel, Leipzig.

Gutberlet, Heinrich. Feuer von den Bergen! Gedichte und Mahnrufe. Mit Umschlagzeichnung von Frz. Stassen. Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Haller, Johannes. Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Gebr. Paetel, Berlin. — Nur widerstrebend geht man an die Lektüre dieses Buches. Man ist des Hofskandals aus der Wilhelminischen Zeit so überdrüssig! Aber dieses Material hier packt und spannt und erschüttert. Es ist die Rechtfertigung eines Vielverlästerten, zu Unrecht Verdammten. Andere Mächte — die Deutschlands Unglück verschuldet haben — sitzen hier auf der Anklagebank!

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler; A.-G., Leipzig.

Was man in dickleibigen Geschichtsbüchern vergeblich sucht, ein Bild von der ungemein interessanten Entstehung und Weiterbildung der deutschen Stadt, findet man mühelos, anschaulich und lehrreich in Architekt K. Grubers schönem Tafelwerk **Eine deutsche Stadt.** Geb. 5.— M. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

● **Nebeneinkommen** ●
durch schriftliche
Heim-arbeiten
Prosp. durch
Vitalis-Verlag, München 453

Soeben erschien:

Das Papstbuch

Herausgegeben von **Dr. F. J. Bayer**

80 Seiten Text u. 130 Bildseiten mit 640 Abbildungen. Steif karton. mit Goldpressung in mehrfarbigem Umschlag.
Preis: ca. R.-M. 6.—

Inhaltsübersicht

Die Einrichtung des Papsttums / Das Papsttum im Spiegel der Jahrhunderte / Der Papstkatalog mit Wappen, Siegeln und Münzen / Die Papstbildnisse / Die Papstresidenzen / Die Papstgrabdenkmäler.

★

Wer dieses Buch in seiner reichen, klaren, selbstverständlichen Art kennen lernt, wird sich wohl zunächst am meisten darüber wundern, daß eine ähnliche Arbeit bisher überhaupt nicht existiert hat. Jedem kulturell Interessierten ist mit diesem Material ein eigenes Urteil ermöglicht über diese zweitausendjährige bedeutendste Weltinstitution.

★

Die erste lückenlose Monographie in rund 600 Bildern

Drei Masken Verlag / München

Digitized by Google

Künstlerische Gartengestaltung

Entwurf, Raterteilung, Ausführung im In- u. Ausland
Eigene Baumschulen und Staudenkulturen

★

Schnackenberg & Siebold nfl.

Rudolf Schnackenberg · Gartenarchitekt

Glockengießerwall 25/26 **Hamburg 1** Telefon: Vulkan 4208

Illustrierter Katalog Mk. 1.50

„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Küstritz Th. 2

Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Ill. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Das Hundebett fürs Haus

gegen Ungeziefer präp.

Hütte klein 30/42 cm: 16.50, mittel 33/46: 20.50, gross 36/50: 24.50
Hundekorb 30/45: 10.50, 38/50: 13.50, 44/55: 16.50
altdeutsch gefärbt u. lackiert. — Versand Nachn., Verpack. frei
J. Rennert, Hofl., Korbfabrik, **Eisenach**, Thür.

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Haas, Rudolf. Die Stimme des Berges. Novelle. (Bücherei zeitgenössischer alpiner Erzählungen, 1. Bd.) Bergverlag Rudolf Rother, München.

Hallström, Per. Novellen. I. Das ewig Männliche. II. Das Wrack. Übersetzungen. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Hamann, Richard. Olympische Kunst. Auswahl nach Aufnahmen des kunstgeschichtlichen Seminars mit einer Einleitung. Verlag des kunstgeschichtlichen Seminars, Marburg, Lahn.

Hartwich, Maximil. Kehr ein bei dir! Die Stimme einer Erscheinung. Wiener Literarische Anstalt, A.-G., Wien.

Hasenkamp, Gottfried. Winter-Sonnenwende. Ein geistliches Spiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.

Henkeling, Robert. Werden und Wesen der Astrologie. Mit 34 Abb. Franckh'sche Verlagshdlg., Stuttgart.

!! Sommersprossen !!

Ein einfaches wunderbares Mittel teile gern kostenlos mit. Frau **M. Poloni, Hannover A. 85,** Edenstr. 30 A.

Selbstrasierer!

† **Wie Gift** †

schneiden Ihre Rasiermesser und Klingen, wenn Sie zum Abziehen den echten

Acodra Diamant

verwenden. Kein Schleifen mehr notwendig. Hunderte Dankschreiben liegen vor.

Preis nur 1 R.-M.,
Nachn. 1.30 f. eine Garnitur, ausreich. 4 Jahre. In 4 Jahren 3½ Mill. Stück verkauft.

Garantie:
Geld sofort zurück, wenn kein Erfolg. **Bethge Compagnie, Dresden-A. 29,** Zwickauerstrasse 71. Postscheck-Konto Dresden 7128.

Urteile über **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

Entfettungs-Tabletten

... Die von mir angewandte Entfettungskur hat mir gut gefallen und hatte mir, ohne meine Lebensgewohnheit zu ändern, ca. 10 cm Hüftmass-Abnahme gebracht.
M. P., Penig i. Sa.

... Von der ganzen Kur habe ich insgesamt 33½ Pfd. abgenommen, und fühle ich mich wie neugeboren. Ich bin selbst über den Erfolg sehr froh, dass ich nicht umhin kann, Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, verbindlichst zu danken.
E. K., Küstrin.

Näh. kostenfreie Ausk. durch: **Elefanten-Apotheke, Berlin SW.,** Leipziger Strasse 74 (Dönhoffplatz).
Depot Wien: Apoth. zum röm. Kaiser, Wollzeile 18.
„ **Prag:** Einhorn-Apotheke, Altstädt. Ring 21.

Digitized by Google

Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK

ALLEINIGE FABRIKANTIN: **AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.**

BLEYLE'S

Knabenanzüge
Sweater für Knaben u. Mädchen

Garantiert reinwollen

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart W 4

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Hauptmann, Gerhart. Die Insel der großen Mutter oder Das Wunder von Ile des dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus. S. Fischer, Berlin.

Herbert, M. Das fremde Leben. (Der Bienenkorb, Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler.) Herder & Co., Freiburg i. Br.

Bertel, Betty. Im Paradies-Stüblein. Eine Geschichte für besinnliche junge und alte Leute. Fr. A. Perthes, A. G., Gotha.

Hiltbrunner, Herm. Nordland und Nordlicht. Träume und Erfüllungen aus meinen Wanderjahren. Rhein-Verlag, Basel.

Hofmann, Emil. Kasperls Freud und Leid. Eine Geschichte für kleines Volk, Bilder von Ernst Kutzer. A. Pichlers Witwe u. Sohn, Wien. — Hierin liegt gesunder Humor! Auch „Die Alten" werden gern mitlachen!

Hofstätter, R. Die rauchende Frau. Eine klinische, psychologische und soziale Studie. Hölder-Pichler-Tempsky, A.-G., Wien. — Diese Absage an das Nikotin sollte man besonders unsern jungen Mädchen in die Hand geben. Sie würden daraus ersehen, wie sie sich schaden.

Holbein, Hans d. J. Zeichnungen. (Mit 81 Tafeln.) Ausgewählt und eingeleitet von Curt Glaser. Benno Schwabe & Co., Basel.

Homburger, Otto. Museumskunde. (Jedermanns Bücherei, Abt.: Bildende Kunst. Herausgegeben von Wilhelm Waetzoldt.) Ferdinand Hirt, Breslau.

Hoerth, Otto. Miniaturen vom Bodensee. Mit 16 Tafeln und 1 Karte. Strecker & Schröder, Stuttgart.

Huch, Ricarda. Der neue Heilige. Novellen. Mit einem Nachwort von Werner von der Schulenburg. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Studenten-R!
Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Studenten-B!
Utensilienfabr.
Älteste und größte Fabr. d. Branche.
Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.
Man verlange groß. Katalog gratis.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb,
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katal. grátis.
Rich. Mauue, Dresden-Löbtau 91.

Besucht die Deutsche Verkehrs-Ausstellung München 1925
Juni–Oktober

Lebona Berlin
Schmeckst du, nimm „Verodor"
Unsern Segen bringst du vor.
FLASCHE MK. 3.- ★ ÜBERALL ERHÄLTLICH.
ALLEINIGE HERSTELLER: LEHMANN & BOHNE, BERLIN SW 68

Digitized by Google

MEISTERGEIGEN

Koch

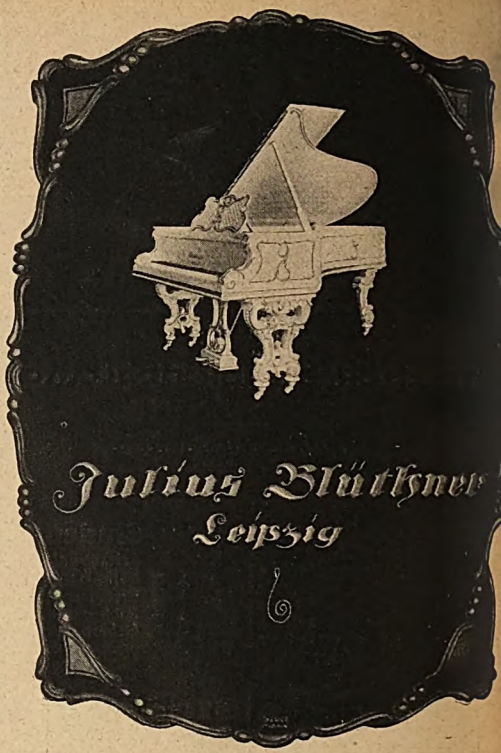
Dieser Schriftzug verbürgt

Höchste Qualität
Klassischen Klang

*

Originalkopien
Veredelung alter Instrumente

Prospekte über die Instrumente von **Prof. F. J. Koch**
durch Koch & Sterzel A.-G., Dresden-A. 24



Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Ilg, Paul. Ein glückliches Paar. Eine Sommergeschichte. Rhein-Verlag, Basel.

Inführ, Heinrich. Die neue Kolonie. Roman. Granula-Verlag Jena.

Jacob, Heinrich Eduard. Untergang von dreizehn Musiklehrern. Erzählung. (Der Falke, 16. Bd.) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Jauker, Otto. Deutsche Geschichte. Von altgermanischer Zeit bis zur Gegenwart. 2. Heft. Heimatverlag Leopold Stocker, Graz.

Jessen, Arnd. Der Reichsgoldetat 1924 und die deutsche Finanzwirtschaft. Zentralverlag, Berlin W 35.

Junge Mannschaft. Eine Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Dr Martin Rockenbach. Eugen Kuner, Leipzig.

Kabinettstücke des Humors. Herausgegeben von G. A. E. Bogeng. 1. Band: Jean Paul — A. v. Arnim — E. T. A. Hoffmann — W. Hauff. Mit 8 Originallithographien von Hans Alexander Müller. 2. Band: Theodor Storm — Hermann Kurz — Joh. Herm. Detmold — Friedrich Hebbel. Mit 8 Originallithographien von Hans Alexander Müller. Paul List, Leipzig.

Kastan, J. Lustiges Panoptikum. Drollige Geschichten aus verklungener Zeit. Hoffmann & Campe, Hamburg.

Dr. Ernst Sandow's
künstliche Brunnensalze

nach Analyse der Quellen

Emser
bei Erkältung altbewährt

Karlsbader
Sprudel und Mühlbrunnen

Friedrichshaller
Fachinger
Ofener
Kissinger
Mergentheimer

DR. ERNST SANDOW
Schutz-Marke
HAMBURG

Marienbader
Homburger
Vichy
Wildunger
Salzschlirfer

und andere in Aluminium-, Glas- oder Pappdosen

Man weise Nachahmungen zurück,
die oft minderwertig und teurer sind

Fruchtsalz, medizin. Brausesalze, **Kohlensäurebäder,** Stahl-, Schwefel-, Sauerstoff-, Fichtennadel-Bäder. Augenbäder nach Dr. Hesse.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Digitized by Google

GLOBUS-Pütz-Extrakt
Der Glanz hält am längsten

Globin die Edel-Schuhkrem

Globeline der bewährte Ofenglanz

Globella das beste Bohnerwachs

Alleinige Fabrikanten:
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Wer sich nicht ganz wohl fühlt
leidet mehr od. weniger a. Darmschwäche u. Verstopfung. Die Heilwissenschaft lehrt, daß daraus fast jede Krankheit entstehen kann, mit der Verstopfung aber auch von selbst wieder vergeht. Üb. Ursach. u. Folg. n u. üb. rein natürl., mühel. u. dauernde Heilg. sendet Prosp. m. amtl. Heilberichten u. viel. glänzend. Urteilen d. Presse der Heilverlag in Eisenach 18 e 1.

MÜLLER-SCHIEDMAYER
PIANOFORTE-FABRIK
WÜRZBURG

Bei Verstopfung
Blähungen und Fettsucht
verlange man **Gratisprobe** von Schmelzer's allein echten **Bad Mergentheimer Pillen** durch
Merz'sche **Apotheke, Bad Mergentheim.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Katalog. Goldmünzen und Medaillen aus dem Besitze Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg. Antiquariat A. Riechmann & Co., Halle a. Saale.

— Sächsischer Münzen und Medaillen. Ebenda.

Keller, Paul. Die drei Ringe. Bergstadtverlag, Breslau.

Kinau, Jakob. Die See ruft. Roman. M. Glogau jr., Hamburg.

Kjellén, Rudolf. Der Staat als Lebensform. Übersetzung. Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald.

v. Kleist, Heinrich. Das Erdbeben in Chile und andere Novellen. Stein-Verlag, Wien.

Kloeffel, Osk. Die Schlacht bei Bergtheim. Historisches Schauspiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.

Knittel, John. Die Reisen des Aaron West. Roman. Rhein-Verlag, Basel.

v. Kohlenegg, Viktor. Herrn Imelmanns Krähe. Eine Geschichte von jungen Leuten und älteren Herren. J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachflg., Stuttgart. — Hunderte von Zuschriften, die seit der Erstveröffentlichung dieses köstlichen Romans in unseren Heften an die Schriftleitung gelangten, mit der Anfrage nach der Buchausgabe, finden hier ihre präziseste Beantwortung: der warmherzige Spötter Imelmann erscheint bei Cotta!

Köhler, Werner. Rothenburg und das Taubertal. Mit 190 neuen Bildern. Franz Schneider, Berlin.

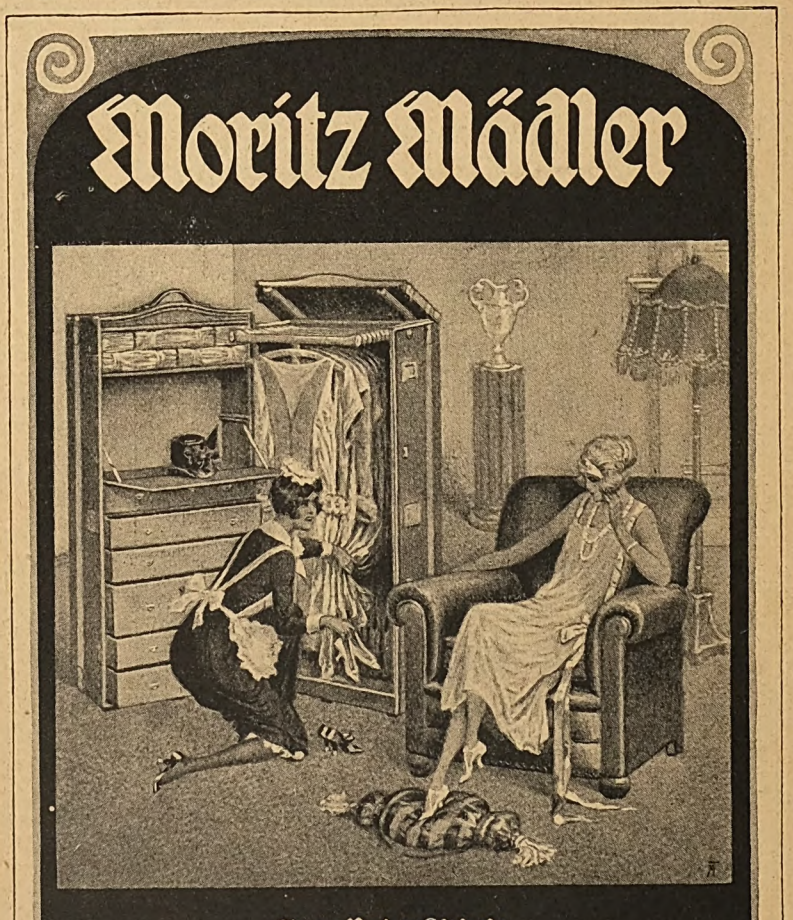
Koenig, Alma Johanna. Die Geschichte von Half dem Weibe. Rikola-Verlag, Wien.

von Kügelgen, Wilhelm. Der Dantwart. Ein Märchen. K. F. Koehler, Leipzig.

Kurz, Hermann. Die Guten von Gutenberg. Roman. Rhein-Verlag, Basel.

rate allen Frauen zu
SAGROTAN
Erhältlich in Apotheken u. Drogerien

Digitized by Google



Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Lang, Ludwig. Was ist Barock? Montana-Verlag, Zürich-Rüschlikon u. Stuttgart.

Larsen, Karl. Der Adlerflug über den Rhein und den Äquator. Übersetzung. Reimar Hobbing, Berlin.

Laßwitz, Kurd. Die Welt und der Mathematikus. Ausgewählte Dichtungen. B. Elischer Nachflg., Leipzig.

Lenau, Nikolaus. Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Bischoff. Mit 4 Bildern. Strecker & Schröder, Stuttgart.

Lint, Hermann. Die Gewalt über Sophus Salander. Roman. Dr. Eysler & Co., Berlin.

Luckner-Jahrbuch 1925. Ein vaterländisches Jahrbuch. K. F. Koehler, Leipzig.

Malade, Theo. Semmelweis. Der Retter der Mütter. Der Roma eines ärztlichen Lebens. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Marcus, P. Kunstschmiedearbeiten. Ein Lebensbild. Otto Elsner, Berlin.

Martens, Kurt. Schonungslose Lebenschronik. 2. Teil 1901—1923. Nitola-Verlag, Wien.

Marti, Hugo. Balder. Rhein-Verlag, Basel.

—— Das Haus am Haff. Roman. Ebenda.

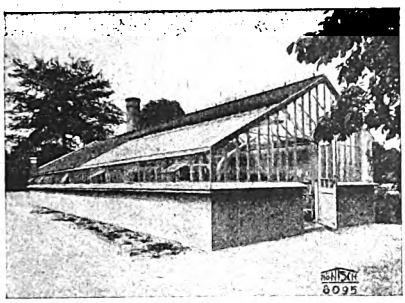
Mathar, Ludwig. Der arme Philibert. (Der Bienenkorb, Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler.) Herder & Co., Freiburg i. Br.

Mayer, Theodor Heinrich. Der Führer. Novelle. Sammlung zeitgenössischer alpiner Erzählungen, 2 Bd.) Bergverlag Rudolf Rother, München.

Mayr, Julius. Auf stillen Pfaden. Wanderbilder aus Heimat und Fremde. Bergverlag Rudolf Rother, München.

Michaelis, Karin. Die sieben Schwestern. Roman. Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Digitized by Google



KEINE VILLA

ist imstande, vollen Genuß und Behaglichkeit zu bieten, wenn in dem Garten ein

HÖNTSCH-
GEWÄCHSHAUS

fehlt, welches zu allen Jahreszeiten die Blumen zu einem behaglichen Heim und das notwendige Gemüse für die Küche in bester Beschaffenheit liefert.

HÖNTSCH & CO.,
DRESDEN-
NIEDERSEDLITZ A 2

Eine Schwitzkur

ermöglicht unser

elektrisches Hauslichtbad

überall dort,
wo elektrischer Anschluß vorhanden ist

Preis Mk. 60.— Preis Mk. 60.—

URTEILE:

Das Hauslichtbad leistet mir vorzügliche Dienste. Das Schwitzen mit diesem Apparat ist sehr viel angenehmer als solches, hervorgerufen durch heißen Tee, Wasserflaschen usw. A. W., Zürich.

... Durch die praktische Konstruktion ist es möglich, Teil- und Vollichtbäder damit zu geben. Seine Handlichkeit, sein geringes Gewicht machen das Lichtbad für den Hausgebrauch sehr geeignet. Dr. S., Magdeburg.

Verlangen Sie unsere Druckschrift V 52 La!

SIEMENS & HALSKE AG
Wernerwerk, Berlin-Siemensstadt

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Münchner Jahrbuch der Bildenden Kunst. Herausgegeben von den Direktoren der Staatlichen Kunstsammlungen. Neue Folge, Bd. I 1924, Heft 1. Offizielles Organ der Münchener Kunstwissenschaftlichen Gesellschaft. Georg D. W. Callwey, München.

Nawrath, Alfred. Im Reich der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer. Mit 86 Abb. nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig. — Wenig bekannte Gebiete erfahren hier in bunter Schilderung eine Entdeckung durch den Europäer. Der folgt den Berichten in teilnahmsvoller Spannung.

Nelius, Fred. Durchlaucht — Frau Güldenwerth. Roman. Dr. Eysler & Co., Berlin.

Netzle, Christoph. Fräulein Mozart. Roman. H. Haessel, Leipzig.

Neumeyer, Wilhelm. Am Jägersteig. Waldgeschichten. Paul Parey, Berlin.

Niederer, Gertrud. Susanna Rotach. Roman. Rhein-Verlag, Basel.

Nothdurft, O. Rundfunk fürs Haus. Eine Einführung in das Verständnis der Wellentelephonie, zum Teil an der Hand einfacher Versuche. Mit 79 Textabb. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Nußbaumer, H. Verwandlung der Bilderform, II. Teil. Mit 45 Bildtafeln. Xenien-Verlag, Leipzig.

Bitte probieren Sie die berühmten

Dörffler O.D.B. Würstchen,

sie haben ein herrliches Aroma!
In Dosen von 2½, 5 u. 10 Paar überall zu haben.
OSCAR DÖRFFLER, AKTIENGESELLSCHAFT, BÜNDE IN WESTF.

Nervosität

Über Ursachen u. über rein natürl., mühel. u. dauernde Heilung sendet Gratisprosp. m. amtl. Heilberichten u. viel. glänz. Urteilen d. Presse der Heilverlag in Eisenach 18r 1.

Graphologe. Charakterbeurteilungen, Analysen M. 3.–, ausführlichst M. 5.–
Dr. med. Karl Stephan,
Graphologe,
Gotha, Lindenau-Allee 8.

Gr. Auswahl Haus-, Schul-, Kirchen-

Harmoniums

auch in Kofferform, leicht transportabel, schon von 110 Gm an! Teilzahlung

Pianos * Flügel

HUG & CO.

Leipzig, Markgrafenstr.

Drucksachen u. Preisangeb. kostenl.

KAFFEE HAG

ist jederzeit, auch spät abends bekömmlich

KAFFEE HAG

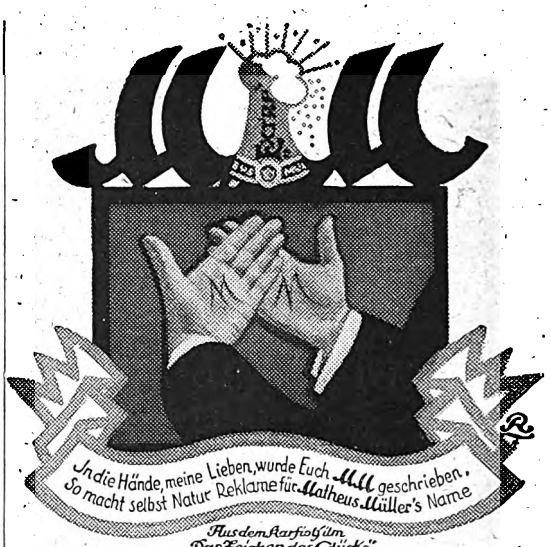
Digitized by Google

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

Soxhletzucker

die seit Jahrzehnten bewährte Säuglings-, Kinder- und Krankennahrung

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien


In die Hände, meine Lieben, wurde Euch M.M. geschrieben,
So macht selbst Natur Reklame für Matheus Müller's Name
Aus dem Kartenspiel
„Das Zeichen des Glücks"

Echte Billige **BRIEFMARKEN** jedes Sortiment **M. 5.—**

200 Afrika	500 Rev. u. Umsturz	200 engl. Kolonien
100 Griechenland	100 Bulgarien	100 Dänemark
100 Südamerika	50 Flugpost	40 Montenegro

Diese 9 untereinander verschiedenen Sortimente auf einmal bezogen kosten M. 40.—. Mehr als **1000** gleich günst. Angebote finden Sie in meiner **70** Seiten starken, reich illustr. **Preisliste**, auch üb. Alben, Versand kostenl.

MAX HERBST * Markenhaus * **HAMBURG P.**

Sechs prima ärztliche 6- und 8ender schädelechte, wandfertig montierte

Hirschgeweihe

ff. Zimmerdekoration zu 20 ℳ franko Nachnahme. Rothirschgeweihe, Rehgeweihe usw., ferner aus Geweihen hergestellte Kronleuchter, Schreibzeuge, Hirschhornknöpfe usw. Preisliste V gratis und franko.

Gg. FRITZMANN, LICHTENFELS S 17 (Bayern).

In 1 Stunde

lernt jeder, auch wer noch nie **Klavier** gespielt hat, **auswendig** (frei von Noten) jede Melodie in der ersten Tonart begleiten.

2. Notenspieler behalten jedes Notenstück auswendig. Prospekt gratis. **Dr. Barlen, Mülheim-Ruhr B 50** (Nr. 2 auch für jeden Klavierlehrer **sehr** lohnend.)

Instrumente

Spezialität:
Sprech-Apparate
Mund- u. Zieh-
Harmonikas, Lauten, Guitarren, Mandolinen usw.
Versand direkt an Private
Kataloge gratis
C. Hugo Meinel
Musikwaren-Versandhaus
Klingenthal i. S. 50.

Sammler und Graphik-Freunde

werden zum Jahresbeitrag von G.-M. 20.— (für Deutschland) Mitglieder der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst und erhalten dafür die Vierteljahrshefte

„DIE GRAPHISCHEN KÜNSTE"

welche im 48. Jahrgang erscheinend, reich illustriert im Text und durch wertvolle Original-Graphik als Tafeln, mit dem Schlussheft noch eine Jahresgabe mit graphischen Original-Arbeiten bieten.

Auskünfte und Prospekte durch jede Sortimentsbuchhandlung oder von der Geschäftsstelle der Gesellschaft, **Wien VI,** Luftbadgasse 17.

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Papini, Giovanni. **Lebensgeschichte Christi.** Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Paquet, Alfons. **Marcolph oder König Salomo und der Bauer.** Ein heiteres Spiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.

Pastor, Willy. **Rembrandt der Gense.** Mit 49 Abb. H. Haessel, Leipzig.

Paetels Taschenausgaben: von Ebner-Eschenbach, Marie. Der Kreisphysikus. — Stifter, Adalbert. Der Condor. — Das Heidedorf. — Storm, Theodor. Aquis submersus. Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin.

Paul, Jean. **Seine Werke.** Auswahl in zwei Bänden. Herausgegeben von Manfred Schneider. Walter Hädecke, Stuttgart. — Eine liebevoll zusammengestellte Auswahl, die wohl imstande ist, dem alten Bayreuther auch junge Leser aus unserer Zeit zuzuführen.

Piperbote, Der, für Kunst und Literatur. 1. u. 2. Heft. R. Piper & Co., München.

Platzer, Mart. **Der fremde Vogel.** Novelle. Mit 3 Original-Lithographien von Alice Schimz. Fr. Kistner & C. F. W. Siegel, Leipzig.

Ponten, Josef. **Der Urwald.** Erzählung. (Der Falke 17. Band.) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Rabe, Johs. E. **Kasper Putschenelle.** Historisches über die Handpuppen und Hamburgische Kasperspiele. Mit handkolor. Titelbild und 18 Bildern. Quickborn-Verlag, Hamburg 25.

Digitized by Google

Wecker

die gute schwäbische Marke für:

gesunden **Weinessig**
Gurken, Senf
Sauerkraut
nach Hausfrauenart
Tafel-Öl, Cocosfett

Wilh. Wecker Weinessig-Konserven- u. Senf-Fabrik
Heilbronn a.N. gegr. 1819

Schlaflosigkeit

über Ursachen u. über rein natürl., mühel. u. dauernde Heilung sendet Gratisprosp. m. amtl. Heilberichten u. viel. glänz. Urteilen d. Presse der **Heilverlag** in **Eisenach** 18 f 1.

KAISER BORAX

Macht zarten, reinen Teint.

Heinrich Mack Nachf., Ulm a/D.

Schreibste mir, schreibste ihr
Schreibste auf „M:K:Papier."

Der Onkel und die Tante sind liebe Anverwandte,
Unzugnügt ist beide Prosessor sehr. Stell auf den Tisch die
Messinger'n Lampe

STEIFF
KNOPF IM OHR

Unerreicht schön, dauerhaft, preiswürdig. Das gute Spielzeug!
Zu haben in Spielwarenhandlungen. Reichillustr. Prospekt V kostenfrei.
MARGARETE STEIFF G. m. b. H., Spielwarenfabrik, **GIENGEN a. Brenz 17 (Württ.)**

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Ramuz, C. F. Das Regiment des Bösen. Roman. Rhein-Verlag, Basel. — — Die Sühne im Feuer. Gedichte u. Novellen. Ebda.

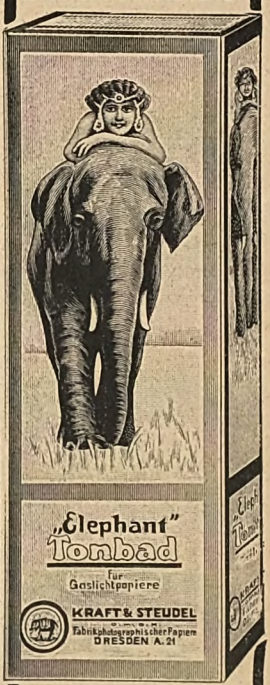
Rebiczek, Franz. Der Wald des Blutes. Roman. Carl Konegen, Wien.

Reitmeyer, Josef. Wuliwanzle und Jaköble und andere lustige Geschichten. Bilder von Ernst Kutzer. A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien. — Gesunde, herzerquickende Kost!

Reitz, Leopold. Geschichten um den Kindelsbrunnen. Pfälzische Erzählungen und Gedichte. Pfälzische Verlagsanstalt Carl Liesenberg, Neustadt a. H.

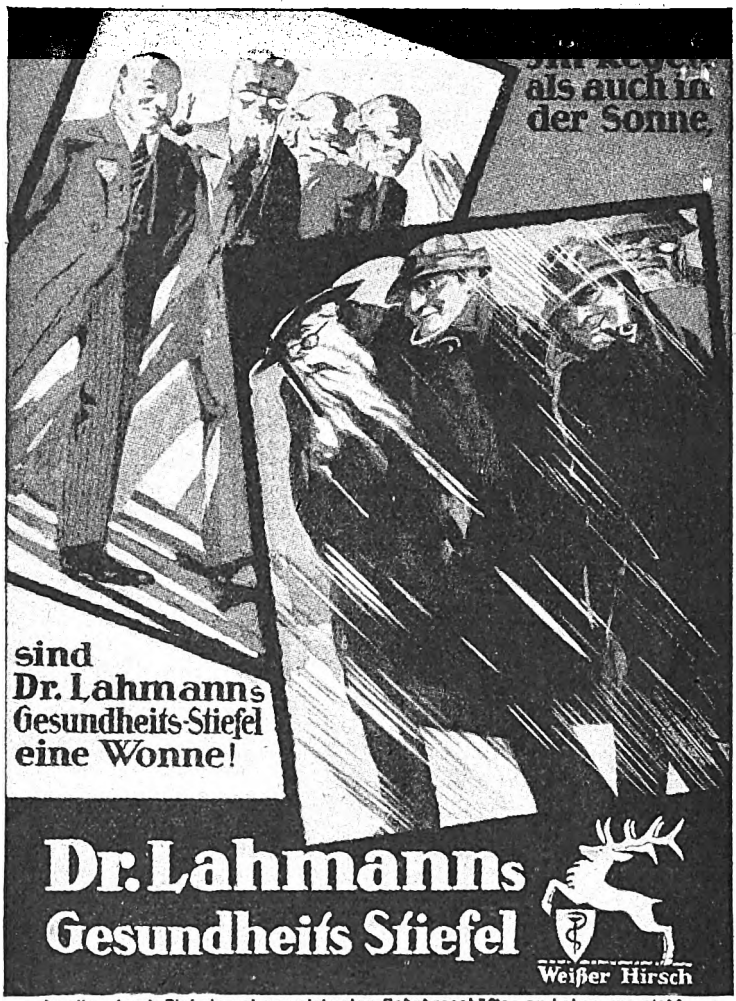
Richter, Ludwig. Tagebücher und Jahreshefte 1821—1883. Ausgewählt von Robert Walter. Mit vielen Abb. nach Radierungen, Zeichnungen und Gemälden Ludwig Richters. Hanseatische Verlagsanst., Hamburg.

Neuheit für Amateure



Grosser Fortschritt
in der
Sepia-Tonung
von
Gaslichtpapieren
★
Zu beziehen durch
Photohandlungen

Digitized by Google



In alle durch Plakate gekennzeichneten Schuhgeschäften zu haben, wo nicht, weisen Bezugsquellen nach **Eduard Lingel,** Schuhfabrik A.-G., **Erfurt.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Rinteln, Franz Martin. Legenden. Verlag Der Hom, Fürstenwalde, Spree.

Rosanow, Wassilij. Dostojewski und seine Legende vom Großinquisitor. Zur Analyse der Dostojewskischen Weltanschauung. Razum-Verlag, Berlin W 30.

Rübezahl ausgewählte Sagen und Schwänke, erzählt von Siegfried Beck (Hirschberg), mit Bildschmuck von Robert Engels-München. J. Scholz, Mainz.

Rydberg, Victor. Der Korsar. Roman. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Übersetzung. Franz Schneider, Berlin-Leipzig.

Saedler, Heinrich. Jakob Kneip. Auswahl und Einführung. Führer-Verlag, München-Gladbach.

— — Richard Seewald. Mit 36 Abb. Ebenda.

Savonarola der Zweite. Die böseste Geschichte der Neuzeit. Stein-Verlag, Lübeck.

Schaukal, Richard. Ausgewählte Gedichte. Mit zwei Bildnissen. Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien.

Scherls Jungdeutschland-Buch. Herausgegeben von Dr. Karl Soll. 11. Band. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

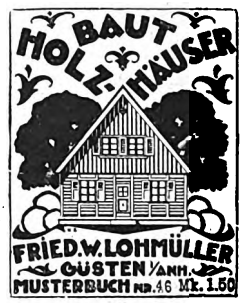
— Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. 10. Band. Ebenda.

Scheuer, O. F. Theodor Körner als Student. (Aus dem Studentenleben berühmter Männer.) Albert Ahn, Bonn a. Rh.

Schicksalswende. Preußen 1812/1813. Nach Aufzeichnungen von Augenzeugen von Friedrich Adami. Falken-Verlag, Berlin.

Schleich, Carl Ludwig. Dichtungen. Ernst Rowohlt, Berlin.

„Diana" Wideburg & Co.
Eisenberg, Thüringen (39)
Züchterei und Handlung edler Rassehunde
Luxus-, Schoss-, Wach-, Schutz-, Polizei- u. Jagdhunde
Garantie für Rassereinheit und gesunde Ankunft. — Illustr. Katalog M. 1.—.



Briefmarkensammeln
der Sport der Gebildeten.
Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen
Paul Kohl, A.-G. Chemnitz

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Heiraten Sie nicht!

Knüpfen Sie keine Verbindungen an, ohne unauffällige, zuverlässige Ermittlungen über Herkunft (Stand der Eltern), Religion, Vorleben, Ruf, Charakter, Lebenswandel, Gesundheit, Tätigkeit, Einkünfte, Vermögen usw. durch das seit zwanzig Jahren hierfür bestehende
Spezial-Institut: **„Welt-Detektiv"**
Auskunftei Preiss, Abt. 27A, Berlin W 62,
Kleiststrasse 36, I, Tel. Kurfürst 4543, einzufordern.
Gründung 1905. Tausende freiwill. Anerkennungen.

KARL FOERSTER
Bornim bei Potsdam-Sanssouci
Kultur und Versand winterhart ausdauernder Blütenstauden und Rankgewächse.
Auf Wunsch werden Anschriften von Gartenkünstlern mitgeteilt, die seit Jahren in enger Fühlung mit mir stehen und eingehende Beratungen, Künstler-Entwürfe und Werk-Ausführungen übernehmen.
*
Mein bilderreiches Auswahlheft enthält eine Fülle von Hinweisen, Gliederungen und Tabellen und wird auf Wunsch zugesandt.

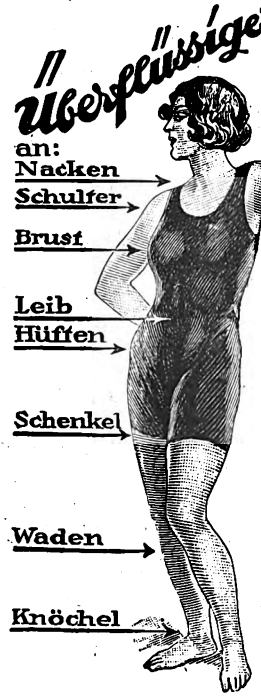
Digitized by Google

Haarausfall?
Dann wählen Sie schliesslich doch nur
O-PA-SOL
das echte, alte Brennessel Haarwasser
O PA SOL
DR. FRIEDRICH TETZNER G.M.B.H. HAMBURG-OTTENSEN
In Flaschen zu Mk. 1.75 und Mk. 3.—
Ltr. Flasche Mk. 7.50

das vornehme gesunde Eigenheim

das
„HOLZHAUS"
G.M.B.H. MÜNCHEN
BARERSTR. 12
Prospekt gratis • Katalog mit Bildern und Plänen Mk. 1.50
Filial-Direktion Berlin W 62, Kleiststrasse 14

„Überflüssiges Fett"



Eine neue, einfache, unschädliche Kur, entfernt überflüssiges Fett
an jeder gewünschten Stelle.

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!

Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **„Sascha-Reduzierers"**. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **„Sascha-Reduzierer"** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Ausserdem wird durch oft zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **„Sascha-Reduzierer"** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des **„Sascha-Reduzierers"** Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden.

Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!!**

Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der **„Sascha-Reduzierer"** kostet **Mk. 6.—** (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der **Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 35 Abtl. 39.**

Hämorrhoiden

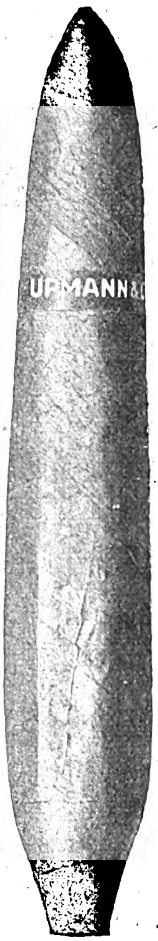
Über Ursachen u. über rein natürl., mühel. u. dauernde Heilung sendet Gratisprosp. m. annl. Heilberichten u. viel glänz. Urteilen d. Presse der **Heilverlag in Eisenach** 18 m 1.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Scholz' Künstler-Bilderbücher. ABC-Bilderbuch mit Bildern und Versen von Hans Thoma. 36 farbige Bilder auf 16 Bildseiten. — Der Herr und der Jockel. Eine alte Geschichte in Versen mit vielen bunten Bildern von Arpad Schmidhammer. — Die blauen Augen. Märchen von Eva Thaer mit Bildern von Richard Scholz. — Die Geschichte von den 10 kleinen Negerbuben in heiteren Reimen und vielen bunten Bildern. — Don Quichote. Mit 8 großen farbigen Vollbildern und zahlreichen Textzeichnungen von Adolf Uzarski. — Haustiere. Bilder von C. O. Petersen. — Komische Kerlchen. Ein buntes Bilderbuch von Lia Woering. Mit Gedichten von Frida Schanz. — Scholz' künstlerische Volks-Bilderbücher: Eulenspiegel. Bilder von Franz Wacik. — Tiergeschichten. Ausgewählte Fabeln von Lessing, Gellert und Lafontaine mit Bildern von Franz E. Stahl. Jos. Scholz, Mainz. — Diese beiden Sammlungen bieten mustergültige Gaben für die deutsche Kinderstube. Ergötzlich und herzgewinnend und geschmackvoll sind diese Bücher!

Digitized by Google

Regalia de Salon



Natürliche Grösse 100 Stück M. 25.—

Upmann & Co.

G. m. b. H.

Bremen

Havanna- und feinste Qualitäts-Zigarren

Eingetragene UP CO Schutz-Marke

MACHEN SIE SOFORT EINEN VERSUCH!

Gegen Überweisung von M. 25.— auf unser Postscheckkonto Nr. 62032 Hamburg senden wir Ihnen spesenfrei zwei Originalkistchen à 50 Stück der nebenstehend abgebildeten hochfeinen Sumatra-Zigarre unter Beifügung unseres illustrierten Kataloges.

Direkter Versand nach allen Plätzen des In- und Auslandes.

MEINE

PFAFF

MEINE FREUDE

HERVORRAGENDSTES DEUTSCHES ERZEUGNIS

G·M·PFAFF·KAISERSLAUTERN
GEGR·1862

Nervenschwäche

Nerven- und Gemütskranke, Neurastheniker, die an Schlaflosigkeit, Denkunfähigkeit, Zerstreutheit, Arbeits- u. Lebensüberdruss, Angst- und Zwangszuständen, Mattigkeit, Kopfdruck, Nervenschmerzen usw. leiden, verlangen Gratisprospekt Nr. 5 und Auszug aus Anerkennungen über eine neue bahnbrechende Methode. Täglich begeisterte Anerkennungen des In- und Auslandes.

Lütegia, G. m. b. H., Cassel 27.

Ernst Hess Nachf.
Klingenthal Sa. Nr. 20. Gegr. 1872. Alle Musikinstrumente, Harmon., Sprechapparate! Fabrikation! Gr. Jub.-Kat. gratis. Fabrikpr. Reell. **Schallplatten p. St. 2,30 M.**

Berlin, Friedrichstr. 78
Ecke Französische Str.

EMIL MUSSGNUG

CHRISTOFLE-NIEDERLAGE

Braut-Ausstattungen

D. Lahmann-Unterkleidung

Prospekt und Katalog durch die alleinige Fabrik

H. HEINZELMANN, REUTLINGEN.

die gesündeste Leibwäsche für Erwachsene und Kinder. Prachtvolles, behagliches Tragen. Unveränderliche Durchlässigkeit und Weichheit. Kein Hautreiz, kein Einlaufen. Grösste Haltbarkeit. Mässiger Preis.

Digitized by Google

Kufeke

Seit Jahrzehnten bei allen Verdauungsstörungen bewährte Nahrung für Erwachsene und Kinder.

Lanula-Puder

ist allen **Sporttreibenden** aufs angelegentlichste zu empfehlen!

Als **Körperpuder** verwandt, schützt er die unter der Schweißbildung am meisten leidenden Körperteile und beugt Wundwerden vor!

Nach beendetem Sport gebraucht, erquickt — erfrischt er die Haut!

Als **Fuß-Streupuder** leistet er geradezu glänzende Dienste!

Lanula-Puder ist überall erhältlich in **Apotheken** und **Drogerien.**

Dr. Rudolph Bauer, Chem. Fabrik, **Plauen i. V.**

Nerven- und Herzkranke,

Magen-, Darm- u. Stoffwechselkranke finden sorgfält., spezialist. Behandlung bei erstklassiger Verpflegung u. mäßigen Preisen im

Sanatorium Woltersdorfer Schleuse, Erkner 5 bei Berlin.

Herrliche Lage. Ärztl. best. bekannt.

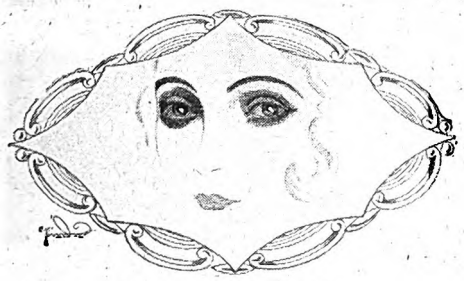
Dr. Curt Pariser. **Dr. R. Fritz Weiss.**

Mingol-

Tabletten schützen vor Husten, Heiserkeit, Erkältung

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien

H. von Gimborn A.-G. Emmerich a. Rhein.



Bestrickender Blick

Strahlenden Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch „Diamant". Garantiert unschädliches vegetabilisches Präparat. Die Augen werden lebhaft und frisch, matter, trüber Blick weicht erhöhter Ausdrucksfähigkeit. Gm. 3.25 franko

Brauen und Wimpern werden durch die Anwendung des asiat. Augenbrauensaftes dicht und schön geschwungen, lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Antlitz so anziehend macht, nicht färbend. Gm. 3.25 franko

Gesichtsemaille

die epochale Erfindung moderner Kosmetik, beseitigt sofort Fettglanz der Haut, verdeckt Altersspuren u. Hautunebenheiten, pflegt die Haut, koloriert sie wunderbar in jede Nuance; unentbehrlich als Tagescreme, verbindet sich innig mit der Haut, macht sie zart, weich u. straff. Vorzüglich gegen Sonnenbrand und Witterungseinflüsse. Wirksam zur Erzielung pfirsichmatter Haut und Lebensfrische. Keine Glasurbildung. Lieferbar in: weiss, rosa, rot, dunkelrot, chamois, creme, gelb, braun, lila. Keine Schminke! Gm. 5.20 franko

Rapide Enthaarung

Lästigen Haarwuchs im Gesicht, Damenbart beseitigt das seit ca. 20 Jahren mit glänzendem Erfolge angewandte Enthaarungspräparat „Rapidenth". Radikal mit der Wurzel, schmerzlos werden die Haare entfernt ohne dass eine Hautreizung eintritt. Eigenartige Behandlung bringt die Haarpapillen z. Absterben. Gm. 6.20 franko

Eine neue Gesichtshaut

Pickel, Mitesser, Sommersprossen und alle Hautunreinheiten werden durch die Anwendung der biologischen Schälkur ohne Mitwisser Ihrer Umgebung beseitigt. Die junge Haut erscheint in blendender Schönheit sammetweich und rein, straff u. elastisch, das Gesicht um Jahre verjüngend. Gm. 8.80 franko

Schröder-Schenke *BERLIN W 51, Potsdamer Strasse 26b*

Tasche 1888

Echter Steinhäger

C. W. Tasche A.-G., Steinhagen i. W.

Gegründet im Jahre 1888.

Digitized by Google

BAD SALZUFLEN
Lippe.
Teutoburger-Wald.
Für Frühjahrskuren geöffnet.
1924: 22382 Kurgäste.
Herz-, Nerven-, Frauen-, Luftwegekrankh., Rheuma.
Auskunft durch Badeverwaltung.
„Mineralpastillen in Apotheken u. Drogerien."

Schönheitspflege Laun
München, Dienerstr. 8/1
Schönheitsmittel
wunderwirkend
selbst in den hoffnungslosesten Fällen.
Fachmännische Beratung Verjüngende Gesichtspflege
Prospekte gratis-Versand nach auswärts

Feinst., heller garantiert reiner Blüten-Schleuder-
Honig
10 Pfd.-Büchse M. 12.50, halbe M. 7.—, Nachnahme 40 Pf. mehr, sendet franko
Vereinigte Lehrer
G. m. b. H.,
Imkereien und Honigversand,
Sitz Elbing, Ostpr. 9.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig
Glückliche Kinderzeit
Lichtbilder, Verse und Geschichten für kleine und große Kinder
von Lely Kempin
Mit 56 Textabbildungen, 9 z. T. farbigen Einschaltbildern und farbigem Umschlagbild, elegant kartoniert
Preis M. 4.—
Durch alle Buchhandlungen

Ingenieurschule
Technikum Altenburg Sa.-A.
m. b. H. (Staatskommissar)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau
Preisw. Verpfleg. im Studierendenkasino
Sem.-Beg.: April und Oktober
Programm auf Wunsch

Dölling & Co

MARKNEUKIRCHEN
SIEBENBRUNN 25
SEIT 22 JAHREN NUR
QUALITÄTSINSTRUMENTE!
KATALOG FREI

Wer Interesse für eine wirkungsvolle und nicht teure
Auslands-Reklame
hat, erfährt Näheres durch
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

O- u. X-Beine
heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat Dtsch. Reichspat. Nr. 335318. Ärztl. in Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. Arno Hildner, Chemnitz, Sa. E. 15. Wissensch. orthop. Werkst (Fachärztl. Leit.)

Dr. Richters
Frühstückskräutertee
macht schlanke, graz. Figur, fördert Stoffw. u. Verdauung. Unschädl. Gewichtsabnahme. Paket M. 2.–, Kur: 6 Pak. M. 10.–. Dr. med. Qu schr.: Konstatierte 6—9 kg Abnahme. Dr. med. C. A.: Meine Frau hat 50 Pfund abgenommen. Fr. B.: Fühle mich wie neugeboren. Nur echt mit Firma: Institut Hermes, München S. 58, Baaderstr. 8. Broschüre gratis.

Digitized by Google

A. W. FABER

"CASTELL"

DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
·DER GEGENWART·

Wulstrand-Korbsessel

in solider, sauberer Ausführung

von Ia Weide à 17.— M., von echtem Peddigrohr à 22.— M. liefert vollständig franko und ohne Verpackungsspesen nach jedem deutschen Ort gegen Vorauszahlung oder Nachnahme

Theodor Lühr. Halle a. S. 1.

Pallabona-Puder

reinigt und entfettet das Haar auf **trockenem** Wege, macht es locker u. leicht zu frisieren, verleiht feinen Duft. Zu haben in Friseurgeschäften, Drogerien und Apotheken.

Cirine flüssiges **Bohner-wachs**

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabrik. Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 8;
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg.

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

PERFA

IHR AUGE

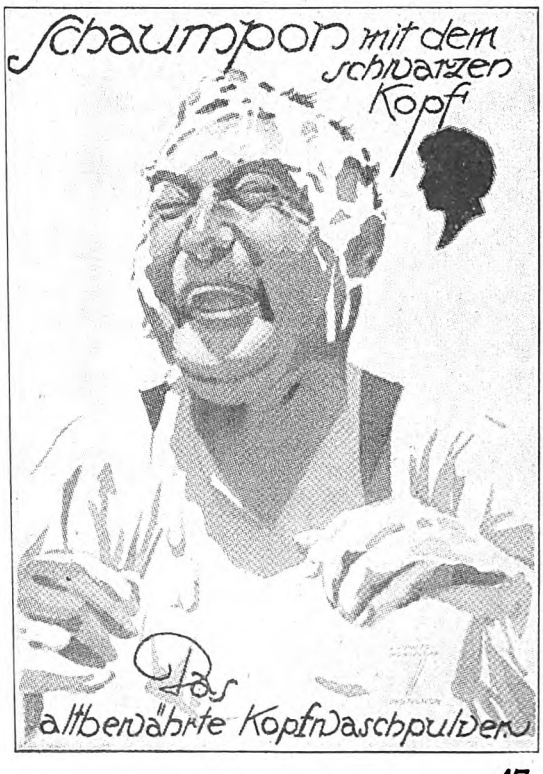
erreicht bei Fehlsichtigkeit wieder die Leistung der Normalsichtigen durch das in jeder Blickrichtung punktscharfe Abbildung vermittelnde

PERFA
Punktuell-Glas

Verlangen Sie bei Ihrem Optiker stets das **Perfa-Glas** aus den Optischen Werken

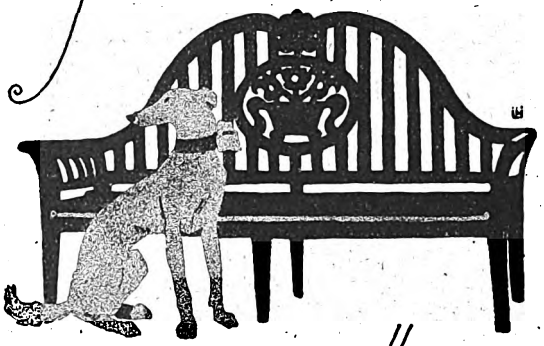
G. RODENSTOCK
MÜNCHEN X

Druckschrift „Perfa H" kostenlos



Digitized by Google

Rheinauer Gartenmöbel



nach Entwürfen erster deutscher Künstler

sind wieder in erstklassiger Qualität
und zu Friedenspreisen zu erhalten

Wir bitten Prospekt einzufordern

Beissbarth & Hoffmann Aktiengesellschaft
Mannheim-Rheinau

G. Rüdenberg jun.
Hannover

Phot. Apparate
und Ferngläser

Vorkriegsbetrieb wieder aufgenommen

Mignon

PRALINEN

SCHOKOLADE

KAKAO

MIGNON SCHOKOLADENWERKE-HALLE A.S.

Digitized by Google

Schiedmayer

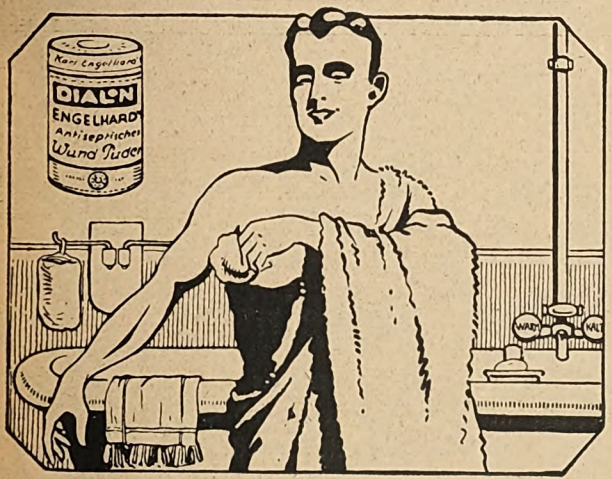
PIANOFORTEFABRIK

STUTTGART
NECKARSTR. 12 ECK

BERLIN W
POTSDAMERSTR. 27 B

Flügel · Pianinos · Harmonium · Kunstspielinstrumente

NACH DEM BADE



DIALON

Ein für die kultivierte Körperpflege unentbehrlicher Puder, beseitigt übermäßige Transpiration und deren lästige Begleiterscheinungen. Bei spröder Haut ist Dialon als Rasierpuder jedem anderen Puder vorzuziehen. Bei sportlicher Betätigung aller Art leistet Dialon unschätzbare Dienste. Vorzüglich bewährt zur Fußpflege, sowie bei Wundlaufen, Transpiration, etc. etc.

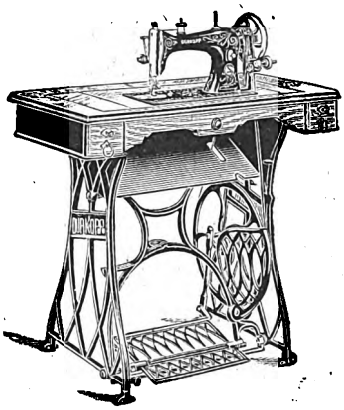
Man verlange die neue Sportpackung für Sport und Reise.

Fabrik pharmazeutischer Präparate
Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Tick-Tack

die deutsche Qualitäts-Schokolade

Digitized by Google



DÜRKOPP

Nähmaschinen

nähen und sticken,
stopfen und flicken

Dürkoppwerke A.-G. Bielefeld

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Für die Reise!

Mey's Kragen

mit feinem Wäschestoff

Leichtes Durchziehen des Selbstbind. bei den Sorten **Standard, Gloria X**

Für die warme Jahreszeit, da besonders niedrig:

International Amsterdam

1 Dutzend in Schachtel

M. 1.80—2.40 je nach Form

MEY & EDLICH

Leipzig-Plagwitz

Ferner erhältlich in allen durch Plakate kenntlich gemachten Verkaufsstellen

Der Personal-Anzeiger des Daheim

vermittelt rasch und sicher die Stellenbesetzung in Haus, Familie und Schule und zwar zum billigen Friedenszeilenpreis. Wer eine Stelle anzubieten hat oder sucht, hat nur nötig, ein kleines Inserat nach Leipzig zu senden und die neueste Daheim-Nummer (40 Pfg.) auf geeignete Angebote durchzusehen.

Daheim, Leipzig,
Hospitalstraße 27.

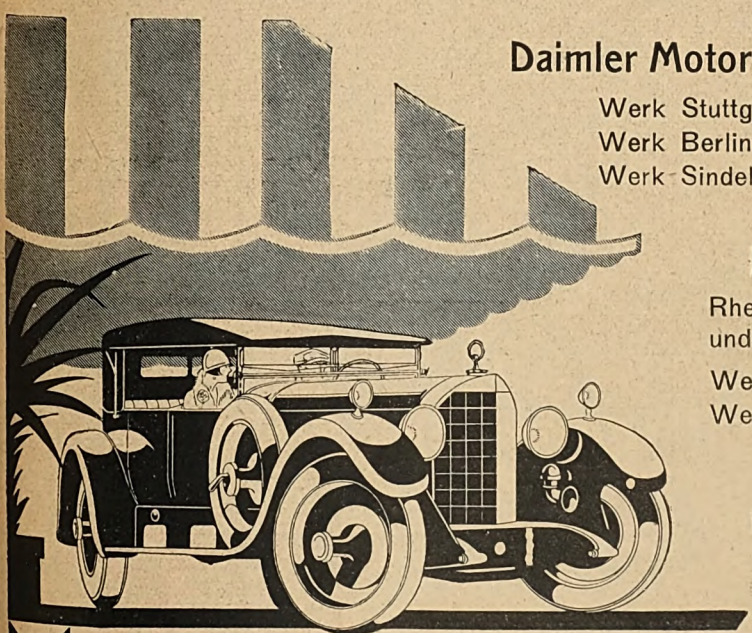
Digitized by Google

Gebr. Ernst, Quedlinburg

METALLWARENFABRIK
GEGRÜNDET: 1870

Tafelgerät
Edelgeformtes
WEGENER

Gebra-Tafelgeräte führen alle guten Fachgeschäfte



Daimler Motoren Gesellschaft

Werk Stuttgart-Untertürkheim
Werk Berlin-Marienfelde
Werk Sindelfingen

Benz & Cie.

Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A. G.

Werk Mannheim
Werk Gaggenau

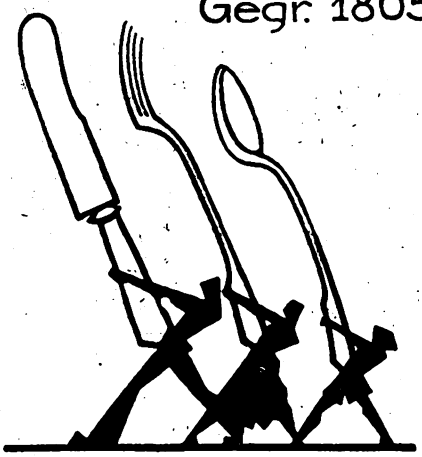
Vertretungen in allen grösseren Städten

MERCEDES-BENZ

Digitized by Google

SCHOELLER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN RHLD

Gegr. 1805



BRUCKMANN
BESTECKE
Echt Silber mit Marke Adler
Versilb. m. Marke Lokomotive
zu haben i. d. Fachgeschäften

P. BRUCKMANN SÖHNE A.-G., HEILBRONN A. NECKAR

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Himmelsgabe

für kleine Kinder
ist

Vasenol-

Wund-u. Kinder-Puder
Wund-u. Kinder-Paste

Digitized by Google

Digitized by Google

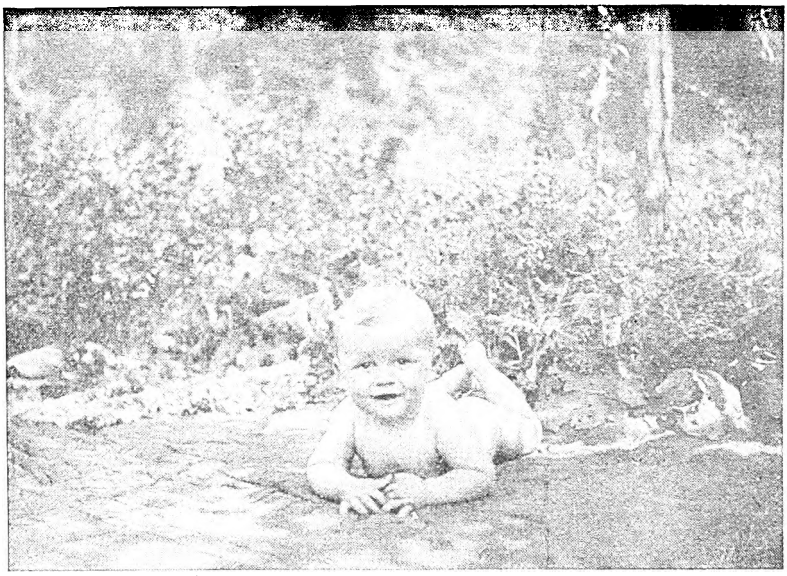
Digitized by Google

Steckenpferd-Seife

GRIMMER DRESDEN

Steckenpferd-Seife, die beste Lilienmilch-Seife mit ihrem erfrischenden Duft und prachtvollem weichen Schaume erzeugt durch die Eigenart ihrer Bestandteile eine **zarte weisse** Haut und **blendend** schönen Teint.

Digitized by Google



**Der jüngste und kräftigste Pracht-Rad-Jo-Rekordschwimmer der Welt!
In einer Stunde machte er den Weg von der einen zur anderen Welt!
Die Professoren und Geburtshelfer kommen aus dem Staunen nicht heraus!
Der Schwimmer selbst 6 Monate alt!**

Die unterzeichnete Hebamme kann Ihnen mit Freude berichten, dass alle ihre Wöchnerinnen, die Rad-Jo vorschriftsmässig eingenommen haben, schnelle, leichte Entbindungen hatten. Meine eigene Tochter war innerhalb einer Stunde vom Einsetzen der ersten Wehen bis zur erledigten Geburt von einem kräftigen Rad-Jo-Jungen entbunden. (Anbei eine Aufnahme.)

Hebamme Frau **Marie Koall,** Berlin SO. 33, Wrangelstrasse 55.

Stärkungsmittel

Rad-Jo

für werdende und stillende Mütter.

Tausende von Zeugnissen bestätigen die erfolgreiche und angenehme Wirkung unseres Stärkungsmittels **Rad-Jo,** wofür die Firma **volle Garantie** übernimmt. Daher sollte im Interesse der werdenden Mutter und des zu erwartenden Kindes **keine Geburt ohne Rad-Jo** stattfinden.

**Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg
Radjoposthof.**

Aufklärende Schriften und Zeugnisse kostenlos.

Digitized by Google

Es lacht das Herz jeder schönheitsliebenden Frau beim Anblick ihrer zarten, duftend frischen Wäsche. Auch die empfindlichsten Gewebe und Farben bewahren durch die schonende Pflege mit **LUX** ihre ursprüngliche Eleganz

Ratschläge für die Pflege eleganter Wäsche finden Sie in einem Büchlein, das die LUX-Abteilung J der Sunlicht Gesellschaft M. G. Mannheim-Rheinau auf Wunsch kostenlos zusendet

LUX
SEIFENFLOCKEN
der
SUNLICHT·GESELLSCHAFT·A·G·MANNHEIM·RHEINAU
Nur in Originalpackungen erhältlich · Man weise Nachahmungen zurück

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Die Nahrungssorge hat aus den Berliner Theatern die Literatur hinausgejagt. Bis in den Februar hinein mußte das deutsche Schrifttum in allen Musentempeln der Reichshauptstadt schweigen. Die verzweifelten Direktoren klammern sich an den letzten Rettungsanker: ein beliebter Star muß mit aller Gewalt das zahlungsunwillige Publikum ins Parkett ziehn. Gleichgültig, wie und von wem das Stück ist, gleichgültig, ob man über ein passendes Zusammenspiel verfügt, gleichgültig, ob es sich um eine Kunststätte handelt, um ein Bühnenkunstgewerbehaus, um einen Theaterrummelplatz. Wie beim Film ist die Diva der Punkt, um den der ganze Kurbelkasten gedreht wird. Die Hauptsache ist also die Bombenrolle für den Bühnenliebling. Alte Scharteken, wie das vor einem Vierteljahrhundert kassefüllende Boulevardstück „Zaza", werden ausgegraben. Und — es wird ein durchschlagender Erfolg für Käte Dorsch. Sie ist mit ihrem gesunden Lachen und ihrem weinenden Herzen ja viel zu gut für diesen verlogenen Kulissenreißer, aber es wird doch ein spannungsvoller Abend, wenn sie im Deutschen Künstlertheater dies temperamentvollnaive, seltsam legitim empfindende, illegitime Liebchen gibt, obgleich ihr alle Pikanterie fehlt. — Der „Zaza" ist die „Riquette" gefolgt. Ein kleiner Sprung nur noch vom Volkstheater zur Operette. Käte Dorsch wiederum Kassenmagnet, denn — sie singt jetzt Kuplets. Da sie eine starke Künstlerin ist, steckt sie das sonstige Soubrettenvölkchen, dessen Genie nur in den Beinen liegt, natürlich ohne weiteres in die Tasche. Und für Herrn Jedermann ist es ein besonderer Genuß, bei all den Textspäßen und Melodiebanalitäten, die diese blonde Tragikerin als Riquette an den Mann zu bringen hat, sich vorzustellen: eigentlich ist sie das klassische Gretchen der Kerkerszene! — Für den Stern des Trianontheaters war, scheint's, kein geeigneter Schmarren zur Hand. Er ließ sich flink nach altbewährten Rezepten herstellen. „Mary" heißt das Stück, das gus vier Szenen besteht, die sich nach des Verfassers Siegfried Geyer Angabe im Leben einer Dame der guten Gesellschaft abspielen sollen. Wir sehen freilich nur das sattsam bekannte Tauentzien-Girl, das sich in der ersten Szene mit Gymnasiasten abküßt, in der zweiten, inzwischen schulentwachsen, einem berühmten Schauspieler auf die Bude rückt, in der dritten als Braut eines trotteligen Barons mit einem ihrer bisherigen Liebhaber mit Kuß und Ohrfeige abrechnet und in der vierten als junge Frau ein Maleratelier besucht, um sich nackt malen zu lassen. Der Papa ist angeblich Bankier — und die Mama wechselt auch ihre Verhältnisse. Die Erika Gläßner spielt solche Dirnchen mit echter Kurfürstendamm-Schnoddrigkeit. Manches wirkt übertrieben, so wenn sie in der Schlußszene das männliche Parkett dadurch zu amüsieren sucht, daß sie in einemfort den Monna Vanna-Pelz hilflos-absichtlich zu verlieren fürchtet. Auch ihr übertriebenes Husten ist recht schlechtes Theater. Wenn der Regisseur da dämpfen möchte, wär's von Vorteil für die Wirkung. Aber er möchte gewiß — nur läßt sich's eine allmächtige Kassenstütze wohl

Zu Luftbild-Aufnahmen gehört ein zuverlässiges Objektiv, das auch die kleinsten Einzelheiten haarscharf auf die Platte zeichnet und so Bilder schafft, die auch stärkster nachträglicher Vergrösserungen fähig sind. Im In- und Auslande werden daher mit Vorliebe Zeiss Objektive dazu verwandt.
ZEISS
TESSAR
1:6,3 1:4,5 1:3,5 1:2,7
Das ideale Objektiv für alle Zwecke der Photographie
Zeiss DOPPEL-PROTAR 1:6,3 bis 1:7,7
Das Zeissische Satz-Objektiv
Zeiss TELE-TESSAR 1:6,3. Das neue Fern-Objektiv für Moment-Aufnahmen
Zeiss DISTARLINSEN
Vorsatzlinsen zum Tessar
GELBGLASFILTER · DUKARFILTER
Bezug durch die Kamerafabriken und Photohandlungen
Ausführlicher Katalog P 1 kostenfrei von CARL ZEISS, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien
CARL ZEISS
JENA

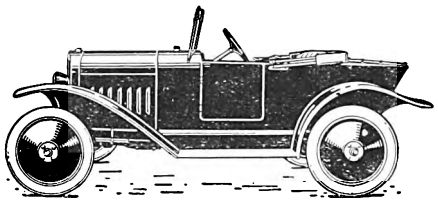
Digitized by Google

OPEL

GRÖSSTE PRODUKTION DEUTSCHLANDS

4 PS

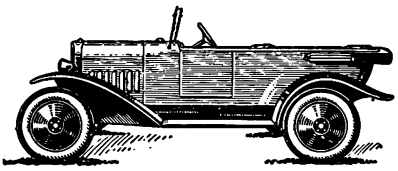
Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim a. M.



ZWEISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte Sitze, wasserdichtes Segeltuchverdeck, Gepäckkasten

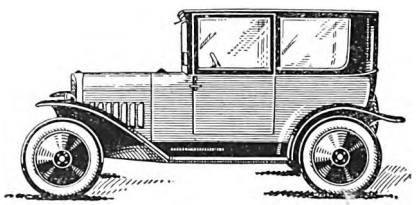
Fünffache Ballonbereifung G. M. 4000.—
Brennstoffverbrauch ca. 5 Liter für 100 Klm.



DREISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte Sitze, wasserdichtes Segeltuchverdeck, je ein Gepäckkasten zu beiden Seiten des hinteren Sitzes

Fünffache Ballonbereifung G. M. 4600.—
Brennstoffverbrauch ca. 5 Liter für 100 Klm.



LIMUSINE

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, Karosserie mit zwei nach vorn aufgehenden Türen, drei Plüsch-Cord-gepolsterte Sitze, Gepäckkasten im Innern, herablassbare Fenster

Fünffache Ballonbereifung G. M. 5600.—
Brennstoffverbrauch ca. 5 kg für 100 Klm.

Man verlange ausführliches Angebot und Beschreibungen
Vertreter an allen grösseren Plätzen

DER WAGEN FÜR JEDERMANN!

Digitized by Google

kaum gefallen. — Das verheiratete Dämchen im Kleinen Theater wird von einer größeren Könnerin, der Leopoldine Konstantin, gespielt. Das Stück heißt „Banco“ und ist von einem Herrn Savoir mit allen Mitteln verlogener Kulissentechnik fertig zum Gebrauch für Virtuosinnen zusammengestellt. Selbst eine starke Künstlerin wie die Konstantin ist aber einer so fadenscheinigen Aufgabe gegenüber hilflos. Ein verlorener Abend! — Ein paar vergnüglichere Stunden bereitet sie bald darauf den Besuchern des Lessingtheaters in dem Lustspiel „Mrs. Dot“ des Engländers Somerset. (Hier unterstützt von der köstlichen Adele Sandrock, die mit ihrem Bulldoggengesicht, ihrem Strickstrumpf und ihrer englischledernen Zähigkeit wieder eine ihrer klassischen Ladytypen schafft.) Eine harmlose Angelegenheit, diese „Mrs. Dot“: Zwei Pärchen, die nicht zueinander passen, verlieben und verloben sich über Kreuz. Von Kotzebue bis zu Kadelburg tausendmal verwertet. Aber der Engländer macht es mit jener satten Behaaglichkeit, die entwaffnet. — Im Theater in der Königgrätzer Straße spielt Carola Toelle „Das Tierchen“ des Russen Lew Urwantzow. Ein strammes Dienstmädel vom Lande, dem im Hause der Exzellenz alle Herzen — oder wenigstens alle Männerwünsche — zufliegen. Marussja kann Iwan, den Burschen, zum Ehemann bekommen, aber auch den Sohn des Hauses, einen Privatdozenten (Platon heißt er), und — falls sie sich auf die leichte Seite legen will — den flotten Boris, den Bruder des Idealisten, als gutzahlenden Liebhaber. Urwantzow wählt nicht, läßt auch Marussja nicht wählen, sondern zeigt in drei Einaktern die dramatischen Verwickelungen, die entstehen müssen, wenn seine Heldin, dies vielumgirrte Tierchen, sich a) mit Platon, b) mit Boris, c) mit Iwan einläßt. Das ergibt vier verschiedene Paraderollen an einem einzigen Abend für eine wandlungsfähige Schauspielerin. Carola Toelle ist nur kleinen Formats, sie macht das alles sehr hübsch, ganz nach Vorschrift; eine größere Begabung hätte den greulichen Kitsch dieser russischen Birchpfeiferei vielleicht eher vergessen lassen. (Frieda Richard als alte Exzellenz war ein ganzer Mensch, trotz der traditionellen Lorgnette keine Karikatur!)

Neben den weiblichen Bühnensternen nun auch noch ein paar männliche, die locken sollen. Da hat Hans Müller ein Stück Theater zu einem Theaterstück zurechtgemacht, das an derselben Stätte einen fast stürmischen Erfolg fand. Ältester Genre: Kean, Bajazzo usw. Der Filmliebling Jannings spielt einen Tenor. Der hat seiner Frau eingeredet, daß er ihrer bedarf, um seine künstlerische Begeisterung anzufachen; so bringt sie ihm denn vor dem Auftreten immer ein halbes Fläschchen „Tokaier“ in die Garderobe. Aber er täuscht sie nur aus Gutmütigkeit. Und das kleine Frauchen, längst müde des Spiels, sich als Stimulans für das Theatergewerbe ihres Mannes hergeben zu müssen, gerät fast in Gefahr, in andere Hände zu fallen. (Carola Toelle macht das sehr hübsch.) Hinter den Kulissen werden dazu die „Bajazzi“ gespielt: Tragik auch in der Brust des Gauklers! Und so. Wenn es einem nicht so völlig gleichgültig wäre, ob so ein Tenor mal bei Stimme und Stimmung ist oder nicht, könnten die sehr geschickt geführten Szenen beinahe fesseln. Bleibt Jannings, der den etwas dummgutmütigen Tenor ausgezeichnet spielt. Mit seinem Mienenspiel (vom alles verdeutlichenden Film her) so sprechend, daß man gar nicht zu hören brauchte, was er zu sagen hat, und darum immerzu über seine

Vorbildliche Park-Grabstätte in Dresden.

Künstlerische Grabmale und Krieger-Ehrenmale in einfacher und reicher Gestaltung.

Material: Muschelkalk, Granit, Sandstein, Marmor und Holz.

Lieferung einschliesslich Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes. * Man verlange Vorbildermaterial!

AUG. STÖSSLEIN, DRESDEN-A. 21 (gegr. 1905).

Digitized by Google

Gemeinplätze erschrickt, da man ja alles schon vorherweiß. — Fast traurig stimmt es, den Wallenstein-Krauß (er heißt mit seinem Vornamen nicht Maximilian, wie ein Druckfehler im Januarheft behaupten wollte, sondern Werner) als „Charleys Tante" im Staatlichen Schauspielhaus zu sehen. Man lacht auch über ihn, gewiß, aber doch nicht so herzlich wie s. Zt. über Guido Thielscher. Bei Thielscher (man muß ihn jetzt wieder als „Wahrer Jakob" im Lustspielhaus sehn!) war's ein handgreiflich saftiger Jungensspaß — hier wird mit seidenem Unterzeug und allerlei feminisierten Gesten etwas Zwischengeschlechtliches angedeutet, das ein gesund fühlendes Publikum im Innersten ablehnt.

Eine Probe starker und großer Bühnenkunst gab als einzige Kunststätte Berlins in dieser Zeit Reinhardts „Komödie" mit des Italieners Pirandello nachdenklichem „Sechs Personen suchen einen Autor". Auch dieses Theaterstück stellt ein Stück Theater aufs Theater. Ein Direktor arbeitet mit seinem Ensemble auf der Probe. Es gibt dabei allerlei erheiternde Kulissenscherze. Aber in diese Regiearbeit spielt plötzlich das Leben hinein. Vielleicht ist's auch nur dies: daß wir den Traum, die Vision des nervös zerfahrenen Theaterdirektors miterleben. Gleichviel: sechs fremde Menschen stehen da auf der Bühne. Menschen? Nein, nur Schemen: die von einem Dichter dem Leben entnommenen, aber nicht zu Ende gedichteten Rollen, die uns ein gräßliches Drama aus der Wirklichkeit enthüllen. Es handelt sich um eine aus allem Gleichgewicht geratene Bürgerfamilie, die sich von der Schande der Tochter ernährt. Luigi Pirandello führt uns nahe, daß jede Gestalt, die einem Dichterhirn entsprang, ihr eigenes Leben lebt, ihre in sich und im Konflikt bedingte Logik des Schicksals besitzt, der sie unerbittlich folgen muß. Die Reibungen, die entstehen, wenn die dichterische Gestalt sich den Bedingungen der Bühnentechnik fügen soll, bringen Wirkungen von starker Spannung. Vielen praktischen Tatsachenmenschen werden die tausend Beziehungen zwischen Leben und Bühne, zwischen Wahrheit und Dichtung verschlossen bleiben müssen, sie werden darum das ganze Stück unverständlich nennen — aber im Bann eines starken Bühnenatems werden sie doch bis zur Schlußszene festgehalten, ob sie wollen oder nicht. Die auch äußerlich in kluger Regie gut gegliederte Gegenüberstellung der aus dem Leben herausgetretenen Personen und ihrer Gegenspieler auf der Bühnenprobe erleichtert das Verständnis des geistreichen Stücks wesentlich. Und eine im Sinne des Dichters gewiß vollendete Darstellung. Max Pallenberg ist der Theaterdirektor, über den man sich zuerst ausschüttet vor Lachen, der einen aber, je mehr er selbst von diesem unheimlichen Spuk aus der unwirklichen Wirklichkeit ergriffen scheint, immer stärker packt; Lucie Höflich gibt die Mutter der Verführten mit lebensechten Aufschreien aus gefoltertem Herzen, Max Gülstorff den Vater, der in Gefahr gerät, die eigene Stieftochter zu erkaufen, Margarete Kupfer das Kabinettsstück einer verschmitzten Kupplerin aus dem Modeatelier, Franziska Kinz das junge Mädchen, das wieder und wieder voller Anklage die Verzweiflung und die Qual erleben und darstellen muß, wie es in die Gosse geriet. Das Gespenstische der sechs Personen ist von Max Reinhardt ebenso meisterhaft durchgeführt wie das lustige Drumunddran der Schauspielerszenen mit ihren boshaften Anzüglichkeiten. Der beste Theaterabend Berlins seit vielen Monaten. **P. O. H.**

Elektrisches Heizkissen Type H

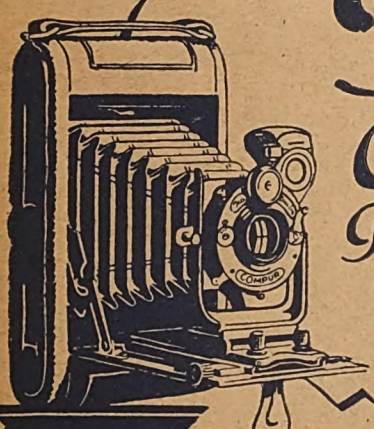
das ideale Heilmittel,
bei zahlreichen Erkrankungen seit Jahren bewährt

Vorrätig in guten ärztlichen und elektrischen Handlungen und Apotheken
Man hüte sich aber vor „ebensoguten" Nachahmungen
Lieber kein Heizkissen, wenn nicht Type H

Fabrik Dr. Heilbrun / Berlin-Nowawes

Digitized by Google

ERSTKLASSIGE ERZEUGNISSE



Ica
Cameras
Photobedarf

PREISLISTEN KOSTENLOS

Ica Aktiengesellschaft Dresden 68

Digitized by Google

LEIBNIZ-KEKS

TET

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544400

Digitized by Google